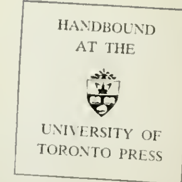




HANDBOUND
AT THE
UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS









Zehntes Heft Oktober 1917

Die neue Rundschau

XXVIII ter Jahrgang der freien Bühne

Inhalt

Rundschau

Anmerkungen

Vierteljährlich drei Hefte 7 Mark. Einzelhefte 2 Mark 50 Pf.

Berlin / S. Fischer / Verlag



Inhalt

Rundschau:

Anmerkungen:

Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W., Bülowstraße 90 erbeten.
Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

Jeden Monat erscheint ein Heft von 9—10 Bogen Umfang
bei S. Fischer, Verlag, Berlin W., Bülowstraße 90.
[illegible] allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom
[illegible]rk, ganzjährig 28 Mark. Einzelhefte Mark 2,50.

[illegible]ers die der Übersetzung. Copyright 1917 S. Fischer, Verlag.



Luther und der Protestantismus

Von Ernst Troeltsch

Unser europäisches geistiges Leben baut sich — außer auf seinen geographischen Bedingungen — bis heute und sicherlich so lange, als es ein solches auf der Erde gibt, auf den drei großen Urgewalten auf, die aus den grundlegenden Schöpferkräften dieses Lebens stammen und die in vielfachen Spannungen und Gegensätzen, Verschmelzungen und Nachtrieben immer von neuem unser Leben gestalten. Das ist erstlich die Antike mit ihrem hellenischen Kulturgeiste und ihrem römischen Rechtsgeiste, sodann das Christentum mit seiner in und neben ihm oft selbständig wirkenden prophetisch-hebräischen Grundlage, schließlich der romanisch-germanische Geist des Mittelalters, der seit dem zwölften Jahrhundert seinen Ausdruck in dem gotischen Wesen gefunden hat und in soziologischen, künstlerischen und religiösen Voraussetzungen bis heute stärker und breiter wirkt als den meisten bewußt ist.

Freilich hat die moderne Welt, deren schwer bestimmbares aber von uns allen gefühltes Wesen erst seit dem achtzehnten Jahrhundert sich durchgreifend durchgesetzt hat, dem gegenüber neue Gewalten heraufgeführt, die weniger in schöpferischen, aus dem Unbewußten oder Vorbewußten auftauchenden Lebensrichtungen oder Erlebniskomplexen als in bewußten und durchgreifenden Erkenntnissen und Organisationen bestehen. Die moderne Naturwissenschaft mit den in ihrem Gefolge möglichen technischen Umwälzungen, die vom Geiste eben dieser Naturwissenschaften aus vollständig verwandelte Philosophie und schließlich das mit den wirtschaftlichen Entwickelungen eng zusammenhängende System nationaler, sich stets bekämpfender, aber doch in einem gemeinsamen Kulturgeiste zusammengehaltener Großstaaten: das ist in den Hauptzügen das Neue der modernen Welt. Dieses Neue hängt nun aber mit den alten Urgewalten nicht bloß überall näher oder enger entwicklungsgeschichtlich zusammen und trägt sie dadurch sozusagen in seiner Tiefe mit sich, sondern ist überdies so wenig befähigt, den ganzen Lebenswillen auszufüllen und zu formen, daß daneben eine selbständige, ununterbrochene Mitwirkung jener drei alten Urgewalten stattfindet, die nun nicht mehr bloß unter sich ihre Gegensätze, Verwandt-

schaften, Berührungen und Fortentwickelungen auszuwirken fortfahren, sondern auch mit den neuen modernen Elementen die verschiedenartigsten Verbindungen eingehen und Gegensätze hervorrufen. Daraus entstehen jene unübersehbaren Kreuzungen, Verwickelungen und Kämpfe, aus denen sich der heutige Mensch mit steigender Sehnsucht nach Vereinfachung, Übersicht, Beherrschung, Zusammenfassung und Scheidung leidenschaftlich herausseht. Die Uneinheitlichkeit des modernen Geistes bei trotzdem bestehender tatsächlicher Gemeinsamkeit des Grundzuges ist die Qual und Sorge der Reifsten und Größten und der Tummelplatz der zahllosen Revolutionen und Emanzipiertheiten, die, heute so billig, zum Tagesruhm der Ehrgeizigen und zur Anregung der Reizbedürftigen dienen.

Darin liegt ja gerade der Unterschied der modernen Welt von den beiden andern großen Formungen des europäischen Daseins, von der Antike und der mittelalterlich-kirchlichen Welt, daß in jenen eine auf viel weniger Hauptpunkte gestützte Einheitskultur herrschte und mit einer einheitlichen Gesellschaftsorganisation verbunden war. Die antike Polis und schließlich das römische Imperium bedeuteten jeweils für ihre Kreise eine alles zusammenschließende Lebenseinheit und ebenso die von der Kirche geleitete und gespeiste Gesittung und Gesellschaft des sogenannten Mittelalters. An Gegensätzen und Verwickelungen hat es auch dort nicht gefehlt, und sie mögen von jenen Geschlechtern auf ihrem Standpunkt nicht viel anders empfunden worden sein, als wir die unsrigen empfinden. Die subjektive Fähigkeit des Ertragens wächst offenkundig mit der Notwendigkeit der Verdauung eines gesteigerten Stoffes. Freilich geht das nur bis zu einer gewissen Grenze, und wir haben heute schon Anlaß uns zu fragen, wie weit die aus der ländlichen Volksunterlage immer neu gespeiste Kraft unserer Nerven dieser Aufgabe gewachsen ist.

Aber damit sind die Komplikationen noch gar nicht zu Ende. Aus den beiden Einheitswelten der Antike und dann des Mittelalters ist die moderne Welt der Nationalstaaten und Nationalkulturen nicht ohne weiteres wie von selbst herausgewachsen oder durch einen einfachen radikalen Bruch entstanden. Die Zeit der großen Wende, das fünfzehnte, sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert, enthält vielmehr großartige und mächtige Übergangserscheinungen, die bei ihrer inneren Macht und Größe neben der Bedeutung der Vermittelung des Übergangs eine eigene selbständige, bis heute fortwirkende Größe und Kraft besitzen. Diese Übergangserscheinungen sind die drei Schöpfungen vor allem des sechzehnten Jahrhunderts, um deren Stellung in der europäischen Universalgeschichte daher bis heute noch der Streit hin und her geht. Das ist am sichtbarsten und wirksamsten die Reformation als Zertrümmerung der wichtigsten, das heißt der kirchlich-religiösen Grundlage der alten Einheitskultur und als höchst bedeut-

same Neuzusammenfassung der im Spätmittelalter zerteilten und in sich selbst sich hineinwühlenden Kräfte der christlichen Religiosität. Das zweite ist die sogenannte Renaissance, die den Zeitgenossen nur als eine Reinigung und Verselbständigung des anderen Elementes der Kultur neben der Kirche, das heißt der Antike, erschien und sich durch einen Rückgang auf die wissenschaftliche Theologie der christlichen Antike mit der Kirche vertragen zu können schien, die aber den Heutigen in ihrer Verbindung höchster Subjektivität mit antiker Formenklarheit vielfach als die Entdeckung des modernen Heroen- und Titanentums einer völlig entchristlichten Menschheit erscheint. Das dritte ist die Entstehung des absolutistischen Nationalstaates, der mit seiner rationellen Verwaltung die Verbindung von Staat und Wirtschaft schuf, die moderne Politik der Souveränität und Machtentfaltung begründete, die Vorstufe der demokratischen Selbstzusammenfassung der Völker bildete und heute noch den geheimen Sinn der regierenden Klassen und wohl auch der Dynastien mit erfüllt. Daß von der starken Fortwirkung dieser drei Übergangserscheinungen noch die Gegenwart zum guten Teil erfüllt ist, bedarf keines Wortes. Alle Vereinfachungs- und Konzentrationsbestrebungen bestehen ja darin, daß eines dieser Elemente herausgegriffen und verabsolutiert und mit den älteren Mächten kombiniert wird, woneben dann gleiche Rückgänge auf die älteren Elemente für sich allein oder ganz neue naturalistisch-rationalistische oder schwärmerisch-prophetische Konzentrationen mit gleicher Leidenschaft empfohlen werden. Die Klassizisten retten uns durch die Antike vor der Barbarei, romantische Germanisten führen uns zurück zur Gotik, eifrige Christen predigen die Wiedergeburt der konfessionellen Religion, Machtpolitiker schwärmen für nationale Macht und Größe als höchstes Gut, Wirtschaftsmenschen heilen alle Wunden durch eine rein wirtschaftliche Weltordnung und Fortschritte der Technik, Gesellschaftsreformer erwarten das Heil vom Sozialismus, biologische und naturwissenschaftliche Theoretiker befreien die Welt vom Aberglauben und Elend durch reine Naturwissenschaft, die Renaissance-Enthusiasten züchten den Übermenschen als den Erlöser der Zukunft. Vermittelungsbedürftige Geister kombinieren und permutieren vollends alle hieraus sich ergebenden Verbindungen, und das Volk der Propheten und Mystiker schwärmt mit irgendwelchen Konfusionen in das dunkle Wirrsal der Zeit fröhlich und anspruchsvoll oder pessimistisch und orakelhaft hinein.

Der Frage dieser Verwickeltheiten und ihrer etwa möglichen Auflösung soll hier nicht weiter nachgegangen werden. Das Bisherige soll nur dazu dienen, eine Bestimmung der universalhistorischen Stellung der Reformation zu ermöglichen, deren Gedächtnis wir in diesem Jahre in einer unerhörten Leidenszeit und mit aufgeschlosseneren Herzen für die großen metaphysischen Geheimnisse der Menschheit feiern.

Die Reformation und der Protestantismus sind eine großartige und mächtige Übergangserscheinung, und zwar nicht in dem Sinne, wie alle geschichtlichen Schöpfungen aufblühen und abwelken und neuen Platz machen, sondern in dem Sinne, daß ihr ganzes inneres Wesen sich aus dieser Zwischenstellung erklärt und das Alte und Neue eigentümlich und unwiederholbar verbunden in sich trägt. Nicht ihre Vergänglichkeit, von der ja bis jetzt gar nicht die Rede sein kann, sondern ihre widerspruchsvolle innere Zusammengesetztheit bedeutet also der Ausdruck „Übergangserscheinung". Ein solches Urteil ist natürlich bis zu einem gewissen Grade Sache einer exakt-wissenschaftlich nicht beweisbaren Zusammenschau und damit persönlicher Glaubensstellung zu den erkennbaren Tendenzen der Geschichte und der Zukunft. Allein es läßt sich doch auch rein sachlich und wissenschaftlich sehr viel dafür sagen.

Das protestantische Kirchentum ging genau wie der Katholizismus und die älteste christliche Kirche von der Voraussetzung einer schlechthin einheitlichen religiösen Wahrheit, Bestimmung und Organisation der Menschheit aus; es wollte die reine und ganze, nur als Einheit mögliche Kirche Christi, den Organismus der Erlösung, als Ganzes auf seine wahren und reinen Grundlagen zurückbringen. Dem absoluten Wunder der erlösenden Menschwerdung Gottes entsprach auch bei ihm die Einheit der in der übernatürlichen Erlösungsgemeinde zusammengefaßten Menschheit. Die eigene Kirchengründung war ein nur vorläufiger Verzicht auf die Reform des Ganzen, und deshalb blieb die Hoffnung auf die Zeit des Einen Hirten und der Einen Herde. Mit der auf die Einheit der Kirche bedingungslos gerichteten christlichen Geschichtsanschauung wußte man sich nur dadurch abzufinden, daß man aus der göttlichen Quelle aller Erkenntnis, der Heiligen Schrift, den Papst als den verheißenen Antichrist und Endchrist zu beweisen vermochte. Freilich glaubte man damit dann auch vor dem baldigen Ende der Welt und der Wiederkunft Christi zu stehen, durch welch ungeheure Erwartung allein eine solche Aufhebung des normalen Geschichtsverlaufes erträglich war. Solche Gedanken gehören ganz wesentlich zur Reformation, aber gerade sie sind vom Lauf der Dinge widerlegt. Der Katholizismus erhielt sich neben den neuen Kirchen; er umfaßt heute ungefähr die gleiche Bekennerzahl in der Welt; eine Wiedervereinigung ist außerhalb jeder historischen Möglichkeit, und je mehr der Schwerpunkt in den angelsächsischen Calvinismus vorrückt, um so weniger. Andrerseits ist auch innerhalb des Protestantismus selbst keine Einheit erreicht worden; er hat sich immer weiter und unabsehlicher gespalten und in den angelsächsischen Ländern auch noch gar vom Staate abgelöst, der ihm in älteren Zeiten seine Einheit wenigstens territorial verbürgte.

Der Protestantismus hat die Idee einer einheitlichen christlichen Weltkirche tatsächlich und gegen seinen Willen für immer vernichtet, er war der Übergang zur Auflösung der kirchlichen Macht über Staat und Gesellschaft überhaupt, zur Freigebung der religiösen Gemeindebildung in der Welt. Und nicht bloß, daß er Einheit und Vormacht der Kirche zertrümmert hat, er hat auch den Weg bereitet, auf dem eine über ihn selbst hinausschreitende Religiosität entstand, die zwar auf der religiösen Entwicklung Europas und auf dem breiten Vorhandensein kirchlich erzogener Volksmassen aufruht, aber selbst nicht mehr kirchlich und nicht mehr konfessionell ist. In England haben Locke und der Deismus, in Frankreich Rousseaus Menschenrechte und Gefühlsreligion, in Deutschland die mit Leibniz, Lessing und Kant eröffnete deutsche Religionsphilosophie eine neue Religiosität nicht aus sich begründet, aber von sich aus bedingt und zur Einfügung in ein neues Bild der Dinge und in ein neues Ideal der Gesellschaft und Kultur genötigt. Alles das ist nicht ohne den Protestantismus geschehen, negativ überhaupt durch die Zerbrechung des Kirchentums ermöglicht und positiv aus vielen Lebenssäften des Protestantismus genährt, aber nach andern Seiten hin von den Nachwirkungen der Renaissance und des Humanismus und von dem konfessionell gänzlich unberührten Geiste der neuen Philosophie aufgebaut. So gesehen erscheint der Protestantismus als Vorbedingung und Anreger einer neuen spezifisch modernen, jedenfalls von dem Kirchenwunder und altchristlichen Dogma gelösten Religiosität.

Und wenn er derartig nach vorwärts gesehen als wichtige Elemente einer kirchenfreien und undogmatischen Religiosität und Gesittung in sich tragend erscheint, so stellt er sich nach rückwärts gesehen gerade an entscheidenden Punkten geradezu als Fortsetzung und Neubelebung des mittelalterlichen Geistes dar. Das gilt vom Protestantismus der ersten beiden Jahrhunderte in allen seinen Schattierungen, wozu die täuferischen Sekten und die spiritualistisch-mystischen Kreise nur sehr bedingt zu zählen sind, obwohl auch sie in der Hauptsache Motive der mittelalterlichen Religion fortsetzen. Das mag an ein paar Hauptpunkten gezeigt werden, wo mittelalterliches und reformatorisches Kirchentum sich nur durch Nüancen unterscheiden, die für damalige Menschen Prinzipienunterschiede, für heutige Gradabstufungen und Umfärbungen bedeuten, ein Unterschied der Beurteilung, der natürlich heute noch zwischen rechtgläubigen Protestanten und Überkonfessionellen fortdauert.

Der erste Punkt ist bereits angedeutet. Der Protestantismus setzt die Idee der Kirche als einer objektiven, vom Gottmenschen gegründeten und überall wirksam erfüllten, der erbsündig verlorenen Welt schlechthin gegen-

überstehenden Anstalt fort. Sie liegt nicht mehr dinglich und magisch in den von Christus erteilten Weihen des Priestertums, das durch die priesterliche Sukzession sich wunderbar bis zum Ende fortsetzt und durch das zentrale Priestertum des Nachfolgers Christi, des Papstes, zu einer Einheit des Ursprungs und der beständigen Neuordnung zusammengefaßt ist. Sie ist vielmehr begründet auf die Heilige Schrift, die das Heil objektiv und normativ enthaltend, die Glaubenslehre begründend und richtend, die Bekehrung und seelische Wirkung wunderbar ausstrahlend und ordnend das alle Gläubigen aus sich gebärende Zentrum und das von den ordnungsmäßig berufenen Schriftauslegern gehandhabte gemeinschaftbildende Instrument ist. Sie ersetzt durch den ihr innewohnenden, sie geradezu mit Christus identisch machenden Wundercharakter den Papst, die Hierarchie, die Sakramente, welch letztere nun zu besonderen Formen der Darbietung und Einwirkung des Schriftwortes werden an Stelle von wunderbaren Eingießungen sinnlich-übersinnlicher Kräfte, die der metaphysisch durch die Sukzession der Weihen von Christus her zu solchem Wunder allein befähigte Klerus bisher vornahm und mit denen die eigentlich erneuernde, wiedergebärende, sündenvergebende und beseligende Wirkung der Kirche zentral verbunden war. Es ist eine Anstalt nicht der dinglich an gewissen Personen und Vornahmen haftenden Heilsgnade, sondern der Seelengemeinschaft in gemeinsamer Gewißheit und Lebensrichtung, aber das letztere auf dem Grund der alles hervorbringenden und regierenden Schrift, die wie ein lebendiges, entscheidendes, sprechendes, richtendes und tröstendes Wunder dauernder Gottesoffenbarung und Gottesgegenwart erscheint. Die Heilsanstalt hat sich in das Wunder der Schrift zusammengezogen und wächst aus ihr wieder hervor. Das geschieht bei Calvinisten und Lutheranern in sehr verschiedener Weise, aber die Grundidee ist doch die Idee der in die verlorene Sündenwelt durch Gott hineingebauten Heilsanstalt, die auf jeden Menschen schon bei seiner Geburt Anspruch hat, jeden durch die Taufe in Besitz nimmt und in ihre Wundersphäre einverleibt, das Volk und die Masse grundsätzlich umfaßt, weil jedem die Möglichkeit des Heils zu gewähren die Pflicht und Gnade der Kirche gegen die Menschheit ist. Das ist die Idee der Kirche in ihrer mittelalterlichen Ausprägung zur Volkskirche und zur Einheitskirche, in ihrem selbstverständlichen Besitz der ganzen Gegenwart und einer unmeßbaren Zukunft, während die Kirche des Altertums jene Einheit, jene Selbstverständlichkeit der Kindertaufe und jenen ruhigen Besitz des Diesseits noch nicht gekannt hatte. Papst, Hierarchie und Sakramente im alten Sinne sind verschwunden, an ihre Stelle tritt die Schrift als norma doctrinae und medium gratiae; die Kirche existiert dann freilich nur für den Glauben, ist aber sichtbar an Predigt und Sakramentsübung, deren Reinheit und alle umfassende Wirkung in

letzter Linie die weltliche Landesregierung durch ihre Hilfeleistung sicherstellt. Das kirchliche Beamtentum der Prediger ist legitimiert durch Schriftkenntnis und Schriftstudium und wird der Ordnung wegen von der auch hier hilfreich der Kirche dienenden Obrigkeit bestellt, überwacht und materiell unterhalten, eine etwas lockere und viel umstrittene Herleitung des kirchlichen Beamtentums, der der Calvinismus die Lehre von einer in der Schrift geoffenbarten Verfassung vorzog. Freilich näherte er, der sonst die schroff antikatholische Position vertritt, sich hierin gerade wieder der katholischen supranaturalen Verfassungsidee.

Die notwendige Folge von dem war die Herrschaft der Kirche über den Staat, formell ganz anders begründet, inhaltlich zu ähnlichen Ergebnissen führend wie im Mittelalter. Der Staat war freilich selbständig auf die Grundlage des Naturrechts und des sittlichen Naturgesetzes gestellt, auf der er, etwas weniger selbständig, auch schon im Mittelalter gestanden hatte. Die Kirche hat ihm nichts zu befehlen und weder mit geistlichem Gericht noch mit kirchlichem Eigentum in seine Arbeit einzugreifen. Aber sie setzt bei den Landesherren, monarchischen und republikanischen, den Willen zum Liebesdienst für die Kirche, zum Gehorsam gegen Gottes Gesetz und zur Aufrechterhaltung der christlichen Lebensordnung voraus. Er soll seine Gewalt nicht nach dem Befehl der Kirche, aber nach dem Antrieb seines christlichen Gewissens brauchen, welchem Hofprediger und geistliche Ermahnungen mitunter nachhelfen. Andrerseits sind die Landesherren als die vorzüglichsten Glieder der Kirche zu dem Liebesdienst der Pflege, Aufrechterhaltung, Reinhaltung der Kirche auch vorzugsweise verpflichtet und schaffen ihr den äußeren amtlichen Organismus und die finanzielle Grundlage. Es ist mit neuer Begründung und mit alter Wirkung die Lehre vom weltlichen Arm und von der geschlossenen christlichen Einheits- und Zwangskultur. Zwar befiehlt auch in letzterer Hinsicht die Kirche nichts unmittelbar, aber sie verpflichtet die Landesherrn im Gewissen zur Verbannung der Ketzer, der Aufrechterhaltung des christlichen Sittengesetzes beider Tafeln, des mit dem Dekalog identischen Naturrechts. Die Kirche kennt keinen Glaubenszwang, aber der Landesherr verweist und straft den Ketzer als Aufrührer gegen die bürgerliche Ordnung, die nach der uralten soziologischen Voraussetzung des Mittelalters ohne Einheit des Glaubens nicht möglich ist. Die Todesstrafe gegen Ketzer ist allerdings abgeschafft, an ihre Stelle tritt Güterkonfiskation und Ausweisung. Gegen Hexen und Teufelsbuhler freilich verlangte das staatliche Recht immer noch den Schutz der Todesstrafe. Man weiß, mit welcher Mühe der große Kepler seine Mutter davor gerettet hat.

Nicht anders steht es mit der Ethik der neuen Kirchen. Die alte Kirche hatte die Ethik der Bergpredigt, des Opfers, des Martyriums, der Selbst-

verleugnung und der Bruderliebe für die Zwecke des praktischen Lebens bereits mit der Ethik des natürlichen Sittengesetzes vereinigt und in dem damit gesetzten Zwiespalt dem christlichen Radikalismus das Ventil des Mönchtums geöffnet, das darum immer mehr als die eigentlich christliche Ethik inmitten einer hoffnungslosen Welt erschien. Das Mittelalter bedeutete auf seiner Höhe einen starken Schritt weiter in die Welt hinein, bezog die natürliche Moral des spätantiken Eklektizismus und des Aristoteles enger auf die übernatürliche Moral der durch die Sakramente einzugießenden christlichen Tugendkräfte. Dem Mönchtum blieb nur die ergänzende Bedeutung einer besonders heroischen Darstellung der übernatürlichen Tugenden und des kürzeren, geraderen Weges zur Seligkeit. Dieses Mönchtum strich nun der Protestantismus nach mancherlei ähnlichen Vorgängen der spätmittelalterlichen Mystik völlig und endgültig als einen Irrtum des Verdienstwahnes und eine selbstgemachte Vereinfachung des Heilsweges. Die christliche Tugend der Selbst- und Weltverleugnung und der Bruderliebe sollte geübt werden mitten in der Welt und in den Formen des ständischen Berufes, dem ein jeder nach seiner Herkunft treu bleiben sollte. Aber damit ist der Gegensatz zwischen Weltchristen und Mönchen nur äußerlich, nicht innerlich und sachlich aufgehoben. Denn ein jeder führt nun das Doppelleben der persönlichen christlichen Tugend der Selbstverleugnung, Leidensfreude und Bruderliebe einerseits, der weltlichen Standes- und Berufspflichten andrerseits. Das natürliche Sittengesetz des Weltlebens bekommt die übernatürliche Seele der christlichen Weltüberwindung, und die Arbeit im Beruf wird vom Fürsten und Soldaten bis zum Dienstknecht und Henker als ein Liebesdienst konstruiert, den der Einzelne als weltlicher Berufsmensch seinen Mitmenschen aus christlicher Selbstverleugnung leistet. Damit ist die christliche Ethik allerdings säkularisiert, aber auch das Säkulum vergeistlicht, bei Luther viel paradoxer als bei Calvin, aber beidemal lediglich ein Zugeständnis an die Welt des Leibes und der Sünde, der man sich äußerlich nicht entziehen darf und kann, die es aber im eigenen Herzen zu überwinden gilt. Weiterhin wird im Zusammenhang des mittelalterlichen Verständnisses des „natürlichen Gesetzes" die ganze Idee eines konservativen, ständisch-patriarchalischen Gesamtzustandes fortgeführt und dieser einheitliche und disziplinierte Kosmos der Stände als christliche Gesellschaftsordnung geheiligt. Daß dazu auch jetzt noch die Theorien vom pretium justum, vom Zinsverbot, von der Karität als der Abhilfe gegen die sozialen Schäden der Verarmung gehören, versteht sich im Luthertum von selbst, im Calvinismus wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Es ist wie eine staatlich-kirchliche so auch eine naturrechtlich-christliche Einheitskultur und Einheitsgesellschaft, die in allem Erdenleid zu Gottes Ehre existiert und, soweit es in dieser Welt der Sünde und

des Leidens möglich ist, die Sünde durch strengstes Gericht und patriarchalische Ordnung dämpft und bindet. Die großen Staatstheoretiker des sechzehnten Jahrhunderts sind sämtlich nicht auf dem Boden des Christentums gewachsen, sondern auf dem der Skepsis wie Machiavelli und Bodin oder auf dem des Naturalismus wie Hobbes. Die protestantische Ethik verteilt sich auf theologische Ethiken, die den mittelalterlichen Summen ähneln, und auf die Staatslehre patriarchalischer Kameralisten wie Seckendorff.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß auch im Zentrum der religiösen Lehre selbst der Zusammenhang ein starker und unmittelbarer ist, obwohl die Kontroversisten von hüben und drüben gerade hier den grundsätzlichen Bruch sahen und die reformatorische Lehre sich als reine Bibeltheologie der mittelalterlichen verwickelten Schultheologie schroff entgegenstellte. Allein bei allem Biblizismus las man doch die Bibel ausschließlich im Lichte des Paulinismus und diesen wiederum zum großen Teil im Lichte der aus ihm erwachsenen Augustinischen und scholastischen theologischen Formeln, so daß der Biblizismus doch nur einen sehr partiellen Bruch mit der Scholastik bedeutete und man bei weiterer Ausbildung der protestantischen Theologie immer stärker scholastisches Material theologischer und philosophischer Richtung heranzog. So war die philosophische Grundlage, die spanische Neuscholastik, bald beiden Konfessionen völlig gemeinsam. Aber auch in eigentlichen Fragen der Lehre, in den theologischen Grundformeln, bleibt die neue Lehre in der Analogie der alten. Sie löst mittelalterliche Probleme mit neuen Mitteln, welch letztere, indem sie mit den alten Worten benannt sind, doch auch einen Teil des alten Sinns mit sich führen. Das gilt insbesondere von dem vielumstrittenen protestantischen Zentraldogma, der Rechfertigungslehre, wo nicht bloß das Wort, sondern auch die Stellung des Problems dem Mittelalter entstammt. Und zwar sind es recht eigentlich Probleme des Mittelalters, nicht solche der alten Kirche oder gar des Urchristentums. Das Mittelalter erst betrachtete die Kirche als die unabsehbar dauernde, das Gesamtleben umfassende und das Einzelleben lenkende Heilsanstalt. Von den großen Wundern der Kirche verblich das Stiftungswunder und das Endwunder der Wiederkunft zugunsten des gegenwärtigen Wunders der Heilsgewinnung jedes Einzelnen. Jeder sollte durch kirchliche Anleitung, Beratung, richterliche und seelsorgerliche Behandlung und vor allem durch die diesem Zwecke dienenden Sakramente zum persönlichen Heil erzogen und bereitet werden. Das Hauptwunder sind daher jetzt die sieben Sakramente und die in diesen sieben Farben sich brechende einheitliche Gnadensonne, die in Besitz und Verwaltung der Kirche befindliche übernatürliche Gnadenkraft der Sündentilgung und Heiligung, die Zuteilung der Vergebung

und die Eingießung der übernatürlichen christlich-sittlichen Vollkommenheitskräfte, die dann das ewige Heil verdienen. Im engsten Zusammenhang mit diesem Zentralwunder wurde das andere Hauptwunder aufgebaut, der diese Absolutionen und Gnadeneinflößungen erteilende, selbst auf besonderer Gnadenkraft beruhende Klerus. Auch er ist ein gegenwärtiges, in jedes Leben zu seinem Heil eingreifendes Wunder. So wurde das große Problem gelöst, wie innerhalb der allbeherrschenden und alle taufenden Volkskirche der Einzelne trotz verbleibender und immer sich erneuernder Sünde zu seinem ewigen Heile und zur Vollkommenheit der Gnade kommen könne. Diesen ganzen Komplex gegenwärtiger und immer zu erneuernder Heilswunder nannte man die „Rechtfertigung". Gerade das ist nun aber auch das Kernproblem der protestantischen Lehre und zwar in ihr verschärft, weil sie die Unausrottbarkeit und Fortdauer der vollen Erbsünde auch beim Getauften behauptet. Gerade in diesem erneuerten und verstärkten Sündenpessimismus fühlte sie sich mit Paulus und Augustin verwandt. Dieses Problem löst sie durch eine andere Fassung des Gnadenbegriffes, die mit einem Schlage von aller Magie des Sakramentszaubers und von allen Mühen der sie verdienenden oder doch vorbereitenden und ermöglichenden Willensanstrengungen und Selbstbereitungen befreit. Die Gnade ist nach der klassischen Formel Melanchthons nicht mehr medicina, sondern favor, das heißt sie ist die aus der Anschauung des Heils- und Versöhnungstodes Christi schlechthin sicher zu gewinnende Gewißheit der Sündenvergebung auch an die sündig Verbleibenden und ist zugleich durch diese seelische Tröstung und Aufrichtung eine neue Grundstellung der Seele, in der sie kräftig und freudig wird zu allem Christlich-Guten, ohne zu verzweifeln in den immer wieder eintretenden Hemmungen und Trübungen dieses Guten. Damit fallen die Sakramente und der Klerus naturgemäß weg. Die Absolutionsgnade liegt in der Schrift, die uns den Christustod vor Augen stellt und die Eingießung der Vollkommenheit liegt schon in dem kräftigenden, die Seele beflügelnden Trost, den eben dieser selbe Aufblick zu gleicher Zeit gibt. Die neue Grundstellung der Seele heißt Glaube, der im Mittelalter Voraussetzung des Gnadenempfangs war und jetzt der einzig mögliche Gnadenempfang selbst ist. Fest glauben an Christi Heilstod und in diesem Vertrauen getrost und selig werden zu allem Guten: das ist der Glaube. Nun ist dann aber jedoch die Frage, wie man zu diesem Glauben kommt, dieselbe Frage, wie die mittelalterliche nach dem Weg zum Heil. Die Gnade scheint allerdings ungeheuer vereinfacht, wenn sie die einfache schlichte Gewißheit der vergebenden Gottesliebe ist und nichts als den Glauben an sich selber fordert. Aber wie kommt man zu eben diesem Glauben? Da scheint nun wieder die alte Qual der Selbstbereitungen und Selbstbearbeitungen

zu beginnen und die Abhängigkeit des Heils von menschlichen Vorbereitungen und Mühen wieder einzutreten und überdies mit den moralischen Anstrengungen noch der Beweis und die Einsicht in die Wahrheit des Geglaubten sich zu verbinden. Dieser Not weicht nun eine neue Bestimmung der Gnade aus, daß sie nämlich die Gewißheit von sich selber durch die Schrift in uns wecke ohne unser Zutun, daß gerade diese Gewißwerdung nicht durch unser Tun, sondern durch das Gottes in uns mittels der Schrift zustande komme. Das aber ist in Wahrheit die Lehre von der Erwählung oder Prädestination als Verleihung der Heilsgewißheit durch Gottes im Sünder alleinwirkende Gnade. Sie ist das Kernstück der protestantischen Lehre bei Luther und Calvin, von den Epigonen freilich vielfach verwässert und verklausuliert, ohne Gefühl dafür, daß damit der Schlüssel der Position verloren geht. In alledem haben wir das Zentrum der neuen protestantischen Lehre: Gnade, Glaube, Erwählung. Das ist in der Tat eine neue und tiefsinnige Lösung des Problems, wie der Einzelne in der Kirche zum Heil käme. Aber es ist doch eben eine neue Antwort auf eine mittelalterliche Frage, ohne deren Kenntnis und Verständnis man auch die neue Antwort selber nicht versteht. Und in der neuen Antwort sind doch auch alte mittelalterliche Elemente erhalten: die zentrale Bedeutung des Genugtuungs- und Versöhnungstodes Christi; der Verdienstbegriff, der auf Christus zusammengedrängt ist, um die Menschen von ihm zu befreien; der schwierige theologische Ausdruck der Rechtfertigung, welcher Sündenvergebung, Imputation des stellvertretenden Strafleidens Christi, ethische Erneuerung, Heilsgewißheit und individuell persönliches, irgendwo im Leben zu fixierendes Erlebnis allzugleich bedeutet und darum zu endlosen Schwierigkeiten geführt hat; schließlich die Prädestinationsidee, die mit der Auffassung Gottes als außergesetzlicher Willkür verbunden ist und nun mit der Gerechtigkeit Gottes und dem sittlichen Denken mühsam auseinandergesetzt wird wie dereinst im Mittelalter auch. Und wenn schon in diesen Kernstücken das Mittelalter fortwirkt, so noch viel ungehemmter in dem ganzen allgemeinen Rahmen der Dogmatik, die diesen Kern mit der Trinitäts-, Urstands-, Gottmenschheits- und Wiederkunftslehre umrahmt und um diesen geistlichen Rahmen noch den weiteren weltlichen des scholastisch-geozentrisch-anthropozentrischen Weltbildes spannt. Überflüssig zu sagen, daß diese ganze Ideenwelt in ihren geistlichen und weltlich-philosophischen Bestandteilen zwangsmäßig festgelegt war und jeder Widersacher zum Schweigen gebracht wurde. Der ganze Protestantismus hat Copernicus und Galilei verworfen genau wie der Katholizismus, und Giordano Bruno fand auch in Wittenberg, Marburg und Genf keinen Ruhepunkt für seine Irrfahrt.

So ist es nicht verwunderlich, daß die beiden Protestantismen ähnlich

oder mehr noch als die Gegenreformation eine Nachblüte des Mittelalters bedeuten inmitten einer gänzlich veränderten Welt, die den bereits gebildeten Trieben und Knospen einer weltlichen Kultur den Saft entzieht. Noch einmal erhob sich Ernst und Strenge, Seelentrost und Gläubigkeit, Geschlossenheit und Überweltlichkeit des Mittelalters in ihrer Größe und brachten in furchtbaren Kämpfen das Opfer ihrer Glaubenstreue. Die Reformation war gelungen, sie war aber eine Reformation des bürgerlichen Spätmittelalters. Wie im Frühmittelalter Ritter und Mönch die Brennpunkte einer Ellipse bildeten, so wird jetzt die Verschmelzung von Bürger und Christ der Mittelpunkt eines geschlossenen Lebenskreises. Ein verinnerlichtes, verpersönlichtes und verbürgerlichtes, in seiner religiösen Tiefe bis zum höchsten Glauben und bis zum Fanatismus neu erregtes Spätmittelalter steht hier vor uns.

Und doch wäre es eine völlige Verkennung des Wesens der neuen Kirchen, wollte man in den beibehaltenen alten Formen und Sachen und in den mühseligen Dogmen den erschütternden und sprengenden neuen Geist nicht sehen. Hier bedarf es nicht vieler Worte, sondern ihn pflegt man unter dem Eindruck der tatsächlich eingetretenen Wirkungen meist fast allein zu sehen, so daß es nötig war, die meist darüber übersehene andere Seite der Sache stark hervorzuheben. In Wahrheit ist die neue Religion der Gnade, des Glaubens und der Erwählung eine ungeheure Vereinfachung der Religion, eine gründliche Verinnerlichung und Verpersönlichung, eine Wiedereinsaugung des Moralismus in die religiöse Idee; es bedurfte nur der Ablösung von dem scholastischen Weltbild, von den christologisch-trinitarischen Dogmen, von der übernatürlichen Offenbartheit der Schrift und von der anthropomorphen Gottesidee, um daraus die ganze Welt heutiger religiöser Innerlichkeit und persönlicher Glaubensüberzeugung hervorzubringen. In Wahrheit ist Christliches und Weltliches, Staat und Kirche, Kultur und religiöse Innerlichkeit doch scharf getrennt und nur nachträglich und mühsam wieder zu einer Analogie der mittelalterlichen Lebenseinheit zusammengebogen; es bedurfte nur einer Übersteigerung des Staatskirchentums und einer Selbstbesinnung der unsichtbaren religiösen Welt, um in der englischen Revolution das staatliche und religiöse Leben zu scheiden und den Zusammenhang wirklich lediglich dem Gewissen der Gläubigen, nicht bloß dem der Landesherren, anheimzustellen. In Wahrheit ist die Unabhängigkeit des Glaubens von aller menschlichen Autorität und weltlichen Zwangsgewalt tief begründet und ist die Einführung des weltlichen Arms eine mühsame Hilfskonstruktion; es bedurfte nur des Zerfalls der mittelalterlichen Staats- und Gesellschaftsidee und des Rückgangs auf die eigentlichsten reformatorischen Grundtriebe, um die Freiheit

des Glaubens, der nur Gott verantwortlich ist, zu stabilieren. In Wahrheit schließlich ist der Erwählungsgedanke nur ein anthropomorpher Ausdruck für das Urgeheimnis der Religion, daß sie nicht aus dem Menschen, sondern aus Gott stammt, und es bedurfte nur einer neuen Philosophie, um diesem Geheimnis den neuen Ausdruck zu geben, daß die Gotteserkenntnis die Selbsterkenntnis Gottes im Menschen ist. Wenn die englischen Revolutionskirchen ein völlig neues Verhältnis von Kirche und Staat, Religion und Gesellschaft herbeiführten, so ist aus dem Luthertum die deutsche Philosophie der Innerlichkeit und Persönlichkeit, die Immanenz der kreatürlichen Freiheit in einer lebendigen göttlichen Vernunft herausgewachsen. All diese Entwickelungen sind freilich nicht ohne schwere Brüche und Kämpfe aus den Reformationskirchen hervorgegangen und bedeuten ebensoviele Leugnungen heiligster Überzeugungen, die von ihnen zu Anfang gelehrt worden sind. Die ganze Theologie des Protestantismus ist seit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in Verwirrung geraten, indem sie unter die Einwirkungen dieser von ihr selbst mitbewirkten Veränderungen trat. Sie hat einen neuen fremden Stoff in ihren Blutumlauf aufgenommen und wechselt daher zwischen Stockungen und Fieberkrisen. Aber der fremde Stoff ist fremd und doch nicht fremd, aus ihrem eigenen Blute in der Mischung mit neuen Nährmitteln entsprungen und bei der Rückkehr in ihren eigenen Blutumlauf halb als gleichartig eingesogen, halb als fremdartig ausgestoßen. All das aber bedeutet nichts anderes als die oben bezeichnete Ur- und Grundtatsache, daß der Protestantismus ein Übergangsgebilde ist, ein großartiges und Ehrfurcht gebietendes, in Strömen von Blut bewährtes, aber eben ein Übergangsgebilde.

Einer der ausgezeichnetsten Theologen, Richard Rothe, hat diese Tatsache gut gesehen und gewürdigt. Er bezeichnet den Protestantismus als den Anfang der Auflösung der kirchlichen Religion überhaupt und des Übergangs der christlichen Lebenswelt zu einer das Weltleben erfüllenden religiösen Innerlichkeit. Freilich dachte er sich positiv sein Ideal in der Weise Hegels als den von aller Tiefe des Geistes erfüllten Staat. So wird es schwerlich werden. Die Kirchen selbst werden nicht verschwinden. Denn die Religion bedarf der Organisationen und der kultischen Gemeinschaft, und Unzählige werden das gerade in Gestalt historisch pietätvoller und populär wirksamer Kirchen zu sehen fordern. Auch bleibt der Katholizismus daneben immer bestehen, der in seiner Verbindung von gesammelter Autorität und umfassend weitherziger Abstufung aller Kulturelemente innerhalb einer einheitlichen Welt- und Gedankenorganisation vielen Bedürfnissen dauernd entsprechen wird und den Vorzügen des Protestantismus gegenüber bestimmte ihm eigene aufzuweisen hat; vor allem wird er niemals mit

Staat und Gesellschaft völlig zusammenwachsen, wenn auch die Lehre von der „bürgerlichen Toleranz" seine Einfügung in das moderne Leben ermöglicht. Es wird die Vielzahl der Kirchen sich steigern und ihre Zwangsgewalt sich mindern, und es wird über ihnen eine Schicht überkirchlicher und überkonfessioneller Religion sich befestigen, die, aus ihnen allen genährt, doch im lebendigen Flusse des geistigen Lebens bleibt. Diesen Übergang zu erleichtern und aus ihm heraus wieder rückwärts den Zusammenhang mit Kultus und Gemeinde finden zu lassen, das wird eine der Hauptleistungen des Protestantismus sein, wenn er lebendig bleibt und der immer neu drohenden Gefahr der Klerikalisierung oder Verstaatlichung widersteht. Er ist dann heute noch ein Mittel des Übergangs, zwar nicht vom Mittelalter zur modernen Welt, aber von kirchlicher Christlichkeit zu freier Religiosität und von dieser wieder rückwärts zur historischen Kultgemeinschaft mit allen ihren großen Erinnerungen und ihren Gemeinschaftskräften. Das leistet er leichter als der Katholizismus und ist trotz seiner größeren Enge, die in der Ausscheidung des Künstlerisch-Phantastischen, des Wissenschaftlich-Spekulativen und des Politischen besteht, geeigneter, dem modernen Leben sich anzupassen, das ja doch all jene Kräfte zu selbständiger Wirkung befreit hat und nicht mehr in mittelalterlicher Weise mit Heiligtum, Priestertum und Kultus verknüpft. Er hat die europäische Religion auf reinen Gedanken und rein innere Gewißheit zugespitzt, zugleich nüchterner und ernster gemacht und damit dem europäischen Leben das Salz der Erneuerung erhalten, das freilich in dessen restloser Bewegung immer von neuem gelöst werden muß.

Freilich diese Charakterisierung als Übergangsgebilde gilt nur vom protestantischen Kirchentum, genauer gesagt vom orthodoxen Altprotestantismus. Sie gilt nicht von dem Manne, der den Ausgangspunkt und Sammelpunkt aller dieser Kräfte bildet, von Luther selbst. Wenigstens kann sie von ihm nur sehr viel eingeschränkter gelten. Er ragt in die Region des Zeitlosen und Allgemein-Menschlichen hinein, allerdings nicht durch einen über alles bisher Geschilderte hinausgehenden philosophischen Hintergrund der Lehre oder durch unausgeführte, am Widerstand der Masse scheiternde Ideen, sondern durch die Ursprünglichkeit und Kraft seines religiösen Erlebnisses. Auch hier öffnet sich eine der Urgewalten der europäischen Menschheit oder, besser gesagt, gewinnt die alte Urgewalt der christlichen Lebenswelt eine Einfachheit, Größe und Tiefe des Sinnes, wie sie ihn vorher nicht besessen hat. Es ist, als ob das ganze Spätmittelalter in den Seelen gebohrt und gesucht habe, um in ihm seine Stimme zu erheben; als habe nicht die mittelalterliche Theologie, sondern die Verschmelzung nordisch-germanischer Phantasie und Irrationalität mit dem

fernen galiläischen Evangelium und mit der Lebendigkeit paulinischer Heilsgewißheit sich in ihm den Weg an die freie Luft zu ganz persönlicher und hemmungsloser Darstellung gebahnt. Trotz seiner Verbindung mit der neuen Bibelphilologie so antihumanistisch und antiklassisch als möglich und zugleich doch nicht mönchisch kulturindifferent und weltflüchtig oder urchristlich eschatologisch hat er die herzlichste, kindlichste, gewaltigste Innerlichkeit des Gottvertrauens und Vollkommenheitsdranges mit der nüchternsten, klarsten und illusionslosesten Welterfassung verbunden, ohne Sprung und Unwahrheit in beiden Welten wahrhaft gelebt und in religiösen Gedanken wie künstlerischer Sprach- und Phantasiegewalt eine in aller Doppelheit einheitliche Seelenwelt ausgesprochen, die keine lediglich christliche Theologie erschöpft und die keine glatte Logik rationalisiert.

Seine Größe ist wie bei allen ganz Großen die Macht, Tiefe, Einfachheit und Fruchtbarkeit des Erlebnisses und der rein sachlich sich aufopfernde Heroismus in der Vertretung und Fruchtbarmachung dieses Erlebnisses. Aber was nun dieses Urerlebnis selbst gewesen sei, das ist dem modernen Menschen nur sehr schwer klar zu machen, obwohl er durch Vermittlung seiner Dichter und Denker und durch die Erziehung und mittelbare Wirkung der Kirche zum guten Teil von den Kräften dieses Urerlebnisses zehrt. Luther hat es nicht bloß nach der Form, sondern nach dem innersten Kern der Sache in der Kategorie des Wunders erlebt, empfunden und ausgesprochen, und es bedarf für den modernen Menschen daher erst der Übersetzung in die Sprache der Psychologie oder genauer gesagt aus der Sprache der Wunderpsychologie in die der modernen immanenten Psychologie. Das ist ja gerade die Eigentümlichkeit des Mittelalters, daß es die christliche Wunderwelt zusammengezogen und aufgegipfelt hat in dem inneren psychologischen Wunder der Rechtfertigung oder Heilserlangung. Die alte Kirche hatte in den bunten, Äußerlichstes und Innerlichstes mischenden Wundern der Bibel, der Heiligen, der Weltschöpfung, Menschwerdung, Kirchenautorität und Wiederkunft gelebt und betrachtete in ihren edelsten Geistern diese Wunder als Beglaubigung, Bekräftigung und Festlegung eines an und für sich auch dem Denken — das heißt: den natürlich psychologischen Vorgängen — erreichbaren spiritualistischen Lebenszieles. Die mittelalterliche Kirche hat dagegen gerade den ethisch-religiösen Kern gegenwärtiger Frömmigkeit und Vollkommenheit zum eigentlichen und einfachen Hauptwunder gemacht und dies psychologische Wunder mit den äußeren und magischen Wundern der Sakramente und der Kirche aufs allerengste verbunden. So galt es für jeden Gläubigen, über die Schwelle dieses halb psychologischen, halb physischen Wunders mit Hilfe der Kirche in das Reich des Seelenheiles einzutreten und diesen Eintritt nach jedem Verlust wiederholen zu können. Von da aus ist es auch Luthers

Anliegen gewesen, dieses einheitliche und zentrale innere Wunder voll zu erfassen und zu erleben und durch es zu einem absoluten unerschütterlichen Besitz des Heiles als eines Ganzen zu gelangen. Und zwar empfand er die katholische Heilserfassung immer noch als etwas Gebrochenes und Bedingtes, das zu der eigentlich ersehnten Ganzheit in seiner Vermischung mit vorbereitender Selbsttätigkeit sakramentaler Wundereingießung und mühsamer Bewährung nicht kommen konnte. Das ist seine eigentliche einfache Größe, daß er, mit Annäherungen und Relativitäten unzufrieden, in diesen stets nur die Heilsferne empfand und das Heil schlechthin und absolut in diesem Wunder haben wollte als Trost gegen die unüberwindliche Sündhaftigkeit und als Kraftquelle grundsätzlicher innerer Güte.

Wie er dazu in innerem Werden gekommen ist, kann man nur ahnen. Die üblichen polemischen, apologetischen und erbaulichen Legenden über seine Jugendgeschichte sind heute zerstört; die Entwicklung zu seinem entscheidenden Grunderlebnis biographisch erforschen zu wollen, hat man heute aufgegeben. Wir wissen, daß seine Jugend, wie die aller genialen Menschen, von schweren, dumpfen, inneren Krisen erfüllt war. Der moderne Mensch spielt in solchen Fällen mit dem Selbstmord, der mittelalterliche mit dem Kloster. Und Luther spielte nicht, sondern machte Ernst mit dem Kloster. Daraus dürfen wir schließen, daß jene Krisen mit dem großen psychologischen Wunder des Mittelalters vor allem beschäftigt waren und daß er vom Kloster deren Lösung erhoffte oder doch in ihm erstrebte. Hier stand er vor den Anweisungen seines Ordens und seiner Kirche, deren Lehre ihn in ihrer damaligen, spätmittelalterlichen occamistischen Fassung umgab und erfüllte: äußerste Anstrengung des guten Willens und Tun guter Werke als Vorbereitung auf das absolute irrationale Wunder der Sakramente, äußerste Anspannung der natürlichen Kräfte und völliges Verlassen auf das übernatürliche Wunder, wobei das begriffliche Verhältnis dieser beiden Welten völlig dunkel, ein unlösbares Problem, blieb. Ein an moderne Skepsis erinnernder Phänomenalismus stand hier neben einem massiven Wunder- und Autoritätsglauben, der bei solcher Philosophie zwar freie Luft, aber weder in ihr noch irgendwo sonst einen festen inneren Halt hatte. Tausende hat das nicht angefochten; aber dieser Mensch hat vermöge seiner ursprünglichen Wesensart in den Vorbereitungen und Selbstdispositionen des guten Willens nur die Fortdauer und Unüberwindlichkeit des Bösen und der Selbstigkeit oder, wie man damals sagte, der Konkupiszenz empfunden, hat im bloßen Wunder des Sakramentes die wahre und dauernde Wirkung nicht verspürt und in dem unversöhnlichen Gegensatz der natürlichen und übernatürlichen Welt sich wund gerieben. Sein Radikalismus wollte die übernatürliche Welt absolut und sicher in sich hineinziehen und vertrug die Kompromisse, Übergänge und Ab-

stufungen nicht. In jenem Negativen, der fortdauernden Sündenempfindung, dem Nicht-Verfangen der sakramentalen Kräfte, dem Grauen vor solchem Zwiespalt und in diesem Positiven, dem Radikalismus eines absoluten Heilsverlangens, lag seine Größe und sein eigentlichstes Urerlebnis, das innerste Wesen dieses Menschen, das darum thomistischen, die Gegensätze rational glättenden Theologen wie Denifle als Übermaß der Begierlichkeit und als nie zu befriedigender Hochmut erscheint. Beides zusammen trug, da es echte und nicht problematische Empfindungen waren, seine Lösung in sich, und es kommt wenig auf die Versuche der Biographen und Exegeten an, die Stufen und Mittel dieser Lösung ausfindig zu machen. Eine Zeitlang tröstete er sich mit der reinen Tatsache der Zusicherung der Sündenvergebung in der Schrift, an die man sich ohne Grübeln halten solle, und von da aus gewann er sein wundervolles und einzigartiges Lebensverhältnis zu dem Buche, das er dann in sein heroisches Deutsch übertragen und zum Quellpunkt deutscher Sprache machen sollte. Dazu kam der Trost der spätmittelalterlichen, unspekulativen Mystik eines Tauler und verwandter Geister, die jenes psychologische Wunder bereits gegen Sakrament und Selbstdisposition zu einer erlebnishaften praktischen, allen zugänglichen Gewißheit psychologisiert hatten, ohne die ursprünglichen neuplatonischen Hintergründe einer solchen echten Psychologisierung dabei sichtbar werden zu lassen. Er hat die phänomenalistische Philosophie seiner Lehrer auf sich beruhen lassen, froh durch sie von allem spekulativen Rationalismus und von dessen unvermeidlichem Vernunftvertrauen befreit zu sein, und hat ihrem rohen und groben Wunder einen festen Halt in den Erlebnissen der Seele geschaffen, die er als das einzige und wahre Wunder deutete. Man wird annehmen dürfen, daß aus alledem zusammen wie die reife Frucht sein endgültiges Haupterlebnis entsprungen ist, dem er die berühmte Formel „Gerechtigkeit aus Glauben" im Anschluß an ein Pauluswort gegeben hat. Das heißt nichts anderes als daß die vertrauende Hingebung an Gottes sündenvergebende Gnadengesinnung den Ausgangspunkt, den Kern und Stern, bilden müsse, der eine bedingungslose absolute Gewißheit des Heils gewährt und zugrunde legt, trotz immer fortdauernder Sünde und daß in dieser Gewißheit die fortschreitende Kraft zu allem Guten und Starken liege, ohne daß die Gewißheit selber wieder von diesen Leistungen abhängig würde. Das eigentliche Wunder ist nichts anderes als der Glaube, das heißt die Gewißwerdung über Gottes Gnade gegen den sündigen Menschen, und in dieser Gewißheit liegen alle Kräfte des Guten. Der Glaube schafft die Gesamtqualität eines neuen Menschen, einer grundsätzlich neuen Lebenseinstellung, die vom eigenen Selbst weg zu Gott hinführt, und in dieser Gesamtqualität ist sozusagen stellvertretend die Einheit eines neuen Wesens ausgegossen über die Fortdauer aller

Unkraft und Ungöttlichkeit, damit die Quelle einer unversieglichen und stets sich erneuernden Kraft und Freudigkeit eröffnet. Der neue Mensch schafft gute Werke, nicht gute Werke machen den guten Menschen. Seligkeit und Gewißheit sind Ursprung, nicht Folge aller sittlichen Leistung, und Lust und Liebe sind die Fittiche zu guten Taten. Bleibt die Hauptfrage, wie man zu dieser Gewißwerdung komme. Sie muß so beantwortet werden, daß sie in keiner Weise als eigenes, durch Denken oder Tun erwirktes Werk des Menschen und daß auch ihre psychologische Voraussetzung, die vom eigen Selbst und seinem Selbstverlaß weg zu Gott hintreibende Sündenerkenntnis, nicht als eigenes Gemächte erscheine. Das ist nur möglich, wenn beides, Buße und Glaube, Sündenerkenntnis und Gnadengewißheit, ein absolutes Wunder, das eigene Werk Gottes an der Seele durch die Schrift, in aller Ausschließlichkeit ist. Das ist nichts anderes als die Erwählung, ein völlig irrationales Wunder ohne Ansehen der Person und Würdigkeit. Das große radikale Wunder steht so am Anfang als die Quelle alles Tuns, steht nicht wie bei seinen Lehrern in der Hauptsache am Ende als die Krönung des vorausgehenden Tuns. Gott wirkt beides durch das Evangelium, die wahre auf den Glauben hintreibende Reue und die die Reue überwindende Gewißheit, und dieses ganze Wunder ist durch die religiöse zugleich ganz von selbst die ethische Erneuerung. Hatte das Mittelalter mit seinen Mitteln dieses Wunder psychologisch und erkenntnistheoretisch zu behandeln versucht und seine bunten Elemente, das Verhältnis von Gott und Mensch, Vernunft und Offenbarung, sittlicher Verantwortung und übernatürlicher Gnadenhilfe, Selbstbereitung und Sakramentsempfang, Freiheit und Sakramentswunder, Zeit und Ewigkeit, kunstreich zu bestimmen versucht, so verschwindet hier alles wieder im Wunder selbst, das nichts anderes ist als das unmittelbare Erlebnis der erneuernden Gottesgnade am Schriftwort, und Luther selbst weiß zur Begründung nichts anderes zu nennen als immer wieder dieses Erlebnis und seinen reinen Wundercharakter. Das ist nun freilich ein völlig inneres, ein nun wirklich rein psychologisches Wunder, das nicht bloß Vorbereitung und Mitwirkung, sondern auch jede Sakramentsmagie und jede intellektualistische Apologetik ausgestoßen hat. Aus der Schrift, mittelbar oder unmittelbar, entspringt in Reue und Gnadengewißheit der gotterregte neue Geist, der mitten in Sünde und Endlichkeit ein göttliches Reich aufrichtet. Das Heil und die Vollkommenheit sind nicht Selbstdisposition, sakramentales Gnadenwunder und sündlose Vollkommenheit, sondern die Gottesgewißheit gerade des sündigen und in alle Gräuel einer sündhaften Welt der Leidenschaften und der Gewalt verflochtenen Menschen. Das Heil ist in der Welt und doch nicht von der Welt, die Seligkeit der Anfang und nicht das Ende, die sittliche Güte nicht eine möglichst zu steigernde

Vielzahl der Werke, sondern die Einheit des gottgewirkten Charakters inmitten aller Spaltungen, Trübungen und Brechungen. Das ist allerdings nicht mehr katholisch, ist nicht mehr mittelalterliche Wunderpsychologie, sondern allgemein menschlich, rein innerlich und persönlich.

Aus diesem Kernpunkt ergeben sich die weiteren Ausstrahlungen Lutherischer Religiosität und Ethik. Er hat, ein unendlich konservativer Revolutionär, die Folgerungen zäh, langsam und gründlich, wenn auch nicht ohne erhebliche Schwankungen im einzelnen, gezogen. Die erste Folge ist die neue Idee der religiösen Gemeinschaft oder, wie man damals sagte, der Kirche. Luther ist nicht der radikale religiöse Individualist der persönlichen Gewissensüberzeugung, als den ihn die Modernen gern feiern, wenn sie etwas Gutes von ihm sagen wollen. Gewiß ist sein Erlebnis etwas rein Persönliches und soll es das auch bei allen anderen sein. Aber die persönliche innere Gewißwerdung geht aus von der Schrift, sei es unmittelbar aus der Lesung der Schrift oder indem die Schriftwahrheit in Wort oder Tat des Mitchristen uns begegnet. Dadurch aber hängt die subjektive Gewißwerdung an einem objektiven Mittel, das die ganze Geschichte und die ganze christliche Gemeinschaft in sich trägt und sie wieder aus sich herauswirkt. Die Schrift ist die Zusammenziehung der Offenbarungsgeschichte in ein dauerndes Symbol, ist dadurch gerade im äußeren Wort der Geist oder Christus selbst. Sie ist als die Erzeugerin und Nährerin der christlichen Gemeinde durch ihre zeugende Kraft, der Entstehungs- und Vereinigungspunkt aller Christen, in dem alle von ihr Wiedergeborenen sich treffen als in dem gemeinsamen Mittelpunkt und dem Bande der Gemeinschaft. Sie ist als die Bildnerin des religiösen Geistes in jedem Christen sein göttliches Geheimnis und vermittelt bei jedem Zusammentreffen von Christen die gemeinsame Sphäre, in der sie leben, so daß durch die aus ihr gewonnene Gewißheit einer dem anderen ein Christus werden kann und alle sich erkennen als Glieder des Einen, von der Schrift gezeugten Christusleibes. Sie ist die Stifterin eines unsichtbares Reiches, das aus ihr geboren, von ihr vermittelt, von ihr zusammengehalten ist, und auch der Einsamste, der nur die Schrift hat, gehört durch sie diesem Reiche an. Auch im scheinbar völlig vereinzelten Bekenntnis gegenüber aller Welt steht nicht das einzelne Ich, sondern der überindividuelle historische Geistes- und Lebenszusammenhang, der gerade zufällig nur in ihm lebendig ist, der Welt gegenüber; und bei jeder Begegnung erkennen sich die Kinder der Schrift als die Kinder der gemeinsamen Mutter. Sie brauchen die Gemeinschaft gar nicht erst zu machen und zu organisieren, es sei denn für den äußeren Kultus und für die Erweckung der Stumpfen und Glaubenslosen; sie finden sich schon selber mit ihrem eigenen Wachwerden in ihr vor und glauben durch sie und in

ihr. Die religiöse Gemeinschaft ist darum unsichtbar, und sichtbar nur im Schriftwort, mittelbar oder unmittelbar, und in dem Sakrament, das nur eine besonders intensive Form der Darbietung des Schriftwortes ist. Und auch an diesen sichtbaren Merkmalen erkennt sie nur der Glaube, der gewiß ist, daß Gottes Wort nicht leer zurückkommen kann, das heißt wirksam werden muß. Darum kann alle äußere Ordnung der Predigt menschlichem Ermessen überlassen und können Papst und Bischöfe ertragen werden, wenn sie nichts als menschliche bestellte Prediger des Schriftwortes sein wollen. Deshalb kann in Wahrheit jeder des anderen Priester sein und gilt das Priestertum aller Gläubigen, weil jeder dem anderen ein Spiegel des Gotteswortes werden kann; und die Bestellung besonderer amtlicher Spiegel des Schriftwortes ist nur durch das Bedürfnis der Ordnung und Pflege veranlaßt. An sich ist der stärkste Träger schriftgewirkter innerer Erlebnisse der beste Prediger und Leiter des Kultus, welcher letztere ja nichts anderes mehr sein kann als gemeinsames Gebet und gemeinsame Erbauung aus der Schrift. Dabei ist der Glaube Luthers gewiß, daß die innere Überzeugungskraft der Schrift überall einhellig dieselbe Gewißheit wirken wird, und denkt er bei der Schrift nicht an den Buchstaben und an die Lehre, sondern an ihren alleinigen Mittelpunkt, den seelischen Eindruck vom Leben und Tod Christi. Daher kann aller Glaube freigegeben und auf jede Gewalt verzichtet werden. Das Wort Gottes wird durch sich selber wirken und bedarf der Menschen nicht. Auch bedarf es keiner äußeren Macht und Herrlichkeit für die christliche Gemeinschaft. Leiden und innerlich überwinden ist das Los des Christen in der Welt und so auch der Gemeinschaft der Christen, der Kirche.

Aus der Gleichartigkeit der Erlebnisse innerhalb eines vom selben Geist erfüllten Lebenskreises erklärt sich auch die Eigentümlichkeit von Luthers Ethik, die Ausschließung des Mönchtums, die Stellung der gleichen sittlichen Forderung an alle und die Verinnerlichung der christlichen Überweltlichkeit zu einer innerhalb des weltlichen Berufes zu vollziehenden Selbstverleugnung und Liebeshingabe. Es ist die naturgemäße Folge der Psychologisierung und Verinnerlichung des religiösen Grunderlebnisses und Grundwertes. Im Katholizismus hatte die Scheidung der wunderhaften Sphäre des Klerikers, der zum Wunder strebenden Sphäre des Mönchtums und des am Wunder nur mittelbar beteiligten Weltchristen eine verschiedene Art der Vollkommenheit für verschiedene Gruppen mit sich gebracht und insbesondere die radikale Christlichkeit des Mönches neben die nur relative und kompromißhafte des Weltchristen gesetzt. Das physische Wunder kann wie alles Physische zerteilt und in verschiedenen Graden zugemessen werden, und diese Zerteilung und Gradabstufung des physischen Wunders verband sich mit der aus der alten Kirche ererbten arg-

losen und selbstverständlichen Anerkennung verschiedener Stufen der Verdienste und sittlichen Leistungen. Überall, wo das physische Wunder psychologisiert und verinnerlicht wird wie bei den Mystikern und vor allem den Frommen der devotio moderna, den Brüdern vom gemeinsamen Leben und verwandten Geistern, ja schon beim heiligen Bernhard und heiligen Franz, zerschmolzen diese Abstufungen und Gegensätze, sei es, daß das mönchische Ideal in die Laienwelt oder daß das Laienleben in das mönchische Ideal hineingetragen wird. War in Luthers Erlebnis die Psychologisierung auf die Spitze getrieben, so sind bei ihm auch die verschiedenen Verdienst- und Lebensstufen, die besondere Sittlichkeit des Mönches und des Klerikers endgültig verschwunden. Nicht die Gemeinsamkeit der sittlichen Vernunft wie später bei Kant, sondern die Unüberwindlichkeit der Sünde bei allen und die gleiche Gnadenbedürftigkeit aller bewirkt die Einheitlichkeit der Ethik, die eben dadurch nicht zum allgemeinen Vernunft-Gesetz wird, sondern Raum behält für die zarteste Individualisierung. Aus der gleichen Begründung folgt, daß der Inhalt dieser ethischen Forderung gerade nicht eine Ethik der Welt- und Lebensbejahung schlechthin ist, sondern den alten asketischen Geist des Leidens und Duldens, der Selbstverleugnung und des Liebesopfers, der Demut und der Hingebung gerade zur Seele des Weltlebens und der Berufsarbeit macht. Nur um der Notdurft und der Liebe willen wirkt der Christ in der Welt und unterzieht er sich den bestehenden Formen eines Berufs- und Arbeitskosmos, aber innerlich scheidet er sich immer wieder von diesen Verflechtungen in die Welt. Als Person das heißt als Christ leidet, duldet, liebt und vergibt er im Geist und Sinn der Bergpredigt; als Träger von Amt und Beruf erwirbt, verkauft, herrscht, kriegt, straft, züchtigt, dient und arbeitet er. Der Christ ist in Gott ein Herr aller Dinge, ihnen überlegen und von ihnen ungefesselt, durch die Liebe ist er ein Knecht aller Dinge und unterzieht er sich allen Pflichten und Mühen des Berufes in der Welt. Und in all dieser Trennung und Scheidung ist er keine problematische Natur, sondern ein fröhliches und getrostes Kind Gottes, das Welt und Leben in seiner Doppelheit hinnimmt, weil Gott es so geordnet hat und von der Welt der Sünde nichts anderes zu erwarten ist. Von hier aus konnte Luther, in den Tagen seiner Hoffnung über sich selbst hinausgehoben, die ethische Reform der gesamten deutschen Nation in unvergeßlichen Schriften fordern und feiern; und von da aus konnte er in den Tagen seiner Resignation, wie sie keinem Genie erspart bleiben, sich des lieben jüngsten Tages getrösten, der von allen groben Hansen und allem Unverstand des Herrn Omnes, von allem Elend einer Welt, die sich nicht helfen lassen und Gottes Gnade nicht leiden will, befreit.

Damit stoßen wir auf eine letzte wichtige Eigentümlichkeit, die Doppelseitigkeit aller lutherischen Grundgedanken. Wie sein Erlebnis ein doppeltes

ist, Buße und Glaubenstrost, und beides vom gleichen Gott innerlich gewirkt ist, so haben alle seine Hauptbegriffe vom Heil, vom sittlichen Ideal, von der Erwählung und schließlich von Gott selbst ein Doppelgesicht, das überhaupt erst in seiner Doppelheit ein Ganzes ist. Das hat er selber später abgeschwächt und hat vor allem die spätere Theologie seiner Kirche unter den glättenden Einwirkungen eines zopfigen Humanismus und einer wieder scholastisch-rationalisierenden Theologie vollends verwischt. Aber beim jungen Luther zittert die Doppelheit des Erlebnisses noch nach in allen Begriffen. Das Heil selbst ist ja die Gnadengewißheit gerade bei fortdauernder und unüberwindlicher Sündhaftigkeit oder Selbstigkeit und Ichsucht. Das ist die bewußte Paradoxie seines Glaubens. Daher ist auch das Evangelium oder die Schrift beides zugleich, Predigt des Gesetzes und Predigt der Gnade. Daher ist die Bekehrung oder Heilsgewinnung täglich Buße und Glaube, Sündenschmerz und Gottestrost zugleich. Daher ist die sittliche Erneuerung eine neue fortschreitende Grundstellung des Herzens und eine verbleibende, schmerzenvolle Nichtigkeit und Sündhaftigkeit zugleich. Daher ist das Erlebens der Gewißwerdung des Glaubens ein bestimmter und alles entscheidender seelischer Vorgang und haftet er doch an keinem aufweisbaren Zeitpunkt, sondern steckt in dem Ganzen der vielfach gebrochenen Lebensbewegung selbst. Daher ist die Sündenvergebung eine Befreiung vom Gerichts- und Schuldgefühl und doch zugleich eine reale Wiedergeburt, Neuschöpfung und immer höher strebende Vollendung. Daher ist schon das Suchen Gottes ein Haben Gottes und jedes Haben ein tieferes Suchen. Daher spielt das christliche Leben in zwei Sphären, in der der Person und des Berufes, in der ersteren selig, herrschend, frei auf Grund vollkommener Demut und Gottergebung, in der zweiten dienend, arbeitend, weltgebunden und in Nöte und Händel, Verworrenheiten und Klugheiten der Welt verhaftet, die niemals aufhören werden und die der Christ sowohl mitmachen als überwinden muß. Sowohl im Reich der Gnade und der Liebe als im Reiche des natürlichen Sittengesetzes, das in der sündigen Menschheit Recht und Gewalt und Disziplin bedeutet, ist er gleichzeitig Bürger, und beide Bürgerschaften vereinigt er in seiner Liebespflicht, die ihn im Reich des Geistes alle Gläubigen als Brüder und im Reiche des Berufs alle Mitbürger als auf seine Berufsarbeit mit angewiesen zeigt. Der Christ kann Henker sein im Beruf und aus Liebe das Gericht vollstrecken. Er kann Soldat sein aus Beruf und Fürstenpflicht und aus Liebe morden. Vor solchen Paradoxien schreckt Luther nicht zurück. Vor allem aber trennen und einigen sich ihm im Gottesgedanken beide Seiten seines Empfindens. Gott ist in der Vernunft und Philosophie, im Gesetz und der Vorsehung der strenge, vernunftgemäße Richter, der das Allerschwerste, die volle Hingebung der Liebe verlangt und der

an das Allerinnerste, die Verantwortlichkeit der Gesamtperson, sich wendet. Derselbe Gott aber ist im Evangelium der Spender der sündenvergebenden Gnade, der Erwecker des seligen und guten neuen Lebens, der alles von sich aus schafft und dem endlichen Willen mit jeder Eigenkraft auch jede Unsicherheit über die eigenen Kräfte nimmt. Daher ist auch die Erwählung schließlich eine doppelte, eine Erwählung der einen zur bloßen Vernichtung durch die göttliche Heiligkeit, der andern zur innern Beseligung durch die göttliche Güte. Die Welt außer Christo und die Welt in Christo ebenso wie Gott außer Christus und Gott in Christus sind vollkommene Gegensätze, die sich aufheben und die doch erst beide zusammen das Erlebnis der Gnadenseligkeit in allem Sündenschmerz ermöglichen. Dem Thomisten mit seiner spekulativen Stufenordnung des Verhältnisses von Natur und Übernatur wäre eine solche Empfindung unmöglich gewesen, nur der Occamist konnte solche Worte aussprechen; aber sie stammen nicht aus dem Occamismus, sondern aus Luthers Wesen, das einen völlig illusionslosen Realismus mit dem Überschwang zartester Innerlichkeit, eine absolute Gottesgewißheit mit dem erst zu erreichenden Ziel der Gotteinigkeit, eine radikale sittliche Forderung mit der Gewißheit gottgeschenkten Lebens verbindet.

Moderne Psychologisierung würde freilich dabei nicht stehen bleiben. Sie würde vielmehr — in diesem Falle freilich eine stark mit Metaphysik gesättigte Psychologie, wie denn eine andere für die tiefere Erfassung religiöser Dinge überhaupt nicht möglich ist — gerade diese Doppelheit auflösen in eine im Grunde einheitliche Bewegung des göttlichen Geistes im menschlichen, wo jener, vom lebendigen geschichtlichen Eindruck der Überlieferung oder Umgebung ausstrahlend, vermöge seiner inneren Dialektik sich zunächst in der Verzehrung der endlichen Selbstheit und Selbstgerechtigkeit offenbart, um dadurch die Seele sich selber anzueignen, sie mit seinen Kräften zu erfüllen und in der gottgewirkten Freiheit des Geistes der bloßen Natur und Endlichkeit zu Kampf und Sieg gegenüberzustellen. Man würde dadurch zu Gedanken kommen, wie sie Fichte in seiner „Anweisung zum seligen Leben" später ausgesprochen hat und wie ihnen der Meister Eckart schon vor Luther mit einer freilich stark neuplatonisch gebundenen Spekulation bereits präludiert hatte. Die noch immer recht mönchische Demut Luthers würde dann zur Kraft aus Gott und die noch immer recht patriarchalisch gebundene Nächstenliebe würde dann zum freien Dienst im Reich des Geistes.

Aber man braucht diese Folgerung nur zu ziehen, um zu erkennen, daß man damit von Luther selbst sich bereits wieder weit entfernt hat. Er hat das psychologische Wunder des Mittelalters in der Tat durch die totale Verinnerlichung noch um vieles weiter psychologisiert. Aber er hat dabei die grundsätzliche Denkweise des Mittelalters nicht aufgehoben, die ganze Wunder, Autoritäts- und Kirchenwelt im allgemeinen bestehen lassen

und auch in der Aussprache und Empfindung seines Grunderlebnisses selbst die Wunderpsychologie nicht wirklich verlassen. Er hat das Wunder inhaltlich vergeistigt und verpersönlicht, aber in seinem formalen Vollzug geradezu ungeheuer gesteigert. Die ganz besondere, ausschließliche, einzigartige und schlechthin autoritative Kausalität des christlichen Wunders blieb auch bei ihm erhalten. Daran änderte die Innerlichkeit und Geistigkeit des Wunders nichts. Durch seine enge Kettung an die Schrift und vermittelst der Schrift an die Schriftanstalt der Kirche blieb Luther an das mittelalterliche Denken gebunden und aus der Schrift, die ihm immer mehr zum Inbegriff aller Autorität wurde, stand ein großer Teil des alten Denkens wieder auf. Eine Menge der alten Dogmen kehrte wieder, von der Intimität mit dem Teufel gar nicht zu reden. Das Weltbild ist völlig das des Mittelalters, alle modernen Geister, Copernicus, Sebastian Frank, Erasmus werden verflucht. Es ist selbstverständlich, man kann sich Luther gar nicht anders vorstellen. Aber in dem Maße als diese alten Bedürfnisse und Gedanken mit der Notwendigkeit der Schaffung neuer Kirchen wieder hervortraten, mindert sich auch das allgemein menschliche Interesse an dem gewaltigen Manne und tritt an dessen Stelle das biographische und kirchengeschichtliche. Es ist hier nicht zu zeigen, wie auf diese Art aus seinem Werke allmählich das oben geschilderte Kirchentum herauswuchs. Der Übergang muß von der Forschung im Einzelnen überhaupt noch erst gezeigt werden. Die Hauptsache ist, daß dieser Übergang von Hause aus in ihm angelegt war. Gerade aus dem Tiefsten und Originalsten, was er besaß, konnte eine neue Kirche überhaupt nicht begründet werden; eine solche konnte nur aus jener Mischung absoluter Autorität und persönlicher Innerlichkeit, strengen Wunderglaubens und schlichter Herzlichkeit sich begründen und hat, je mehr sie Kirche war, um so mehr stets die Betonung auf das erste, das Autoritative und Wunderhafte, gelegt.

All das kommt zum klarsten Ausdruck in dem Kampfe, den Luther mit dem größten Vertreter eines modern anmutenden universalen und relativ historisch und psychologisch denkenden Theismus führte, in seinem Kampfe mit Erasmus. Seine Schrift gegen diesen Fürsten des nordischen, von der Renaissance stark angeregten Humanismus, die Schrift De servo arbitrio, ist eine der wenigen eigentlich dogmatischen und prinzipiellen unter den meist seelsorgerlichen und praktischen, populären oder exegetischen Erzeugnissen seiner ungeheuren Fruchtbarkeit, wenn freilich auch sie bei Luthers streng supranatural-autoritativem Standpunkte wesentlich aus Verhandlungen über Bibelstellen besteht und einen eigentlich einheitlichen konstruktiven Gedanken aus dem Erlebnis heraus zu kristallisieren darum nicht gestattet. Das ist die Grenze aller solcher rein supranatural empfindenden

und an heilige Schriften gebundenen Glaubensmenschen, auch wenn, wie bei Luther, das Wunder in Wahrheit nur in der göttlichen Wirkung und Verbürgung eines Gedankens sowie in der Auswirkung seiner psychologischen Folgen besteht. Freilich steht nun auch Erasmus, der dispensierte ehemalige Mönch und Priester, der dereinstige Schüler der Brüder vom gemeinsamen Leben, Luther nicht frei gegenüber, sondern drückt, durch seine ganze Stellung und durch katholische Gönner zu einer Parteinahme genötigt, seinen eigentlichen Grundgedanken, die Autonomie der in Gott wurzelnden, in Form und Stil wie in sittlicher Lebensarbeit sich frei auswirkenden Vernunft, in engem Anschluß an die katholische Gnadenlehre aus, die zu der Freiheit der verantwortlichen sittlichen Vernunft noch die starken Hilfen der Gnade hinzu in Anspruch nimmt; und gegen die verwickelten theologischen Konsequenzen und Formulierungen dieser Gnadenlehre deckt er sich mit einer nur das Praktische und Förderliche betonenden Skepsis, die demjenigen leicht fällt, der seinen wirklichen Schwerpunkt ganz wo anders hat. Luthers Scharfblick erkannte diese Gebrochenheit seines Gegners sofort. Er reißt ihm mit einer Grausamkeit die Maske ab, die um so schmerzender ist, als die Maske hier mit dem Gesicht einigermaßen verwachsen war. Er erkennt den eigentlichen Gegner in dem — gegen Katholizismus und Reform im Grunde gleich fremdartigen — Autonomiegedanken, in dem Ideal einer Selbst und Leben bejahenden produktiven Kraft der Vernunft. Dem stellt er mit radikalster Schärfe den reinen und bedingungslosen Gedanken der Theonomie gegenüber, daß alles Endliche, darum auch die endliche Vernunft und die sittliche Güte, lediglich existiert in der Kraft und Wirkung Gottes und daß alle Spontaneität nur die Form ist, in der die Allwirksamkeit des einzigen produktiven und schaffenden Willens, nämlich des göttlichen, sich äußert. Es ist bedingungsloser Determinismus und allein von Gott ausgehende Prädestination, was er dem Ideal der Göttlichkeit und schaffenden Kraft des endlichen Willens gegenüberstellt. Dadurch ist er genötigt zu tun, was er selten tut, nämlich das Gnadenerlebnis nicht bloß von der subjektiven menschlichen Erfahrungsseite und seiner einfachen Schriftgewirktheit her, sondern auch aus den Tiefen der Gottesidee und der metaphysisch-religiösen Gesamtanschauung heraus zu erläutern. Hier kommt endlich einmal der in allem enthaltene und als Voraussetzung mitgesetzte Gottesgedanke Luthers zum Ausspruch. Es ist der Begriff der ausschließlich Gott vorbehaltenen grundlosen Freiheit, die selbst erst der Grund aller Gründe und das Maß aller Maße ist und selber keines hat, das über ihr stünde, ein Gedanke wie bei Paulus und Augustin, aber auch wie bei Descartes und Jakob Böhme. Diese Freiheit Gottes hat zur Folge die völlige und ausschließliche Bewegtheit der Kreatur durch den göttlichen Willen, die ihr nur um der Form der Spontaneität willen als

eigene erscheint und die darum den Schein der Selbstigkeit und Ichsucht zunächst anzunehmen gezwungen ist; genau so hat über diesen Punkt Spinoza gelehrt. Aber durch diesen endlichen Willen geht nun die wahre göttliche Willensbewegung hindurch, indem sie teils durch die Sittengebote der Vernunft, vor allem aber durch die des Evangeliums oder durch die Gesetzesseite des Evangeliums den endlichen Willen in seiner Ohnmacht und Unfähigkeit schmerzvoll enthüllt und ihn dadurch veranlaßt, sich der göttlichen Willensbewegung in Selbstverzicht, Demut und Vertrauen zu überlassen; Gott ist es, der dann aus seiner und lediglich aus seiner göttlich produktiven Kraft das Gute im menschlichen Willen in immer steigender Abtötung des Eigenselbst und Verlebendigung des gottgezeugten Selbst hervorbringt. Damit ist durch eine Art Dialektik des schaffenden göttlichen Willens der Gegensatz der sittlichen Forderung und der religiösen Gnadenverheißung aufgehoben, indem der göttliche Wille zunächst das „fremde Werk" der Zertrümmerung und dann als daraus hervorwachsend sein „eigentliches Werk", die Begnadigung, Erneuerung und Beseligung wirkt. Diese letzte Einheit des Gottesgedankens ist freilich für Luther eine nur der gläubigen Schau und Erfahrung zugängliche, die die hinter Gesetz und Evangelium, Vernunft und Gnade stehende Einheit erlebt, aber nicht begrifflich definiert. Und es bleibt noch ein letzter Gegensatz, der Liebeswille Gottes und die ungleiche Wirksammachung der Gnade, die bei den einen Sündenerkenntnis und Gnadenvertrauen und bei den andern vielleicht nur das erste oder gar keines von beiden wirkt und damit sie der Unseligkeit übergibt. Es ist der unausweichliche Gedanke der doppelten Prädestination, der als letzte und tiefste Polarität im Gottesbegriffe auftaucht. Allein auch hier hat Luther eine Lösung. In dem verborgenen „Gott der Majestät", der im Schriftwort nur das praktisch Notwendige dargeboten hat und der in Wahrheit keinem Maße menschlicher Gerechtigkeit und Sentimentalität untersteht, ist die Koinzidenz der wesenhaften Güte und des wirklichen Weltlaufes begründet, die kein Verstand der Verständigen ergründet. Das letzte Geheimnis liegt jenseits der Schrift und soll daher unser Grübeln nicht beschäftigen. Luther verlangt daher noch nicht, wie später Calvin, vom einzelnen eine persönliche Erwählungsgewißheit, ist aber gewiß, daß der vollendete Gläubige dereinst in Klarheit die Geheimnisse der Erwählung und ihrer Gerechtigkeit schauen wird. Und, wenn einer in diesem Leben an seiner Erwählung zweifelnd, in grenzenlose Selbstvernichtung versinkt, so möge er in dieser Demut bereits wenigstens die Wirkung des die Selbstigkeit vernichtenden Gottes und damit trotz allem die Gegenwart Gottes empfinden, so daß sogar in der Hölle der Verzweiflung das Paradies der Gottesgegenwart seinen Balsam ausströmt: eine Lehre von der uninteressierten Gottesliebe, wie später bei Fénelon und Male-

branche, in der die Koinzidenz bereits ahnend im Diesseits vorausgenommen ist. Das sind tiefsinnige religiöse Gedanken von höchster Konzentration und Einfachheit, lebendiger und theistischer als die Hegels und von ihnen wesentlich nur durch die allzustarke Betonung der Demut an Stelle der heroischen Gotteskraft unterschieden, obwohl Luther an andern Stellen auch für diese letztere gewaltige Worte hat. Aber wie sind diese Gedanken zugleich durchsetzt und gebrochen mit autoritativen Bibellehren, Dogmen und mittelalterlichen Begriffen! die letzte Einheit des Gottesbegriffes ist überall zerstört durch die Mitwirkung des Teufels, von dem die Verderbung der natürlichen Spontaneität zur Selbstigkeit und Ichsucht in der Erbsünde erst ausgeht. Das Motiv des Ganzen ist bald in den Gedanken der Allgewalt Gottes, bald in den der alleinigen Erlösungs- und Versöhnungswirkung des Gottmenschen verlegt, dem zu Ehren das endliche Selbst und seine Kraft vernichtet werden muß. Die Allwirksamkeit Gottes scheint manchmal auf das christlich-übersinnliche Gebiet beschränkt, während in natürlichen Dingen und in der bloßen sittlichen Vernunft Freiheit und Eigenkraft, nur aber dann ohne Wirkung der Erlösung, möglich ist. Vor allem beim Urstand und Fall des Menschen wie des Satans wird die göttliche Allwirksamkeit ausgesetzt, dem endlichen Willen die Schuld zugeschrieben und dann die absolute sittliche Unkraft nur von Fall und Erbsünde hergeleitet. Ja, sogar die Gerechtigkeit der doppelten Prädestination wird der erhabenen Grundanschauung vom Gott der Majestät zum Trotz damit begründet, daß die Teilnahme an der Erbsünde eines jeden persönliche Schuld sei und dem Nicht-Erwählten ja nur sein Recht geschehe; was will er scheel sehen, wenn Gott gegen andere gütig ist! Lauter Zerbrechungen des Gedankens, lauter gar nicht herauslösbare mythisch-dogmatische Verwachsungen oder Requisite aus der Rumpelkammer der scholastischen Theologie. Luther hat dies sein bedeutendstes Buch immer besonders hoch geschätzt, aber er hat diese Gedanken nicht weiter ausgebaut, ja gar nicht weiter verfolgt. Melanchthon hat sie völlig verlassen, Calvin hat sie vergröbert und praktisch-religiös dadurch handlich gemacht, Luthers eigene Kirche hat sich an Luthers Darstellung vom subjektiven Heilsprozeß immer ausschließlicher gehalten und den Gottesbegriff, der dahinter stand oder der darinnen lag, immer mehr in die alten scholastischen Formeln zurücksinken lassen und hat schließlich bei dem gedankenlosen Begriff der Prädestination auf Grund der göttlichen Voraussehung geendet.

Damit sind wir wieder bei dem protestantischen Kirchentum angelangt, in dem sich Luthers Wesen nicht erschöpft und das vor allem jene paradoxe Doppelpoligkeit seines Erlebens nicht verstanden oder zu kümmerlichen Dogmenstreitigkeiten verkleinlicht hat, das aber doch die große histo-

rische Hauptwirkung seiner Taten und seines Lebens bildet. Und ebendamit sind wir auch wieder bei dem Übergangscharakter dieses protestantischen Kirchentums. Eine solche Charakterisierung soll und kann niemand kränken, der heute diesen Kirchen gläubig und zuversichtlich angehört; sie hindert ja auch nicht Zugehörigkeit der all das Erkennenden zu ihr, wenn sie die Erziehungs- und Bildungsbedeutung der Kirchen für die Völker verstehen und selber von der Gemeinschaft des Kultus und des Gebetes sich nicht lösen wollen, obwohl sie der Lehre entwachsen sind. Die heutigen Kirchen sind ja, wie wir deutlich fühlen, alle nicht die Erfüllung des religiösen Gedankens, der in den heutigen Menschen lebt, und sind doch für die Erhaltung des Zusammenhangs mit den Grundquellen der europäischen Religiosität, ja des europäischen Geistes unentbehrlich. Aber das ist allerdings die Bedeutung einer solchen Auffassung, daß wir damit dem modernen Bedürfnis nach Vereinfachung und Konzentration eine Erleichterung gewinnen, daß wir damit die kirchlichen Formen, einerlei ob katholische oder protestantische, bei aller Hochschätzung doch aus der Lösung des eigentlichen religiösen Problems der Gegenwart ausscheiden können, ohne doch die Möglichkeit zu verlieren, aus ihren Schätzen und Tiefen zu schöpfen.

Mit einer solchen Einordnung des Protestantismus in die universalhistorische Auffassung gewinnen wir überdies ein Bild vom Werden und Wachsen der christlichen Ideenwelt insgesamt. Die alte Kirche war unendlich kompliziert und zugleich mißtrauisch gegen eine fremde Welt und Kultur. Die mittelalterliche Kirche wurde zu einer Triebkraft des Weltlebens und vereinfachte ihren Heilsgedanken. Der Protestantismus ist noch einen Schritt weiter hinein in die Welt hineingegangen und hat die Religion in seelische Innerlichkeit verwandelt, indem er ihren Gedanken noch einfacher und zentraler faßte, ohne ihn zu verflachen. War die alte Kirche teils infolge der Vielfachheit schon der biblischen Religionsmotive und vor allem infolge ihrer Verschmelzung mit der ganzen religiösen Entwicklung der Spätantike eine Art von Synkretismus, eine complexio oppositorum, so hat das Christentum im Mittelalter sowohl in der Kirchenidee und Kirchenverfassung als in dem zentralen Begriff des psychologischen Heilswunders oder der Rechtfertigung sich gewaltig vereinfacht und konzentriert und dabei das große Hauptproblem der europäischen Religiosität herausgestellt: die Verbindung der vollkommen religiösen Selbsthingabe an Gott und der die lebendige Persönlichkeit steigernden und vollendenden Aktivität. Dieses Grundproblem hat Luthers Genialität und Erlebenstiefe mit einer ungeheuren Kraft herausgefühlt und herausgehoben. Er hat es zugleich noch weiter vereinfacht und verinnerlicht und von dem Zusammenhang mit dem sakramental-klerikalen Wunderapparat eines hierarchischen Kirchentums gelöst. Hierbei wurde ihm, dem Frommen des Spätmittelalters, die

complexio oppositorum zu einer Herausläuterung ihrer bleibenden Grundspannung, die erst er von den rein historischen Vermischungen und Bedürfnissen alter Lagen und Zeiten löste und in ihrer tiefsten Bedeutung erfaßte. Ähnlich wie kurz vor ihm der große Denker des Spätmittelalters, Nikolaus von Kues, diese Grundspannung mehr von der philosophisch-metaphysischen Seite her erfaßt und mit einer gänzlich unantiken Logik der Einheit des bewegten Lebens die Spannung zwischen Gott und dem Individuum, zwischen Ewigkeit und Zeit, Einheit und Vielheit, Ruhe und Bewegung aufgelöst hat in dem Begriff der überlogischen coincidentia oppositorum, so hat auch Luther auf dem Gebiete des persönlich-religiösen Lebens die antik-christliche complexio oppositorum verwandelt in die coincidentia oppositorum. Damit hat er den wichtigsten Schritt zu der Vereinfachung und Zusammenfassung getan. Es ist die Aufgabe der Philosophie und des religiös-ethischen Denkens von heute, diesen Begriff weiter zu klären und zu festigen. Keines wird dabei der Hilfe des andern entbehren können. Die religionslose Philosophie und die unphilosophische Religion müssen schwinden, wenn es wieder Gesundung und geistigen Zusammenhang geben soll, und wer die Dinge in diesem Lichte sieht, der beobachtet auch in dem Werden des modernen Geistes überall die Arbeit an jenem Gedanken der coincidentia oppositorum, dem weder Theologie noch Philosophie der alten Zeit gewachsen waren. Hegel hat das Problem des Cusaners wieder aufgenommen, und das moderne Denken sucht im Grunde neue Mittel zur Lösung der Hegelschen Probleme. Nur gilt es dann dabei nicht bloß die metaphysischen Gegensätze von Naturgesetz und Zweckwelt, Vielheit und Einheit, Gott und Welt, sondern auch die praktischen von Sünde und Gnade, von Eigenkraft und Gotteskraft ineinander aufzulösen.

Solche Gedanken liegen freilich weit ab von den furchtbaren Leiden und dringenden Lebensfragen der Gegenwart. Aber auch diese werden nicht überwunden werden können, ohne daß wir bei uns selbst in unserem eigenen Volke und gegenüber unsern Feinden uns zugleich erheben auf die Höhe solcher großer Menschheitsanliegen, aus denen allein eine wirkliche Gemeinsamkeit wieder erwachsen kann. Dem nationalen Glauben muß ein Menschheitsglaube zur Seite treten, dem Selbstbehauptungswillen ein Ideal der Menschheitsgemeinschaft. Und für dieses letztere ist und bleibt die religiöse Idee der festeste und zwingendste Kern. Insofern hat es eine tiefe innere Bedeutung, daß wir in schwerster Leidenszeit dieses Erinnerungsfest begehen, das der ganzen protestantischen Menschheit angehört und dem auch die Angehörigen der katholischen Kirche eine stille, achtungsvolle Anteilnahme nicht versagen werden, wenn sie auf die große Gemeinbürgschaft alles Glaubens an eine übersinnliche Welt gegenüber den Freveln und der Lüge einer rasend gewordenen Menschheit hinblicken.

***

Der Heiligenhof

Roman von Hermann Stehr

(Fortsetzung)

Dreiunddreißigstes Kapitel

Auf diese Art wurden Peter Brindeisener und das Sintlingerlenlein aus derselben Gegend ihres Lebens, ohne voneinander anderes, als die wilden Träume des eigenen Herzens zu wissen, durch Dämmerungen einem neuen Tage entgegengeführt. Helene wohnte jetzt allein in dem Lindenzimmer, und das riesige Rauschen der uralten Bäume war immer um sie. Weil nun die stets anders werdende Welt ihres Daseins nicht mehr so oft mit dem Wesen anderer Menschen zusammenstieß und deren Auffassungen Formen annahm, die dem Lenlein selbst fremd und schreckhaft erschienen, so verwunderte sie sich bald über alles Neue nicht mehr so sehr, sondern erlebte die Wandlungen neubegierig wie ein Märchen, das sich an ihr ereignete. Manchmal wehte der machtvolle Laut der Lindenkronen ganz fern von ihr hin, manchmal stand das Brausen in der Nacht traumleise über ihr, als sei es wer, der sich über sie neige und säuselnd zu ihr rede. Die Räume des Hauses und des Hofes, sonst nur Gegenden in ihr selbst, glitten aus ihr und stellten sich als Wirklichkeiten um sie. Alles klang anders bis auf den Ruf des Hahnes und das Knarren des Wagens. Alles, was ihr sonst unzertrennlich eigen gewesen war, wie der Traum ihrer Seele, den der eigene Wille so oder so umbilden und verflechten kann, nahm scharfe Umrisse, feste Gestalt an, die sich unverrückbar eindeutig aber fremd um sie baute. Auf diese Weise wurde die Welt enger um sie, denn die Welt des Blinden hat keinen Horizont. Nun aber legte es sich wie ein Gürtel um alles, sie fühlte alles geordneter, gesammelter, nach einem Zweck zwar, den sie nicht begriff, gefangen, wie ein aufgestautes Wasser, und Hitzewellen jagten durch sie, Ansätze zu einem Sprung. – Einmal, als es sie wieder so packte, geschah es, daß ihre Mutter die Küchentür drunten aufmachte und über sich hinauf horchte, denn es war ihr doch gewesen, als sei eben ihr Andreas mit reißend leidenschaftlichen Schritten über den Flur droben gegangen. Und sie wußte doch genau, der Sintlinger war mit sämtlichen Gespannen in den Wald gefahren. Allein der jähe Gang über den Flur droben hatte ganz den Schritt ihres Mannes und zwar aus der Zeit, da er noch auf aller Welt herumtrat. „Was ist denn das?" sann sie bei sich, da der Schritt nicht nachließ. „Spukt es wirklich in dem Sintlingerhofe? Der Schritt kann sich doch nicht von einem Menschen fortstehlen und allein, und wo es ihm gerade behagt, das Gehen vorführen." Und als sie dieses kurze Furchtaufstoßen überwunden hatte, lief sie resolut die Treppe hinauf, um zu

sehen, was es mit dem Sinnschreiten ihres Andreas für eine Bewandtnis habe.

Aber da sah sie niemand als Helene. Das Mädchen hielt den zurückgelehnten Kopf in den hinten verschlungenen Händen und lief leidenschaftlich den Flur hin und wieder, mit ausholenden Schritten, als stiege sie über Gewölk hinan. „Lenlein", rief ihr Johanna über das Gebahren des Kindes verwundert und zugleich lächelnd zu, und da das hübelheilige Mädchen nicht nur nicht hörte, sondern sogar anfing, zu ihrem flammenden Gehen noch zu summen und den Kopf zu wiegen, wiederholte die Bäuerin ein wenig gekränkt den Ruf: „Lenlein, du, Lenlein", sagte sie, „so hör' doch schon. Du erschreckst einen ja mit deinem wilden Einsamlauf". Aber Helene, die gerade darüber her war, den Flur hinzujagen, auf die Bodentreppe zu, warf erregt und jäh über die Achsel und antwortete schroff, fast patzig: „Geh, laß mich! — Was frägst du mich? — Ich will allein sein." Aber kaum, daß ihr die Worte wie Peitschengeknall aus dem Munde geflogen waren, machte sie kehrt und stürzte sich den Flur hin, die halbe Treppe hinab der Mutter an die Brust und bat unter Tränen die Heftigkeit ab.

„Aber Mädel", sagte Johanna verweisend und strich ihr die Haare aus der heißen Stirn, „was denkst du denn, so zu laufen? Du kannst dich ja unglücklich machen!"

Da umschlang das Lenlein wieder leidenschaftlich den Hals ihrer Mutter und sagte: „Ja, Mutter, glücklich oder unglücklich! — das ist gleich! — Ich liebe dich, Mutter, ... ich liebe dich! . . . ach, wie ich ich dich liebe!!"

Dabei fand sie mit Liebkosungen und Küssen kein Ende.

Diese gelegentlichen Sprünge in Exaltationen empfand Helene wie eine Erholung von dem leisen Minieren ihres Innern, das sie durch immer neue Erlebnisse führte, eines wundersamer, ungewöhnlicher als das andere. Zu Zeiten nahm das Lenlein um die Gestalt der Dinge neue, ganz andere Umrisse wahr, die schwankten gleich einer heißen Einbildung von ihr, auch so, als würden sie von einem Luftzuge hin- und herbewegt, einem Luftzuge, der gleichwohl mit nichts zu spüren war, weder mit dem Ohren zu hören, noch mit den Fingern, nicht einmal mit der Stirn zu sehen. Trotzdem griff Helene nach den Dingen und zwar nach der Gestalt, die ihr durch das bisherige Leben gewohnt war und die fast hinter dem Schwanken der neuen Umrisse stand, matt, kraftlos, wie ein nutzloser Rückstand. So kam es, daß sie sich unvermutet an Kanten stieß, an Spitzen verwundete und dann so bis in die Seele hinein erschrak, wie sehende Menschen, die auf ebenem, sicherem Wege unvermutet über eine Stufe geraten. Jedesmal stand sie vor diesem Neuerleben in starrem

Schrecken. Denn sie erinnerte sich einer Geschichte der alten Therese, daß es einst einen Mann gegeben habe, der mit nichts, aber auch mit rein gar nichts auf der Welt zufrieden gewesen sei und dem sich zur Strafe alles in dem Augenblick verwandelte, wenn er darnach griff. So gerade ging es ihr eigentlich auch, aber sie konnte nichts finden, wodurch sie sich vergangen und war auch nicht imstande, sich vorzustellen, wer ihr so etwas mitspiele, daß sie immerfort alles doppelt sah, als Traum und Wirklichkeit, als Tag und Nacht. Sie lebte bis zu den Bewegungen in den feinsten Koppillarien ihres Gemütes in einem fortwährenden Vertauschtsein. Alle die Veränderungen waren mit ihrem Tanz auf der Wiese und der Empfindung und dem rätselhaften Erleben des Männerhauptes in Verbindung, der einzigen Sicherheit in ihr, die, geschwunden, sich immer wieder erneuerte. Deswegen aber gerade scheute sich Helene jemand um Rat zu fragen, was das eigentlich zu bedeuten habe. Denn dann hätte sie ja auch erzählen müssen, daß sie manchmal mitten in der Nacht durch ein gewaltsames Umfangen aus dem Schlafe gerissen wurde, mit einem solchen wilden Packen, daß sie den Griff der Hände noch schmerzhaft am Arme fühlte, so lange spürte, bis sie die Stellen oft lange und inbrünstig geküßt hatte. So was konnte man doch unmöglich sagen.

Vierunddreißigstes Kapitel

Inzwischen war die Straße, zu deren Bau einst der Sintlinger halb ernst, halb spielerisch verstellt den letzten Anstoß gegeben hatte, vollkommen fertig geworden, und weil der Heiligenbauer trotz aller Zurückhaltung nicht nur bei dem Volk, sondern auch bei den Behörden als der eigentliche Vater dieses Unternehmens galt, ergab es sich mit Notwendigkeit, daß ihm bei der feierlichen Einweihung eine besonders ehrenhafte Rolle zugedacht war. Eines Tages erhielt er vom Landrat des Kreises, einem Freiherrn von Zwinin, ein eigenhändiges, höchst schmeichelhaftes Schreiben, in dem er ersucht wurde, „bei der feierlichen Eröffnung dieses wirtschaftlich so bedeutsamen Verkehrsweges seine Mitwirkung oder wenigstens seine Anteilnahme nicht zu versagen." Dann folgte eine kurze Skizzierung der Feier, die so gedacht war, daß sie von dem Gut des Heiligenbauers ihren Anfang nehmen sollte. Dort „an der Quelle des fruchtreichen Gedankens" wollte der Landrat eine Ansprache halten, darauf sollte sich der festliche Wagenzug durch den Wald bis auf die Höhe, dem Buchteich gegenüber, bewegen. Hier an der Grenze der Hemsterhuser Gemarkung sollte der Abschied von dem Gemeinde-Vorstand und den Ehrengästen erfolgen. „Ich persönlich würde mich ungemein freuen," so schloß der Brief, „wenn ich bei dieser Gelegenheit Ihnen, verehrter Herr, näher treten und einen Einblick in Ihrem so musterhaft-vorbildlichen Wirtschaftsbetrieb erhalten könnte."

Das Datum der geplanten Feier war vierzehn Tage später, auf den siebzehnten Mai, festgesetzt, und der Sintlinger wurde gebeten, wenn es ihm dienlich erscheine, Änderungsvorschläge zu machen.

Wenn der Sintlinger noch so fest wie eh' auf seinem außerirdischen Sonnenpferde an der Seite des Lenleins gesessen hätte, wäre ihm die Antwort auf den Brief des Landrats nicht schwer geworden. Lachend hätte er nur all die bunte Unruhe von sich geschoben. So aber lachte er wohl spöttisch auf, nachdem er den Brief gelesen und zu sich gesteckt hatte, aber schon nach einigen Schritten zog er das Schreiben wieder hervor, überflog bald diese, bald jene Stelle, atmete schwer auf, schüttelte den Kopf und spürte ein ratloses Verfinstern über sich zusammenschlagen. Am Nachmittag war es soweit gediehen, daß ihm sein ganzes Leben wie ein Wasser erschien, das seine Ufer durchbrochen hat und wild und querfeldein nach allen Seiten auseinanderströmt. „Was geht mich denn euer Weg und eure Fahnen an?" sann er erregt. „Wenn ihr eine Marotte von mir ernst genommen habt, so ist das eure Sache. Schwämmt euch mit Geplärr und Getue hin, wohin es euch juckt. Aber laßt mich aus dem Spiel!"

Doch indem er so zornig aufbrauste, fühlte er im Unsichtbaren geisterleise, unzerbrechliche Fäden um sein Dasein sich enger und enger ziehen, die er unter dem Zwang des Schicksals mit all seinem Streben nach der höchsten menschlichen Freiheit selbst gewoben hatte. Er schüttelte wohl im nächsten Augenblick dies als spukhaftes Blendwerk der erregten Einbildung fröhlich ab, spürte sich aber doch bald wieder in diesen geheimnisvollen Verschnürungen festsitzen.

Zu allem erhielt er am Nachmittag desselben Tages mit dem zweiten Postboten noch einen Brief von einer Kölner Gesellschaft für Terrain-Verwertung mit der Anfrage, ob er geneigt sei, in der nächsten Zeit einen Herrn zu empfangen, der den Auftrag und die Vollmacht besitze, wegen des Verkaufes seines Gutes mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Dieses neue Andringen an ihn war von seiten der städtischen Spekulanten nicht zu verwunderlich, weil neuerdings der Plan einer Nebenbahn nach dem Rhein lauter und immer ernster erwogen worden war, und weil die Industrie jede Gelegenheit ergriff, wegen der billigeren Arbeitskräfte ihre Unternehmungen auf das Land zu verlegen, rechneten die weitsichtigen Geschäftsleute wohl mit dem Bau von Fabriken, die an der Bahn, inmitten der weit ausgedehnten Waldungen, nicht zu weit von dem Rhein mit seinem kleinen Umschlagshafen Gründungen mit der glänzendsten Zukunft werden mussten.

Freilich, sann der Heiligenbauer weiter und so soll es wirklich darauf hinauslaufen, daß ich dazumal, als ich um den Straßenbau getrieben

wurde, selbst die Hand erhoben habe, die nun Anstalten trifft, mich mit samt dem Hofe von dem Hübel zu schieben. Und dabei fielen ihm seine eigenen Worte ein, die er vor einigen Tagen zu dem Lenlein gesprochen hatte: „Dann reisen wir beide so weit in die Welt, daß wir auch nicht mehr in Gedanken auf den Hof hier zurückfinden."

Und da er am Abend unter den Torlinden diesen Gedanken noch weiter nachhing, entsann er sich plötzlich mit greller Deutlichkeit des tiefen Eindruckes, den er vor langen Jahren in seiner stillen Zeit auf einer Holzfahrt im Walde an einer krautversteckten kleinen Quelle empfangen hatte. Obwohl es vollkommen windstill gewesen war, hatten die zarten Schwingel des überhängenden Grases fortwährend unter dem bloßen Kühlhauch des dürftigen Wasserfädleins so gezittert, als würden sie nicht bewegt, sondern rührten sich aus eigenmächtiger, innerer Ergriffenheit.

Und ebenso deutlich erinnerte er sich des Gedankens, der ihm damals blitzend durchs Hirn gefahren war: „Vielleicht verhält es sich mit allen Wesen, auch den Menschen so, wie mit diesem Grasschwingel: es bewegt uns, und wir glauben, uns zu bewegen."

Wenn aber das so ist, sann er verloren weiter, wenn es meinem Leben einen anderen Weg weist, über den Hübel hinunter in die Welt hinaus, wie das Lenlein sagt, was soll ich mich dagegen versteifen? Wirklich, am Ende bleib ihm doch nichts übrig, als mit Weib und Kind aus der Gegend von den Menschen fortzugehen, die ihm teils feindlich, teils furchtsam gegenüberstanden, ihn vergröbernd überschätzten oder, was ihn am schlimmsten berührte, seine Gedanken irrtümlich ins Leben übersetzten, sein Wesen verzerrt nachäfften.

Jawohl, fort! Das wäre das beste, denn so käme Helene aus allen bunten Dunstwirbeln wieder ganz in das Dasein ihrer himmelsichtigen Augen, ich laufe nicht mehr als der Narr meiner Weisheit oder, wie es neuerdings jeder Hofhund bellt, als bloßer Abklatsch dieses Fabermenschen umher.

„Wenn es mich bewegt, warum soll ich mich nicht bewegen?" fragte er laut vor sich hin.

In diesem Augenblicke trat seine Frau aus dem Hofe, hörte den Laut seiner Worte, vermied aber jeden Schein der Besorgnis und setzte sich zu ihrem Mann, als sei sie auch nur tagesmüde und wolle die Unruhe in das Maidunkel ausklingen lassen. In Wahrheit empfand ihr wachsames Gemüt eine Luft um ihren Andreas, wirbelnd von allen Seiten herbeigesackt und unberuhigt wieder abgetrieben, ähnlich der Zeit, da es ihn einst durch den Trunktaumel gejagt hatte. Was in den letzten Wochen von ihm zu ihr ging, zehrte sowieso schon oft wie Hilflossein an ihrem Herzen, und das Suchen von Fingern strebte nach ihr hin, die sich gern in ihre Hand gewühlt hätten.

„War Brindeiseners Hund wieder da?" fragte sie nach einigem Nachdenken, wie mans am besten anfange und rückte etwas weiter auf der Bank hin, um zu prüfen, ob ihr Mann zu einer Aussprache bereit sei. Der Sintlinger stand nicht auf, sondern machte Johanna Platz. Zugleich beantwortete er ihre Anfrage: „Du meinst, weil ich so laut gesprochen habe. Nein, Brindeiseners Hund war nicht da, aber andere, auch Hunde, wenn man so sagen will. Denn Gebell ist genug da, und Gebell aus Menschenmäulern erträgt sich schlechter als Hundegekläff." Und so, ein Wort das andere nach sich ziehend, redete der Heiligenbauer über seine Bedrängnis wie in früheren Jahren, da er wankend an sein Weib gesunken war, stutzte wohl über sein Schwatzen, wurde aber, um es als Unrecht zu betäuben, von diesem bitterlichen Gefühl zu immer größerer Aufgeschlossenheit geführt. Er redete über alles, was ihn in diesen Tagen nicht nur, nein, seit langem bedrängt hatte, wie es aus allen Höfen und Häusern umher wieder einmal schal und kraus und dumm gegen den Hübel heranbünste, sprach über die ärgerliche Maskerade der Straßeneinweihung und daß es ihn wie ein Schauer packe, als Plakat mißbraucht zu werden, das andere sich anheften; streifte die unbegreifliche Wandlung Helenes, sogar das erstemal das Hereinwirken Fabers und kam zuletzt auf das Angebot der Kölner Terraingesellschaft. Ja, er ließ sich von der Wollust eines fast völligen Ausgießens soweit verführen, von seiner Landflucht entschiedener zu sprechen, als er vorher gedacht hatte und entwarf das verlockende Bild eines Hauses, in Gottes einsamen Bergen so völlig entrückt, daß sie keinen anderen Nachbar als den Wald und keine anderen Gespielen, als etwa einen Bach, Licht und Wind hätten.

Johanna wagte wohl nicht mehr, mit weichen Händen seinen heißen Kopf an sich zu ziehen, aber es war ihr doch, als flüchte ihr Mann wie früher über den Hübel hinunter und suche Schutz im Nachtirren, aber heute lief er im Geiste zugleich nach allen Seiten davon. Und so setzte die einfache, kernige Frau, der Reife ihrer Jahre entsprechend, in aller Güte und Klugheit dem Gemütsschweifen des Heiligenbauers die karge Klarheit des gesunden Menschenverstandes entgegen. Von dem Gehaben der Leute sagte sie, man müsse es hinnehmen, daß das Vieh in jedem Stall anders gefärbt sei, warum wolle man verlangen, die Menschen sollen alle mit unserer Farbe angestrichen sein. Wenn er den Leuten ganz aus dem Wege gehen wolle, so dürfe er sich auch nicht mehr auf dem eigenen Hofe sehen lassen und sei ihm Ehre zuwider, dann müsse er erst seinen Verstand abtun. Sie fürchte sich nicht und zum Verkriechen sei es beim Sintlinger noch lange Zeit. Mit dem Lenlein wende es sich nicht zum Schlimmen, wie er fürchte, sondern zum Guten. Bis jetzt habe Andreas sie gehabt, nun wolle sie, die Bäuerin, das Mädchen in die

Schule nehmen und ihr als Frau geben, was eine Frau braucht. Die Gedanken an die Landflucht aber nannte sie ungeschminkt einen Grillenschleier und Mückentanz und, als der Sintlinger verstohlen ihre Hand faßte und herzlich drückte, wurde sie geradezu fröhlich, nahm seinen Kopf, küßte ihn lachend auf den Mund und sagte übermütig: „Das müßte ja nicht mehr mit rechten Dingen zugehen, sollte ein Mann zuguterletzt noch närrisch werden, den die Leute den Heiligenbauer nennen."

Armverschlungen standen sie auf und gingen ins Haus.

Des andern Morgens schrieb der Sintlinger die Briefe an den Landrat und die Kölner Gesellschaft im Sinne seiner Frau und sandte sie sogleich mit Wendel auf die Post nach Hemsterhus. Und das war gut, sonst wäre die Ausführung wohl wieder unterblieben. Denn als der Sintlinger den Knecht, der noch andere Besorgungen im Dorf zu erledigen hatte, auf dem Brettwagen davonfahren sah, kam eine Empfindung über den Bauern, wie sie wohl einen erfaßt, der, des Schwimmens unkundig, durch einen anderen in ein tiefes Wasser gestoßen worden ist. „Alles Geschehen ist unsicher und alles Handeln auch," sann er im Zurückgehen auf den Hof. „Das weiß ich doch. Es kommt nur auf die Notwendigkeit an." So, gedankenvoll mitten im Hofe stehend, hörte er seine Frau singend durch das Haus wirtschaften. Bald klang ihre Stimme im untern Stockwerk, bald trällerte sie über Stiegen den oberen Flur hin, zuletzt schien es ihm gar, als juble sie zu einer Bodenluke in alle Welt hinaus, und dann fand sich gar noch der Gesang Helenes dazu, daß das ganze große Sintlingerhaus von frohen Liedern überquoll. Mit halbem Mißmut und halbem Unwillen wandte er sich ab, trödelte sich wieder zum Tor hinaus, trat an den Rand des Hügels, sah gedankenlos auf die neue Straße hinunter und murmelte wieder und wieder ganz leer, ganz innerlich verzettelt: „Es kommt nur auf die Notwendigkeit an. Überhaupt . . . überhaupt . . . es kommt nur auf die Notwendigkeit an . . . überhaupt . . . überhaupt . . ."

So benommen stand und ging der Heiligenbauer einige Tage umher und immer wieder trat er an den Hügelrand und schaute und horchte auf die neue Straße hinunter, als bewege ihn das bewußtlose Vertrauen, das genaue Betrachten des Weges könne ihn von diesem zwecklosen Pendelschwingen des Geistes erlösen. So vollkommen saß er in einem Gedankenbrei aus Ärger, Selbsthohn, Gleichgültigkeit, Hoffnung und Grauen eingedumpft, daß er gar nicht auf die Wirkung achtete, die sein oftmaliges, unbegreifliches Heraustreten vor das Tor auf den Brindeisenerhof ausübte.

Dort drüben aber mußte durch das Sintlingersche Gesinde oder aus dem Dorf die Kunde der ehrenvollen Rolle bekannt geworden sein, die

der Heiligenbauer bei der feierlichen Einweihung der Straße spielen sollte. Das hatte den Zorn des alten Brindeisener wieder ins Kochen versetzt, und er sah in dem auffälligen Heraustreten des Sintlingers und dessen sonderbarem Betragen während mehrerer Tage nur eine Handlung der Prahlsucht und der Verspottung seiner Person, der bei dem öffentlichen Fest eigentlich nur ein Platz unter den Mitläufern angewiesen worden war. Obwohl er doch mehr an Feld geopfert und entschiedener, sogar gegen den Sintlinger, den Bau beeinflußt hatte, sollte er, der große Fremdbauer, nur mit im Schwarm der Staubschlucker hinterhertraben, während dieser honiggiftige, kleine Heiligenschleicher es wieder einmal fertiggebracht, seine Kühe auf der Weide anderer satt zu füttern. Grimmig polterte der alte Bauer seine massigen Knochen über die morschen Stiegen, saß grabend am Fenster und brummte gewitternd umher. Als aber der Heiligenbauer immer und immer an den Hübelrand trat, wohlgefällig die neue, seine Ehrenstraße, mit den Augen verschlang und höhnisch hinüberblinzte, riß der Zankteufel in dem Brindeisener alle Stricke. Er trat hinaus vor sein Tor, lachte spöttisch auf, als schlage wer an ein hohlliegendes Brett, und als das nichts half, rief er einen höhnischen Gruß hinüber, schwang die Arme, mehr ein Drohen als ein Winken, und ließ sich endlich von seiner Wut fortreißen, daß er mit voller Lunge über den Grenzweg brüllte, der Sintlinger möge nur die Augen spitzen, denn auf dem Wege lägen lauter Orden und Ehrenzeichen, „Purlemitt und anderer Quark". Ja, er hätte, von dem leichten Abwinken und dem eiligen Zurücktreten des Heiligenbauers noch mehr gereizt, allen ererbten und aufgestapelten Unflat des Hasses ausgesackt, wäre er nicht durch das Dazwischentreten seines Sohnes Peter, des Studenten, von weiteren Ausschreitungen bewahrt worden. Durch Zureden und gütlichen Zwang ließ er sich endlich, obwohl mit Widerstreben, bewegen, in den Hof zurückzukehren. In der Stube angekommen, wandte sich seine Wut gegen Peter, und er warf ihm vor, seit jeher mit diesem Heiligenpack da drüben unter einer geheimen Decke zu stecken, und wenn er Ehre im Leibe hätte, so wäre er mit dem vermaledeiten Gestudiere schon längst an ein Ende gekommen, das ja doch keinen anderen Zweck habe, als in allen Städten herumzufaullenzen, das Geld zu verschlampen und ihn, den Bauer, sein Weib und alle auf dem Brindeisenerhofe an den Bettelstab zu bringen. Was wolle er denn überhaupt hier? Gerade jetzt? Warum müsse er denn ausgerechnet diese Ferien sich an seine Eltern erinnern? Er sei ja sonst seit zwei Jahren kaum nach Hause gekommen, sondern habe sich bei Verwandten und Kumpanen herumgedrückt. Wenn er nur erschienen sei, ihn daran zu hindern, diesem Sintlingergezücht einmal den Daumen fest ins Auge zu drücken, so sollte er sich ruhig, lieber heut als morgen, wieder davon-

scheren. Denn er wisse es ja, es bleibe allein auf seinem greisen Buckel die Verpflichtung liegen, die Ehre der Brindeisener hoch und heilig zu halten.

Und nachdem der Alte sich seine Leber so gründlich ausgeräumt hatte, stützte er am Fenster den Kopf in die Hände und versank in stundenlanges, schweigsames Brüten.

Peter hatte aufgerichtet, ohne ein Wort der Erwiderung, ohne mit der Wimper zu zucken, blassen Gesichts und starren Blickes die zum Teil nur zu berechtigten Vorwürfe seines Vaters angehört. Er versuchte auch nicht, innerlich sich ins Recht zu setzen, wartete eine Weile schweigend, ob der Alte noch etwas zu sagen habe und sprach dann leise mit mühsamer Beherrschung und Ergriffenheit: „Vater." Und weil Brindeisener sich aus der Versunkenheit nicht rührte, wiederholte er noch dringender denselben Ruf: „Vater!" Der Bauer blieb wie ein Stock und fühlte nicht, daß sein Sohn sich zu seinen Füßen schmiege. Deswegen drückte Peter das, was er hatte laut sagen wollen, erschüttert und heiß in seine Seele. „Laß gut sein, Vater," sagte er leise zu sich, „es soll anders werden." Dann stahl er sich unhörbar mit langen Schritten, auf den Zehen aus der Stube, ging hinauf an den Rand des Waldes und sah auf den Heiligenhof nieder, bis sich seine Augen mit Wasser füllten.

Denn was im Herbst des vorigen Jahres auf der Universitätsbrücke zu Breslau nach der tollen Nacht ihn wie ein Spuk überfallen hatte, war lebendig in ihm geblieben und hatte eine vollkommene Wandlung seines Lebens hervorgebracht. Er war nach Münster übersiedelt und hatte sich in der juristischen Fakultät einschreiben lassen, um unter Benützung der beiden Semester, die er, das eine in Greifswald, das andere in Jena, gehört hatte, mit eiserner Energie auf das Staatsexamen hinzuarbeiten. Die traumhafte Hoffnung, die er seit je als ein Taumeln in Seligkeit hinein in sich getragen hatte, war zu einem klaren Licht in ihm geworden. Er glaubte sicher und fest, das Recht auf das Vertrauen zu besitzen, aus allem Fallen und Irren, aus der finsteren Zerstörung seiner Familie in Höhen zu kommen, in denen Helene, das heilige Sintlingermädchen, lebte, weil dieses wundersame Wesen durch ein unbegreifliches Schicksal, trotz aller Feindschaft der Familien, ihm so oft seelennahe gerückt worden war und jede Berührung mit ihr ein fast schmerzhaftes Glück in ihm ausgelöst hatte. So stark und inbrünstig war er davon bewegt, daß er nicht nur glaubte, jetzt sei er reif zur höchsten Epoche seines Lebens, sondern er griff sogar mit der bebenden Hand eines seligen, fast trunkenen Ahnens in eine Zukunft, die ihm das Lenlein vielleicht gar in die Arme führen werde. Dann, dann war ja alles gut. Dann war sein Fallen Steigen, sein Irren nur heiliges Suchen und jeder Sturz ins Bodenlose

ein jäher Sprung in die Höhe geworden. Denn es gibt kein Unglück, keine Untat an sich, welchen Gebrauch der Mensch davon macht, das allein entscheidet über Gut und Böse, Glück und Unglück. Das sann Peter Brindeisener. Und als er von dem Waldhange herab dem väterlichen Hofe zuschritt, kam ihm das Goethesche Gedicht in der Seele auf, das mit den Zeilen beginnt:

„Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken ...“

Die herrlichen Worte des mannhaften Aufringens rissen den Jüngling so mit sich fort, daß er die letzten Zeilen als Gelübde laut in den einsamen Himmel mehr sang, denn sprach:

„Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.“

So, aufrauschend in seine hohen Hoffnungen, stieg er langsam den Brindeisener Hügel hinan.

Wie das Licht einer bunten Wolke, die vor der Sonne steht, ging es davon über den morschen, verfallenden Großhof, und in seinem erblindeten Finstern erwachte am Abend ein stumpfes Glasten, als strengten sie sich an, den längst versunkenen Schimmer noch einmal aus sich hervorbrechen zu lassen.

Fünfunddreißigstes Kapitel

So kam der Morgen des siebzehnten Mai heran und entfaltete sich nach kurzem Nebelzögern in einen Frühlingstag der heitersten Schönheit. Die Hügel wogten wie ein buntes Meer in dem Schimmern ihrer jungen Felder um den Heiligenhof. Der sah aus wie ein riesiges, altersgraues Kauffahrteischiff, das mit Gütern überladen, breit und sicher seinen Weg furchte, und die vielen kleinen Büsche, die da und dort auf den Kuppen standen, umschwärmten ihn leicht wie lachende Lustjachten unter wehenden Wimpeln. Als tausend klingende Fontänen stiegen die Lerchenlieder in den blauen Himmel und sprühten, sich leise verspielend, wieder ins Gras zurück. Jedes Blatt an den Bäumen hatte eine beglückte Stimme, jede Wendung des Windes einen tönenden Hauch, jeder Grashalm ein seliges Wispern, und als die kleine Glocke des Kirchturmes von Hemsterhus die Frühmesse einläutete, klang auch das ganz unheilig fröhlich, nicht wie ein Rufen zur Frömmigkeit, sondern wie das Wirbelpinken eines lustigen Zinkenisten.

Nicht lange nach dem Verklingen des Geläutes war der Sintlinger

schon auf den Beinen. Im Festtagsgewande, nur statt des langen schwarzen Rockes noch in einem bequemen Hausjackett, ging der Heiligenbauer den ganzen Hof durch, um nachzusehen, welche Vorbereitungen für den Besuch des Landrats überall unter der Leitung seiner Frau getroffen worden seien. Denn er selbst hatte sich von den Zurichtungen auf den festlichen Tag fast ganz ferngehalten, höchstens hatte er durch spöttische Mienen oder höhnische Liebenswürdigkeiten da und dort Ausschreitungen in zu grelle übertriebene Putzsucht verhindert, zu der alles auf dem Hofe: Knecht, Magd, Wirtschafter, bis herab zum Öchsner, hindrängte, so als bedeute dieser feierliche Tag den Anbruch einer neuen Heiligenhofzeit, den Beginn eines heiteren, leichteren Lebens für jeden auf dem Hofe.

Alles blitzte, alles war in einer fast beklemmenden Ordnung und Sauberkeit. Die Krippen in den Ställen waren weiß gescheuert, als seien das Futtertröge nicht fürs Vieh, sondern für Menschen. Die Schwanzquasten der Kühe durchgekämmt, ihre Hörner wie mit Seife gewaschen. Die Pferde standen mit gewichsten Hufen im frischen Stroh, die Wirtschaftswagen reckten die Deichseln wie eine wohl ausgerichtete Kompanie unter den Schuppen vor. Die Katzenköpfe des Pflasters waren mit Wasser fast weiß gespült, und selbst der riesige Düngerhaufen lag fast appetitlich da, nicht ein Strohbuschen stand über die säuberlich geschichteten Wulsten heraus.

Der Sintlinger schüttelte den Kopf über soviel unnötige Arbeit, und da der alte Zenker eben gebückt aus dem Pferdestall nach der Schirrkammer stöckelte, rief er ihm, laut herauslachend, zu: „Ihr seid wohl alle miteinander auf den Pips gekommen, Zenker? Das ist ja ein Konditorladen, kein Bauernhof.“

Der Alte schüttelte stumm den Kopf, hob seinen Stecken, wies nach dem Wohnhaus hinüber und verschwand brummelnd in der Kammer. Als der Bauer nach seinem Hause hinübersah, lehnte da seine Frau mit gerötetem, glücklichem Gesicht aus dem Fenster, hatte ihm wohl schon eine Weile zugeschaut und lächelte ihm zu, und er erkundigte sich bei ihr, ob denn auch die Sparren des Bodens gescheuert seien und warum in aller Welt man nicht auch den sämtlichen Schornsteinen bunte Bänderhauben aufgesetzt habe. Johanna sagte etwas Komisches von einer grünen Spottnase und zog sich in neckischer Gekränktheit zurück, und der Heiligenbauer setzte seinen Umgang fort voll lustigen Spottes, voll leisen Höhnens wegen all dieser übertriebenen Wichtigtuerei und machte sich doch selbst wegen seiner Bitterkeit lächerlich, deren Ernst er aber zu tief bohren fühlte, als das alles nur einfach dumm nennen zu können.

Das Hoftor war mit Kränzen umwunden, in denen bunte Papierfähnchen steckten, am Zufahrtswege hatte man einen großen, grünen Triumphbogen errichtet.

Da wurde er ärgerlich und rief böse: „Das ist ja der reine Kirmestrubel und sowas soll man als Festgokel mitmachen? — Verflucht!"

Fast beneidete er den alten Brindeisener drüben, der sich in gekränktem Stolz von dem Trubel ausgeschlossen hatte. Dieser Hof war rundum wie zugenagelt, er schien seit Jahren menschenverlassen, kein Gespann auf dem Felde, nicht einmal eine Henne im Garten. Nur die Fensterscheiben blakten in schleimgrünem Lichte von den bitterlichen Gesichtern der Menschen dahinter, die voll hämischer Böswilligkeit das heitere Leben verborgen belauerten, das sich auf der Straße bereitete.

„Wenn alles nicht so scheußlich wäre auf diesem Moderhofe," sann der Sintlinger, „so möchte man sichs fast wünschen, heute wenigstens ungestört drüben sitzen zu dürfen."

Als er sich umdrehte, sah er Helene durch das junge Laub der alten Lindenkronen in dem rosa Tüllkleide am Fenster stehen. Sie stand gereckt und unbeweglich wie in einer rötlichen Wolke. Ihr Gesicht trug den Ausdruck unirdischer, seliger Feierlichkeit, und das Blau ihrer Augen kam dem Heiligenbauer fast schwarz vor. Er sah eine Weile betroffen auf sie, riß sich aber dann auf und wollte sie mit spöttischem Gelächter aus dieser lächerlichen Verträumtheit rütteln; aber er brachte weder ein lautes Lachen noch einen Spott heraus, sondern hörte sich zu seinem Schrecken leise und furchtsam nur das eine sagen: „Mein liebes Lenlein!" Davon wurde er wider Willen so ergriffen, daß er sich abkehren und denken mußte, weshalb Helene ihn nicht bemerkt habe und wie es zugehe, daß selbst sie „diesem ganzen Zinnober" solche Wichtigkeit beilege.

Er trat an den Rand des Hügels, zog seine Taschenuhr, sah, daß es nicht weit vor acht Uhr, der Ankunftszeit des Landrats, sei, blickte die Straße entlang, horchte in den Wald hinüber, von woher der Wagen kommen mußte und sagte, die abgebrochene Erwägung beendend: „Mein Gott, die ganze Gegend fährt eben heute Karussel. Da bleibt dem Heiligenbauer bloß das eine übrig, daß er wenigstens den Kopf kühl auf den Achseln trägt."

Also schritt er starken Ganges in den Hof zurück, bestellte das Einspannen des Wagens auf neun Uhr, kleidete sich an und ging, belästigt durch den hohen Hut, langsam und zögernd wieder auf seinen Warteplatz vor den Hof.

Das Lenlein war indessen in den Blumengarten gegangen und bückte sich dort hin und her. Das Meierlein stand hinter ihr und nahm die gepflückten Blüten in Empfang. Die Hände der Blinden langten in einer solchen Zartheit nach den Blumen, als griffe sie nach schwebenden Tönen und breche sie aus der Luft, und einmal gar breitete sie die Arme, als wolle sie die Pflanze umfangen und drückte ihr Angesicht inbrünstig

in den blühenden Strauch hinein. Da fiel dem Sintlinger der letzte Satz von der Musik ein, den er in seine Blätter geschrieben hatte, und er dachte, daß vielleicht eben in Helene Gott seine Musik spiele. Doch dies Anglänzen von seiner früheren Welt her war nur leise und schnell hinschwindend und vermochte an der Spur, in der aller Schicksal lief, nichts mehr zu ändern, zudem auch ließ sich in der morgenstillen Weite eben das Heranrollen eines Wagens vernehmen. Also hob der Sintlinger den Blick von dem schönen Bilde der zwei Blumen suchenden Mädchen weg und kehrte ihn dem Walde zu, wo auch bald ein Landauer mit zurückgeschlagenem Verdeck auf der neuen Straße in gemächlicher Fahrt aus den Bäumen hervortrat und eine Weile hielt. Der Sintlinger konnte genau drei Männer und den Kutscher auf dem Bock unterscheiden, der gerade die Peitsche erhob und mit ihr nach dem Heiligenhof hinwies. Dann setzte sich das Gefährt wieder in schnelle Bewegung. Der Bauer rief nach dem Blumengarten hin: „Sie kommen!" und stieg dann sehr langsam, mit Lächeln seinen Hut zurechtrückend, den Hügel hinunter.

Er kam eben an der Einmündung des Zufahrtsweges an, als der Wagen vor dem grünen Triumphbogen hielt. Der eine im Fonds sitzende, hochgewachsene Herr mit dem bläßlichen Gesicht und dem kurz geschnittenen Schnurrbart, der wie ein schwarzer Klecks unter der großen Nase saß, war wohl der Landrat. Er winkte auf den Gruß des Sintlingers herüber, rief: „Pardon, einen Augenblick!" und sprach dann schnell in einer etwas stößigen Art zu den beiden Männern, die ihm gegenüber saßen, dem Kreisbaumeister Leipelt mit dem rotangeglühten Biergesicht und dem Kreissekretär Kölbling, einem unendlich langen, unendlich blonden, moderweichen Mann, der die Informationen des Freiherrn mit fortwährendem, devotem Kopfnicken entgegennahm. Dann sah der Landrat in die Höh nach dem Wetter, warf seinen leichten Mantel in den Wagen und trat unter den Worten: „Also um Punkt neun Uhr! Nicht wahr!" auf die Straße und berührte zum Abschied grüßend mit den Fingerspitzen die Krempe seines Hutes, während der Wagen langsam nach Hemsterhus davonfuhr. „Ich habe wohl die Ehre, Herrn Sintlinger vor mir zu sehen? Landrat von Zwinin," sagte er, auf den Heiligenbauer zutretend.

Der erwiderte, daß in diesem Falle die Ehre eben so sehr auf seinem, des Sintlingers Wagen, fahre, und während der Landrat die bedeutsam gesprochene Höflichkeit des Bauern mit Versicherungen seiner Wertschätzung und den Informationen, weswegen er seinen Wagen mit den Herren nach Hemsterhus gesandt habe, überrannte, spielten seine braunen, beißenden Saugaugen über den geschlossenen, kleinen Mann erstaunt, daß dies der berühmte Heiligenbauer sein sollte, nach dem die ganze Gegend tanzte, auch wenn er nicht pfiff.

So stiegen sie langsam den Hügel hinan. Freiherr Horst von Zwinin gehörte einer alten Adelsfamilie von Beamten an, die im Kreise Konitz ein kleines Gut besaßen. Er hatte jahrelang in der Ostmarkenbewegung die Rolle eines leidenschaftlichen Sturmläufers gespielt, erst im Meseritzer Schulstreik, dann als Einpeitscher des Enteignungsgesetzes gegen die Polen, und als dieser unselige Fanatismus sich als eine gefährliche Torheit erwies, war er nicht nur um seine ersehnte Regierungsratsstelle im Ministerium des Innern gekommen, sondern sogar weit in den Westen, in diesen öden Kreis am Rheine verschickt worden, der allgemein als toter Strang galt. Seit den drei Jahren, während er den neuen Posten inne hatte, war in seinem Wesen eine vollkommene Veränderung vor sich gegangen. Er überließ die Verwaltung fast ganz seinem Sekretär, lag viel auf der Jagd, in Feld und Wald, vergrub sich dann wochenlang in bitterer Vergälltheit und entwischte von Zeit zu Zeit nach Brüssel oder Ostende, um, wie er sagte, Studien zu machen. Bald verletzte er durch übertriebene Exklusivität, bald durch Fraternisierung mit den Volksinstinkten, wie seine adligen Freunde sich ausdrückten. Als durchgehender Zug seiner amtlichen Tätigkeit machte sich eine weitgehende Duldung jeder Neuerung, jedes Radikalismus in geistiger, religiöser und rechtlicher Hinsicht geltend, so daß es wirklich manchmal den Anschein hatte, als lege er es aus Rachsucht des Übergangenen darauf an, den Umsturz des Staates in seinem vergessenen Winkel vorzubereiten. Daß die Auflösung seines Charakters damals schon viel weiter gediehen war, wußte noch niemand.

Und nach der Art solcher Menschen, deren inneres Gefüge dem Verfall nahe ist, betrug sich Herr von Zwinin auch gegen den Sintlinger, während er mit ihm den Hügel hinaufstieg. Bald überstürzte er sich in Liebenswürdigkeiten, bald stutzte er schmerzhaft vor sich selber zurück und maß den neben ihm Schreitenden mit Lächeln. Er redete von dem sanften Hinausschwellen der Hügel, von der burgähnlichen Lage des Hofes, erkundigte sich nach dem alten Brindeisener, stand wieder still, sah sich um, nagte an den Lippen und schippte mit dem Fuß einen Stein aus dem Wege. Jedesmal aber raffte er sich wieder aus dem Wegzucken seines ungeordneten Wesens in die Situation, indem er dem Heiligenbauer herablassend die Hand auf die Achsel legte und versicherte, welche Freude es ihm bereite, endlich seine Bekanntschaft zu machen. So blieb dem Sintlinger nichts übrig als liebenswürdige Abwehr des Lobes und lächelndes Schweigen, dem man es nicht ansah, von welch spöttischer Lustigkeit es stammte. „Nicht der Rede wert, Herr Landrat" oder „ist so was eingerichtet, so läuft es von selbst," in solcher und ähnlicher Weise schob der Heiligenbauer die starken Ausdrücke der Wertschätzung von sich, mit denen ihn der Landrat immer und immer wieder anflackerte. So kam es, daß

die beiden nur schrittweise vorrückten und zu dem kleinen Aufstieg fast eine Viertelstunde brauchten, den man sonst in anderthalb Minuten bewerkstelligte. Als sie endlich oben angekommen waren, trat Helene mit dem Blumenstrauß aus dem Tore, den sie eben mit Hilfe des Meierleins im Garten gesammelt hatte, und die Magd drückte sich verschämt zur Seite.

„Das ist meine Tochter Helene," sagte der Sintlinger leise, bewegt von dem Zauber, der um sein kindhaftes Töchterlein schwebte. Der leise gleitende, sichernde Schritt der Blinden, die hohe Erregung ihres Gemütes trugen das zierliche, schöne Mädchen wie eine unwirkliche Erscheinung in der Luft heran, daß dem Landrat ein bewundernder Ausruf entfuhr. Aber dann blieb er schweigend stehen und genoß mit Wollust das zagende Heranschweben dieses Wesens, das überall in der Umgegend im Geruch teils der Heiligkeit, teils engelhafter Hexenhaftigkeit stand. Ihr Gesicht war noch blasser als sonst. Beim Herannahen wurde es schöner und schöner. Die gebundenen Augen, die sonst wohl von dem stumpfen Glanz eines Wassers überhaucht waren, das sich zum Gefrieren anschickt, flossen jetzt aus der Tiefe der Sterne von einem furchtvollen Feuer über, daß um die Ränder der Pupille das himmlische Blau von Schatten verdunkelt wurde, die den Glanz alter, edler Bronze hatten. Das Hervorbrechen dieser leidenschaftlichen Flamme hob die Unwirklichkeit ihres Wesens etwas auf, und die kindhafte Zartheit ihres Leibes erschien wie eine kostbare Blume, die ahnungslos an einem Abgrunde blüht.

„Guten Morgen, Herr Landrat! Schön willkommen auf dem Hübel," sagte sie in hoher Erregung, fast stammelnd und reichte ihm den kleinen Strauß. Ihr feiner Busen wogte, als wolle er aus der Haft des durchsichtigen Tülls davonflattern, und ihre zarte, weiße Hand bebte.

„Tausend guten Morgen, Fräulein Sintlinger! Das ist ja kostbar, richtig kostbar. Sie machen mich unaussprechlich glücklich," sagte der Landrat in der gewohnten Übertreibung seiner Kaste, aber zugleich in einer Leidenschaftlichkeit, die mit jedem Worte wuchs und ihn vollkommen veränderte. Das Blut wich aus seinem Gesicht, die Augen wurden ganz zu gierigen Saugnäpfen, seine Freude wurde geil. So, als sei er in einem der Häuser von Brüssel, wo er seine Studien machte, verschlang er die Gestalt des reizenden Mädchens mit seinen Blicken.

„Sie sind selbst die herrlichste Blüte," sagte er fast ohne Beherrschung und bedeckte ihre Hand bis über das Gelenk hinauf mit Küssen. Dann nestelte er eine Blume aus dem empfangenen Strauß und steckte sie ihr mit den Worten an die Brust: „Gestatten Sie, Fräulein Helene, daß ich die Blume an den einzig würdigen Ort bringe." Dabei drückte er, wie zufällig, seine Finger tief in ihren Busen.

Die Blinde stieß nach dieser schamlosen Berührung einen schreckhaft

leisen Schrei aus, taumelte zurück und wäre umgesunken, wenn nicht das Meierlein hinzugesprungen und sie aufgefangen hätte.

Alles ging so schnell, daß der Sintlinger den Vorgang nicht begriff. Mit einem Sprung war er auch bei seinem Kinde, die mit kreideweißem, schmerzvoll verzweifeltem Gesicht in den Armen der jungen Magd lehnte, und sprach begütigend auf sie ein, sich doch nicht so von ihrer Erregung übermannen zu lassen und auf ihrem Zimmer oder im Garten ein wenig auszuruhen. Aber als sich der Freiherr, aus seiner Erstarrung gerissen, nun auch an der Besänftigung beteiligen wollte, riß sich die Blinde wild in die Höh und stürzte, das Meierlein, das sie doch führen sollte, fest mit sich reißend, ins Haus. Die Männer blieben bestürzt zurück, und der Landrat stand, das verfinsterte, zuckende Gesicht gesenkt, und murmelte sich etwas vor die Füße. Der Heiligenbauer tröstete ihn und schob den Anfall ganz auf die Zartheit und Überreiztheit seiner Tochter.

„Ja, ja, die Weiber!" sagte der Freiherr mit tiefem Atemzuge und lächelte matt und bitterlich. „Hoffentlich hat die Ärmste keinen Schaden genommen."

Dann begann der Sintlinger den Landrat durch seine Wirtschaft zu führen und wurde bei den notwendigen Erläuterungen, um die Schatten dieses Vorfalls zu verscheuchen, eindringlicher und interessierter, als er es für möglich gehalten hätte, und der Freiherr brauchte die stärksten Ausdrücke, um die zauberhafte Ordnung, vorbildliche Umsicht und den ganzen herrlichen Betrieb gebührend zu loben und so seiner geheimen Pein zu entlaufen. Im Hause zerstreute Johanna die Besorgnisse, indem sie meldete, Helene sitze still und vergnügt am Fenster und es gehe ihr ganz wohl. Darum kam während des eiligen Imbisses eine heitere Laune auf, die allerdings von dem Freiherrn von Zwinin fast allein und zwar immerhin etwas gewaltsam bestritten wurde.

Als die drei das Prunkzimmer verließen und über den dämmerigen Flur und die gewundene Treppe dem Ausgang zustrebten, beteuerte der Landrat, daß diese Stunde zu den bedeutsamsten Begebnissen seines Lebens gehöre. Dann wollte er der Heiligenbäuerin zum Abschied auch die Hand küssen. Die kernige Frau aber entzog sie ihm und meinte lächelnd, solche Münze sei, wie er gesehen habe, auf dem Lande nicht angebracht.

Darauf sah sich der Freiherr noch einmal im Hofe um und rief ziemlich hilflos aus: „Ein Wunder von Gut, wirklich ein Wunder!"

Dann trat er als erster vor das Tor.

Drunten wimmelte die neue Straße schwarz von Volk. Die Musikkapelle begann einen Tusch zu spielen, als er am Rande sichtbar wurde. Der Freiherr fand nun auch ganz seine Haltung wieder. Behördlich aufgerichtet, mit bedeutsamer Falte über seiner Nase und einem Wohlwollen um die Lippen stieg er feierlich den Hügel hinab, indem er bei sich dachte:

„Mich wird mein Blut auch noch einmal schmeißen. Ekelhaft, ekelhaft! Aber doch ein dolles Mädel, die Blinde, der Teufel auch!"

Dann begann er, unter dem Triumphbogen stehend, sofort seine Rede: „Verehrte Anwesende! Es gereicht mir zur Ehre und Freude, heute ein neues, wohl das bedeutsamste Stück unserer Kreiswege, dem öffentlichen Verkehr zu übergeben . . ."

Die Blechinstrumente der Musikanten blitzten im Licht. Die Bauern standen regungslos. Da und dort in der langen Wagenreihe schnob ein Pferd. Die Worte des Landrats schallten laut im Schweigen der Menschen und der Sonne. Niemand achtete darauf, daß beim Aufklingen der Stimme des Redners an einem Fenster des Sintlingerschen Wohnhauses eine weiße Gestalt jäh auffuhr und so entsetzt zurücktrat, als falle sie zu Boden.

Es war Helene, die der Mutter gegenüber tapfer den Zustand ihres Innern verheimlicht hatte und mit mühsamem Lächeln über Mattigkeit in den Gliedern und Kopfschmerzen geklagt und gebeten hatte, niemand sollte sich ihretwegen Sorge machen. Am liebsten wäre ihr, man ließe sie ganz allein. Dann hatte sie das Gesicht in den Händen vergraben, die Arme auf das Fensterbrett gestützt, und das Meierlein, die sich weigerte, auch nur einen Schritt von ihr zu weichen, konnte sie durch nichts bewegen, das Gesicht frei zu machen und sie wenigstens die Augen sehen zu lassen. Denn der Magd war der Vorgang mit dem Landrat unbegreiflich, vor allem aber dessen Folgen, und sie konnte sich Helenes plötzliche Verkehrung von strahlendster Heiterkeit in diese taube, dumpfe Zerstörtheit nicht anders erklären, als dieser vornehme Herr sei im geheimen ein böser Mensch und habe sie mit seinem Atem vergiftend angeblasen. Und als nun beim Erklingen der landrätlichen Stimme von der Straße her Helene, wie von einem Stich getroffen, jäh auffuhr und mit dem Rufe „Pfui" flüchtend vom Fenster wegstürzte, sah sich die Magd in ihrer Ansicht bestärkt, fing sie liebevoll in den Armen auf und bat, ihr doch zu sagen, was denn der Landrat ihr getan habe, sie werde es niemand weiter sagen, niemand und, wolle sie, auch Gott selber nicht. Aber da machte sich Helene mit einem leidenschaftlichen Ruck frei und herrschte sie in Empörung an, was sie sich unterstehe. Sie schrie das letzte Wort gequält heraus und schaute dann lange ratlos geradeaus. Doch weil von der Straße herauf eben lautes Hurragetöse und Musikgeschmetter erklang, ging sie, drückte das Fenster zu, nahm das Gesicht wieder in die Hände und lauschte scheinbar gespannt auf das immer schwächer werdende Geräusch der davonfahrenden Wagen.

Als jeder Laut verklungen war, sagte sie leise zu sich: „Nun sind sie alle fort." Dann saß sie fast wieder zusammengesunken, teilnahmslos, zum Umfallen müde da. Innerlich aber war ihr immerfort zum Schreien qualvoll, denn von dem scheußlichen Klang der Stimme des Landrats, von

seiner Nähe, fühlte sie es über ihren ganzen Leib wie ein Laufen ekelhafter Käfer, roch einen unerträglichen Gestank um sich und empfand den Griff der freiherrlichen Hand an ihren Busen wie das Fressen eines glühenden Mundes.

Es war ihr kaum mehr möglich, die Maske der Ruhe aufrecht zu erhalten. Mit der letzten Kraft bat sie scheinbar todesmatt die Magd, sie doch jetzt allein zu lassen, denn sie müsse sich zu Bett legen. Das Meierlein ließ sich täuschen, bereitete das Bett und ging beruhigt, weil sie bemerkte, wie Helene plötzlich wohlig auflebte.

Aufgerichtet, in der Mitte der Stube stehend, lauschte Helene dem Davongehen der Magd nach. Als die Küchentür unten eingeschnappt war, riegelte sie die Tür zu und dann überließ sie sich einer förmlichen Raserei verletzter Scham. Sie bebte am ganzen Leibe, weinte, wand sich, spie aus und, weil von allem der Ekel und Gestank doch nicht von ihr wichen, verlor sie auch die letzte Beherrschung. Schon fast von Sinnen, riß sie sich die Kleider buchstäblich vom Leibe und immer leiser und leiser ihr „Pfui" keuchend, näherte sie sich dem Bett und warf sich, als die „Reinigung und Erlösung" beendet war, aufs Lager, raffte mit letzter Kraft nach dem Deckbett, es über sich zu ziehen, verlor aber darüber ganz die Besinnung und versank, nackt auseinandergeworfen, in tiefste Ohnmacht.

Während sich dies im Heiligenhofe ereignete, wand sich die lange Festschlange der Wagen die neue Straße hinauf durch den Wald, der Wagen des Landrats voran, der Sintlinger in seiner besten Kutsche hinter ihm. Da und dort stockte der Zug, fröhliches Geplauder und Gelächter rührte sich in den Gefährten, man rief sich Neckereien von Wagen zu Wagen zu, der Wald brauste unter dem Sonnenwind mit seinem jungen Laube auf, und die tausend Kronen stäubten hunderttausend Vogellieder über die lustige Festgesellschaft.

An der Waldmühle hielt endlich der Zug und hier, an der Grenze der Hemsterhuser Gemeinde, verabschiedete Freiherr von Zwinin die Festteilnehmer in einer förmlichen Rede, dankte noch einmal allen für ihre treue Mitarbeit, die zu diesem Werke der Zivilisation geholfen und feierte mit Worten fast überschwenglicher Auszeichnung den Geist des Heiligenbauers, „der alles für andere tue, nichts für sich wolle, der Kronen schmiede und glücklich sei, wenn sie andere trügen." Heute aber müsse er es übernehmen, diesem hartnäckigen Ehrenfeind gründlich die Wahrheit zu sagen. Das Kind dürfe nicht gewaltsam von seinem Vater getrennt werden, und „die schöne Straße, auf der wir stehen, ist ihr Werk, Herr Sintlinger!" So redete er ihn zum Schluß geradezu an. „Darum glaube ich im Sinne aller zu handeln, wenn ich Sie einlade, mit mir in den Ruf zu stimmen: Herr Andreas Sintlinger zu Hemsterhus lebe hoch, hoch, hoch!"

Damit war die offizielle Feier beendet, und es begann sich in dem

weitläufigen Garten der Waldmühle, diesem schönen Ausflugspunkt, wo schon längst seit Jahrzehnten das letzte Rad verfault war, ein fröhliches Treiben zu entwickeln.

Der Heiligenbauer kam, von allen angeräuchert, wider seinen Willen wohl, auch etwas aus seiner heimlichen Bitterlichkeit in eine gewisse Heiterkeit, wenn auch alles Frohe einen spöttischen Unterton besaß und jedes Lächeln als eine Maske über sein starres Gesicht lief. Aus seinem Auge brach hin und wieder sogar ein starrer Funken, und als der Landrat sich auf eine Weile zu einer Gesellschaft städtischer Honoratioren an einen anderen Tisch entfernt hatte, stand auch er unauffällig auf, gab seinem Knecht die Anweisung, in einer halben Stunde ohne ihn geräuschlos davonzufahren, und ging dann wie zu kurzer Lust den gepflegten Weg hinunter, der in schönen Krümmungen nach dem Buchteich, dem Glanzpunkt jener Gegend, führte, einem metallisch finsteren, klaftertiefen Wasserbecken, das regungslos und drohend tief im Walde lag und von dem die Sage ging, daß es Menschen, die es einmal verschlucke, nie wieder hergebe, weil sein unerforschter Grund mit dem Jenseits in Verbindung stehe.

Kaum hatte er in gemächlichem Schritt die zweite Krümme hinter sich gebracht, so fiel ihn, wie von der Vorstellung des fernen Finsterwassers gelockt, seine unterdrückte Düsterkeit gleich einem starken Räuber an. Er hörte deutlich die Stimme des Landrats neben sich: „Tausend guten Morgen, Fräulein Sintlinger!" und sah von dem Klang dieser Worte sein Kind erblassen, zittern und die Hände vors Gesicht geschlagen, umsinken. Eigentlich war er ja überhaupt nur deswegen beiseite gegangen, um mit polnischem Urlaub, wie man sagt, sich aus der leeren Komödie davon zu machen, nun er aber von diesem Bilde angefallen wurde, nahm er seinen hohen Hut ab, klappte ihn ein und begann schneller und immer schneller quer durch den Wald ohne Weg und Steg nach Hause zu laufen. Von der Waldmühle her hörte er bald hoch, bald tief, einmal sogar mit der Stimme des Freiherrn, seinen Namen rufen: „Sintlinger, Herr Sintlinger," zuletzt gar in weinerlicher Kläglichkeit „Heiligenbauer!" dem allgemeines Gelächter folgte. Er achtete auf nichts, fühlte es fast wie Angst in sich wachsen und eilte über Wurzeln und Stöcke davon.

Als einige Monate später der Freiherr von Zwinin wegen geschlechtlicher Zuchtlosigkeiten, die er an minderjährigen Mädchen und Jünglingen verübt haben sollte, in ein ärgerliches Gerichtsverfahren verwickelt wurde, erinnerte sich der Sintlinger an die Angst, von der er an diesem Tage in den Wald getrieben worden war.

Abgetrieben und aufgeregt kam er endlich auf dem Heiligenhofe an und erstaunte über die heitere Unbesorgtheit, der sich alle hingaben. Ein Teil des Gesindes war ins Dorf zu der Tanzlustbarkeit gegangen, mit der die

kleinen Besitzer und Dienstleute nach ihrer Weise das Fest in der Hemsterhuser Schenke feierten, die anderen trödelten lachend und müßig umher. Keiner trug einen Zug im Gesicht, der dem Sintlinger das Recht gab, nach dem Ergehen Helenes zu fragen. Ja, als er seine Frau beiseite nahm und sie erblaßt bat, ihn doch mit solch angenommener Lustigkeit nicht zu täuschen, sondern um Gottes willen ihm alles zu entdecken, wie es um Helene stehe, lachte ihm Johanna erst ausgelassen ins Gesicht und machte ihm dann über dies sein Schattenplaudern am hellsten Tage richtige Vorwürfe. Es sei nichts anderes, als daß das Lenlein sich seit langem mit Erwartungen und kindischen Hoffnungen das Herz zum Platzen überladen habe und nun oben in ihrem Bett all die Aufregung ausschlafe. Sie habe sich die Tür verriegelt und sei nicht zu erwecken. Diese Beruhigung vermehrte natürlich die Sorge des Bauern, anstatt sie zu entkräften. Er tippte seiner Frau mit dem Zeigefinger bitter lächelnd an die Stirn, sprang leise die Treppe hinan, lauschte gespannt ins verschlossene Zimmer, klopfte zaghaft einigemal, rief liebevoll dringend ihren Namen, bekam aber keine Antwort und hörte keinen Laut. Deswegen war er geneigt, der Sorglosigkeit seiner Frau rechtzugeben, zumal er bei abermaligem Lauschen einen langen behaglichen Laut erhorchte, wie ihn Tiefschlafende beim wohligen Dehnen auszustoßen pflegen. Nun es aber gegen den Abend hin ging und Helene immer noch nicht erschien, faßte ihn seine Sorge wieder stärker an. Alles war beim Melken und Füttern, aus den geöffneten Stalltüren erscholl der Gesang der Mägde. Er holte sich heimlich eine Leiter, stieg unter dem Schutze der Lindenkronen zu dem Fenster Helenes hinauf und schaute in das Zimmer hinein. Eben brach das Licht der untergehenden Sonne mit einer solchen Wucht durch das junge Lindenlaub, daß er vor lauter rotem Glänzen, Flimmern und Spielen nichts deutlich sehen konnte. Darum drückte er den nur eingelehnten Flügel ganz auf und war im nächsten Augenblick in der Stube.

Helenes tiefe Ohnmacht war indessen in Schlaf übergegangen. Von unruhigen Träumen erregt, von dem Widerschein des Abendrots überhaucht, lag ihr schöner, unbedeckter Leib wie von Sinnenglut schimmernd, in einer solch leidenschaftlichen Haltung, daß dem Sintlinger erst von einem heißen Stoß und dann von einem eisigen Schlag das Hirn tanzte. Denn sein Kind blühte gramvoll und selig, wie ein eben gefallener Engel. Mit zitternder Hand griff er in die über die ganze Diele zerstreuten Kleider, weil er schwimmend dachte, es sei besser, niemand, selbst das Lenlein nicht, sehe sie. Aber er rührte sie doch nicht an und richtete sich wieder auf. Dann deckte er sie so vorsichtig zu, daß sie nicht erwachte, ging ans Fenster, warf die Leiter um, entriegelte die Tür und verließ geräuschlos das Zimmer. Während alldem war er so ruhig geworden, daß

er eine Kälte zum Erfrieren in sich fühlte und ein Würgen im Halse, daß ihm jeden Augenblick zum Schreien und Ersticken zugleich war.

Die Sintlingerin schrak beim ersten Anblick ihres Andreas auch zurück und fürchtete wirklich, dem Lenlein sei unwiderruflich Furchtbares passiert, weil der Heiligenbauer rein aussah, als käme er aus einem Totentraum. Als er sich aber soweit gefaßt hatte, daß er erzählen konnte, das Lenlein liege splitternackt, wie nach einer Überwältigung und ihre Kleider seien in Fetzen gerissen über die ganze Stube zerstreut, also, daß nur zu denken sei, es habe eine plötzliche Verrückung des Geistes über sie Gewalt bekommen oder, nein, das andere bringe er nicht über die Lippen. Das wäre ja furchtbar.

Aber die Bäuerin knickte gar nicht ein. Nach einem jähen Aufstoß durch ihre volle Brust, zuckte gar etwas wie ein spöttisches Spiel um die Lippen. So machte sie kehrt und stieg eilig die Treppe zu Helene hinauf.

Nach einer Viertelstunde trat sie wieder herein und traf ihren Mann, ratlos mit den Fingern auf der Fensterbank trommelnd, das Auge in die Baumkronen des Gartens gerückt. Beim Umwenden stand die ausrufende Frage in seinem Gesicht: „Na, ist es nicht furchtbar?!"

Freilich sei es furchtbar, antwortete Johanna auf dies sprechende Anschaun und zwar furchtbar deswegen, weil das Lenlein ihres Mannes Tochter sei und einmal versucht habe, wie es früher auf dem Sintlingerhofe überhaupt Mode gewesen sei, die Zwirnrolle kurz und klein zu hacken, um den Fadenanfang zu suchen. Das alles sagte sie mit fröhlicher Spottlust, wurde aber dann ernst. Sie habe sich von dem Zwininer Landrat vierzehn bunte Dörfer versprochen und weil er sie nicht auf seiner Kalesche wie eine Prinzessin davongeführt, sei das enttäuschte Blut mit ihr durchgegangen und sie habe mit all ihren vergeblichen Hoffnungen auch ihre Kleider in Fetzen gerissen. Das sei wohl alte Sintlingersche Manier, aber keine gut menschliche, vor allem keine weibliche, und sie habe ihr den Kopf richtig gewaschen, daß sie alles beschämt bekannt, und wenn er sich überzeugen wolle, sie komme gleich herunter oder er könne auch zu ihr heraufgehen, denn sie werde wohl bald mit dem Ankleiden fertig sein.

Trotz dieser klaren Schlichtung stand der Sintlinger mit großen Augen auf und legte seiner Frau beteuernd die Hand auf die Achsel, wie in der Vorbereitung einer bedeutsamen Einwendung, ward aber anderen Sinnes, schüttelte den Kopf und ging, ohne ein Wort gesprochen zu haben, hinaus durch den Flur, hinter den Hof, legte die Hände auf den Rücken und versank in den Anblick des abendlich verdunkelten Waldes.

Bis ins Finstere hinein stand er unbeweglich. Dann atmete er, wie aus einem wunden Abgrund herauf und murmelte: „So, so! also mein heiliges Lenlein ist ein Weib."

In verzweifelndem Spott vor sich hinlachend tappte er sich nach dem Hofe zurück wie in ein fremdes Haus.

Sechsunddreißigstes Kapitel

Als er in die Stube trat, war das Lenlein gerade hinausgegangen und seine Frau saß, von dem kurzen, verscheuchten Aufenthalt des lieben Mädchens auch nachdenklich geworden, in einem Winkel und sah gespannt auf ihre gefalteten Hände, als hielte sie einen verwickelten Zwirnknäul im Schooß, den sie nicht zu entwirren vermochte.

Dem Heiligenbauer aber war es, als lebe er nicht in seinem Hause, sondern wohne in einem ausgeblasenen Ei. Allein er bezwang sich, seine Frau mit dem Ausruf zu bedrängen, der immer stärker in ihm wuchs: Du, Johanna, wenn unser Lenlein ein Mädchen ist wie alle andern, so war am Ende alles, was ich gesonnen habe, ein Betrug. Er ging in der Stube hin und wieder, kochte alles, was er sagen wollte, in sich hinein und horchte nur hin und wieder über sich, ob durch die Decke aus der Stube Helenes nicht doch ein schwebender, unwirklicher Laut zu erhaschen sei, der all dies Bohren ihm als Torenschaum aus dem Kopfe blies.

Auch am andern Morgen, da er noch vor Tage auf den Hof trat, war alles so leer um ihn wie gestern abend, nur, daß heute die ganze Welt wie ein ausgeblasenes Ei um ihn stand. Wortlos sah er zu, wie die Knechte drei hohe Kastenwagen mit Getreide beluden, dessen Lieferung in die kleine Kreisstadt am Rheine von ihm angeordnet worden war. Beim Herantragen der letzten Säcke kam es ihm ein, die Führung der Gefährte und die Übergabe der wertvollen Fracht doch lieber selber zu übernehmen, denn der alte Zenker kam mehr und mehr auch schon in geistige Gebrechlichkeit hinein. Also erkundigte er sich, da alles zum Abfahren fertig war, spaßhaft bei dem greisen Wirtschafter, ob auch für ihn noch ein Plätzchen zum Mitfahren frei sei und kletterte im Walde, als die Steigung überwunden war, zu Zenker in die Kelle des Wagens. Allein das Knacken, Achzen und Holpern der Wagen, die brummige Geschwätzigkeit des überjahrten Dienstmannes brachte ihm nicht, was er erhofft hatte, die Zerreißung des tauben, alles zersprengenden Ringes, in dem sein Denken saß, nein, es rüttelte ihn nur fester hinein, es sackte ihn immer tiefer.

Darum, als gegen Abend das Geschäft erledigt war, ließ er den Wirtschafter allein mit den Knechten heimfahren und, obwohl schon das abendliche Erblassen sich am Himmel bemerkbar machte, schritt er in der frohen Aussicht, wieder einmal mit dem Sinnen Ordnung im Kopf zu schaffen, rüstig aus der Stadt dem Walde zu. Unter den Bäumen wurde freilich aus dem geschwinden Marsch ein säumiges Wandern, und immer wieder aus einer Auseinandergeflossenheit des Gemütes auffahrend und sein ver-

schlungenes Innere umwitternd, ob es sich bald zu lösen beginne, kam er nur langsam vorwärts und wurde mitten im Walde von der Nacht überrascht.

Und seltsamerweise, nun es finster und finsterer um ihn wurde, hörte auch dies bescheidene Leben seines Innern auf, und es war ihm, als sei er mit seiner ganzen Seele in eine dunkle Stube gesperrt, aus der weder Fenster noch Türen herausführten. Bald erlahmte der Tanz seines Denkens ganz, sein Gemüt lag wie eine vernebelte Sumpfwiese um seine geschlossene, nachtdunkle Seele, und als er sich gewaltsam aufraffte und bemüht war, in all diese innere Verfinsterung die Sonnen- und Lichtgestalt seines Lenleins aus ihrer seligsten Zeit zu stellen, so gelang ihm auch dies nicht. Ihr Wesen tauchte wohl um ihn auf, doch nur so wie einer, der unsichtbar immerfort neben ihm herging. Aber, sowie der Heiligenbauer die Blicke scharf in der Richtung ausschickte, in der das Lenlein dunkel im Dunkel mitschwebte, war es, als würde auch dieser letzte Rest ihres Wesens von der toten Finsternis eingeschluckt. Und als das ein paarmal sich ereignet hatte, hörte er nur in der Stille des nächtlichen Forstes ein geheimnisvolles Schleichen seinen Schritten folgen, manchmal tief im Walde, manchmal ganz nahe hinter sich und nicht lange, so war es gar nicht mehr der leichte, schwebende Gang Helenes, der ihn begleitete, sondern ein siecher, traumhaft ungewisser Taumelgang, wie aus der Erde von unten gegen den Weg klingend, der jeden Laut spukhaft nachäffte, mit dem seine Füße im Wandern anstießen.

So oft hatte er die Erfahrung gemacht, daß Menschen, in sein Leben verflochten, um ihn gewesen waren, noch ehe sein Auge und Ohr, ja sogar sein Denken sie hatte wahrnehmen können, und es war ihm seit lange zur furchtvoll-seligen Gewohnheit geworden, sich immer in Gesellschaft Unsichtbarer zu wissen, stand doch die Macht Helenes schützend um ihn, der sie gehorchen mußten.

Nun aber im nächtlichen Walde ihr Sonnenbild sich mit keiner Macht des Willens herbeizwingen ließ, bedrängte ihn dies Mitgehen eines Undenkbaren immer schwerer. Der Heiligenbauer setzte sich auf einen Stein, nahm höhnisch auflachend den Hut herunter und fuhr sich über die Stirn in die Haare hinauf. Als er die Hand zurückzog, fühlte er, daß sie naß von Schweiß war. Das vermehrte seine selbsthöhnische Lustigkeit noch mehr und mehr und aus vollem Halse in den Wald hineinlachend, trocknete er schlagend seine Hand am Oberschenkel. Hahaha!

Er saß gerade einem der vielen verrasten Querwege gegenüber, die wie enge Röhren von der Waldstraße sich tief in den Forst hineintrieben, und so hörte er sein eigenes Gelächter, gedämpft und gespensterhaft verwandelt, in der fernen Finsternis widerklingen. Ja, wie er hinsah, schwankte das Echo als ein sichtbarer Schatten und verlor sich zwischen den Bäumen.

Da dachte der Sintlinger, diese Nacht habe es rein darauf abgesehen, daß ihn sein eigener Wahn verhexen solle, stand auf und sagte laut: „Ich bin doch kein Weib, daß ich mich vor dem Schatten eines Schattens fürchte.“ Dann ging er der Halluzination nach, tief in den Wald hinein, bis er auf eine Lichtung kam. Das Dunkel um ihn war von seiner Aufregung wogend geworden. In diesem schleierhaften Durcheinanderkreisen der Nacht sah er ungewiß die Umrisse eines großen, weitästigen Baumes vor sich. Er senkte instinktiv den Kopf und wollte auf ihn zugehen. Da stieß er unvermutet mit dem Fuß an etwas Weiches und wie er sich beugte, lag da in dem frühlingsweichen Grase ein fratzenhaft langer Mensch wie von dem Lichtgeifer schattenfaulen Holzes überzogen, von dem säuerlichen Dunst nie gelüfteter Kleider umwittert. Der stinkende Atem eines schnarchweit aufgerissenen Maules mischte sich mit dem Geruch ungewaschener Füße, die, in zerrissenen Stiefeln, weit auseinander geworfen, wie zwei Stinkbomben im Grase lagen. Dem Sintlinger wurde zum Brechen übel. In Abscheu und Ekel hieb er dem Wesen, von dem er nicht wußte, sei es Einbildung oder Wirklichkeit, seinen Stock über Leib und Brust, daß es klang, als schlage er auf einen Bovist. Aber die Gestalt gab keinen Laut von sich und rührte sich nicht. Das schleuderte den Sintlinger ganz in den Wirbel seiner Überreiztheit, daß er von Grauen gepackt, den Stock von sich schleuderte und in der sinnlosen Angst, wie sie nur Träumen eigen ist, durch den Wald lief.

Die ganze Welt stand als ein unsinniges, verzerrtes, transparentes Bild vor ihm, aus dem immerfort grelle Fratzen loderten und als geile Lichtfetzen im Schwarzen erloschen. Als er zu Hause angekommen, atemlos vor dem Bett seiner Frau stand, stammelte er in höchster Not: „Johanna, rette mich!“ Dann riß er sich förmlich die Kleider vom Leibe und stürzte sich kochend in einen solchen Rausch der Wollust auf sein Weib, daß Johanna glaubte, sie müsse umkommen.

An dem Abend dieses Tages, da die Staumauer vor dem Meere des Sintlingers bis auf den Grund zerbarst, daß die entfesselten Wogen sich über das Land seiner errungenen Erde stürzten, etwa in der Zeit, als im Walde die Nacht über ihn hereinbrach, stand Helene in ihrer Stube vom Stuhl auf, wo sie fast den ganzen Tag einsam und in einem Zustande vollkommener Aufgelöstheit gesessen hatte, so etwa, wie der Wind über uns als gestaltlose Luft unter dem Himmel über der Erde ruht, wenn sein Brausen vorüber ist, das ihm die Gestalt gab.

Auf eine unsagbare Weise durch den gemeinen Geist des Landrats in der Tiefe ihrer Mädchennatur entheiligt, war sie von dem bunten Strom all ihrer Hoffnungen und Erwartungen ausgeschlossen und durch die Verheimlichung einer erduldeten Schandtat, die sie nicht verstand, glaubte sie

nie, nie mehr zu ihren Eltern in das Verhältnis des alten Vertrauens zurückkehren zu können.

An der Stille, die im ganzen Hause eingetreten war, erkannte sie, daß die Nacht angebrochen sei.

Sie trat ans Fenster, öffnete es, lauschte auf das friedevolle Rieseln im Laube der einschlafenden Lindenkronen und dachte, wie damals sie hinter der hohen Kippe verirrt unter das Gesträuch gekrochen war: „Ich finde nie mehr zurück zu Vater und Mutter."

Noch ehe sie das recht zu Ende gesonnen hatte, hörte sie die Schritte ihrer Mutter die Treppe heraufkommen und warf sich schnell angekleidet ins Bett, zog das Kleid überall herein, deckte sich bis an die Lippen zu, schloß die Augen und stellte sich tief schlafend. Die Sintlingerin trat geräuschlos ein, blieb eine Weile am Bett vor ihr stehen, berührte dann in einem luftleisen Kuß ihre Stirn und sagte sich aufrichtend: „Gott sei dank! Armes, liebes Mädel."

Dann begab sie sich zu kurzem Sinnen an das geöffnete Fenster, an dem soeben das Lenlein gestanden hatte, schloß es, sah sich noch einmal in der ganzen Stube um — die Blinde hörte die Wendungen ihres Körpers und fühlte ihr Umherschauen in der Luft — und ging dann geräuschlos, wie sie gekommen war, von dannen, aber beruhigter, als bei ihrem Eintritt.

Ihre Tritte verklangen auf der knarrenden Stiege. Die Küchentür schnappte ein. Die Schlafstubentür knarrte auch leise ins Schloß. Dann war nichts als das leise Sausen des großen, nachtstillen Hauses um sie.

Helene blieb noch eine Weile still liegen, erkannte aber, daß an Schlaf nicht zu denken sei, und erinnerte sich, daß sie den ganzen Tag zwischen den Wänden ihres Zimmers gesteckt hatte. Wenn sie ginge und das freie, hohe Schweben des Himmels über sich genösse, das würde ihr gewiß wohltun. Mit nicht mehr Geräusch, als wenn jemand mit der Hand über eine polierte Tischplatte streicht, stahl sich das Lenlein über die Stiege hinab, durch den Flur hin und stand bald mitten im Hofe.

Kein Saugen war in der Luft zu spüren, kein Prickeln an ihrer Stirn. Nur ein göttlich abgewogenes Spiel fühlte sie durch den hohen Himmel gehen und in der Tiefe ihrer Seele sich friedevoll nachrühren: Der Mond schien also nicht; bloß die Sterne klangen in der Welt.

Ich will in dem Blumengarten den Gang hin- und wiedergehen. Vielleicht höre ich die schöne Männerstimme wieder, die mich am Abend vor dem Straßenfest so beglückt hat, dachte sie und setzte sich nach dem hinteren Beipförtchen zu in Bewegung. Sie spürte schon die Wucht der langen Stallwand rechter Hand gegen sich wirken, links drückte es leichter und ungeordnet. Dort lag der Schuppen. So war es schon recht und herzhaft schritt sie auf das Beipförtchen zu. Doch, was sollte denn das

auf einmal heißen? Das Gleichmaß der Schritte verließ sie. Sie wußte nicht mehr recht, wo der Erdboden sei, bald fiel der Fuß ins Grundlose, bald stieß er noch vor dem Niedersetzen an. Wo war sie denn? Mit einem sinnlosen Sprung rettete sie sich zur Seite und bekam glücklicherweise einen dicken Stützbalken in die Hände. Das Herz hämmerte ihr wohl und in den Schläfen schnellte das Blut heiß nach. Aber sie erkannte doch, daß sie unter den Schuppen geraten war. Und während sie stand und wartete, daß ihre Brust sich beruhige und das Brausen in den Ohren vollends aufhöre, wandte sie ihre Stirn bald da-, bald dorthin, um die Örtlichkeit genau kennen zu lernen. Ihr gegenüber allerhand Geräte, weithin vor ihr spürte sie es sich frei dehnen. Aber hinter ihr war etwas Seltsames, was ihr noch nie im Leben begegnet war. In glückvollem, seligem Ringen ineinandergeschlungene Wesen und jetzt hörte sie es auch doppelt atmen wie glühes Flattern und in sichern Zügen. Eine Kochglut schlug ihr davon entgegen und hüllte sie ganz ein.

„Wer sitzt denn da hinten?" wollte sie fragen, brachte jedoch vor Aufregung keinen Laut hervor, erlebte aber Ähnliches, wie in den Nächten der Traumberückung durch den Unbekannten. Sie fühlte sich unaussprechlich umfangen und zum Brustsprengen gedrückt. Von aufsteigendem Schluchzen und peinvoller Seligkeit außer sich gebracht, öffnete sie den Mund, um grell hinauszuschreien, mochte dann werden, was wollte. Da fühlte sie jemand an sich herantreten und hörte, wie durch einen Schleier von leisem Regenbrausen die Stimme Gottlieb Meixners zu ihr sprechen. Er redete von der Liebe, die seit dem ersten Tage das Meierlein auf ihn geworfen habe. Das Straßenfest habe alle Riegel zwischen ihnen gelockert und heute, eben jetzt, da sie in den Hof getreten, seien sie miteinander in guter Liebe ganz zusammengekommen. Da denke er und werde nicht fehl gehen, ihr Geist habe sie gerade deswegen heruntergeführt. Er habe eigentlich vorgehabt, sein Leben nie, nie mit dem Schürzenband eines Weibes zu schnüren. Aber mit dem Meierlein sei es doch eben etwas anderes, und wenn das Lenlein so gut sein wollte, ihre Hand in seine zu legen, da sei denn gewiß ein heiliger Segen über ihnen und es käme vielleicht wieder zur Harmonika und gar am Ende zu den Liedern, die nur sie allein, das Lenlein, wisse.

Dann rief er das verschämte Meierlein heran und das Lenlein willfahrte ihm und legte die Hände der beiden ineinander.

Doch nicht sie tat das eigentlich, sondern eine Fremde, Andere, die während des Vorganges auf- und niedersauste, in Wasser oder Sturm, an welchem Ort, ob im Himmel oder auf der Erde, wußte sie nicht. Sie fand sich auch bald nachher auf unbegreifliche Weise in ihrer Stube allein vor ihrem Bett stehen, warf sich auf das Gesicht hinein, raffte die Kissen mit ihren Armen zusammen und bebte am ganzen Körper, da sie glaubte,

das große Sintlingerhaus stehe in Flammen und sie hauchte betäubt vor schreckvollem Verwundern in sich hinein: „. . . die Menschen! . . . die Liebe! . . . Himmel, o Himmel!!" . . . Ihre Worte wurden immer leiser.

Ehe der Schlaf sie aus den Wirbeln riß, wurde sie ganz aus dem Hohen von der schönen Männerstimme leise gegrüßt und drängte, schon verwandelt, einem Geräusch in den Traum nach, das wie der Schritt eines Menschen in jungem Grase, sich in einer blühenden Wildnis verlor.

Siebenunddreißigstes Kapitel

In dieser Nacht stand also der ganze Heiligenhof in einer unsichtbaren Feuersbrunst und am Morgen des anderen Tages waren alle Räume von toter, zerstörter Luft angefüllt.

Das Lenlein lag nach dem Erwachen lange still und in Grübeln versunken, um herauszubekommen, was sich eigentlich mit ihr ereignet habe und wie es denn auf dieser Welt eigentlich war. Was sie auch sann, sie und das Leben und alle Menschen blieben ihr verwunschene Rätsel, die furchtvoller wurden, je tiefer sie sich in ihre Wirrnisse verlor. Denn sie wußte nicht, daß wohl alles auf Erden in Geheimnisse gehüllt ist, die wundersamste Unbegreiflichkeit aber auf der Zeit liegt, in der sie eben lebte. Als sie daher nicht mehr denken konnte, befand sie sich am Ausgange ihres Ringens: Alles und alle waren ihr fremd. Mit dem Meierlein und dem Gottlieb war etwas geschehen, was ihr die Schamröte ins Gesicht trieb, bei der Vorstellung, ihnen zu begegnen. Zwischen ihren Eltern und ihr stand das unsagbar Ekelhafte, das ihr vom Landrat geschehen war und das sie zugleich um alle Hoffnungen gebracht hatte, hinauszugehen in eine Welt fröhlich-beglückter Menschen. „Was ist denn das, Liebe?" fragte sie sich immer wieder. „Und warum haben sich das Meierlein und der Gottlieb so umschlungen, daß ich selbst zum Aufschreien atemlos geworden bin?"

Kopfschüttelnd stand sie auf. Ihre Hände waren eiskalt. Was ist denn das bloß, die Liebe? fragte sie, trat ans Fenster und lehnte das Gesicht an die Scheiben. „Gottlieb sagte, er habe sie von dem Fest bekommen," sann sie weiter, „und ich? Warum habe ich mir die Kleider vom Leibe reißen müssen? Das war doch gewiß keine Liebe. Gottlieb hat zu mir davon gesprochen; aber sollte ich zu jemand darüber reden, so müßte ich ganz gewiß schreiend davon laufen."

„O, mein Gott, was ist denn das bloß!" Mit diesem Ausruf wandte sie sich vom Fenster ab, vergrub das Gesicht in die Hände und ging ratlos die Stube hin. Ihre kalten Finger gruben sich in die Wangen. Was sollte sie bloß machen? Warum wurden ihre Hände so kalt, so trocken und wozu glühte ihr Gesicht? Sie riß die Tür auf und schrie ins Haus:

„Mutter!" und noch einmal lauter, fast verzweifelt „Mutter!"

Ihre Stimme gellte so schrill aus allen Winkeln wieder, daß sie zusammenfuhr und mit beiden Armen steif in die Türfüllung gestemmt, auf Antwort lauschte. Aber nichts rührte sich in dem ganzen Hause nach ihr, keine Tür, kein Schritt, kein Laut.

Man hatte sie wohl vergessen. Enttäuscht zog sie sich ins Zimmer zurück, lauschte noch einmal mit zu Boden gekehrtem Gesicht durch die geschlossene Tür, warf dann mit jähem Kopfrucken die gelösten, vorgesunkenen Haare in den Nacken und ging im Zimmer wieder hin. Ein merkwürdiges Pfeifen war auf einmal um sie in der Luft, wie das Sausen dünner, reißend gepeitschter Haselgerten. „Gut ... gut ... gut ..." sagte sie in einer rachsüchtigen Empörung, die sie nicht verstand. „... gut, so werde ich gehen ..." wiederholte sie, öffnete den Schrank, drückte ihr Gesicht bald in dies, bald in das Kleid und wählte endlich ein hellblaues, duftiges Gewand, das sie am liebsten von allen Kleidern anzog. Wie im Fluge war sie angezogen.

Ohne die mindeste Heimlichkeit ging sie aus dem Zimmer. Es soll sich zeigen, ob mich noch ein einziger Mensch in dem Hause mag, dachte sie und trat absichtlich laut auf.

Ihre Mutter, die aus dem Milchkeller heraufgekommen war und in der Küche um den Herd hantierte, hörte laute, plumpe Schritte die Stiege herabkommen und dachte, es sei die Kleinmagd, mochte aber nicht hinaustreten, um sie zurechtzuweisen, weil sie nach der unerwartet wilden Nacht nur immer leidenschaftlich vor sich hinarbeitete, damit sie die lahme und wunde Verstörtheit in ihr nicht empfinde.

So kam das Lenlein die Treppe herab, den Flur hin, ohne daß die Mutter ihr auch nur nachgesehen hätte, trotzdem alle Welt doch wissen mußte, meinte das aus den Angeln gehobene Mädchen, daß ihr nichts mehr übrig blieb, als von dem Hofe fortzugehen. Auf der Haustürschwelle überfiel sie ihre Verlassenheit als solche Scham und Verzweiflung, daß sie jagend über den Hof schoß. Sie fühlte es um sich zucken, stürzte durch das hintere Beipförtchen und hörte gerade noch des Meierleins Stimme ihren Namen rufen. „Das fehlte gerade noch," dachte Helene, spürte, daß sie den Weg nach dem Buchengrund unter den Füßen hatte, und lief solange geradezu, bis alle Laute ihres väterlichen Hofes hinter ihr versunken waren. Dann änderte sie die Richtung und ging in einer leichten Mulde auf breitem Raine links hinauf gegen die neue Straße zu.

Nur das leise Fächeln der jungen Saat ihr zu Füßen, das traumschwache Gebrause des Waldes über ihr war noch um sie. Dann und wann schoß das Summen einer betörten Fliege vorbei und in der Luft wogte, rein wie das Branden eines klingenden Meeres, der Gesang von

tausend Lerchen, die schmetterten, als gälte es, die Himmelskuppel mit Wohllaut zu sprengen.

Wer weiß, es hätte sein können, das Lenlein wäre am Ende von dem friedevollen Jubel dieses Maimorgens wieder in die Seligkeit ihrer unirdischen Seele überwunden worden, doch wie man so spricht, der Zufall wollte es, daß einer Lerche in der blauen Höh über ihr im Übermaß des Glückes von dem eigenen Liede das Herz zerrissen wurde. Der Vogel stürzte durch die Luft und fiel dem flüchtenden Mädchen gerade vor die Füße. Nun war ja des Heiligenbauers Befehl gemach in Vergessenheit geraten, das Lenlein von der Kenntnis des Todes zu behüten. Aber sie gebrauchte das Wort sterben, ohne zu wissen, was das eigentlich sei, weil wir im Grunde doch nur durch die Augen den Tod kennen lernen. Als nun das Sintlingerlenlein sich nach dem Vogel bückte, die letzten Zuckungen des Lebens in ihm spürte, barg sie ihn in den Händen, hauchte ihn an, horchte auf seinen Herzschlag, trug ihn, ohne im Gehen nachzulassen, eine lange Weile in der Hand und öffnete endlich die Finger, um ihm die Freiheit wiederzugeben. Aber so oft sie ihm auch einen kleinen Schwung in die Höh gab, er fiel immer wie ein Stein in ihre Hand zurück. Da schleuderte sie ihn endlich entsetzt von sich und verdoppelte ihre Eile, weil sie dachte, der Tod sei auch hinter ihr her, und wenn sie eingeholt werde, müsse auch sie sterben. Mit Zuhilfenahme der Hände kletterte sie über die Böschung der neuen Straße hinauf und flog auf dem sicheren Wege nur so hin.

Kein Mensch begegnete ihr, kein Gefährt kam ihr entgegen oder überholte sie. Nach ihrer Meinung ging sie schon eine Stunde und mehr. Sie war sicher tief im Walde und mußte schon dem Rheine nahe sein.

Darum blieb sie stehen, um ein wenig Luft zu schöpfen, und kehrte dabei das Gesicht über sich; denn ihr fiel ein, daß die Leute sagten, über dem großen Strome ginge ein geheimnisvolles Glänzen in der Luft mit, und wer es verspüre, dem gelinge zu fehlerlosem Segen, was er gerade vorhabe. Und so kehrte sie das Gesicht der Höhe zu, um womöglich dieser himmlischen Verheißung teilhaftig zu werden.

Ja, sie hob sich selbst mit der ganzen Inbrunst ihres verscheuchten, sehnsüchtigen Lebens ins Raumlose hinein, konnte aber trotz aller Anstrengung nichts von einer sonnenhaften Berückung merken, die sich in der Höhe hinbewege. Statt dessen hatte sie das Gefühl, als fielen Fesseln von der Tiefe ihres Wesens nieder. In ihrem Innern war es, als öffne sich eine Tür und ein freies Fluten ergoß sich aus ihr, wie sie es noch in keinem Augenblick des Glückes gespürt hatte. Und nun nahte sich auch das Glänzen, nach dem sie verlangt hatte, aber nicht von oben. Es kam ihr entgegen, daß sogar sein seliges Schreiten zu vernehmen war. In höchstem Rausch breitete sie die Arme aus, und so wankend vor Ent-

zücken, näherte sie sich dem Unaussprechlichen, von dem sie fühlte, es sei dasselbe, von dem sie einstmals, hinter der alten Therese her, ein sicheres Ahnen gehabt hatte.

Da riß sie ein Schrecken mitten durch, daß ein Klingen durch den Rücken in ihr Hirn sprang, denn sie sah einen Mann vor sich stehen, leibhaftig, und dies Sehen war so ganz anders, wie sie es noch nie erfahren hatte.

„O, Gott!“ hauchte sie in höchster Furcht und schloß die Augen.

Aber da sie dachte, nun sei der Tod wirklich da und umfange sie mit seinen Armen, hörte sie dieselbe schöne Stimme auf sie einreden, die sie am Abend vor dem Straßenfest am Zaun des Blumengartens gegrüßt hatte: „Was ist Ihnen denn, Fräulein Helene? Um Himmels willen, öffnen Sie bloß einmal die Augen. Ich bin es, Peter Brindeisener.“

Aber je lieber der Jüngling zu ihr redet, desto ergriffener wurde sie, tastete mit zitternden Fingern über sein Gesicht und brach darauf in schreiendes Lachweinen aus. Feuer schlug über ihr zusammen und besinnungslos hing sie in den Armen Peters.

Der Student glaubte nicht anders, das geliebte Mädchen sterbe. Darum nahm er sie auf die Arme und trug sie laufend durch den Wald und während er mit der kostbaren Last dem Sintlingerhofe zueilte, jubelte trotz aller Angst sein Herz über die Fügung, die ihn bei der Kunde von der jähen Erkrankung Helenes am Straßenfest so mit Sorge beladen hatte, daß er Tag und Nacht um den Hof geschlichen war und schließlich heute morgen auf einem langen Waldspaziergang Errettung aus seiner Ratlosigkeit gesucht hatte.

Nun trug er die in den Armen, nach der alle Wogen seines Wesens seit je gesucht hatten.

Mit verstörtem, schweißüberströmtem Gesicht, das blonde Haar in die Stirn geklebt, kam er auf dem Hofe an und legte Helene mit der Erklärung, daß er sie ohnmächtig im Walde gefunden habe, der erschreckten Heiligenhofbäuerin in den Arm.

Sie sah ihn entsetzt an, dankte kaum und sagte tonlos: „Also doch.“

Dann stieg sie mit Helene mühsam die Stiege hinauf und ließ ihn stehen.

Denn geradeso wild aufgeregt sah das Gesicht Peter Brindeiseners aus wie damals, als er in der Jugend frech zu Johanna in die Stube gedrungen war, um die süße Stimme Helenes zu erhaschen.

Peter stand einen Augenblick starr vor dem Sintlingerhofe, hörte das leise Weinen und Klagen der Bäuerin aus Helenes Zimmer dringen und ging betäubt den Hügel hinunter, dem väterlichen Hofe zu.

Die Sintlingerin schickte sogleich nach allen Seiten Boten aus, ihres Mannes habhaft zu werden, der noch vor Tage aus dem Toben seiner Liebesraserei aufgefahren und davongegangen war. Aber noch ehe der erste

Bote zurückkehrte, besann sie sich anders, half dem alten Zenker anspannen und hieß ihn, was Zeug und Tier halte, in die Stadt nach einem Arzte zu jagen.

Der Wagen rasselte über den Hügel hinunter und brauste nach dem Walde zu davon.

Wie mit angehaltenem Atem lag der Heiligenhof in der Sonne. Johanna stand wieder vor dem Bett Helenes und sah sie wachsbleich und regungslos mit einem Gesicht in den Kissen liegen, verklärt und friedevoll, wie es nur der Tod dem Menschen bescheert. Wenn nicht ein leises Zucken von Zeit zu Zeit unter der Haut über die Stirn gelaufen wäre, die Bäuerin hätte zum ewigen Abschied die drei Kreuze über sie geschlagen und sich dem Schmerz überlassen, der wie ein Tier in ihr hockte.

„So hat mich mein Ahnen nicht betrogen, daß von diesem verfluchten Peter Brindeisener meinem Lenlein das Unglück kommt," dachte sie zum hundertsten Male. Sie hatte es unbewußt laut gesprochen. Da öffnete das Mädchen die Augen, sah staunend auf, gewahrte seine Mutter, schloß sie erschreckt und sagte dann leise: „Verhäng die Fenster."

Als der Arzt in der verdunkelten Stube erschien, fand er außer beschleunigter Herztätigkeit kein Krankheitszeichen an Helene, die willig alle Bewegungen vollführte, die der Doktor von ihr verlangte. Nur die Augen hielt sie fest geschlossen und war durch alle Mittel der Güte und liebevollen Drängens zu nichts anderem zu bringen, als die Lider einen Spalt weit zu lüften und sie dann entsetzt zu schließen. Als sich das einigemal ereignet hatte, sah der Doktor die Bäuerin bedeutsam an, verabschiedete sich tröstend von Helene und eröffnete Johanna draußen, wenn ihn nicht alles täusche, so sei mit ihrer Tochter ein Wunder geschehen. Er glaube bestimmt, sie habe das Augenlicht wieder erhalten, in welchem Umfange, lasse sich allerdings noch nicht feststellen.

Als der Doktor über die Treppe hinuntergegangen war, kniete die Heiligenhofbäuerin an derselben Stelle, wo sie stand, nieder und küßte den Erdboden.

Dann ging sie zu Helene hinein, beugte sich über sie, schloß sie vorsichtig in die Arme, wurde aber unversehens so von dem Sturm ihres Glückes gepackt, daß sie losweinte und dabei wie unsinnig von Seligkeit, lauter und lauter nur das eine hervorbrachte: „Mein liebes, liebes Lenlein, Gott sei Dank!"

Sie fühlte wohl, wie ihre Tochter schwache Versuche machte, die fast schmerzvolle Umarmung zu lösen. Aber immer aufs neue brach die Bäuerin in Rufe und Beteuerungen des Glücks aus. Schließlich merkte sie doch, daß Helene etwas sagen wollte und, da sie sich bezwang und still war, flüsterte ihr Helene ins Ohr:

„Ich liebe den Peter Brindeisener, Mutter, ich liebe ihn, . . . ich habe

ihn immer geliebt . . . . . immer, . . . immer . . ." Das Mädchen wurde von diesem ersten Geständnis so ergriffen, daß sie nach all den Erregungen das Hervorbrechen der Glut nicht mehr aushielt, immer leiser und leiser sprach und selig einschlief.

Auf den Zehen ging Johanna davon und nahm im Herzen alle Lästerungen zurück, die sie Peter Brindeisener angetan hatte. Denn das konnte kein böser Mensch sein, dessen sich Gott bedient hatte, ein solch außerordentliches Wunder zu wirken.

So war also eingetroffen, was einst der Professor Flöreck in Münster vorausgesagt hatte, einmal werde die Natur den Schleier auf ebenso geheimnisvolle Weise von diesen Augen wegziehen, wie rätselhaft sie ihn davor ausgebreitet.

Bald jubelte der ganze Sintlingerhof und kehrte wieder ein Bote zurück, der nach dem Sintlinger ausgeschickt worden war, ohne ihn gefunden zu haben, so erneuerte sich an seiner Freude die glückhafte Erregung der andern zu neuem Überschwang. Es brauste, lachte und rief aus allen Türen und Luken und erfaßte im Nu die ganze Umgebung.

Im Abenddunkel kam der Heiligenbauer von Querhoven her auf den Hof. Sein Gesicht war blaß und gramvoll und als er hörte, daß alle jubilierten, weil das Lenlein von ihrer Blindheit befreit sei, taumelte er und wäre bald hintenüber zu Boden geschlagen, doch erhielt er sich noch und schleppte sich ins Haus.

Die Knechte und Mägde glaubten, das Glück habe dem Heiligenbauer den Verstand verdunkelt. Doch während sie noch darüber redeten, wie es möglich sei, daß jemand aus lauter Freude ein so verzweifeltes Gesicht machen könne, fing die Glocke im Türmchen so gell, so schreiend an zu läuten, daß alle vor Schreck zusammenfuhren.

Die Bäuerin wußte noch nichts von der Heimkehr des Sintlingers. Beim Klang des seit Jahrzehnten stummen Glöckchens, kam sie laufend unter die Tür und fragte in den Haufen des Gesindes hinein, was das für ein Unsinn sei.

Man schwieg verlegen und antwortete endlich: Der Sintlinger sei eben nach Hause gekommen.

Das Glöckchen wimmerte und zuckte noch immer. Wie gehetzt, war Johanna über die Stiegen hinauf. Wahrhaftig, da steckte ihr Mann, krampfhaft ins Gebälk des Türmchens gezwängt, hielt sich stemmend mit der Linken fest und stieß fortwährend mit einer Latte in die Glocke. Bald traf er sie, bald fuhr er vorbei.

Endlich hörte er auf das Bitten, Schreien und Klopfen Johannas, ließ die Latte fallen, beugte sich nieder und sagte tonlos, mit stierem Gesichtsausdruck:

„Ja, ja Johanna, schrei, schrei! die Steine werden gleich in die Luft fliegen und der Herrgott macht sich aus dem Staube."

Dann brach er in Lachen aus und stieg mühselig aus dem engen Gebälk.

Der erschlossenen Helene erging es wohl wie einem, der unvermutet aus der tiefsten Finsternis in die grelle Hochsonne tritt. Ihr Gemüt taumelte erst vor der vollkommen neuen unbekannten Welt in seine Tiefe zurück und wäre am liebsten dort in der Gesellschaft der tönenden Schatten verblieben, von denen sie seit jeher umgeben gewesen war. Deswegen lag sie in den ersten Tagen noch die längste Zeit mit geschlossenen Augen da und zwar meistens in der Anwesenheit von Menschen. Sobald man die Tür schloß und sie allein ließ, hob sie zögernd, in furchtsamer Neugier die Lider und ging mit ihren Blicken überall umher. Alles war bunt, fest, fremd, schimmerte, stand nah und steckte doch durch die Schärfe der Umrisse voll einer drohenden Feindseligkeit. O, und wie verwandelt waren die Menschen, der Hof, der Garten, die Wege, die Hügel, Wald und Himmel! Alle, die vor ihr erschienen, Knecht, Magd und Wirtschafter, wurden von ihr einen Augenblick betrachtet, dann ließ sie die Lider einsinken und verglich die sichtbare Gestalt mit ihrer augenlosen Vorstellung von früher. Und fast niemand kam vor sie, den sie nicht immer wieder staunend geprüft, zweifelnd verglichen oder gar, in ihre alte Art verfallen, mißtrauisch betastet hätte. Bei dem alten Zenker erstaunte sie über das verrunzelte Gesicht und die gebeugte Gestalt, weil der Greis im Scheine ihres augenlosen Sehens aufrecht mit einem sanften Kindergesicht gelebt hatte. Vor Gottlieb Meixners grotesker Vierschrötigkeit brach sie in Gelächter aus, ihre Mutter maß sie mit einem stillen Lächeln, dem man die leise Enttäuschung anmerkte, und als des Heiligenbauers blasses, erschüttert durchfurchtes Gesicht mit den zurückgeflossenen übergroßen Schwarzaugen vor ihr erschien, erschrak sie geradezu, schrie schmerzvoll auf: „Das ist mein Vater?" vergrub ihren Kopf ins Bette, schluchzte auf und warf sich dann dem Sintlinger an die Brust. Sie umschlang seinen Hals und rief unter Tränen fortwährend leise: „Vater . . . mein lieber Vater . . . ." Niemand konnte genau entscheiden, ob an der Erregung Helenes beim ersten Anblick des Sintlingers Enttäuschung oder Freude, glückhafte Überraschung oder Schreck den Hauptanteil habe. Und der Heiligenbauer selbst wurde von den widerstreitendsten Gefühlen überstürmt, als er das erstemal sein sehend gewordnes Lenlein in den Armen hielt. Das Zusammenschlagen seiner Hände konnte ebensowohl Entsetzen als Staunen, sein Erbleichen und Einsinken der Augen höchstes Glück und Gram bedeuten.

Als er von Helene endlich freigegeben war, stand er ihr gegenüber, schaute sie groß an und sagte ungläubig mit einer schmerzhaften Enttäuschung in Gesicht

und Stimme: „So, so! Also mein Lenlein, da bist du nun wirklich auch ein Mensch geworden wie wir andern. Nun, wie ist dir denn da, Kind?"

Das Mädchen erschrak einen Augenblick, ließ ihre Lider sinnend herabsinken und antwortete: „Ach, denk doch, Vater, natürlich bin ich glücklich." Darauf wurde der wehe Zug in der Freude des Heiligenbauers nur noch tiefer. Er antwortete mit einem inneren Wegwenden: „So, so. So, so" und ging kopfschüttelnd hinaus.

Dem Sintlingerlenlein ging es mit allem, wenn auch nicht so kraß wie mit ihrem Vater. Ihr Vertrautestes sah sie vertauscht, ihr Nächstes fremd, Bekanntes entrückt. Was schon vor Monaten begonnen hatte, war nun vollzogen, ihre ganze Welt, die sie sonst gleich einer sanften Mondlandschaft in sich getragen hatte, lag nun als schreiend bunter, unbeherrschbarer Tumult um sie. Ihre Seele, die noch vor Tagen das Klingen der Nachtsterne in der Tiefe der eigenen Brust vernommen hatte, war gleich einem friedfertigen König aus der alten Hauptstadt aufgescheucht worden und lag nun an den äußersten Grenzen ihres Reiches im endlosen Ringen mit hunderttausend Eindringlingen.

Als sie das erstemal vom Hof aus das Hügelgewoge des weiten Landes um sich erblickte, mußte sie sich an Peter Brindeisener festhalten, der ihr die Erde zeigen wollte, wie er glaubte, ihr die Augen erschlossen zu haben. Helene sah da nichts Festes, in seit Jahrtausend erstarrter Bewegung um sich liegen. Sie erblickte ein lebendiges, schäumendes Tanzen aufgewühlter Wellen gegen den Heiligenhübel heranbranden, daß sie schwindlig wurde und gell auflachte, wie ein Kind, das das erstemal Karussel fährt. „Holla!" rief sie dabei in übermütiger Furcht. „Das ist ja ein verrücktes Rundsausen, Peter! Sieh und alles stürzt in die Sonne hinein. Pardauz, du, sieh doch, was für ein Feuer das ist."

Dann schloß sie die Augen und, in den Armen ihres Geliebten zurückgelehnt, sammelte sie dies neue, große Bild der schönen Erdunruhe mit der Stille ihres jenseitigen blicklosen Sehens, während die Glut des Abends über ihr Gesicht glühte. Bis Peter sie auf die geschlossenen Augen küßte, immer feuriger, daß sie endlich die Lider hob und ihn groß und erstaunt ansah, fast so wie das erstemal im Walde draußen, als die Nacht um sie zerriß und sie sich auf der Welt gefunden hatte, einem Geliebten leibhaftig gegenüber, dem sie monatelang im Traume als unbekanntem Schatten entgegengepilgert war.

Die Heiligenhofbäuerin aber unterdrückte tapfer das Aufstoßen ihrer einfachen Natur beim Anblick des krausen Schwelgens, in das ihr Lenlein im Glück über die neu geschenkte Welt und ihre Liebe geriet. Ja, sie förderte sogar unauffällig die Zusammenkünfte der beiden. Denn sie hatte Peter Brindeisener nicht nur die feindselige Art abzubitten, mit der

sie das ohnmächtige Lenlein aus seinen Händen empfangen hatte, sondern sie mußte möglichst all das Böse wieder in sich gut machen, das sie seinem Wesen seit je innerlich angetan hatte. Wenn sie den mächtigen Jüngling mit den unbezähmbaren Augen so zart, fast scheu um ihr zierliches, elfenzartes Lenlein dienen sah, begriff sie nicht, wie sie denselben Menschen ehemals nur mit Wegwenden, ja geradehin feindseligen Empfindungen hatte sehen können, daß er ihr einst sogar bei der Beerdigung der Brindeisener-Amalie als Mörder erschienen war. Jetzt empfand sie freudigen Stolz, wenn sie den Studenten mit schwerer Gelassenheit, in der doch bei jedem Schritt ein federndes Reißen aufzuckte, wie heimliches Knistern unter den Sohlen, wenn sie ihn so, in wogender Würde herankommen oder davongehen sah.

Nur die Gebärde seines Lachens flößte ihr noch manchmal Scheu, fast etwas wie Grauen ein. Wenn seine schmalen, blutroten Lippen sich über die weißen Zähne hinaufhoben, sah es aus, als grinse er mit seinem mächtigen, kalkweißen Raubtiergebiß.

Aber hörte sie sein knabenhaft-argloses Plaudern und Schäkern mit Helene auf dem Torbänklein unter den Linden, erschien ihr auch dieser Eindruck nur als ein letzter, hartnäckiger Rückstand ihrer alten Feindseligkeit, und sie machte sich Vorwürfe, daß sie im Grunde genommen doch ein recht böses Herz habe.

Noch nie, solange der Sintlingerhof stand, hatten die Amseln von dem Wipfel der Linden so tief, so inbrünstig, so leidenschaftlich in den Abend hinausgeflötet als in jenen wenigen Maitagen, da die Kinder der beiden feindseligen Höfe auf dem Ruhebänklein neben dem Tore saßen und sich gegenseitig das Wunder ihrer Liebe und ihres Lebens aufschlossen. Johanna kam es vor, als sei sie erst jetzt heimisch auf dem Sintlingerhofe geworden. Die Liebenden aber trugen die Kostbarkeiten ihres Lebens zusammen, flochten ihre Erinnerungen in einen Kranz und staunten über ihre Liebeswahl, die Peter Brindeisener der ergriffen lauschenden Helene als die Wirkung eines uranfänglichen Weltallbeschlusses erklärte. Er versicherte, ihren ersten Schrei gehört zu haben, mit dem sie auf die Welt gekommen sei und daß er fast glaube, sie in einem Traum singen gehört zu haben, den er selber noch vor seiner Geburt geträumt habe. Denn wenn immer ihm nur der Laut ihrer Stimme zu Gehör gekommen sei, dann habe es ihn, wie er überschwenglich sagte, „jedesmal bis in die vorirdischen Tiefen der Seele ergriffen."

Die akademischen Ferien Peters waren auf diese Weise nur zu schnell zu Ende und er fuhr in einem Hochgefühl, in einem Lebensjubel in das alte finstere Münster zurück, wie er es noch nie in seinem Leben erfahren hatte.

(Schluß folgt)

Stockholm II

Tagebuchblätter von Samuel Saenger

Den 31. Juni

Im Hotel Continental, dem Bahnhof gegenüber, in verwaschener Allerweltsumgebung, hat die Nachrichtenbörse ihren Sitz aufgeschlagen. Es hilft also nichts, man muß auch dort gelegentlich untertauchen. Die Kaffeehaushalle ist arg, verräuchert, es ist kein Ort für ästhetische Nerven und empfindsame Lebensgewohnheiten. Tische und Böden sind unsauber. Man hockt lässig und ohne Respekt nebeneinander auf zersessenen Polstern, man schachert und flickt in übel zugerichteten Sprachen Geschäfte zusammen, man tuschelt und mißt sich mit schielenden Augen. Ich muß an ein besonders von Austroslawen besuchtes Wiener Kaffeehaus denken, wo ich während der Karpathenkämpfe Ende April 1915 zuweilen einkehrte; dort waren die Hyänen der schwarzen Listen deutlich zu erkennen. Eine Verschwörerstimmung ging um, man fühlte sich geheimpolizeilich überwacht und überhorcht, man saß im Kreuzfeuer fiebriger Blicke, die, mit Aufmerksamkeit geladen, aneinander vorbeischossen. Hier fehlt das Geheimpolizeiliche, man ist in einem menschlich und politisch freien Lande, die Bevölkerung der ministeriellen Hintertreppen scheint zu fehlen, — halt, doch nicht ganz. Dort hinten der feine Herr in amerikanischem Talmizuschnitt, mit dem Amethystring am Zeigefinger, wie ein echter Bischof, der gehört wohl in die Gesindestube der Regierungspolitiken. Er vertreibt sich die Zeit mit bitterkalten Drinks.

Die Russen sind hier die interessantesten Gäste. Es sind beileibe keine Arbeiterphysiognomien, die man in dieser Mustersammlung slawischer Köpfe wahrnimmt. Unruhe, Fanatismus, Müdigkeit, Resignation, lauter Attribute der suchenden, wollenden, streitenden Intelligenz sprechen aus ihren Gesichtern. Sie reden laut und lebhaft und doch sämtlich wie unfreie Menschen, die irgendwo im Gemüt ihren Geheimschrank haben, den sie auch vor den Genossen nicht öffnen. Sie werden noch einen langen Weg bis zur Freiheit der westlichen Menschen zurückzulegen haben, — ich meine bis zu der Illusion von bürgerlicher und politischer Freiheit, wie man sie im viel gepriesenen Westen Europas vor dem Ausbruch der Katastrophe zu besitzen glaubte. Selbst dem blödesten Engländer saß das siebzehnte Jahrhundert irgendwie im Genick, es kam ein Moment, wo sich in Rede und Geste die liberties of England offenbarten. Diese liberties of England, die im Genick sitzen (oder saßen), suche ich an den Russen vergebens. Woher auch?

Ich bin schon massenhaft Russen begegnet, sie hausen zu Dutzenden

in meiner Pension, einem Asyl für die vornehmsten unter ihnen, für die den großbürgerlichen, den adligen, den früher unbedingt herrschenden Kreisen angehörigen. Man ist fein und rücksichtsvoll. Matronen mit königlichen Gebärden — und grauschwarzem Bärtchen auf der Oberlippe — machen die Honneurs und empfangen die Huldigungen eleganter Männer. Zierliche, französierte Dämchen, die wie zerbrechliche Nippsächelchen zwischen gewichtigen Personen dasitzen, werden mit dem Salonparfüm der Höflichkeit überschüttet. Daneben glühen unergründlich tiefe slawische Augen versonnen ins Leere und träumen von dem alten heiligen Rußland, das nun von den Leuten hier im Continental-Hôtel zerschlagen, erneuert, verjüngt und in die westliche Modernität erhoben werden soll. Die heiligen Namen der Kaffeehausrunde, die Kerenski, Tscheritelli, Plechanow, Krapotkin, Miljukow, Teretschenko, die dort, trotz aller Abstriche im einzelnen, mit hoher Achtung genannt werden, nehmen die Russen in meinem Stockholmer Heim mit Widerstreben auf die Zunge. Und doch haben sie alle ein Gemeinsames, die revolutionären und die antirevolutionären Russen, ihr moralisches Gesicht ist in bleiche Kerkerluft getaucht, das Herren und Diener zugleich durch Jahrhunderte zu schlucken bekamen. Man war zu lange und zu gründlich Sachgut, wie die Sklaven im Rom Catos des Älteren. Das ist möglicherweise die Konstruktion eines Außenseiters und gelegentlichen Beobachters, ich gebe es zu. Aber es ist doch nicht ohne Bedeutung, daß ich keinen Russen hier wirklich und aus den Eingeweiden heraus lachen sah; und wenn er lachte, so lachte er anders als wir, das Lachen kam aus größeren Tiefen und war mit Melancholie gefärbt. Auf den Balkons meines Gegenübers, wo das russische Generalkonsulat untergebracht ist, verreden und verrauchen privilegierte Herren, den ewigen Papyros im Munde, ganze Tage und Nächte, sie gestikulieren lebhaft, sie eilen in den Zimmern hin und her, auf und ab, sie begießen draußen an den Fenstern, auf den Loggien und Balkonen ihre Blumen, aber sie lächeln traurig und sonneleer. Das Weh ihres großen zerrissenen Landes mit den zerwühlten Eingeweiden liegt in diesem traurigen und sonneleeren Lächeln..

Beim Himmel, ist das blasse, gedunsene Weib in verknautschtem Seidenchiffon, das sich in die engsten Lücken zwischen die Männer drängt, nicht die berühmte R.. S.? Natürlich, sie durfte nicht fehlen. Sie hat den amerikanischen Kontinent in feministischer Propaganda ertränkt. Nun poltert sie hier herum, verhandelt aufgeregt und herrisch mit Kellnern und Kutschern, die nicht wissen, daß sie die berühmte R. S. vor sich haben. Sie ist anmaßend wie ein freigelassener Sklave, jedes Wort unterstreicht sie mit geblähtem Selbstbewußtsein, wenn sie in den leersten Allgemeinheiten politisiert, und immer bläst sie ihren Schwall wie eine Rauchwolke den allzu ge-

duldigen Männern ins Gesicht. Darf die Sprecherin des weiblichen Geschlechts, die alle Männergesetzbücher aus den Angeln heben will, so aussehen?

An Seitentischen haben Verhandlungsernst und Aufklärungswille ihr Heim aufgeschlagen, und von ihrer Mission erfüllte Männer führen einsilbige Gespräche. Reporter flitzen hinein und teilen mit, was die Ukrainer, die Tschechen, die Finnen, die Dumapolen, die Austropolen, die Jugoslawen, die Ungarn, die Perser, die Inder und sämtliche Separatisten der Welt vor dem Internationalen Komitee ausgesagt haben. Ich habe Herrn Huysmanns, das rührigste Mitglied des Ausschusses, noch nicht gesprochen und weiß nicht, wie es in seinem Kopf aussieht; aber dieser Materialhaufen aus Wünschen, Beschwerden, Forderungen, Anklagen, Beschuldigungen könnte einen bismärckischen Schädel zum Bersten bringen. Ich besitze eine Sammlung solcher Denkschriften. Wenn ich hineinblicke, werden die frischesten Weiden im Djurgarden so grau, so grau. Das Konzil von Stockholm wird spätere Geschlechter an die wüstesten theologischen Konzilien erinnern, wo wildgewordene Mittelmeerpfaffen und schwärmende Gottmenschen um die Auslegung der Anfangsworte im Johannes-Evangelium stritten: ‚Im Anfang war der Logos, und der Anfang war bei Gott. Und ein Gott war der Logos, und dieser war im Anfang bei Gott. Alles ist durch ihn entstanden, und ohne ihn ist nichts entstanden, was entstanden ist.‘ Im Anfang war die Nationalität und die Selbstbestimmung der Völker, und der Anfang war bei der Nationalität und ihren Göttern... Mir ist in diesem Stimmungs- und Meinungsbabel spottschlecht zumute. Trotzdem sehe ich deutlich das Ziel und den Weg. Was ist die Selbstbestimmung der Völker, auf den Kern reduziert, den keine Politik vergewaltigen kann, dem schöpferische Politik nur die Pfade zu ebnen vermag? Ist die Formel ein Schwindel, eine Verlegenheit oder Ausdruck für eine gesellschaftliche Naturkraft? Sie bedeutet den Bruch mit der alten und überlebten Macht- und Raumpolitik, wie sie genannt wurde. In den Teilungen Polens und später in den Bestimmungen des Wiener Kongresses und der christlichen Politik der Heiligen Allianz hat sie Orgien gefeiert, und dann kam das Jahrhundert der Nationalitätenkämpfe und hat Rache genommen. Sie hat staatlich und rechtlich bei den Südslawen, in Polen und längs des ganzen Westrandes Rußlands Schiffbruch gelitten. Die Groß- und Weltstaaten können nur noch als Zweckverbände mit elastischen Zellen existieren, die reine Macht- und Raumpolitik ist bankrott. Im Kriegswahnsinn wohnt nur dann Vernunft, wenn er den Machtgedanken des alten Systems in dieser Richtung umbaut. Insofern gibt es keinen Status quo ante. Aber der Fortschritt liegt nicht in europäischen Eroberungen nach außen hin, er liegt in dem inneren Umbau. Macht wird dann zu Recht gebändigt, durch Recht geadelt.

Sonst ist das vergossene Blut umsonst geflossen und der Vulkanismus wettert weiter. Immer wieder beschleichen mich diese Grundgedanken, während ich hier am Zeitungsrande der Weltgeschichte sitze.

Den 5. Juli

Der Vertreter der bürgerlich-demokratischen „... Wjedomosti", Herr B., läßt sich mir im Kaffeehaus vorstellen; offenbar treibt ihn der Respekt vor der ‚Neuen Rundschau' zu mir. Das Blatt ist bekannt genug. Der Geist Miljukows, des westlich gerichteten bürgerlichen Liberalismus, schwebt als Genius über seinen Spalten. B. soll einer der einflußreichsten russischen Journalisten sein, sein Urteil gilt als unabhängig, seine Kunst der Pointierung als ungewöhnlich. Ich kann nicht nachprüfen, aber Kopf und Haltung gefallen mir. Da ist nichts von jener wedelnden Höflichkeit, die ich an manchem Stockholmer Russen bemerkt habe. Der Mann ist verbindlich, beinahe herzenshöflich, und doch ganz entschieden, wie wenn sein großes Land gleich hinter ihm stände. Im Auge flimmert eine kalte Leidenschaftlichkeit, er wird in der Not auch wohl Bestie sein können. So liebe ich mir die freien Schriftsteller. Manche von denen, die ich aus andern Ländern hier traf, sind unfrei zum Erbarmen und tragen den Stempel der Hörigkeit gegen Partei und auftraggebenden Konzern an der Stirn. Alltagsklugheit, Fixigkeit, Routine im Aufnehmen und Beurteilen des heranflutenden Materials, aus dessen Mist die Goldkörnlein aufzulesen sind, sind nicht zu unterschätzen; aber das genügt nicht, wenn es nicht an eine selbstständige Persönlichkeit und an eigenen Horizont gebunden ist. Aus dem journalistischen Alltagsdienst steigen Männer der hohen Art, weil er sie als subaltern anekelt, eben so selten empor, wie aus der Verschwisterung von schöner Literatur (dritten Ranges), Dilettantismus und Ignoranz. Gerade Stockholm kann darüber die Augen öffnen. Botschafter sollen sie sein von eigenen Gnaden, zum Schauen und Urteilen berufen, durch Geist, Wissen, Schulung, Weltkenntnis und Weltton den Männern, die an der Spitze der offiziellen Vertretungs-Apparate stehen, den amtlich beglaubigten Vertretern gleichgestellt. Wann werden unsere großen deutschen Zeitungen einsehen lernen, daß nur solchen Schriftstellern die Orientierung über fremde Länder, d. h. über fremde Ausgaben der Menschengattung möglich ist, daß sie Männer brauchen — Männer! — die nicht vor jeder mittleren und höheren Amtlichkeit zusammenknicken, die an Menschenwert und Urteilskraft zu erreichen weiß Gott doch nicht immer so schwer ist. Der hinterherige Mut zu hemmungsloser Kritik, um sich vor dem eigenen Selbstgefühl zu rechtfertigen, ist erniedrigend. Ich habe früher in London, in Paris, in Brüssel, wo die Harlekine der Feder ihre Possen und stilistischen Eiertänze vollführten, — überall habe ich ähnliche publizistische Schmerzen gehabt, habe

daran gedacht, wie es sich „bezahlt“ gemacht hätte, neben die offiziellen Botschafter unsre Genz und Görres, unsre Börnes und Kürnbergers, mit fürstlichen Apanagen und einem Stab von Schleppern und Schreibern, in die Weltzentren zu setzen; hier in Stockholm bricht die Wunde von neuem auf.

Doch dieses heikle Thema führt mich von meinem Russen ab oder vielmehr zu ihm zurück; denn in seinem Blick spricht kein hinterheriges Selbstgefühl, es ist immer da und sieht dich unverschüchtert, prüfend, ja peinlich messend und forschend an. Mit Vergnügen beginne ich den spitzen Kegel zu betrachten, in den der Kopf ausläuft. Er hat etwas Mongolisches, etwas Schlitzäugiges, die gelbliche Hautfarbe, den dunklen zottigen Bart ringsherum, einen Bart, der das spitz vorgebaute Kinn nicht verdeckt, nur paßt die scharfe, schmale, feine Nase und der bohrend wollende Wille im Auge nicht dazu. Wäre der Mann nicht so mager, er erinnerte mich an eine stadtbekannte Berliner Persönlichkeit. Es scheint sich also zu lohnen, und ich vergesse den Rauch, die schmierigen Tischchen und den besudelten Boden. Herr B. spricht unsre Sprache langsam aber korrekt. Seine deutschen Universitätserinnerungen reichen bis zu Wundt und Büchner in Leipzig, bis zu Stumpf, dem Psychophysiker in Berlin, und Lujo Brentano in München zurück, dessen „englische“ Klarheit und Scheu vor Vertiefsinnigung einfacher Tatbestände er mit Behagen hervorhebt. Warum er in diesem Zusammenhange von Miljukow spricht, wird mir erst später klar.

Ein paar Minuten drückender Sprechversuche gehen voraus, man stottert an Banalitäten vorbei und kommt nicht in Fluß. Und doch weiß jeder, was er von dem andern will. Ein jammervoller Zustand, daß zwei offenbar ehrliche Orientierungswillen, die sich voreinander ausschütten und Brücken bauen wollen, mit gelähmten Zungen dasitzen und sich anstarren. Wir sind ja sozusagen Feinde, unsere Völker haben sich nun fast schon drei Jahre zerfleischt, unser gemeinsamer Feind, der Zarismus, liegt entseelt zu Boden. Sollten da die drüben uns nicht danken, daß wir mit unserm Blute ihr Befreiungswerk haben vollbringen helfen? Ha, da habe ich den Anfang, und ich springe keck in den Strudel.

Soviel ich sehe, sage ich zu ihm, hat die heilige Dreieinigkeit: Orthodoxie, Autokratie und Nationalität, wie noch Dostojewski sie verstand, ausgespielt; die drei Felsen, die euer heiliges Rußland früher trugen, sind unterspült; die drei Abgründe auf Rußlands Weg zur Zukunft, zu seiner europäischen Zukunft, an der wir Deutschen um unseres Lebens und unseres Heiles willen treu und ohne Hintergedanken teilnehmen wollten, beginnen sich zuzuschütten. Oder nicht?

Herr B. ist noch einsilbig. „Kommen wir näher an die Dinge heran“, sagte er. „Ich möchte wissen, was Sie sich unter unserer Nationalität vorstellen. Gehört auch sie in den Abgrund, von dem Sie sprachen?“

Sie nehmen hoffentlich das gelehrte Gefasel, das vielleicht auch bis zu Ihnen gedrungen ist, nicht allzu ernst. Kein vernünftiger Mensch in Deutschland kann wollen, daß euer führendes großrussisches Staatsvolk, das aus der Mutterzelle Moskau sich nach allen Richtungen erobernd und kolonisierend ausgedehnt hat, bis an die Ostsee, ans Weiße Meer, ans Schwarze Meer, bis dicht an die Grenzen Indiens und Chinas: keiner will, daß das Großrussentum abdanke, daß die nationalen separatistischen Bewegungen den Gesamtrahmen sprengen und Rußland ein Sammelsurium größerer und kleinerer Staaten werde. Wäre dies möglich, so würde es für uns alles andere denn wünschenswert sein. Wie sollte das anders sein? Wir haben seit Preußens Aufstieg unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen zwei Jahrhunderte gebraucht, um die einzelnen Teile des Staates zu zementieren, um die alten und neuen Provinzen, die preußischen Halbslawen und die deutscheren Deutschen zu verkitten. Darum wissen wir, daß solche Entwicklungen Naturvorgänge sind, die schon aus wirtschaftlichen Gründen, vom Kulturellen und Sonstigen abgesehen, nicht rückgängig gemacht werden können. Die welthistorische Tendenz geht über den Nationalstaat noch weit hinaus, ein universeller Drang geht auf Vereinigte Staaten, auf Nationalitätenbündel, die riesige Zweckverbände bilden, um ihr wirtschaftliches Dasein zu sichern, ihre kulturelle Eigenentfaltung zu schützen und zu fördern; die Selbstbestimmung der kleinen Nationen und Natiönchen findet innerhalb dieser Zweckverbände statt, nur innerhalb ihrer gibt es eine Aussöhnung zwischen Nationalgefühl und Staatsgesinnung. Es gibt viele Mitteleuropäer, die das längst begriffen haben, und die es ehrlicher erstreben als die Ententebeglücker, die mit der Formel unsren Bund sprengen und vor allem Deutschland, das starke wilde Tier, vernichten wollen. Man nenne das den demokratischen Föderalismus oder wie immer, — er ist unsre Parole.

‚Auch für uns?‘

Auch für euch. Darum gibt es heute kein Volk und keinen Staat auf Erden, für dessen eigenes Dasein die Balkanisierung des Ostens und Südostens verhängnisvoller würde als für uns. Es gibt für Europa, für die beiden uns insbesondere angehenden Völkergruppen keine Ruhe, keinen modus vivendi außerhalb dieser Linie. An der Art, wie er es ergreift und damit die Widerstände in sich und um sich überwindet, messe ich den Staatsmann. Er muß nun, nachdem drei Jahre lang die bluttriefende Walze hin- und hergeschoben wurde, heraustreten und auf die Fahne, die er flattern läßt, diesen Grundsatz in goldenen Lettern eintragen: denn er ist es, er allein, der für uns Europäer Freiheit und Befreiung bedeutet. Und ich fordere von ihm, daß er nun die ungefähren Einzelheiten seines Programms, dem Grundsatz getreu, vor aller Welt entrolle.

‚Prachtvoll. Wir russischen Demokraten wünschten es uns nicht besser. Aber die Folgen — bedenken Sie die Folgen?‘

Bis in die letzten Konsequenzen.

‚Dieser Grundsatz, auf den ganzen Osten und Südosten angewendet, all round, wie die Engländer zu sagen pflegen, revolutioniert eure ganze bisherige offizielle Politik. Danach darf zum Beispiel die Regulierung der polnischen Frage von Deutschland, Rußland und Österreich nur gemeinsam vorgenommen werden, keine der an den polnischen Teilungen beteiligten Vertragsmächte dürfte einzeln vorgehen. Das kommt einem Verzicht auf das Vorrecht euerer Waffenleistung gleich.‘

Aber auch einer Befreiung von einer ewigen Unruhe. Der erste Grundstein zu einem modus vivendi im Osten wäre gelegt.

‚Die Pufferstaatenidee wäre damit, nach Osten hin, von euch aufgegeben.‘

Die Idee der Puffer hat nach den Erfahrungen des Krieges gänzlich bankrott gemacht. Wäre ein Zerfall Rußlands möglich, das sechs Jahrhunderte hindurch (wie Ihr sagt) seine ‚Völker gesammelt‘ hat, würden Finnen, Esten, Letten, das Häuflein Deutschbalten, Litauer, Polen, Ukrainer, Ostjuden — zunächst eine chaotische Breimasse — von den starken, militärisch und bürokratisch zentralisierten Mittelmächten verselbständigt: so würde das übrigbleibende Großfürstentum oder die Republik Moskau ohne die asiatischen Besitzungen immer noch achtzig Millionen Großrussen umfassen. Was dann geschähe, ist sonnenklar. Das amputierte Rußland würde England und Amerika vollends in die Arme getrieben, die Pufferstaaten der Fremdvölker könnten einzeln und insgesamt weder wirtschaftlich noch geopolitisch leben, und Todfeindschaften wie die zwischen Polen und Ukrainern gäben uns keinen Tag Ruhe. Ein großer Teil von ihnen — siehe Polen und Ostjuden — lehnte sich lieber an die Republik Rußland und die großen angelsächsischen Demokratien, von denen sie — aus Dankbarkeit gegen uns! — Hilfe, Geld, Freiheit, Erlösung erhoffen. Nein, das führt nicht zum modus vivendi mit euch. Ich hasse die Puffer mit ihrer falschen Souveränität.

‚Gehen solche Ideen bei euch in Deutschland um?‘

Massenhaft. Ich kann mir vorstellen, daß ihr euren Neubau so elastisch machen, eure Verwaltung so tüchtig mit liberalem Geiste salben, euer Kulturgewissen so modern verfeinern könntet, daß alle eure Fremdkörper die blutigen Wunden der Russifizierungsmaschine sehr schnell vergessen und sich in ihrer mit den Erfordernissen des Staatsganzen ausgesöhnten Autonomie (selfgovernment) als selbständige Glieder eines riesigen Bundesstaates wohlfühlen, wie sich heute die Süd- und Weststaaten in Nordamerika neben denen des Nordens durchaus wohlfühlen.

‚Das alles ist mir schon recht, ich höre staunend zu und wiederhole die

Frage, in wessen Namen Sie sprechen. Wir schauen seit fast drei Jahren dem Kampf Ihrer zwei Schulen zu, der russophilen und der russophoben, dem Treiben Ihrer Rohrbachs, Ihrer Schiemanns, Ihrer russenfresserischen Spezialbalten —.'

Sind für den Augenblick in Ungnade gefallen.

‚Auch wir haben welche, und die führten bis vor kurzem in Petersburg ihren Preußenhaß spazieren.. Diese ganze wütende antirussische Publizistik wollte — oder will — nicht nur die westlichen Randländer von uns abtrennen und unser Fenster nach der Ostsee zuschlagen, also Peters des Großen Werk und seine Folgen aus unserer Geschichte streichen, sie wollte — oder will — sogar die Ukraine mit ihren Korn- und Erzkammern zu einem selbständigen Reich umschaffen. Das ist heute Makulatur, aber morgen? Fakta sind geschaffen, Befreiungen amtlich verkündet, die zwischen uns Mauern aufrichten..'

Gewesen, gewesen.

‚Sie rufen: gewesen. Ich weiß schon, weiß schon. Ich lese Ihre Zeitungen, kenne Ihre Hoetsch' und Bernhards, vergegenwärtige mir die Folgen des amerikanischen Duells, in das Ihr mit England — Ihr sagt: aus weltgeschichtlichem Zwang — geraten seid, und bin auch mit dem unterirdischen Gemächle, das hier und in Kopenhagen betrieben wird, wohl vertraut. Man will vergessen machen; man stellt sich auf die Fernwirkungen der russischen Revolution ein, die bis tief ins Donaureich und unter die Austroslawen greifen; man fühlt, wie schwer es ist, gegen die Tendenz der Geschichte und des wirtschaftlichen Interesses politische Konstruktionen zu errichten. Die stachlige Polenfrage hat die kühnsten Köpfe in der Wilhelmstraße stutzig gemacht, und so scheint die russophile Strömung mehr als eine Laune und mehr als eine Verlegenheit, sie scheint mehr eine auf Dauer berechnete Politik zu sein.'

Durchaus. Können Sie sich etwas Besseres wünschen? Die einfachste Überlegung sollte Euch sagen, daß unter solchen Umständen für Euch die Liquidierung des Krieges ohne jede Demütigung und ohne jede Belastung Eurer Zukunft die bitterste Notwendigkeit ist. Ist der aggressive Imperialismus, der auf die Zerstücklung und Aufteilung Österreichs und der Türkei ausging, aufgehoben, so ist Verständigung in bezug auf die Dardanellen und Armenien durchaus denkbar. Und die Lösung des Balkanproblems kann ich persönlich mir unter keinen Umständen einseitig, von einer Mächtegruppe her, denken.

Natürlich müßte die durch das Schwert geschaffene Kräfteverteilung auf dem Balkan der Verständigung die Grundlage geben. Diese Auffassung entspräche den Tatsachen der Gegenwart und den Voraussetzungen eines dauerhaften Friedens. Aber der Westen, der seine imperialistischen Ziele nicht aufgeben will, sucht Euch durch hysterische

Phrasen zu verwirren. Dahin gehört die dumme Analogie mit der französischen Revolution, wo mitten in der inneren Gärung stürmisch drängende Kräfte übrig blieben, um die monarchische Koalition zurückzuwerfen und die neue Epoche bei Valmy einzuleiten. Das ist ein verbrecherisches Spiel. Die Riesenräume, die gehäuften blutigen Opfer während dreier Jahre, der Zusammenbruch aller Organisationen, die ethnographischen und kulturellen Verschiedenheiten im Volke und unter den Völkern, das unausgeglichene Nebeneinander von Mittelalter und Neuzeit in Wirtschaft und Gesittung, die Unfähigkeit Eurer Massenmillionen, Freiheit mit Ordnung und treuer Arbeitspflicht, die Eckpfeiler eines echten Volksstaates, jetzt schon ohne Übergangs- und Anpassungswirren zu verbinden: das läßt Euch keine Wahl, wenn Ihr Euren eigenen Vorteil befragt. Ihr solltet die Hand segnen, die Euch in Treue sich entgegenstreckt.

‚Lassen wir die Treue, Ihr werdet wissen, weswegen Euch jetzt an uns gelegen ist. Die Option, vor die die Weltgeschichte Euch zwanzig Jahre vor Beginn des Krieges gestellt hat, scheint Ihr nun endlich vornehmen zu wollen. Etwas spät zu Euerm und zu unserm Unglück. Wenn wir auch die imperialistischen Ziele verleugnen, die uns zugeschoben werden, also vor allem unser Anrecht auf Konstantinopel und die Beteiligung an der Neuordnung des Balkans, so zwingt uns gerade die Rücksicht auf unsre eigene Konsolidierung, den Bund mit den Westmächten, mit Amerika und – mit Japan nicht zu lösen. Wir haben keine freie Wahl. Wir brauchen Unsummen von Kapitalien und modernsten technischen Betriebsmitteln, wir brauchen auch – Ihr Deutsche unterschätzt das immer wieder – den ideellen Zusammenhalt mit den großen Demokratien der Erde, um unser Staatswesen in Ordnung zu bringen. Wer sonst könnte uns alles das heute so reichlich zur Verfügung stellen wie England und Amerika? Unsre Bundesgenossen haben die gesammelte Finanzkraft des Planeten, sie sind im Genuß sämtlicher Ausbeutungsgebiete, und sie beherrschen die Meere – trotz Eurer U-Boote. Wie könnt Ihr glauben, daß eine Option, wie Ihr sie Euch denkt, uns . . erlaubt sei.‘

Aber die Bedingungen dieser brüderlichen Hilfe, die Bedingungen? Ihr habt über den deutsch-russischen Handelsvertrag von 1905 gejammert und Eure Gelehrten und Lohnschreiber haben uns Erpresser genannt. Er hat den fabelhaften Aufschwung des Landes in technischer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung nicht gehindert. Ihr habt gegen den deutschen Lehrmeister, gegen den preußischen Schulfuchs und Pedanten, gegen die deutsche Erwerbsgier, die sich immerhin auf unentbehrliche Leistungen pfropfte, die Fäuste geballt; aber was ist das alles neben dem anglo-amerikanischen Hochmut, der Euch in herrenhafter Selbstverständlichkeit die Ketten einer auf lange Geschlechterreihen berechneten Schuld-

knechtschaft um den Hals legt. Doch alles dies verblaßt neben den Blutopfern für die imperalistischen Ziele, denen die Zerschmetterung Deutschlands die Wege öffnen soll. Wenn diese denkbar wäre, was könnte es Euch nützen? Bevor ich in diese Räucherbude trat, verkündete ein Telegramm den Beginn einer russischen Offensive. Keinem Kinde kann man verhüllen, wer sie ins Werk gesetzt hat. Den Tribut, den Ihr nach dem japanischen Kriege uns entrichtetet, ließ sich in lumpigen Prozenten berechnen, der Tribut, den Ihr ...

‚Wir brauchen die Offensive, um die Manneszucht im Heere herzustellen, um in der zerfahrenen Masse — ich spreche ganz offen, Sie wissen, daß ich bürgerlicher Demokrat bin und von den Radeks da drüben an dem Tischchen, wo man sich bolschewikisch gebärdet, kein Heil erwarte — eine Art gemeinrussischen Staatsgefühls aufzuzüchten, um unser Prestige im Innern und nach außen hin zu stärken, um unserer Stimme im Rate der Alliierten Gewicht zu geben, und um schließlich auch ein Instrument zu haben, die innere Ordnung schnell wieder herzustellen. Wozu Blindekuh spielen, Ihrem Scharfsinn verrate ich da nichts, besonders nachdem ich Sie mit den Herren von der Junkerbank aus Moskau zusammengesehen habe.. Daraus müßte Ihre offizielle Politik den so naheliegenden Schluß ziehen. Es ist möglich, daß wir zusammenbrechen, es ist möglich, daß Chaos eintritt, es ist möglich, daß die Maximalisten zeitweilig Regierung spielen können und sich zum Vollstrecker der Friedenssehnsucht machen dürfen. Das russische Rußland, das bürgerlich-demokratische und das agrarisch-bäuerliche Rußland, das Rußland der geheiligten Überlieferung wird einen unter solchen Umständen herbeigeführten Sonderfrieden niemals anerkennen dürfen. Ich wiederhole und bitte Sie, diesen Satz in Deutschland an die große Glocke zu bringen: eine Option, wie Ihr sie Euch heute wünscht, ist uns nicht erlaubt, von Gründen der Ehre abgesehen. Und gesetzt den Fall, Ihr wäret des Gewehrs bei Fuß müde und begönnet eine erfolgreiche Offensive, um uns niederzuzwingen...‘

Was dann?

‚Was dann? Ihr würdet zustande bringen, was kein Gewalt- und Überredungsmittel bislang zustande gebracht hat, nämlich einen Volkskrieg, eine guerre à outrance, organisiert mit Hilfe unsrer Bundesgenossen. Dann bekämen wir, wonach wir bisher vergebens trachteten, eine innere Front. Und wäre denkbar, daß wir mürbe würden, ein Bürgerkrieg allen nach außen gerichteten Staatswillen lähmte und wir nachgeben müßten: unsere Lage bliebe noch unsicherer als zuvor. Unsere Freunde würden zu unsern Feinden werden. Ihr habt mit Euch selbst genug zu tun, um bis zum Ende zu trotzen und Euch von den Neunzehnteln der gegen Euch aufmarschierten Menschheit nicht unterkriegen zu lassen. Womit und wo-

durch könntet Ihr uns von uns selber befreien? Nein, ich sehe nur einen Weg, der uns zueinander führen kann, und der liegt in einer Verständigung mit den angelsächsischen Mächten.'

Aha, ich ahnte die Folgerung.

‚Einen andern Weg zur Liquidierung des Weltkrieges sehe ich nicht.'

Das heißt, es gibt keinen, — es sei denn, daß das U-Boot den Wahnsinn zur Vernunft bringt.

‚Ich kenne einen Weg, der schneller zum Ziele führt, weil er auf den Terrorismus der Gewaltmittel grundsätzlich verzichtet. Die russische Revolution war von den Westmächten bei Gott nicht gewünscht und nicht in Rechnung gestellt. Aber nun, da sie Tatsache ist, bleibt ihnen nichts übrig als sich auf ihre Folgen einzurichten. Ich weiß, daß Eure Autokratie in keiner Hinsicht mit unsrer verflossenen zu vergleichen ist. Sie ist konstitutionell. Sie ist parlamentarisch bekleidet. Sie hat Gewissen. Sie hat nicht nur einen moralischen Anstrich, sondern sie wurzelt in einem sittlich gezügelten Patriarchalismus, der es begreiflich macht, daß ein so gebildetes, aber freilich auch bis zur Unwahrscheinlichkeit disziplinierbares und willfähriges Volk wie die preußischen Deutschen sich in dieses Regime fügte. Doch Entstehung, Dauer und Verlauf des Krieges haben auch Euch auf den Weg des Sichfreimachens von halbfeudalen Autoritätsvorstellungen, auf den Weg der Demokratisierung gezwungen, die neuen Herren in Österreich-Ungarn flüchten ebenfalls in ihrer Not zu diesem Auskunftsmittel der Beruhigung, Versöhnung, Neuordnung. Sobald sichtbar würde, daß sie kein Gnadengeschenk der Verlegenheit ist oder keine bürokratische Maske, sobald in Sprache, Haltung, Ton und Zusammensetzung der Regierung bei Euch das neue Zeitbewußtsein sich ausprägte, alles Schnurrende und Surrende wegfiele, alles Klirrende und Plärrende in den Orkus versänke, — dann würden die Westmächte, und aus ganz besonderen Gründen das Amerika des seltsamen Heiligen Wilson, sie, die ganz gewiß nicht zu Eurer Beglückung und Befreiung in den Krieg gezogen sind, trotzdem mit den Folgen dieses weltgeschichtlichen Vorganges rechnen müssen. Denn sie zu erfassen ist auch die Straße in Cincinnati und Manchester und Paris und Rom fähig. Und die Resonanz im neuen Rußland, das unter dem Erbe des alten noch so unsäglich leidet, wäre unermeßlich . . .'

Den 7. Juli

Heute nachmittag war ich bei Professor Gustav Steffen. Unserer öffentlichen Meinung ist er seit seiner Interpellation wegen der Alandsinseln im Senat ein vertrauter Name. Er wohnt droben in Lidingö, einer grünen Felsnase zwischen Seen, einsam in einem Gotenwinkel und schaut mit dem gesammelten Ethos eines tiefernsten Menschenbetrachters dem euro-

päischen Wirrsal zu. Es ist so strahlend hell hier oben, so märchenhaft sommerlich, so weit von aller Last und Hast der Großstädte, das Moos auf dem Gestein ist so weich, die verstreuten Birken und Tannen strecken sich so gottrunken in die blaue Kuppel hinein, daß ich kaum begreife, wie in diesem hochzeitlichen Seelenfrieden und dieser Durchsättigung der Kreatur mit Lust und Glück ein neutraler Mensch die schmutzigen Dokumente des Krieges, diese borstigen Widersprüche zwischen Wahrheit und Lüge sammeln, sichten, ordnen, logisieren und psychologisieren konnte. Aber das Gewissen braucht diese Reinheit und Ruhe, um wach zu bleiben und die Wage der Gerechtigkeit zu bedienen.

Ich sehe ihn mir an, diesen schwedischen Professor und Politiker, dessen Prodeutschtum den eleganten Landsleuten da unten in der Stadt zu doktrinär, zu gelehrtenhaft, zu eigenwillig, zu puritanisch vorkommt, — deutschsein ist in allen Lagen und unter allen Umständen beschwerlich. Auf starkem Knochengerüst sitzt da ein kräftiger Bauernschädel mit weggestutztem Bart, Willenszucht und Nähe zum Volke spricht aus jedem Zuge. Ich bin solchem blau-blonden Typ oft in den englischen Binnenlandschaften begegnet, in Yorkshire und Lancashire; nur im Auge flackert ein Feuer, das vom Süden durchwärmt ist: in der Tat pflegte der Nordländer seine Sehnsüchte in Florenz zu stillen...

Er lächelt mir freundlichst entgegen, um den Kopf strahlt Offenheit, man kennt sich, man vertraut einander und strebt seit vielen Jahren ungefähr nach gleichen Zielen. Schon in Steffens erstem Buch, das ich las, „England als Weltmacht und Kulturstaat", einer Sammlung anregungsreicher Essays, ist das Grundthema angeschlagen, unser aller Schicksalsthema, die unergründlich banale und unergründlich rätselreiche Demokratie, studiert am englischen Vorbild.

Wir sprechen vom Unvermeidlichen. Steffen ist vollkommen überzeugt, daß, objektiv betrachtet, trotz aller früheren Sünden der deutschen Diplomatie, trotz aller Unverdaulichkeiten im neudeutschen Wesen, eine Verschwörung gegen den blühendsten und tüchtigsten Volksorganismus der Neuzeit vorliegt. Er, Sozialist und Demokrat, denunziert die westlichen Demokratien als unreif und halbgar. Er kennt sie ja gründlich. Er hat zehn lange Jahre in England als Journalist verbracht und in feinen Impressionen den Aufstieg der angelsächsischen Rasse das größte Faktum des neunzehnten Jahrhunderts genannt, entscheidend für die Machtverteilung unter den Völkern und für ihr kulturelles Format. Er hat dann in wissenschaftlichen Arbeiten größeren Stiles das Problem der Demokratie immer wieder behandelt, ohne Schönfärberei für ihren gegenwärtigen Zustand, ohne Nachsicht für ihre Tendenz zur Vermittelmäßigung und Verseichtigung, ohne Freude an der Plutokratisierung der Führerschichten, die gerade in

England und Amerika so kraß hervortritt. Er wurde dann nicht müde, auf den deutschen Aufstieg hinzuweisen, der ihm für das Problem der Massenorganisation und der menschlichen Aufzucht so wegweisend zu werden schien. In dem Gespräch, an dem die kleine rundliche Frau empfindungsvoll Anteil nimmt, klingen alle diese Dinge an. Aber die bange Frage: Was nun? was nun? läßt die tiefere Umschau nicht zu Atem kommen. Ich mache, das Wort von dem halbgaren Zustand der westlichen Demokratien leidenschaftlich unterschreibend, gegen Steffens politische und diplomatische Orientierung allerhand nicht leicht zu nehmende Einwendungen; ich habe ja, so zu sagen, auch unser Seelisches mit dem Leibe erfahren. Den letzten zwanzig Jahren neudeutschen Zickzacks glaube ich viel tiefer in die gläsernen Augen gesehen zu haben.

Doch es ist mir wichtiger, zwei Bemerkungen Steffens zu notieren. In Zukunft, ruft er aus, werden nur Männer Führer des Volkes sein können, die aus dem Volke hervorgegangen sind und seine Grundgefühle verstehen können. Ich gebe ihm recht, wofern man die Ansprüche an die Herkunft nicht allzu ängstlich nimmt. Wie verwaschen die beiden Grundbegriffe Demokratie und Sozialismus – Versorgungswirtschaft an Stelle von Profitwirtschaft – noch sein mögen, um ihre Pole sammelt sich doch alles Neue, alles Zukünftige, alles Aufstrebende, und wem nicht aus dem tiefen Reservoir des stummen Massendaseins irgendwie der Lebensrhythmus zufließt, der taugt hinfort nicht mehr zum Führer über die Massen. Sie verstehen ihn nicht recht, sie vermissen an dem Klang seiner Rede und den Akzenten seines Wollens das Genosse-sein oder gewesen sein.

Steffen weist auf Lloyd George hin. Seine Diktatorschaft sei nur aus dem Elementarischen seines Wesens zu erklären. Er sei vom Fleisch und Blut des Volkes, das ihn verstehe, wie er es verstehe. Neben solchem Volkston, der in drastischen Naturlauten rede, spiele der Bürokrat eine verzweifelte Rolle. Ich muß dabei an die Ergüsse eines schwedischen Großindustriellen denken, – eines geradezu leidenschaftlichen Verfechters unserer Sache. ‚Leider habt ihr Deutsche eine Vorliebe für alles Bürokratische, die das Maß seiner Leistungen übersteigt. Die sittlichen Tugenden des Bürokraten, zumal des preußischen, werden nicht bestritten, aber schließlich bleibt sein Ton starr, formelhaft, unaufgelöst, das Paragraphenmäßige und Juristische steckt ihm in den Knochen. Man spürt, wenn man ihn anschaut, die klappernden Schreibmaschinen, die knarrenden Drehstühle, die staubigen Aktenbehälter, die steifen Kniebeugen in Kopf und Kehle. Kann man sich denken, daß aus diesen zum Dienen und Ausführen bestimmten Kreisen die produktiven Volksführer herkommen? Es sind, kurz, dienende Naturen, keine Freigeborenen. Daher, wie ich in deutschen Geschichtsbüchern gelesen habe, des Freiherrn vom Stein

und Bismarcks Abneigung gegen sie. Miquel, den Sie eben euren letzten bedeutenden Politiker genannt haben, der Erfinder der progressiven Einkommensteuer und überhaupt ein Virtuose im Kathedersozialismus, soll — Sie wissen es besser — Marxist gewesen sein, ehe ihn die Bank und die städtische Selbstverwaltung zum Staatsmann reif machten. Es steckt in diesem ganzen System ein Schuß Pharisäerhaftigkeit; darum können euere aufrichtigsten Freunde und Bewunderer in euerer Mitte nie ganz warm werden.‘

Wenn ich Steffen recht verstanden habe, meinte er dieses: Wir in Deutschland beklagen uns oft, die andern mißdeuteten und mißverstünden unsere besten Absichten; das liegt aber daran, daß in unserer Rede, in unserer Geste, in unserm offiziellen und privaten Politikbetrieb das Elementarische und Volkstümliche gänzlich fehlt. Darauf sind auch die Mißverständnisse zwischen Volk und Regierung vor dem Kriege zurückzuführen. Sie stehen sich wie zwei ganz fremde Welten gegenüber, und in diesem Sinne und in dieser Beschränkung hat sich Deutschland einer universellen Entwicklungstendenz entziehen wollen, mit der ziemlich dummen Ausrede des Anders- und Besserseins. Der Mangel an herzlicher Sympathie unter den Neutralen germanischer Herkunft, die für die sonstigen Überlegenheiten des Deutschen und die Gerechtigkeit seiner Sache in dem Vernichtungskrieg gegen sie offene Augen haben, ist auf diese Grundtatsache zurückzuführen.

Eine Bemerkung über Bethmann Hollweg, den Steffen Mitsommer 1915 in Berlin gesprochen hat, gehört in diesen Zusammenhang. Der Kanzler — dessen Persönlichkeit im übrigen auf den schwedischen Gelehrten einen starken Eindruck gemacht hat, den eines sittlich die Gegenspieler weit überragenden Menschen — wies triumphierend auf den Vorsprung des deutschen Systems vor dem der demokratischen Westmächte hin. Der Verlauf des Krieges habe ihn erwiesen; der englische Individualismus und die französische Parlaments-Anarchie hätten ihre Blößen gezeigt. Das deutsche System zeige, bei aller Verbesserungsfähigkeit, in seinem Nebeneinander von Autorität und Freiheit die rechte Mischung. Der Soziologe Steffen hat schon damals widersprochen, er hat die deutsche Überlegenheit in wesentlicheren Dingen gesucht und gesehen als der Kanzler, — dessen feinem sittlichem Menschentum er aber immer wieder mit großer Wärme huldigt.

Und was meinen Sie zu Ihrem Exkollegen Hjalmar Branting? Ein heikles Thema. Das Duell zwischen diesen beiden hat dazu geführt, daß Steffen aus der sozialistischen Partei ausschied und sein Mandat niedergelegt hat. Ich kann nicht klug werden, wo Steffen in Brantings Haltung gegen Mitteleuropa, insbesondere gegen Deutschland, den Grenzstrich zwischen Demagogie und demokratischer Überzeugung zieht. Er hält mit seinem Urteil zurück, er vermeidet starke Worte; man sagt sich leise: wie

stark muß der siegreiche Gegner sein. Natürlich verurteilt Steffen Brantings Haltung als unneutral und ist überzeugt, daß sie dem Frieden nicht diene, auch wenn er tausendmal Mitglied des holländisch-skandinavischen Komitees sei und offiziell die (verstümmelte) Internationale vertrete. Aber, fügt er nachdenklich hinzu, es liegt doch etwas von einem Staatsmanne in diesem Manne des Volkes; er hat Witterung, hat ein fabelhaftes taktisches Geschick und kann im gegebenen Augenblick für die Haltung Schwedens entscheidend werden. Und im Herbst sind die Wahlen.

Den 8. Juli

Wenn man von den Eindrücken spricht, die unsere Mehrheitssozialisten in Stockholm hinterlassen haben, bekommt man süßsaure Gesichter zu sehen. Da auch die Unabhängigen (Haase-Bernstein-Ledebour) ihnen freigiebig die Marke „Sozialimperialisten" aufgeprägt und aus ihrer Gegensatzempfindung daheim und dahier keinen Hehl gemacht haben, so wird man sich vorstellen können, mit welch anspruchsvollen Vorbehalten die Scheidemänner hier empfangen wurden. Die Sovjet-Leute bekreuzigen sich vor ihnen, wie wenn sie ganze Kontinente verschlucken wollten, und unter den neutralen Sozialisten können sich besonders ein Schweizer und ein Holländer in Invektiven gegen sie nicht genug tun. Man kann die Erklärungen der Scheidemänner vor dem internationalen Ausschuß nicht in allen Punkten für glücklich halten, aber die Ansprüche, die die Sozialisten der Entente durch Vermittlung ihrer hiesigen neutralen Genossen an ihre Regierungsfeindlichkeit stellen, sind von einer pharisäerhaften Überheblichkeit, für die ich keine Worte finde. Sie wollen die Welt — ihre Welt — vergessen machen, daß sie heute sämtlich im Schlepptau reaktionärer Bourgeoisien sind und von diesen dazu benutzt werden sollen, die Idee von Stockholm zu erdrosseln. Noch spielen sie Blindekuh; sie geben vor, an die „Schuldlosigkeit" ihrer Regenten zu glauben, an deren gerechten Welt-Ordnungswillen, aber vor ihrem Gewissen können sie an das Plaidoyer der Selbstlosigkeit nicht mehr glauben. Der heutige Imperialismus, die weltwirtschaftliche Form des älteren Nationalismus, ist darum eine so zerstörende Erscheinung, weil er von den großen nationalen Bourgeoisien blind egoistisch und unter Vorspann von Ausschließungsabsichten verwaltet wird. Eine Rettung vor ihm gibt es nur, wenn wirklich aufrichtig nationale Demokratien ihn im Zaume halten und ehrlichen weltwirtschaftlichen Ausgleich suchen.

Einer von den weniger genannten Scheidemännern sprach in seiner naiven Einfalt manch treffendes Wort; schade, daß er vor der eigenen Klugheit errötet und stottert, wenn er das Podium betritt. Von jeder Spur Alldeutschtums, so ungefähr sprach er vor ein paar bunten Hörern, sind wir gereinigt. Wir haben unsere Regierung daran gewöhnt, in unsern

Vorstellungen zu denken, und Bethmann Hollweg hat es immerhin schon weit in dieser Kunst gebracht. Wir sind auf dem Wege zur nationalen Demokratie, die ehrlicher gemeint ist als irgendeine der so sich nennenden. Man raunt hier, in Berlin sei Krisenstimmung. Wie gleichgültig. Ob der Kanzler bleibt oder nicht: die Verhältnisse werden dafür sorgen, daß seine Wege, nur energischer, zielsicherer, ohne Belastung mit Schwächeanfällen und Rücksichten, zu Ende gegangen werden. Absurd, zu glauben, daß man unsre Sache trifft, wenn man einen Staatsmann opfert. Ihr Sieg ist sicher, aber er braucht Zeit. Das wäre neben der russischen Revolution, deren Ergebnisse noch sehr zweifelhaft sind, ein Kriegsergebnis von welthistorischer Nachwirkung. Denn die Weltdemokratie, die wir alle erstreben, das heißt eine Rechtsorganisation zwischen den Völkern, ein Weltgleichgewichtszustand, die alle einzelnen internationalen Vereinbarungen krönen soll, setzt echt nationale Demokratien voraus. So ist die Aufgabe von Stockholm nicht die, sie zu verhindern, weil sie im Begriff ist auch in Deutschland Ereignis zu werden, sondern sie da anzufeuern, wo sie aus dem Ei kriechen wollen. Nun sagt selber, liebe Genossen, wird die Mission von Stockholm in den berühmten demokratischen Brüderländern so aufgefaßt? Anders aber kann der Druck von unten nicht wirksam werden . . .

Scheidemann nennt man hier einen geschickten Taktiker. Persönlich hat sein Naturburschentum ihm Sympathien erworben. Es ist ein Stück selbstsicheres Volkstum um diesen Mann; und daß er in den verschlungenen Denkvorstellungen, die die deutsche Intelligenz instrumentieren, nicht heimisch ist, wird ihm sogar von denen um Branting als Vorzug ausgelegt. Aber Dr. David, ja – auf den hacken sämtliche Schnäbel Stockholms; – man wird sich denken können, daß die deutschen unter ihnen am schärfsten trommeln. Es ist so leicht, Liebling bei den andern zu sein. David ist der Schriftgelehrte der Gruppe und kommt dadurch allein schon in den Verdacht des Pedanten. Mir hat, und mir nicht allein, aus sachlichen und taktischen Gründen sein Versuch mißfallen, den Schuldspruch über Deutschland dadurch abzuschwächen, daß er den Gegenmächten alle Schuld an der Vorbereitung und am Ausbruch der Katastrophe zuschiebt. Ich sage mir, der Mann spricht wie ein Advokat, der mehr beweisen will, als er zu beweisen hat und zu beweisen nützlich ist. Es ist nicht die Aufgabe von Stockholm, aus den letzten dreißig Jahren europäischer Geschichte Schuld- oder Unschuldsprüche zu destillieren. Aber die andern folgern: Aha, den Mann juckt politischer Ehrgeiz und mindestens die Sucht nach einem Unterstaatssekretariat. Und wenn schon? frage ich einen Brantingianer in der Vorhalle des internationalen Büros in der Upman-gatan. Man kann nicht früh genug auf die Davids als zukünftige Staats- und Unterstaatssekretäre vorbereiten, wenn man Staat und Nation völlig verschmelzen will. (Schluß folgt)

Das verwerfliche Schwein

Novelle von Alfred Döblin

Hubert Feuchtedengel, — Neuromanist und die zweiundvierzigtausend Mark seiner Erbschaft verfressend, aussaufend, drauf vier Jahre verheiratet, bis ihn seine Frau verstößt, weil er nur wöchentlich einmal anschwimmt zum Verschnarchen, Verschnaufen und zu einem Reinigungsbad, dann Mediziner auf Pump und Stipendien sechzehn lange Semester, bis das goldene Staatsexamen reift, achtunddreißig Jahr und nicht wenige Monate alt, — bringt es so weit, daß er Medizinalpraktikant in einem lothringischen Bezirkskrankenhäuschen wird. Inzwischen hat sich bei ihm ein exquisiter Fimmel etabliert.

Er sieht am grauen Morgen einen Bandwurm klar vor seinen geistigen Augen, mit unzähligen regsamen, windenden Gliedern, eierlegend, eierstreuend, eierregnend; in einem Bad kleiner tropfenartiger Eier bewegt sich das Vieh stolz, zieht hin. Dann erhebt sich der Beobachter vom Bett, steigt gedankenvoll zu einem Romanisten aufs Zimmer; zu sprechen braucht er nicht; der andere weiß schon: der Bandwurm ist da. Als keiner gefunden wird von einem älteren Zechgenossen, verschwindet Hubert nach Greifswald, erscheint nach Jahren wieder in Süddeutschland als selbstdenkender Mediziner. Jetzt weiß er: er hat keinen Bandwurm; was man vor Augen sieht am frühen Morgen, ist kein Bandwurm, sondern Blutandrang. Und im lothringischen Hospital gelangt er zu der abschließenden wissenschaftlichen Überzeugung, daß es sich bei ihm um Sepsis, um Blutvergiftung handelt, beschränkt auf den Kopf; zweifellos um einen Fimmel, aber auf Sepsis beruhend.

Sein Assistenzarzt heißt Werner Strick. Das ist ein Gewaltmensch. Feuchtedengel imponiert ihm nicht, aber sie sind Duzbrüder. Neben dem rotgesichtigen hochwüchsigen Strick, der bei der Visite mit Sporen steigt, die zutrauliche gutmütige beleibte Gestalt seines Medizinalpraktikanten, Krankenjournale vor der kurzen Stülpnase, drüber her auf die Betten glotzend, dampfend vor Eifer.

Nach zwei Monaten konsultiert im schwarzen Gehrock nachmittags ein halb fünf Uhr vor der Stationsvisite Feuchtedengel seinen Chef wegen Hirnsepsis. Erklärt sofort, zahlen zu wollen, will wie ein gewöhnlicher Patient behandelt werden. Strick zieht sich die Stiefel an, wobei ihm sein Patient hilft, nimmt den erregten Besucher unter den Arm, setzt ihn im weißgestrichenen Untersuchungszimmer auf einen Eisenstuhl. „Zunge heraus!" „Aufstehen, Fußspitzen zusammen, Augen zu!" „Augen zu!" „Romberg negativ." Zieht die schweren braunen Vorhänge zu, steckt

hinter Feuchtedengels Rücken die Küchenlampe an, spiegelt seine Augen. Nichts zu finden. „Schlaf dich aus, Kerl. Geh nach Hause, Kerl!"

Nach drei Wochen schwimmt Hubert wieder an im schwarzen bauchumspannenden Gehrock. Sein Chef schmeißt ihm zwei Sporenstiefel vor die Beine. Hubert knaut, ist gedrückt, stellt die Stiefel auf, bleibt demütig an der Tür. Die Krücke des Spazierstocks fliegt gegen ihn. Drei Tage ist er Luft für seinen Herrn.

Schneevoller Winter. Silvesternacht. Sie versöhnen sich im jubelnden Bahnhofslokal. Frühmorgens fünf ziehen sie aufrecht aus der Wirtschaft die Neubrückenstraße herunter durch die Kapellenstraße. Feuchtedengel kann seine Überzeugung nicht zurückhalten. Also die Medizin, sagt er, entwickelt sich, aber schwach; es gibt eine umschriebene lokalisierte Sepsis; man kann sie haben, man kann sie lange Zeit haben. Werner Strick hat seinen Paletot im Bahnhof liegen lassen, geht in einer Flauschjacke, trägt die Reitpeitsche. Er schickt den Schwaben nach der Bahn; als er den Paletot hat, der Dicke ihn wieder demütig angafft, gerät er in Stinkwut über Hubert Feuchtedengel, seinen Medizinalpraktikanten. Haut ihm den steifen Hut ein, spuckt auf das schwarze Brückengeländer, schimpft vor sich. Wie sie weiter marschieren, flucht Strick. Er habe genug von der Sache. Beißt auf seine Zigarre: „Du Schwein. Du verwerfliches Schwein. Du bist ja ein ganz verwerfliches Schwein. Jetzt aber, jetzt sollst du was sehen. Jetzt kommst du mit. Jetzt hast du deine Sepsis und wirst behandelt. Verstehst du, Kerl?"

Feuchtedengel ist einverstanden, seine Augen tränen vor Entzücken, er ist vor Rührung nicht imstande, den Hut auszubeulen. „Kerl," flucht Strick weiter, kaut an seinem kalten Stengel, „Kerl, Kerl, dich werden wir kriegen." Klirrt mit den Sporen, stubbst am Kino den Plakatständer um.

Im Doktorzimmer, mit der Linken Licht knipsend, schubbst der Assistenzarzt den Barhäuptigen gegen die Chaiselongue, streift sich die Ärmel auf. Der Dicke unsicher: „Ziehst du nicht den Mantel aus? Wollen wir die Schwester wecken?"

„Nun legst du dich hin und hältst die Goschen, Luder damisches." Strick raucht krampfhaft, schluckt, sucht im Arzneischrank.

„Kriegst eins reingefuhrwerkt," giftet er seinen Schüler an, „daß du platzst. Kollargol, für deine kreuzdämliche Sepsis. Wieviel willst du denn?"

„Fünf Gramm," lächelt der glückliche Hubert, beschaut schmunzelnd seine geschwollenen Armvenen.

„Nimm den Arm runter, ist noch nicht so weit. Fünf Gramm kannst du ins Gesicht kriegen von mir. Fünfzehn kriegst du. Zwanzig, wenn

du nicht das Maul gleich zumachst. Ich spuck dir rein, du verwerfliches Subjekt."

Werner Strick vom Schrank weg, bürstet, wäscht sich im Paletot in den mächtigen Operationsschüsseln. Sein schwarzer Hut schwankt bei der wuchtigen Tätigkeit. Geheimnisvoll von hinten Feuchtedengel, aus himmelnden Äuglein zu seinem Chef: „Fünfundzwanzig Gramm. Ich vertrag es. Ehrenwort. Viel muß man bei mir geben. Über die Maximaldose."

Verächtlich schweigt der Chef. Das Sublimat spritzt, über die Schüssel hinweg springt der Hut. Der Schwabe rückt an, will gebückt unten den Hut fassen, kriegt von der Seite einen Tritt in die Weiche.

Massig steht mit der großen Zwanziggrammspritze aus Glas der qualmende Mensch vor dem rotbäckigen Medizinalpraktikanten, der auf dem Untersuchungsstuhl sitzt, den linken bloßen Arm, mit Gummi abgeschnürt, triumphierend hinstreckend. Hubert bebt vor Freude, läßt sich nichts merken. Dreht den Kopf von Strick ab gegen die Wand. „Das schöne Bild," schwabbelt er schämig, „in der Klosterküche. The monastery kitchen, cuisine de monastère. Soviel Mönche und bloß ein Kalb."

Von oben faucht Werner: „Schwein, wieviel willst du haben?"

„Fünfundzwanzig" stöhnt Hubert, kann es sich nicht versagen, bettelnd den Arm des andern zu berühren.

Spießt sich die Kanüle in die strotzende Vene, der Stempel der Spritze sinkt, die dicke schwärzlichbraune Flüssigkeit vermindert sich.

Hubert, eisern den Unterarm auf die Lehne drückend, knurrt, brüllt, schreit von innen heraus, gräbt seine Stimme aus der Tiefe der Brust, windet Gesäß, Rumpf, Schultern auf dem Stuhl, zieht das Gesicht lang, reißt die Lider hoch, die Stirn voller Querfalten. Der Arm ist ein Tier, das sich in ihn verbissen hat; er will weg davon. Keucht: „Mehr, mehr, Werner, gib nicht nach, laß nicht nach." Läßt sich die Freude nicht brechen. Seine Füße treten mit den Spitzen den Boden.

„Fünfzehn, du hältst das Maul, achtzehn, neunzehn, kommst nicht weg, Junge, zwanzig, noch lange nicht, zweiundzwanzig; jawohl, vierundzwanzig. Da wären wir."

Dreht ihm den Rücken; bläst, geht an die Wasserleitung. Ein Trampeln hinter ihm beginnt.

Hohes tönendes Luftziehen, Sekunde Stille, dumpfes Krachen, Hinklatschen, Poltern, Bersten, Splittern, Stille. Stille.

Über den weißen Steinfließen schwarz und ungefüg das quadratisch geschwollene, baumlange Untier, der Dickwanst, bäuchlings hingestreckt, die Stuhllehne zerquetscht unter der Brust, ein Stuhlbein von unten aufragend zwischen den Knien wie ein schräger Fahnenmast.

„Der Lump!" triumphierend Strick am Wasser, schlägt sich den

Schenkel mit der nassen Handfläche, „fünfundzwanzig Gramm! Hab ich gesagt! Dreißig! Warum nicht vierzig! — Häh, verruchtes Subjekt. Hähä." Stampft näher: „Häh, die Zunge! Streck die Zunge raus, Kerl."

Der bewegt sich nicht.

Brüllend schüttelt Strick mit Lachsalven den Körper: „Die Zunge raus. Bist du tot, dann bist du tot. Aber halt mich hier nicht auf mitten in der Nacht, du Strolch!" Zieht sich den Paletot aus. Der Körper bewegt die Finger; die Knie krümmen sich, das Stuhlbein wackelt leicht. Strick zieht sich wieder den Paletot an, schüttet die Sublimatschüssel aus, schleudert Wassermassen aus zwei vollen Schüsseln gegen den Hinterkopf des Körpers quer durch den Raum.

Das Stuhlbein bleibt stehen.

Der Wasserstrahl braust in den Behälter. Schüssel auf Schüssel wirft immer zorniger Strick über den Körper. Wutglühend schmeißt er Schüssel samt überschwappendem Wasser gegen die schwarze ungerührte Masse: „Da hast du den ganzen Salat. Das halbe Meer! Am besten wärs, es wäre Sand und man buddelt dich ein."

Leitung abgestellt, Licht ausgedreht, Strick trampst türeschmetternd auf sein Zimmer.

Wie er sich das Nachthemd überziehen will, kommt es die Treppe schwer und langsam gegangen, stellt sich an seine Tür, klopft dumpf. Strick schnarcht im Halbschlaf: „Herein," legt sich zurück.

Über die Schwelle schlurrt aus dem dunklen Vorraum in das morgenlich graue Zimmer eine schräg nach hinten türmende, kopfsenkende, wassertriefende Gestalt; hinter ihr, sie am Rockkragen stützend, eine andere.

Stehen auf dem Bettvorleger, stumm.

„Werner," murmelt nach einer Weile die schiefe schwankende Masse.

„Herein," schnarcht der; reißt die Augen auf, weil ihn etwas Kaltes, Nasses anfaßt. Dann richtet er sich langsam in die Höhe.

„Wer ist denn das?"

„Werner," murmelt der vordere, „ich bin in den Fluß gefallen von der Brücke, ich konnte nicht gleich mitkommen. Du hast nicht gehört, wie ich dich rief."

„Was bist du, Mensch?"

„Ich bin in den Fluß gefallen, wie ich deinen Paletot holte. Ich habe immer gerufen."

„Dann gib mir meinen Paletot her, du Kerl; wo hast du ihn?"

„Ich hab ihn nicht."

Strick ringt verzweifelt die Hände: „Bist du nicht versoffen, du elendes Geschöpf, hat dich das Kollargol nicht umgebracht, was soll ich mit dir

machen?" Überwältigt schreit er: „Raus, raus, septisches Vieh. Ich schlafe."

„Werner, du sollst mir den Arm verbinden."

„Wer ist denn hinter dir?"

Traurig flüstert der Schwabe: „Das ist der Teufel."

Entsetzt hält sich Strick den Kopf: „Was soll ich denn mit dem noch machen! Mitten in der Nacht!"

„Er hat mich rausgeholt aus dem Wasser, wie ich schon fast tot war. Du sollst mir den Arm verbinden."

„Du bist ja schon tot. Hast du so wenig medizinische Kenntnisse?"

Hartnäckig flüstert Hubert, — der Teufel stemmt ihn rückwärts, — „Du sollst mir den Arm verbinden; ein Fisch hat mich gebissen."

Strick wühlt sich hilflos aus dem Bett, zieht sich Strümpfe und Hosen über, seufzt: „Komm."

Verbindet ihn unten; kopfschüttelnd sieht er die beiden abziehen, droht hinter ihnen.

Bevor er zur Visite geht, am nächsten Nachmittag, schlurrt Feuchtedengel mit dem andern auf sein Zimmer, am hellen Tage.

„Wo kommst du her; du bist doch längst tot."

„Ich bin wahrscheinlich tot; der Arm heilt aber nicht."

Strick geht um die beiden herum; der Schwabe ist ganz trocken, seine Hosen, sein Mantel verschrumpfelt, erdig.

„Deine Sachen sind ja schon trocken; wo hältst du dich bei Tag auf, Mensch?"

„Im Freien. Wenn der andere keine Zeit hat, hängt er mich an einen Baum. Davon bin ich so rasch trocken geworden."

„Das ist sehr praktisch. Aber warum holt er dich denn immer runter?"

„Mein Arm tut mir so weh. Du hast mir zuviel Kollargol eingespritzt, es ist mir eingefallen; nachher hast du mich in den Fluß geschmissen. Das gnade dir Gott. Aber ich bin schon wieder trocken."

Breitbeinig stellt sich Strick vor den andern, schlägt sich mit der Reitpeitsche gegen die blanken Stiefelschäfte: „Jetzt rede ich gar nicht mit dir Sumpfhuhn. Jetzt rede ich mit dem andern. Warum bringen Sie mir immer den Kerl her, was soll denn die ganze Trocknerei, warum verschwinden Sie nicht mit ihm von der Bildfläche?"

„Ich kann nicht, Herr. Wir haben kein Holz und haben keine Kohlen, mit der Hitze ist es aus bei uns. Ich kann keinen mehr so anbringen. Sie müssen alle erst getrocknet werden."

„Was bringen Sie ihn aber immer mir her, wo Sie doch sehen, was mit ihm los ist?"

„Ja, er will immer, Herr."

„Herr Doktor heiße ich. Aber wenn er will, was ist dann?“

„Er läßt mir keine Ruhe, er hält soviel von Sie, Sie hätten seinen Bandwurm wegkuriert. Von morgens bis abends jault er immer von wegen dem Arm, jault und jault.“

„Ja soll ich denn den Kerl noch behandeln, wenn er stinkt?“

„Ich weiß nicht, Herr, Herr Doktor.“

„Zum Himmeldonnerwetter, dann reden Sie doch mal Fraktur mit ihm. Vergraben Sie ihn, schmeißen Sie ihn ins Feuer. Glauben Sie denn, ich habe meine Zeit gestohlen.“

„Ich wills ihm mal sagen; er ist so tückisch, so störrisch, er läßt nicht ab.“

„Ich will; ich will. Das hätten Sie schon gestern tun sollen. Was sollen die Leute von mir denken, wenn ich mit so einem ungebügelten Subjekt umgehe; und dann immer zwei auf einmal. Wer wird sich von mir behandeln lassen bei dem Gestank.“

„Sag ich doch auch, verdirbt Ihnen das ganze Geschäft. Ist mir peinlich, Herr. Jetzt gehst du also deiner Wege, sonst setzt es was! — Verstande wu? Vorwärts, hüh!“

Schüttelt den Feuchtedengel am Hals, daß dem in seinem pendelnden Schädel die Kiefern klappen.

„Mein Arm, mein Arm.“

„Hier gibts keinen Arm. Nichts zu machen. Abfahrt.“ Strick hebt die Peitsche in der Faust hinter ihnen.

Auf der Treppe wimmert der Schwabe; oben donnert es durch die Tür: „Raus, sofort raus samt dem Teufel!“

Der beeilt sich, daß sie nur so davon poltern.

Strick vom Mittagessen auf sein Zimmer, will Brief schreiben. Vierfüßiges Getrapp auf der Treppe fängt an, an die Tür klopft es, einmal, zweimal. Strick denkt, ich antworte nicht. Sie klopfen weiter, stoßen mit den Füßen. Einer flüstert: „Er ist nicht zu Hause.“ Der andere wimmert: „Doch, er schläft. Klopfen Sie noch mal, ich kann nicht mehr.“

Die Tür wackelt von den Tritten, ein Likörglas fällt vom Vertiko. Einer winselt: „Sehen Sie, er trinkt Likör.“ Vorsichtig wird die Tür geöffnet. Strick liegt über dem Papier, tut als ob er schläft. Der Teufel läßt den rechten Arm sinken. Feuchtedengel nach vorn gestürzt, muß auf allen Vieren kriechen, die Brust hängt dicht über dem Boden, seine Arme baumeln, schleifen nach, die Handrücken wischen den Teppich; der Kopf geht hoch, um etwas zu sehen, schlägt mit der Stirn wieder auf.

Der andere tippt den Schlafenden leise ans Ohr. Dem ist die Galle ins Blut gestiegen.

Er richtet sich vor den beiden auf, puterrot, gequollenen Gesichts, mit funkelnden Augen: „Nun hab ichs satt.“

Der Teufel läßt den Feuchtedengel auf den Boden plumpsen, stemmt sich die Fäuste in die Weichen: „Fangen Sie auch noch an mit mir?“

„Sie haben sich mit dem verstunkenen Kerl Ihrer Wege zu scheren. Sie haben —“

„Ich kann mit dem Kerl nicht fertig werden. Er läßt das Jaulen nicht sein und er läßt es nicht sein, es ist nicht anzuhören. Dann verbinden Sie ihn also und die Sache ist fertig.“

Strick rast im Zimmer: „Er stinkt ja schon, Menschenskind; er fault ja, wie Sie ihn da sehen, in seinen Kleidern.“

„Dafür kann ich nichts. Dafür bin ich nicht da. Dann gehen wir zu einem andern Doktor.“

Unten wühlt der mit dem Kopf: „Ich will nicht; ich geh zu keinem anderen Doktor.“

Strick brüllt: „Raus, raus mit euch Gesellschaft.“

Packt den Schwaben, der aufschreit, ihn bettelnd anblickt, unter dem Kinn, zerrt ihn in die Höhe. Der Teufel fällt ihm in den Arm: „Sie haben den Mann nicht anzurühren. Ich laß ihn Ihnen hier liegen und hol ihn nicht ab, bis Sie ihn verbinden. Und wehe, wenn Sie ihn mir kujonieren.“

Trottet zur Tür.

„Was soll ich mit dem Kerl hier?“

„Ich kann nicht den ganzen Tag mit dem verplempern. Will überhaupt nichts mehr von dem wissen. Er ist mir zuviel und ist mir zuviel. Er hat einen Fimmel. Sehen Sie, wie Sie mit ihm fertig werden.“

Greift nach der Türklinke. Strick zieht ihm die Hand von der Klinke.

„Was soll ich mit dem Kerl hier, Sie. Jetzt ist er doch tot, mehr kann man doch mit ihm nicht machen.“

„Lieber Herr, ich geh was essen.“

„Sie sind faul. Faul sind Sie.

„Das ist mir gleich, Herr. Ich geh was essen.“

„Ich bin nicht Ihr Herr.“

„Ich bin nicht Ihr Hans Fipps. Ich bin ein biederer Teufel, der seine Arbeit tut wie jeder andere. Sie haben mir meinen Dienst nicht zu erschweren.“

„Sie wollen mir Vorschriften machen. Lernen Sie erst Benehmen.“

Da nimmt der andere die Hand von der Klinke: „Das laß ich mir nicht gefallen. Das kann ich mir nicht gefallen lassen. Feuchtedengel, hilfst du mit?“

„Ich kann nicht. Er soll mich verbinden.“

„Nun komm mal, wir werden schon machen."

Packt den schlappen Schwaben am Mantel zwischen den Schulterblättern mit der linken Hand, rafft ihn hoch, zieht ihn vor sich wie einen Schild, fängt an auf Strick loszugehen. Der in tobender Wut schlägt ohne Waffen drauf los, dem keifenden, bettelnden, schluchzenden Feuchtedengel gegen die Stirn, zwischen die auseinanderklaffenden Zahnreihen, am Hals vorbei. Der andere versteckt sich. Der Medizinalpraktikant plärrt: „Der Teufel will mein Beschützer sein." „Sei nicht feige," keucht der hinter ihm erregt, „wir kriegen ihn schon."

„Er hat mir ja nichts getan."

„Wir kriegen ihn schon."

Schwapp, hat der Medizinalpraktikant einen wuchtigen Stoß gegen die Schultern. Und wie sich der Teufel vorbeugt, um zu sehen, was los ist, wettert ihm ein Schlag gegen die Schläfe, daß ihm Nacht vor den Augen wird, der Rumpf zusammenklappt, die Knie einknicken und er im Umsinken nur noch die Kraft hat, Feuchtedengel über sich zu ziehen.

Strick steht lachend über den beiden. Er ist atemlos, öffnet alle Fenster, gießt sich Kognak ein. Als er sich auf das Sofa gesetzt hat, fragt er höhnisch herüber: „Es wird Frühling im Januar. Na, wie weit sind wir?"

Neben dem Dicken rappelt es sich hoch, der dicke Körper schwankt, schaukelt. Mühsam steht der Teufel hinter seinem Schild, stöhnt: „Wir sind so weit."

Vom Sofa lacht es.

Der Teufel prustet: „Wir sind so weit."

Stramm nähert sich Strick. Der Teufel flüstert dem Dicken ins Ohr: „Ich boxe jetzt mit dem linken Arm. Und paß mal auf, was ich dann mache."

„Mit wem?" winselt der mißtrauisch.

„Paß mal auf," zischt der andere verlogen.

Wieder schmettern die Hiebe auf Feuchtedengel, jetzt springt aber der Teufel mit ihm von Ecke zu Ecke.

Auch Feuchtedengel wird hurtig, es kommt ihm vor, als ob er Kraft in den Beinen habe.

Plötzlich fühlt er sich aufgehoben; über einen Schemel fünf Schritt weit fliegt er auf den anstürmenden Feind. Der, angeprallt an Brust und Hals, zu Boden gewuchtet von der Last, taumelt rückwärts auf die Knie, kippt seitlich auf die Hände. Mit doppeltem Gekrach fallen sie hin. Im Nu hockt der Teufel über ihm, eins, zwei, drei schlägt er ihm die Faust gegen Schläfe und Augen.

Dann würgt er ihn ab, sitzt aufgeblasen wie ein Frosch über dem blauen

Mann, wichtig beschäftigt, freut sich, wirft verliebte Blicke auf ihn, wie er immer weniger mit dem Mund schnappt, mit den Füßen zappelt, ganz ruhig ist. Immer wieder probiert er, ob der andere noch blauer wird.

Streichelt ihm herzlich vergnügt die Backen: „Nun bist du fertig." Sich selber streichelt er: „Ei, ei, das ist schön."

Er geht gemächlich blasend im Zimmer herum, er sieht sich die Bücher an, er setzt sich, nachdem er sich geschnäuzt hat, an den Tisch, er trinkt Kognak.

Eine halbe Stunde. Die blanken Schaftstiefel Stricks glänzen herüber.

„Zu meinen Lebzeiten war ich Roßknecht. Es ist lange her. Ich will auch mal Reitstiefel mit Sporen haben wie ein Herr und eine Reitpeitsche dazu."

Setzt sein Gläschen hin, zieht mit Placken dem Assistenzarzt die Stiefel rechts ab, links ab, steigt selber ein. Die Peitsche mit dem Elfenbeingriff nimmt er vom Spind, stolziert vor dem Spiegel. „Ei, Widuwio, wie siehst du aus. Jetzt gehört sich für dich ein Pelz, eine warme Mütze, dann bist du der Herr Baron." Aus dem Spind holt er den Pelz, vom Rechen die gefütterte Mütze. Hat den Pelz am Leib, die Mütze auf dem Kopf. Sagt nachdenklich in der frischen Luft am Fenster: „Wir gehen etwas aus. Wir haben genug gearbeitet. Es ist Frühling im Januar."

Feuchtedengel sieht ihn gravitätisch zur Türe stelzen: „Was soll aus mir werden?"

Verächtlich schweigt der Teufel, schließt hinter sich ab.

Die beiden liegen allein.

Ruft der Dicke nach einer Zeit: „Strick." Der ist betäubt, dreht den Kopf, glotzt seinen Nachbar an.

„Strick, was machst du?"

Kläglich stottert der: „Nun bin ich auch tot." Weint: „Meine Stiefel haben sie mir ausgezogen."

Es schlägt fünf. Jammert Strick: „Wie lange sollen wir hier noch liegen."

„Ich weiß nicht. Der amüsiert sich jetzt in deinen Sachen, der spielt den Herrn Baron. Und uns läßt er liegen, als wenn es nichts wäre. Wer soll denn jetzt Visite machen: es ist fünf."

Da hebt der Doktor den Arm: „Schon fünf und noch keine Visite. Einer muß gehen, Du oder ich."

„Ich kann nicht, Werner. Ich kann wirklich nicht. Mir pellt sich schon die ganze Haut ab. Was sollen sich die Patienten von unserem Krankenhaus denken, wenn ich Visite mache."

„Zeig mal," sagt Strick. Der dreht sich ihm zu. „Ich bin noch etwas warm, ein paar Stunden wirds noch gehen. Oh je, bin ich geschunden."

Er hinkt zur Tür: die ist abgeschlossen, die Nebentür ist offen. Auf der Station sehen ihn die Schwestern an. Die eine jammert: „Sind Sie schon tot? Ach Gott, erst der Medizinalpraktikant und dann Sie."

Eine andere weint: „Es ist aber schnell gegangen. Jetzt haben wir keinen Doktor mehr." Die Dritte blickt mitleidig auf seine Füße: „Sie gehen schon auf Strümpfen."

Herzlich spricht ihm die Oberschwester ihr Beileid aus, zugleich für die verreiste Oberschwester der Nachbarstation, falls er nicht etwa wiederkommen sollte. Sie begleiten ihn zum Ausgang, geben ihm zwei Kränze mit, die sie für einen anderen gekauft haben; winken mit den Taschentüchern hinter ihm her. Vor seiner Wohnung macht er Halt: ihm ist sein Zimmer, der Teufel und Feuchtedengel zuwider; will sich zu den Kränzen einen anständigen Sarg kaufen. Der Portier leiht ihm einen Schafspelz und Filzpantoffeln. „Gehen Sie rasch, Herr Doktor," sagt er, „dann reichts zwei Stunden. Lassen Sie die Kränze hier, ich leg sie Ihnen rauf." Strick hetzt durch die Läden, in der Kapellenstraße wird er matt, läuft, um sich zwei silberne Reitpeitschen zu kaufen; oben im verschneiten Stadtpark sinkt er auf eine Bank, fällt ganz auf die Seite, herunter vom Sitz, freut sich: „Jetzt wird man mich ehrlich begraben, die beiden haben das Nachsehen." Liegt im Schnee, im Finstern.

Der Teufel, spätabends, sieht ihn liegen, klopft ihm freundlich den Schnee ab: „Man soll es nicht übertreiben, lieber Junge. Nun wird dir gleich wohler." Er führt ihn am Kragen; Strick, vergrämt über sein Pech, gerät in Zorn, weil der ihn duzt, verbittet sich das, macht sich schwer. Der andere näselt vornehm, daß er jetzt den feinen Mantel anhabe und die Mütze und die blanken Reitstiefel, und die beiden neuen Peitschen werde er sich auch behalten. Strick verlangt die Peitschen zurück, flucht, schmäht, daß der andere ihn am Wege zur Parkstraße über die Bordschwelle hinwirft, schwörend, er werde den armen Feuchtedengel holen, dann werde er ihnen die Suppe versalzen. Als die beiden an seinen Armen wackeln, bläkt und schimpft der Teufel, wer hier der feine Mann sei und wer der Prolet; wer anderen das Leben schwer mache; was seien sie beide für Lumpenbagage, der eine ohne Hut und im ungebügelten Paletot, daß man sich schämen müsse vor die Damens, der andere in Filzpantoffeln, im Portierspelz mit Mottenfraß und dabei noch mit zwei Reitpeitschen. Ohne Pferd und kann nicht mal allein laufen.

Er hängt sie zum Austrocknen statt an einen Baum, wie ihm befohlen ist, an den Latten eines Zauns auf, mit dem Blick auf altes Eisen, rostige Lokomobilen, zerbrochene Kochtöpfe. Erst am Morgen nimmt er sie herunter. Da ist Strick ganz Gift geworden. Der Teufel prahlt keck, wie er mit ihnen des Wegs zieht: „Jetzt sind wir zu dreien. Kommt

noch der Gendarm und will mich verhaften, werdens vier. Ich muß mich beeilen."

Strick wiehert lachend: „Du Hund. Wenn Feuchtedengel nicht gewesen wäre, hättest du nicht mal mich gekriegt."

„Was," faucht der andere, „Hund sagt der zu mir? Und das wollen Kavaliere sein? Ich hab genug."

„Ich auch," höhnt Strick.

„Mein Arm," winselt Feuchtedengel, aufwachend, „wer soll mich verbinden?"

„Ich hab genug," brüllt der Teufel, dreht sich um sich selbst, „haltet die Schnauzen!"

Stößt, auf der Allee stehend, mit den Füßen rückwärts, scharrt wie ein Pferd.

„Was macht er nur," denken die beiden im Schneehaufen.

Er bläst sich auf, der Mantel platzt, sein Bauch dringt vor, wird groß wie ein Globus, reicht rund herum vom Hals bis unter die Knie, seine Hose folgt, seine Weste gibt nach. Seine Arme stecken wie kleine Stiele in der Kugel. Bückt sich keuchend, langt sich den Doktor, der ihn noch anspucken will, läßt ihn auf dem linken Arm, der linken Schulter nach dem Hals zu rutschen. Zwischen Weste und Hals stürzt Strick kopfüber abwärts, die Beine ragen zuletzt heraus. Die zappelnden Pantoffeln reißt der Teufel ab. Rechts versinkt Feuchtedengel. Der Bauch weitet sich, wirft Falten, steht prall. Der Teufel bläst die Backen auf. Die Kugel dampft, glüht, versengt die Kleider, dunkelblaue Flammen schlagen heraus, stehen über ihr wie eine Glocke. Der Teufel holt Luft, zieht sich schnurrend zusammen, schüttelt sich. Asche, weiße Knöchelchen fallen von ihm ab.

Freundlich sieht er an seinem Bauch herunter, sagt: „Ei, liebes Bäuchlein." Hebt die Pantoffeln, beide Reitpeitschen auf, geht allein spazieren.

Zu einem Fräulein, die ihn wegen seiner erschöpften Haltung an der Großhafenstraße anspricht, sagt er: „Der eine, der Strick, Herr Strick, Herr Doktor Strick hatte starke Muskeln, aber der andere war noch schlimmer, der mit dem Bandwurm. Der knaute und maulte und jaulte den ganzen Tag und wurde nicht fertig. Es war mir zu viel. Und nun, nun sehen Sie, liebes Fräulein —"

„Gehen wir ein paar Minuten ins Café Braune, mein Herr."

„Gewiß, meine Dame. Und nun haben sie beide nichts. Nun sind sie nicht im Himmel und nicht in der Hölle. Nun sind sie einfach tot."

Palestrina

von Thomas Mann

Ich bin glücklich, daß der Zusammenhang der Dinge mir zwanglos Gelegenheit bietet, von einem Erlebnis dieser Kriegszeit zu reden, das auszusprechen mich sehr verlangt; und ich täte unrecht, über diese Fügung zu staunen, da das Werk, um das es sich handelt, mir eben zum Erlebnis so sehr nicht geworden wäre, wenn es den geistigen Zusammenhängen, denen ich nachgehe, weniger tief und innig angehörte.

Ich hörte Hans Pfitzners musikalische Legende „Palestrina" dreimal bisher, und merkwürdig rasch und leicht ist mir das spröde und kühne Produkt zum Eigentum, zum vertrauten Besitz geworden. Dies Werk, etwas Letztes und mit Bewußtsein Letztes aus der schopenhauerisch-wagnerischen, der romantischen Sphäre, mit seinen dürerisch-faustischen Wesenszügen, seiner metaphysischen Stimmung, seinem Ethos von „Kreuz, Tod und Gruft", seiner Mischung aus Musik, Pessimismus und Humor, — es gehört durchaus „zur Sache", sein Erscheinen in diesem Augenblick gewährte mir Trost und Wohltat vollkommener Sympathie, es entspricht meinem eigensten Begriff der Humanität, es macht mich positiv, erlöst mich von der Polemik, und meinem Gefühl ist ein großer Gegenstand damit geboten, an den es sich dankbar schließen kann, bis es zu eigener Gestaltung wieder genesen und beruhigt ist, und von dem aus gesehen das Widerwärtige in wesenlosem Scheine liegt ...

Hatte Pfitzners Musik-Poem mir Neues zu sagen? Kaum. Aber viel tief Vertrautes, das zu hören, dessen wieder innezuwerden mich wohl bis zum Lechzen verlangt haben muß; ja die außerordentliche Wirkung, die es sofort bei jener ersten morgendlichen Darstellung vor einem Amphiteater von Fachleuten, zu denen ich keineswegs gehöre, auf mich ausübte, die Raschheit, mit der ich es absorbierte, ist nur zu erklären durch eine ungewöhnliche Spannung der Bereitschaft und Empfänglichkeit, welche die Zeit, das Feindliche der Zeit in mir hervorgebracht hatte. Ich scheue zurück vor einer Analyse, nicht nur weil ich die erledigende Wirkung des kritischen Wortes im Grunde hasse, sondern namentlich, weil Zergliederung — Teilung, ein Nacheinander des Betrachtens bedeutet, die Sonderung des Geistigen vom Künstlerischen etwa, wodurch ich das Ganze zu kränken fürchte. Natürlich gibt es da nichts als Einheit. Die Kunst aber ist stark an und für sich und bezwingt auch solche, die den geistigen Willen, welchem sie dient, verpönen würden, wenn sie ihn verständen. Das Produkt einer melancholisch abgewandten und zeitwidrigen Geistigkeit kann stark, glücklich und siegreich sein durch das Talent, das ihm zum Triumph über die Gemüter

der Tausende verhilft. Dabei geschieht es denn freilich, daß für Talent, Kunst, bloße Stilgebung genommen und wohl gar mit dem Einverständnis des Künstlers genommen wird, was eigentlich oder doch außerdem etwas ganz Anderes, seelisch weit Unmittelbareres ist. Diese archaischen Quinten und Quarten, diese Orgellaute und Kirchenschlüsse — sind sie nichts als Mimikry und historische Atmosphäre? Bekunden sie nicht zugleich eine seelische Neigung und geistige Gestimmtheit, in der man, fürchte ich, das Gegenteil einer politisch tugendhaften Neigung und Stimmung erkennen muß? Stellen wir die Frage zurück! Was siegt, ist das Talent. Bewundern wir dieses!

Welche hohe Artistik in der Vereinigung nervösester Beweglichkeit, durchdringender harmonischer Kühnheit mit einem frommen Väterstil! Man kennt die Meisterschule, in der das erlernt wurde. Das seelisch Moderne, alles Raffinement dieses Vorhalt-Geschiebes, wie rein organisch verbindet es sich mit dem, was musikalisches Milieu, was also demütig-primitiv, Mittelalter, Kargheit, Grabeshauch, Krypta, Totengerippe ist in dieser romantischen Partitur! Das holde Thema des Ighino, das sich im Vorspiel zum dritten Aufzug am schönsten wiederholt, schloß ich gleich in mein Herz, — dies melodische Persönlichkeitssymbol eines Kindes voll Wehmut und voll Treue, das gern das Glänzende und Neue läßt und dem Alten zugetan bleibt. Die Partie ist wundervoll; ich glaube, das musikalisch Feinste und Süßeste des Werkes ist mit ihr verbunden. Wie sehr gewinnt das Wort an Keuschheit zugleich und Erlösungskraft, wenn es mit Schmerzen aus der Musik geboren wird, wenn die Musik jene Nöte und Hemmungen der Seele malt, aus denen das Letzte, das schwere Wort sich herauskämpft, emporringt: zum Beispiel in den rhythmisch unvergleichlichen Takten, die Ighinos Einsatz und Ausbruch „Der Gram des alten Vaters —" vorbereiten. Und welche eben noch ruhig atmende Brust würde nicht plötzlich — und unweigerlich jedesmal wieder — von einem Schluchzen erschüttert, wenn die reine Stimme des Kindes von Palestrinas Ruhme singt, seinem echten Ruhm,

„Der still und mit der Zeit
Sich um ihn legte wie ein Feierkleid"?

Ein selig-lyrischer Augenblick, dessen Schönheit Selbstbewußtsein gewinnt, indem die melodische Phrase sich in lichterer Instrumentierung sofort wiederholt. Ganz spät, im dritten Aufzuge, wird sie noch einmal anspielungsweise gestreift: Dort, wo Ighino dem Vater versichert, in fernsten Zeiten werde man ihn noch nennen; und mit Neid empfindet man hier, wie an anderen Stellen, aufs neue, welche Möglichkeiten der Vereinheitlichung und der geistreich- oder innig-sinnigen Vertiefung die wagnerisch-motivische Kunstarbeit gewährt . . .

Nochmals, ich stelle alles Ethische und Geistige zurück, um vorderhand ausschließlich die ästhetischen Kräfte und Tugenden des Werkes zu bewundern. Ich überblicke die weitläufige, aber künstlerisch dicht gefüllte Szenenflucht des ersten Aktes und finde, daß sie ungewöhnlich schön und leicht, in glücklicher Notwendigkeit gefügt ist. Dem Gespräch der Knaben folgt der bewegte Auftritt zwischen Palestrina und dem Prälaten, schon ist die fahle, von Geisterlauten der Vergangenheit erfüllte Szene der „Vorgänger" da, diese innige Vision, die tiefe, nächtlich ringende Unterredung eines Lebenden, fromm und vornehm Überlieferungsvollen mit den Meistern ... Sie schwinden, aus Not und Finsternis schreit der Einsame noch oben, da schwingt die Engelsstimme sich erschütternd im Kyrie empor, die Gnadenstunde des Müden bricht an, er neigt sein Ohr zum Schattenmunde der verstorbenen Geliebten, die Lichtgründe öffnen sich, die unendlichen Chöre brechen aus in das Gloria in excelsis, zu all ihren Harfen singen sie ihm Vollendung und Frieden ... Dann löst sich die Überspannung, alles verbleicht, erschöpft hängt Palestrina in seinem Sessel, und nun? Sollte es möglich sein, diesen Akt, der ein wahres Festspiel zu Ehren schmerzhaften Künstlertums und eine Apotheose der Musik ist, nachdem er zu solchen Gesichten emporgeführt, ohne Ermatten zu schließen? Noch eine Wirkung hervorzubringen, die eine Steigerung wie diese wohl gar überbietet? Welche Lust, zu sehen, wie das möglich wird, wie solche Möglichkeit mit jener köstlichen, erlaubten, ja gebotenen und begeisterungsvollen Klugheit, Umsicht und Politik der Kunst von langer Hand her vorbereitet wurde! Gebt acht! Durch das Fenster von Palestrinas Arbeitsstübchen gewahrt man die Kuppeln von Rom. Ganz früh, am Ende der ersten Szene schon, als Silla, der hoffnungsvolle Eleve, der's mit den Florentiner Futuristen hält, hinausblickt, hin über Rom, und sich in gemütlich ironischen Worten von dem konservativen alten Nest verabschiedet, geht im Orchester, nach dem majestätisch ausladenden Motiv der Stadt, ein mäßig starkes, monotones Leiern in Sekunden an, das nicht enden zu wollen scheint, und dessen Sinn vorderhand unerfindlich ist. Die Leute tauschten verwunderte und lächelnde Blicke bei dieser sonderbaren Begleitung, und da war niemand, der einem so schrullenhaft nichtssagenden Einfall irgendwelche musikdramatische Zukunft prophezeit hätte. Ich sage: Gebt acht! Seit damals ist in Wirklichkeit eine reichliche Stunde, illusionsweise aber eine ganze Nacht vergangen, und eine Welt von Dingen hat sich ereignet. Die schwindende Engelsglorie hat irdische Morgendämmerung zurückgelassen, rotglühend und rasch hebt sich der Tag über die Kuppeln draußen, das ist Rom, sein gewaltiges Thema wird breit und prunkend verkündet im Orchester, — und da, wahrhaftig, kommt auch das vergessene Leiern von gestern abend wieder in Gang, es gleicht einem Läuten,

ja, das sind Glocken, die Morgenglocken von Rom, nicht wirkliche Glocken, nur nachgeahmt vom Orchester, doch so, wie hundertfach schwingendes, tönendes, dröhnendes Kirchenglockenerzgetöse überhaupt noch niemals künstlerisch nachgeahmt wurde, – ein kolossales Schaukeln von abenteuerlich harmonisierten Sekunden, worin, wie in dem vom Gehör nicht zu bewältigenden Tosen eines Wasserfalls, sämtliche Tonhöhen und Schwingungsarten, Donnern, Brummen und Schmettern mit höchstem Streichergefistel sich mischen, ganz so wie es ist, wenn hundertfaches Glockengedröhn die Gesamtatmosphäre in Vibration versetzt zu haben und das Himmelsgewölbe sprengen zu wollen scheint. Es ist ein ungeheuerer Effekt! Der seitlich im Stuhle schlummernde Meister, die heilige Stadt im Purpurschein, der durchs Fenster hereinfallend die ärmliche Stätte nächtlicher Schöpferekstasen verklärt, und dazu das mächtige Glockengependel, das nur zurücktritt, während die ausgeschlafenen Knaben die im Zimmer verstreuten Notenblätter sammeln und ihre paar Repliken wechseln, und das dann seinen gewaltigen Gang wieder anhebt, bis der Vorhang zusammenfällt.

Ich bewundere es als eine kompositionelle Schönheit, wie die kraftvolle Gestalt des Kardinals Borromeo, dieses ungebärdigen Mäzens, die geistlich-geistige Welt Palestrinas mit der Welt der Realität, der Welt des zweiten Aktes verbindet. Aber dieser zweite Akt selbst ist eine kompositionelle Schönheit, wie er in seiner turbulenten Farbigkeit zwischen dem ersten und dritten steht. Entgegen dem ästhetischen Spruche der Meisten habe ich meine Freude an dieser möglich gemachten Unmöglichkeit, einer rein ideellen Dramatik, die, wenn nicht „Handlung", so doch geistdurchleuchtetes, buntes Geschehen ist. Leben im Licht des Geistes – was kann die Kunst uns Besseres, was Unterhaltenderes gewähren? Ich habe tatsächlich urteilen hören: Meyerbeer, historische Oper. Das ist vollendeter Irrtum. Um alles zu sagen, – vielleicht war ich persönlich besser, als andere, gegen dies Mißverständnis gewappnet, vielleicht stand ich von langer Hand her auf gutem Fuße mit der hier waltenden Absicht: aus historischem Detail Idee sprechen zu lassen und ihm nur dadurch dramatische Spannkraft zu geben. Auf jeden Fall greift jeder hier einsetzende Tadel das Ganze an, die Empfängnis. Man darf glauben, daß dieser Kompositionsgedanke: Kunst, Leben und wieder Kunst der früheste Nebel war, das erste, was der Dichter eigentlich sah.

Pessimismus und Humor . . . ich habe ihre Zusammengehörigkeit nie stärker und sympathischer empfunden, als angesichts des zweiten Palestrina-Aktes. Der Optimist, der Besserer, mit einem Wort: der Politiker ist nie Humorist, er ist pathetisch-rhetorisch. Der pessimistische Ethiker dagegen, er, den man heute recht uneigentlich den „Ästheten" zu nennen beliebt,

wird sich zur Welt des Willens, der Realität, der Schuld und des harten Geschäftes mit natürlicher Vorliebe humoristisch verhalten, er wird sie als Künstler pittoresk und komisch sehen, im grellen Kontrast zur stillen Würde des intellektuellen Lebens: und nur in diesem Kontrast beruht die Dramatik der Konzil-Szenen, in welchen das Erzeugnis jener überschwänglichen Nacht, die wir erlebten, Palestrinas Messe, zu einem Gegenstand des politischen Handelsgeschäftes wird. Wahrhaftig, welche Art von Leben und Realität wäre im Sinne jenes Kontrastes grotesker, tumultuöser und komischer, als die Politik? Der zweite Akt ist nichts anderes, als eine bunte und liebevoll studierte Satire auf die Politik und zwar auf ihre unmittelbar dramatische Form, das Parlament. Daß es ein Parlament von Geistlichen ist, erhöht die Lächerlichkeit und Unwürde aufs äußerste. Freilich, Musik ist Urpathos, und so wirkt denn das Orchestervorspiel, vielleicht das glänzendste Musikstück des Abends, noch durchaus pathetisch: dies Schmettern, Stürmen, luftschnappende Hetzen, dessen bewunderungswürdigster Augenblick das viermalige keuchende Ansetzen zum Hauptmotiv (Klavierauszug S. 174 oben) ist, versinnlicht tragisch Palestrinas Wort von der „Bewegung, zu der das Leben unaufhörlich peitscht", es ist eine nur allzu erfahrungsvolle Schilderung des schauderhaften Sansara. Und doch ist es eben das grundpathetische Wesen der Musik, was, zusammen mit dem Menschlichen, das überwältigend Komische zeitigt. Ich denke an die Figur des Patriarchen Abdisu von Assyrien und die Laute von unerhörter und phantastischer Lächerlichkeit, die im Orchester sein hieratisches Jubilieren über „den Tag" und „dieses Werk" und seine mild verunglückende Parlamentsrede begleiten. Nie überhaupt ist die ergreifende Komik tapriger Hochbetagtheit, ehrwürdiger Ahnungslosigkeit so durchdringend empfunden und zu so sonderbarer Wirkung erhoben worden.

Der Akt ist kurzweilig, man sage, was man wolle. Der Reichtum an Akzenten, die Schärfe der Typen, die ideelle Transparenz verleihen ihm die sublime Unterhaltsamkeit siegender Kunst. Der muntere Bischof von Budoja, der zügellos anmaßende Spanier, der süffisante Kardinal Novagerio, in dessen Partie das Folter-Motiv sein infames Wesen treibt: das Leben ist in Bewegung, die Kunst setzt ihm spielende Lichter auf, sammelt es zu höchster Energie; — und welche Heimkehr dann zu ihr selbst, in die reinliche Schöpferzelle, die Welt der Einsamkeit und der Treue. Der Papst singt Hexameter ... eine wunderlich große Idee. Der Ausklang ist Resignation und Friede, ist „musikalischer Gedanke" an der Zimmer-Orgel, nur leicht gestört von fernen, raschen Evvivas zum Zirpen der Mandolinen. Und ruhevoll spricht das Orchester das Schlußwort, das auch das Wort des Anfangs war und ein Geheimnis ist ...

Ich sagte noch nichts von Pierluigi Palestrina, dem Musiker-Helden

des Werkes. Ich liebte seine Gestalt von dem Augenblick an, da er mit dem Prälaten durch die schmale Türe seines Stübchens trat: die Gestalt des mittelalterlichen Meisters, des Künstlers, wie populäre Romantik ihn keineswegs sich erträumt, still, sittsam, schlicht, ohne Anspruch auf „Leidenschaft," gedämpft und gefaßt, im Innern wund, voll leidend-würdiger Haltung. Ich sehe ihn, wie er, den zarten, schon ergrauenden Kopf zur Seite geneigt, die Hand aus dem Schultergelenk ein wenig gegen die jungen Schüler hebt und spricht: „Seid fromm und still." Unendliche Sympathie wallt auf . . . „Seid fromm und still!" Wie sollte nicht fromm und still sein, wem Kunstarbeit obliegt? Oder sollte ein Solcher gar auf die Gasse laufen und politisch gestikulieren? . . . Aber wenn diese Künstlergestalt nicht romantisch im wohlfeilen Sinne ist, – Romantik ist sie dennoch und zwar eben indem sie den lyrischen Mittelpunkt des Gedichtes bildet. Romantische Kunst pflegt in zweifacher Bedeutung „rückwärts gewandte" Kunst zu sein: nicht nur insofern sie, wie Nietzsche sagt „angewandte Historie" ist, sondern auch indem sie, reflexiv-reflektierend, sich auf das Subjekt zurückwendet. Umgekehrt mindestens ist alle Kunst, welche die Kunst und den Künstler zum Gegenstande hat – sei die Behandlung dieses Gegenstandes auch noch so skeptisch-ironisch – ist also alle B e k e n n t n i s k u n s t r o m a n t i s c h e Kunst; und namentlich hierin, wenn auch aus manchen weitern Gründen, namentlich als Künstlerbekenntnis, und zwar als eines von rücksichtslos-radikalster Art, ist „Palestrina" ein romantisches Kunstwerk. Was aber die Politik betrifft, so hoffe man nicht, daß es ohne sie abgeht! Ist es n i e ohne sie abgegangen, nur, daß wir es nicht wußten?

In diesem Augenblick, am Ende des dritten Kriegsjahres, veröffentlicht Pfitzner eine Schrift, betitelt „Futuristengefahr" und geschrieben „bei Gelegenheit" von Busonis „Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst" – dem Programmbuch des musikalischen Progreß. Gelegentlich ästhetischer Fragen also spricht der deutsche Tondichter, er sagt es selbst und bekundet damit seine Kenntnis der Tatsache, daß die Perspektiven seiner 45 Seiten überall weit über das bloß Ästhetische hinausreichen. Wirklich vergriffe man sich kaum im Namen, würde man seine Broschüre eine politische Streitschrift nennen – obgleich sie gerade anti-politische, das heißt konservative Tendenz besitzt. „Bach und Beethoven", ruft er, „sollen ‚als ein Anfang aufzufassen' sein, nicht ‚als unzuübertreffende Abgeschlossenheiten'." Hier zeigt sich am allerunverhülltesten diese gewisse Z i e l s t r e b i g k e i t, die ich von je als allem Wesen der Kunst feindlich und entgegengesetzt empfunden habe." Und nachdem er eine Seite lang die „Zielstrebigkeit" befehdet, gelangt er zu einem jener präzisen und tiefgegründeten Sätze, wie nur der echte Schriftsteller sie findet: „N i c h t d i e K u n s t – d e r

Künstler hat ein Ziel." Man sehe aber genau hin: Ist das Ästhetik oder ist es Politik? Zuletzt ist es wohl etwas Drittes, nämlich Ethik – und also genau das, was der Geistespolitiker als „Ästhetizismus" bezeichnet. Aber Anti-Politik ist auch Politik, denn die Politik ist eine furchtbare Macht: Weiß man auch nur von ihr, so ist man ihr schon verfallen. Man hat seine Unschuld verloren.

Pfitzner sagt an anderer Stelle: „Nun, wir wollen dem waltenden Weltgeist nicht in den Arm fallen; was kommen muß, kommt. Ob das, was kommt, schön ist, ist eine andere Frage; und ob es schöner sein wird, als das, was wir schon haben, eine uns bewegende Frage." Und er fährt fort: „Busoni erhofft sich von der Zukunft alles für die abendländische Musik und faßt die Gegenwart und Vergangenheit auf als einen stammelnden Anfang, als die Vorbereitung. Wie aber, wenn es anders wäre? Wenn wir uns auf einem Höhepunkt befänden oder gar der Höhepunkt schon überschritten wäre? Wenn unser letztes Jahrhundert oder unsere letzten anderthalb Jahrhunderte die Blütezeit der abendländischen Musik bezeichneten, die Höhe, die eigentliche Glanzperiode, die nie wiederkehren wird und der sich ein Verfall, eine Dekadenz anschlösse, wie die nach der Blütezeit der griechischen Tragödie? Mein Gefühl neigt vielmehr zu dieser Ansicht. Schon Rubinstein hat ernstlich von einem ‚Finis musicae' gesprochen. Ob nicht die Aufgabe unserer Zeit, anstatt die Sechsteltöne zu suchen, in rasendem Tempo vorwärtsstürmen zu wollen, jedes Errungene einem Neuen zuliebe vernichten zu wollen – ob nicht vielmehr die Aufgabe unserer Zeit eine liebevolle Besinnung wünschenswert erscheinen ließe, auf das, was entstanden ist und gegenwärtig entsteht und zwar nicht nur auf das, was an der Oberfläche schwimmt? Der Irrtum herrscht zu jeder Zeit vor, aber er hat immer eine andere Färbung. Die Signatur der vorangegangenen Zeitepoche mag Philisterei gewesen sein, die Signatur der heutigen ist sie nicht, viel eher das Gegenteil. Die vorhergehende Zeit fragte bei allem Neuen: Ist mir das bequem und verständlich? Die gegenwärtige fragt: Werde ich mich nicht als rückständig blamieren? Das ist der ganze Unterschied." Es ist der ganze. Man übertreibt nur leicht, wenn man behauptet, daß aller „Erfolg" seit fünfzehn Jahren dieser neuen Philisterei entsprang, welche die ehrsame alte an Lächerlichkeit und Verderblichkeit weit übertrifft, und was der deutsche Musiker da sagt, ist genau dasselbe, was ein viriler Rationalist, der Däne Johannes V. Jensen, in seinem Buch „Unser Zeitalter" ausspricht: „Der Futurismus hat seinen Einzug auch in die Newyorker Salons gehalten. Nie hat ein Moloch Sklavenseelen so in Zucht gehalten wie der moderne Kommandoruf „Fortschritt"; selbst die Angelsachsen, von denen der Begriff common sense doch stammt, beugen sich willig der Peitsche; denn man will lieber

nackt über die Straße gehen, als dumm sein, gerade wie der liebe alte Kaiser im Märchen."

„Futuristengefahr" ist ein Kind des Krieges, und es kann also nicht wundernehmen, daß der Aufsatz politische Färbung zeigt. „Palestrina" hingegen entstand vor dem Kriege, — zwei Drittel der Partitur mindestens lagen fertig vor im August 1914. Dennoch sind schon einem flüchtigen Blick die Linien erkennbar, die das große Werk mit der Streitschrift verbinden, und erstaunlich ist es, zu sehen, wie Probleme, die der Krieg „demokratisierte," die er zu allgemeiner, journalistischer Aktualität erweckte, jede exponierte Empfindlichkeit längst vorher — und zwar keineswegs akademischerweise und in Mußestunden, sondern bis in die Produktion hinein — dringlich beschäftigten. Wir glaubten nicht an den Krieg, — während wir ihn in uns trugen.

Der Vorhang ist noch nicht zehn Minuten offen, als Jung-Silla bereits in die verfänglichen Verse ausbricht:

„Welch herrlich freier Zug geht doch durch unsre Zeit!
Ist's nicht bei dem Gedanken schon
Ans heitere Florenz,
Als dürfte sich mein eigenes Wesen
Vom dummen Joch der Allgemeinheit lösen
Und die höchste Stufe erklimmen.
Wie in meiner lieben Kunst die Singestimmen,
Abhängig von jeher, erbärmlich polyphon,
Sich dort befreien zur Einzelexistenz.
— — — — — — — —
Mich aber zieht es fort nach all' dem Schönen, Neuen,
Und wie ich Ruhm und Leben leuchtend vor mir seh',
So steigt gewiß in stetigem Befreien
Die ganze Menschheit noch zu ungeahnter Höh!"

Wiederum, ist das Ästhetik oder ist es Politik? Diesmal gibt es kein Drittes: es ist Politik, — „bei Gelegenheit" der Ästhetik. Denn Befreiung, individualistische Emanzipation in ideellem Zusammenhang mit unendlichem Menschheitsfortschritt, das ist Politik, das ist die Demokratie; und durch Einen, der „dran" ist, Einen, der „mit elastisch-hoffnungsfreudigen Bewegungen das Zimmer durchmißt" läßt unser Dichter sie verkünden.

Palestrina von seiner Seite weiß Bescheid.

„Ich weiß, — doch Silla glaubt, nichts wüßt ich noch.
Es ist ein Junge voll von Gottesgabe,
Zu wehren ihm fühl ich in mir kein Recht."

Und als Borromeo, der Mann der starken Kirche, sich ereifert: „Ihr droht ihm nicht einmal? So mild gelaunt?", antwortet jener: „Ach, der Bedrohte bin nur ich, nicht er!" — Dann erzählt er:

,Die Kunst der Meister vieler hundert Jahre,
Geheimnisvoll verbündet durch die Zeiten
Zum Wunderdom sie stetig auszubau'n,
Der sie ihr Leben schenkten, ihr Vertrau'n,
Und der auch ich mein armes Dasein bot:
Ihm dünkt sie abgegriff'ne alte Ware,
Er glaubt sie überwunden, glaubt sie tot. —
Nun haben Dilettanten in Florenz
Aus heidnischen, antiken Schriften
Sich Theorien künstlich ausgedacht,
Nach denen wird fortan Musik gemacht.
Und Silla drängt begeistert sich zu jenen,
Und denkt und lebt nur in den neuen Tönen.
Vielleicht wohl hat er recht! Wer kann es wissen,
Ob jetzt die Welt nicht ungeahnte Wege geht,
Und was uns ewig schien, nicht wie im Wind verweht? —
Zwar trüb ists zu denken — kaum zu fassen..."

Es ist unmöglich, Psychologie und Lebensstimmung alles Konservativismus vollkommener auszudrücken, als durch diese Worte, — ich meine: eines freien, wissenden, zarten, geistigen, mit einem Worte: ironischen Konservativismus, nicht eines robust-autoritätsgläubigen, wie der des Kardinals, dem so viel Müdherzigkeit und Zweifel gesundes Ärgernis gibt, und dem der Meister „krank in seiner Seele scheint". Palestrina seinerseits nennt bei sich die Seele des Priesters „wohlgeborgen" und spricht in Gedanken zu dem schwer Erzürnten:

„Oh wüßtest du
Was hier noch alles flüstert, reden möchte,
Welch dunklere Gedanken, unheimliche —
Für mich der Holzstoß wär' dir noch zu mild."

Ein problematischer Meister! Hätte man geglaubt, daß es so in einer konservativen Seele aussehen könnte? Er hat Formen von vollendeter Unterwürfigkeit gegenüber dem Kardinal, wie es gut künstlerisch ist und dem armen kleinen Kapellmeister nicht anders anstände. Als es aber Ernst wird, verweigert er in der ungehörigsten Weise den Gehorsam. Er will die rettende Messe nicht schreiben, sollte auch die ganze Polyphonie darüber zum Teufel gehen. Und als Borromeo, am Rande seiner Geduld, die Frage stellt: „Und wenns der Papst befiehlt?" antwortet er: „Er kann befehlen, doch niemals meinem Genius — nur mir." Das ist stark — und nicht sehr mittelalterlich. Es spricht ein Stolz und eine Freiheit daraus, die eher der „neuen Zeit" angehören, — wie denn der Priester am Ende wirklich findet, daß es in seiner Nähe nach Schwefel riecht. Wenn Palestrina krank ist in seiner Seele — und das ist er wohl —, so ist seine Melancholie doch mit einem Selbstbewußtsein verbunden, das ihn aus dem Munde der „Vorgänger" die Worte vernehmen läßt:

„Der Kreis der Hochgestimmten ist voll Sehnen
Nach jenem, der ihn schließt: Erwählter du!"

Denn nichtwahr: weder diese Szene der Vorgänger, noch die darauf folgende der englischen Inspiration sind wir geneigt als reines Legendenmirakel und katholischen Theaterzauber zu empfinden; uns bedeuten diese Gesichte ein Anschaulichwerden des Ethisch-Innerlichsten, und für uns hat also der Zuruf „Erwählter du!" dasselbe Ich zur Quelle, wie die Antwort:

„Nicht ich — nicht ich —; schwach bin ich, voller Fehler,
Und um ein Werden ists in mir getan.
Ich bin ein alter, todesmüder Mann
Am Ende einer großen Zeit.
Und vor mir seh' ich nichts als Traurigkeit —
Ich kann es nicht mehr zwingen aus der Seele."

Und woher diese Schwermut? Woher dies, daß er „in der Mitte sich des Lebens wie einsam tief im Walde findet, wo in der Finsternis kein Ausweg ist," und daß er nicht begreift, wie er je schaffen, sich freuen und lieben konnte? Aber so ist es wohl und nicht anders, wenn die Höhe und Wende des eigenen Lebens zusammenfällt mit einer Wende der Zeit, und wenn man langsam, anhänglich und bereits etwas müde ist. In der Atmosphäre eines Zeitalters reif geworden zu sein und dann plötzlich ein neues anbrechen zu sehen, dem man übrigens ebenfalls mit einem Teil seines Wesens angehört; mit einem Fuß etwa im Mittelalter und mit dem andern in der Renaissance zu stehen, ist keine Kleinigkeit, — immer vorausgesetzt, daß man stimmungsmäßig zum Konservativismus neigt, was Palestrina entschieden tut. Es gibt nichts Konservativeres, als die Worte, die er an die Schatten der Meister richtet:

„Ihr lebtet stark in einer starken Zeit,
Die dunkel noch im Unbewußten lag
Als wie ein Korn in Mutter-Erde-Schoß.
Doch des Bewußtseins Licht, das tödlich grelle,
Das störend aufsteigt wie der freche Tag,
Ist feind dem süßen Traumgewirk, dem Künste-Schaffen.
Der Stärkste streckt vor solcher Macht die Waffen."

Und von da ist nicht mehr weit bis zu dem Wunsch und Vorsatz:

„Mit offnen Augen in des Lebens Rachen
Will flieh'n ich aus der Zeit —",

der anachronistisch-schopenhauerischen Umschreibung eines ganz und gar ungehörigen Vorhabens, das denn auch von den Meistern nicht ohne kategorische Strenge zurückgewiesen wird. „Dein Erdenpensum, Palestrina," sagen sie, „Dein Erdenpensum schaff'!"

„Den Schlußstein zum Gebäue
Zu fügen sei bereit;

Das ist der Sinn der Zeit.
Wenn du dein ganzes Bild aufweist,
Wenn dein' Gestalt vollkommen,
So, wie sie war entglommen
Von Anbeginn im Schöpfergeist:
Dann strahlst du hell, dann klingst du rein,
Pierluigi du,
An seiner schönen Ketten
Der letzte Stein."

Was wollen diese Verse anderes besagen, als das prosaische Wort der Streitschrift: „Nicht die Kunst, der Künstler hat ein Ziel?" Die gegenteilige Meinung wäre optimistisches Pathos. Palestrina ist der Mann des pessimistischen Ethos. Wenn die Welt in einer Richtung „fortschreitet", an die man durchaus nicht glaubt, obgleich man solchen Fortschritt als notwendig und unabwendbar anerkennt und selbst von Natur nicht umhin kann, ihn zu fördern: dann ist es unmöglich, pathetisch zu sein; der Sinn der Zeit nimmt persönlich-ethischen Charakter an, es gilt, „Dein Erdenpensum"; es gilt, dein' Gestalt vollkommen zu machen; es gilt, auszuhalten, — ich sage nicht: durchzuhalten. Was immer er nun auch sei, — Palestrina findet die Kraft, es zu sein; und indem er das notwendige Werk schafft, das nur er seiner Natur und zeitlichen Stellung nach zu schaffen vermögend ist, die Messe, welche neuzeitlich entwickelte Kunst mit „kirchlichem Gefühl" vereinigt, wird ihm zugleich das poetische Glück, die Figural-Musik vor der Flamme zu bewahren, er wird zum „Retter der Musik" durch eine erhaltend-schöpferische Tat. Er weiß nun, was er ist, wohin er gehört und wohin nicht, oder doch, wie weit er hierhin und dorthin gehört; er kennt sein Schicksal, seine Ehre und seinen Platz, und er „will guter Dinge und friedvoll sein."

Das ist ja ein versöhnlicher Fabel-Schluß, und doch hat man Pfitzners Werk als „hoffnungslos pessimistisch" empfunden, was sehr begreiflich und berechtigt ist in einem Augenblick, dessen Optimismus bis zum Revolutionären geht. Wirklich ist der „Palestrina" eine Dichtung, die, obwohl ethisch noch höher stehend, als künstlerisch, des fortschrittlichen Optimismus, der politischen Tugend also, völlig entbehrt. Sie ist Romantik nicht nur als Künstlerbekenntnis, sie ist es viel tiefer hinab, ihrer seelischen Neigung, ihrer geistigen Stimmung nach; ihre Sympathie gilt nicht dem Neuen, sondern dem Alten, nicht der Zukunft, sondern der Vergangenheit, nicht dem Leben, sondern —. Ich weiß nicht, welche Scheu mich abhält, das Wort zu Ende zu sagen, das Formel und Grundbestimmung aller Romantik ist. Aber hat man bemerkt, daß die Frauengestalt des Werkes, Lukrezia, nicht dem Leben gehört, daß sie nur ein Bild ist und ein Schatten? Sie war Palestrinas Weib, sie starb, und als sie starb,

„da ward es trüb in ihm und leer", singt Ighino. Aber das ist eine besondere Art von Trübheit und Leere, fruchtbarer augenscheinlich, als manche Helligkeit und Fülle, denn Palestrinas höchstes Werk geht daraus hervor, und die Geschiedene ist es, die es ihm einflüstert. Hätte die Lebende es vermocht? Die Musik, wenn er vor ihrem Bilde steht, findet Laute von überschwänglicher Schwärmerei, um seine Liebe zu ihrem Schatten auszudrücken; würde sie so viel Schönheit hervorzubringen Lust haben anläßlich der Liebe zu einer lebenden Frau? Geradeheraus gefragt: wäre Palestrina der Mann, und war er es, eine Lebende so zu lieben, wie er die Tote liebt? Und allgemein gefragt: Ist der inspirierende Genius dieses Künstlers überhaupt das Leben und nicht vielmehr –

Es gibt in der Palestrina-Partitur ein Thema – es ist wohl eigentlich das wichtigste von allen, und wir wären schon einmal beinahe darauf zu sprechen gekommen –, dessen Bedeutung nicht ohne weiteres klar, und das nicht so geradehin bei einem Namen zu nennen ist, wie etwa das Kaiser-Ferdinand- und das Konzil-Motiv oder die Motive der Städte Rom, Bologna, Trident. Es ist eine melodische Figur in Moll und von außerordentlicher Schönheit, bestehend aus zwei gleichsam mit wehmütig wissender Bestimmtheit hingestellten Takten, an die eine edel empfundene, hoch aufsteigende und im Schmuck einer Sechzehntel-Schlußfloskel ergeben zur Dominante kehrende Kadenz sich fügt. Es erscheint schon im Vorspiel, im Anschluß an Palestrinas eigentliches archaisches Thema, und sein Wiederauftreten begleitet oder schafft stets Augenblicke von geistiger und dichterischer Bedeutsamkeit. Es beherrscht die musikalische Szene, als der Kardinal den müden Meister auffordert, das erhaltende und krönende Werk zu schaffen; es erklingt auch, als die Vorgänger ihm „den Sinn der Zeit" und den seines eigenen Lebens verkünden; und es bildet, unwagnerisch-untheatralisch, den ruhevoll-resignierten Abschluß des ganzen Gedichtes. Was also besagt es? Unzweifelhaft gehört es zu Palestrinas Persönlichkeit. Es ist das Symbol für einen Teil seines Wesens oder für sein Wesen in einer bestimmten Beziehung: das Symbol seines künstlerischen Schicksals und seiner zeitlichen Stellung, das metaphysische Wort dafür, daß er kein Anfang, sondern ein Ende ist, das Motiv des „Schlußsteins", der Blick der Schwermut, der Blick zurück . . . Aber ich sagte noch nicht, an welcher Stelle dies Thema noch ausgesprochen wird: dort nämlich, wo vom Abscheiden der Lukrezia die Rede ist, – wahrhaftig und unverkennbar! es bildet die symphonische Unterströmung zu jenem Worte Ighinos: „Da ward es trüb in ihm und leer"; es ist also zugleich das Symbol des seelischen Zustandes, in den Palestrina durch den Tod seines Weibes versetzt wurde, das Symbol seiner rückwärts oder vielmehr hinab, zum Schattenreich gewandten Liebe, die sich in jener schöpferischen Wunder-

nacht als inspirierende Kraft erweist; es ist, alles in allem, die zauberhaft wohlklingende Formel für seine besondere Art der Produktivität, eine Produktivität des Pessimismus, der Resignation und der Sehnsucht, eine romantische Produktivität.

An einem Sommerabend zwischen der zweiten und dritten Palestrina-Aufführung, unterhielt man sich, auf einer Gartenterrasse sitzend, über das Werk, indem man es, was nahe liegt, als Künstlerdrama und als Kunstwerk überhaupt mit den „Meistersingern" verglich; man stellte Ighino gegen David, Palestrina gegen Stolzing und Sachs, die Messe gegen das Preislied; man sprach von Bach und der italienischen Kirchenmusik als stilisierenden Kräften. Pfitzner sagte: „Der Unterschied drückt sich am sinnfälligsten in den szenischen Schlußbildern aus. Am Ende der Meistersinger eine lichtstrahlende Bühne, Volksjubel, Verlöbnis, Glanz und Gloria; bei mir der freilich auch gefeierte Palestrina allein im Halbdunkel seines Zimmers unter dem Bild der Verstorbenen an seiner Orgel träumend. Die Meistersinger sind die Apotheose des Neuen, ein Preis der Zukunft und des Lebens; im Palestrina neigt alles zum Vergangenen, es herrscht darin Sympathie mit dem Tode." Man schwieg; und nach seiner Art, einer Musikantenart, ließ er seine Augen auf eine Sekunde schräg aufwärts ins Vage entgleiten.

Es ist nicht ohne weiteres verständlich, warum das letzte seiner Worte mich so sehr erschütterte und erstaunte. Nicht daß es mir sachlich überraschend gekommen wäre; es war ja vollkommen an seinem Platze. Was mich so sehr betroffen machte, war die Formulierung. „Sympathie mit dem Tode" . . . ich traute meinen Ohren nicht. Das Wort war von mir. Vor dem Kriege hatte ich einen kleinen Roman zu schreiben begonnen, eine Art von pädagogischer Geschichte, in der ein junger Mensch, verschlagen an einen sittlich gefährlichen Aufenthaltsort, zwischen zwei gleichermaßen schnurrige Erzieher gestellt wurde, zwischen einen italienischen Literaten, Humanisten, Rhetor und Fortschrittsmann und einen etwas anrüchigen Mystiker, Reaktionär und Advokaten der Anti-Vernunft, — er bekam zu wählen, der gute Junge, zwischen den Mächten der Tugend und der Verführung, zwischen der Pflicht und dem Dienst des Lebens und der Faszination der Verwesung, für die er nicht unempfänglich war; und die Redewendung von der „Sympathie mit dem Tode" war ein thematischer Bestandteil der Komposition. Nun hörte ich sie wörtlich aus dem Munde des Palestrina-Dichters. Und ohne jede Pointierung, durchaus improvisationsweise, wie es schien, und nur eben um die Dinge beim rechten Namen zu nennen, hatte er sie hingesprochen. War das nicht überaus merkwürdig! Um sein pathetisch-musikalisches Werk recht gründlich zu kennzeichnen, war dieser bedeutende Zeitgenosse mit genauer Notwendigkeit

auf eine Formel meines ironischen Literaturwerks verfallen. Wieviel Brüderlichkeit bedeutet Zeitgenossenschaft ohne weiteres! Und wieviel Ähnlichkeit in der Richtung der geistigen Arbeit ist nötig, damit zwei fern voneinander, in ganz verschiedener Kunstsphäre lebende Arbeiter im Geist sich, äußerlich zusammenhanglos, auf das gleiche Wortsymbol für ganze seelische Komplexe einigen!

„Sympathie mit dem Tode", – ein Wort der Tugend und des Fortschritts ist das nicht. Ist es nicht vielmehr, wie ich sagte, Formel und Grundbestimmung aller Romantik? Und jenes schöne, wehmütig-schicksalsvolle Palestrina-Motiv, das wir nicht gleich zu benennen wußten, es wäre also das Motiv der schöpferischen Sympathie mit dem Tode, das Motiv der Romantik, das Schlußwort der Romantik? Der Sänger des Palestrina war derselbe, der zu Basel als Evangelist in der Matthäus-Passion auf Romain Rolland so starken Eindruck machte. Bei Nacht an seinem Tische sah er ergreifenderweise dem Autor ähnlich: das bekenntnishafte Gepräge der ganzen Darbietung wurde dadurch vollkommen. Nicht sowohl um die Krönung der italienischen Kirchenmusik handelte es sich, sondern um den „Letzten Stein" zum Gebäu der romantischen Oper, um den wehmutsvollen Ausklang einer national-künstlerischen Bewegung, die mit Hans Pfitzner, seiner eigenen Einsicht nach, sich ruhmvoll endigt.

Ich möchte alles sagen. Der Komponist des „Armen Heinrich", der „Rose vom Liebesgarten" und des „Palestrina", der bis zum Hochsommer 1914 sich um Politik den Teufel mochte gekümmert haben, der ein romantischer Künstler, das heißt: national, aber unpolitisch gewesen war, erfuhr durch den Krieg die unausbleibliche Politisierung seines nationalen Empfindens. Nach innen wie nach außen nahm er Stellung mit einer Entschiedenheit, die bei aller „Literatur", bei allem kosmopolitischen Radikalismus nicht wenig anstoßen, nicht wenig Verachtung erregen mußte. Wahrhaftig, dieser Zarte, Inbrünstige und Vergeistigte nahm Stellung gegen „den Geist", erwies sich als „Machtmensch", ersehnte den kriegerischen Triumph Deutschlands, widmete demonstrativ, als die Wogen des U-Boot-Streites am höchsten gingen, ein Kammermusikwerk dem Großadmiral von Tirpitz; mit einem Worte: der nationale Künstler hatte sich zum antidemokratischen Nationalisten politisiert. Wen wunderte es? Er war musikalisch-deutsch gewesen wie keiner; sein Instinkt, sein erhaltender Grundwille hatte aller künstlerischen „Demokratie", allem europäischen Intellektualismus tief feindlich entgegengestanden; und wenn er gerade darum im Politischen ein fremdes Wesen hatte erblicken müssen, – es kam der Tag, wo sich erwies, daß einer bestimmten seelisch-geistigen Verfassung eben doch eine bestimmte politische Haltung latent innewohnt, oder von weitem entspricht, die einzunehmen unter Weltumständen wie den gegenwärtigen niemand umhin

kann. Kein christlicher Kosmopolitismus aber soll mich hindern, im Romantischen und im Nationalen eine und dieselbe ideelle Macht zu erblicken: die herrschende des neunzehnten, des „vorigen" Jahrhunderts. Alle Zeitkritik verkündete vor dem Kriege das Ende der Romantik; der „Palestrina" ist der Grabgesang der romantischen Oper. Und die nationale Idee? Wer wollte mit ganz fester Stimme der Behauptung widersprechen, daß sie in diesem Kriege verbrennt, – in einem Feuer freilich, so riesenhaft, daß noch in Jahrzehnten der ganze Himmel davon in Gluten stehen wird? Das neunzehnte Jahrhundert war national. Wird auch das zwanzigste es sein? Oder ist Pfitzners Nationalismus, auch er, – „Sympathie mit dem Tode"?

Gedichte

von Wilhelm Klemm

Die Nacht

Der Fluß plappert sich hin im Dunkeln
Wie ein Schauspieler, der nachts seine Rolle lernt.
Mitunter hört man den Wimpernschlag der Zeit.

Die Menschen schlafen auf Kissen oder weißen Felsen.
Etliche haben große, schreckliche Daumen.
Frauen schlagen ihr langes Haar über das Antlitz.

Indessen graue Schlösser langsam zerfallen.
Schwarze, dünne Gräser steigen empor,
Berge erheben ihr weißes Geweih.

Herr, gib mir ein Zeichen dafür, daß du noch lebst!
Ich beginne zu frieren und mich zu fürchten,
Es ist wohl schon hohe Mitternacht. Horch!

Das Münster begann mit eherner Stimme zu singen:
Ein alter Kriegsmann voller Kraft und Treue,
Der spät sein Wachtlied singt und ruhig verstummt.

Dann senkt die Nacht sich tiefer, ohne Traum.
Nur der Fluß lernt seine Gespensterrolle weiter:
Sein oder Nichtsein .....

Bekenntnis

Weil die Wolken rein sind und leuchten,
Wolken am Morgen — die Mittagswolken,
Federwolken von unsäglicher Feinheit —
Weil die Wolken immer schön und gewaltig sind —

Weil die Kristalle wie klare Gedanken sind,
Mit Flächen und herrlichen Kanten
Im Raume stehen, heller als alles andre —
Weil die Kristalle edel wie die Natur.

Weil die Künste groß aus dem Herzen stammen,
Und die Religionen der Völker Kapellen sind,
Sehr hoch und sehr schmal. Ergreifend und voll Phantasie
Ausbuchtungen der Seele und stille Versuche –

Weil das Weib uns verzaubern kann,
Uns umarmen kann mit unbekanntem Glück,
Weil die Welt schön und gewaltig, zart und erhaben ist,
Darum, oh Herr, und nur darum wollen wir leben!

Schwüle Nacht

Sie kam herab, von dunklen Räuschen trunken,
Ganz ohne Stern, ganz ohne Hauch und Kühle,
Ganz ohne Laut, und lag ins Land gesunken
Brütend in ihrer blinden, feuchten Schwüle.

Uralte Furcht und Traumgedanken saugen
Die schwarze Milch aus ihrer Brüste Kulmen.
Leuchtkäfer glühn mit grünen Glimmeraugen
In Himmelswildnis bäumen sich die Ulmen.

Wie eine schwarze Braut in trüben Fesseln
Lauscht sie hinaus. Ein Blitz glüht stumpf
Und schwindet. Stärker dünsten Hauch und Nesseln.
Der Donner schlägt die Zaubertrommel dumpf.

Gewitter

Das Gewitter erhob seine Ebenholzstirn,
Die ungeheure Quadriga rollte langsam herauf,
Das Land versinkt gelb, Täler gehen unter,
Wälder stieren, Gespenster kreischen vorüber.

Ein lauer Blitz geht voraus. Donner klagt auf.
Ganz in der Tiefe schwelt ein Feuersumpf,
Die Luft wird braun, ein unendliches Murren verrollt.

Und plötzlich sprengt gellendes Weiß die Welt.
Die Erde heult auf und der Tempel wankt.
Mit zerstörtem Haupt vom Goldthron stürzt
Des Gottes Erzbild hinab aufs Gesicht.

Gruppe

Die Nacht zieht auf über dem Perlenbogen.
Darunter sitzt die Mutter mit ihrem Kind.
Sie legt ihm die Hand auf die Brust.
Kronen verlieren sich hinter ihr.

Darüber in blauer Einsamkeit
Zwischen schweren, goldenen Sternen
Steigen auf die gewaltigen Bekenner mit den Goldstäben,
Hände leise erhoben.

Und in der Tiefe, aus zusammengeflochtenen Wäldern
Tritt eine Kette von Menschen, umspült
Vom süßen Äther der Nacht bis an die Lippen.
Aus ihren silbernen Rippen strömt Blut.

Frühlingsnacht

Aus verliebten Rosenbüschen, die im Totenland blühen,
Erheb ich meine schluchzende Flötenstimme.
Ich hab dich so phantastisch geliebt, geliebt,
Nirgends findet mein Herz, mein verwundetes Herz, die Ruh!

Glockenklar perlt meine flehende Klage
Zu den Göttern der Unterwelt –
Meine wesenlose Sehnsucht schluchzt wild –
Ich bin nur ein Schatten.

Die Stunden lauschen am Abgrund der Zeit
Versinken zögernd – das Tal dampft blau,
Der Mond greift zur Maske,
Meine Erregung zittert über den Fluß.

Meine Flügel rauschen auf, gläsern und riesengroß,
Der Mond scheint wieder durch sie hindurch,
Höre, höre, höre auf mich,
Der Tag liegt in unendlicher Ferne.

Unermüdlich, unermüdlich die ganze Nacht tönt
Mein schmerzlicher Jubel, mein tränenbetautes Lied.
Ich liebe dich, liebe dich!
Hörst du nicht? Ich bin ja die Nachtigall!

Abendaussicht

Nun legen sich alle Hände
Still in den Schoß.
Die goldene Abendlegende
Geht über die Wälder, lautlos und groß.

Eine unerschöpfliche Sage
Von Gott, von Glück, von Weib, von Welt,
Von kurzen, einsilbigen Dingen ohne Hast und Frage,
Die eine gütige Hand entgegen hält.

Eine große Hand, die geöffnet ruht
Auf ewigen Knien.
Und um die wie scheue Vögel in Abendrotglut
Tausend Seelen fliegen und fliehn.

Rundschau

Gustav Schmoller

von Robert Wilbrandt

Am Bodensee wandelnd, nahe dem königlichen Schloß bei Friedrichshafen, begegne ich dieser Tage einem älteren Herrn, von seinem Hund, an der Leine, nach der Seite gezogen, Sommeranzug und Strohhut, den er herunterreißt, sobald er gegrüßt wird, um ja nicht zu spät oder nicht tief genug zu grüßen; so geht er seines Weges, bis er auf einer Bank in einem abgesperrten Uferstreifen ermattet Rast macht. Es ist der König.

Nicht ohne Rührung, mit Ehrerbietung und echter Ehrfurcht folge ich ihm. Es ist der Fürst, zu dessen Regierungsjubiläum die sozialdemokratische „Schwäbische Tagwacht" schrieb, man würde ihn wählen, wenn man in einer Republik den Präsidenten zu wählen hätte. Das Land, wo es nicht verboten, aber sicher am schwersten ist, Republikaner zu sein! Das Land, dessen altes Volkslied mit Begeisterung gesungen wird: von dem Fürsten, der sein Haupt kann kühnlich legen jedem Untertan in Schoß. Das Gartenland, wo jeder auf seinem „Gütle" ein selbständiger freier Mann, niemandes Herr und niemandes Knecht ist. Das Kleinbauernland, so bäuerlich in der sozialen Struktur, daß selbst die uralte schwäbische Kultur gern bäurisch tut, in künstlicher Derbheit eine Maske vornimmt, um so recht wie Antäos in der Berührung mit Bauernboden die immer neue Kraft zu erhalten und zu genießen. So scheinbar das „Gefühl" verleugnend, aus dem es hervorwächst, dieses echteste Land der Dichter und Denker, der Schiller, Hölderlin, Mörike, Uhland, der Hegel und Schelling, der Vermählung und Verschmelzung von Dichtung und Denken, wie in der Philosophie des jungen Hegel, wo die von selber gut handelnde „schöne Seele" der Schillerschen Prägung der gemeinen „Pflicht" entgegengestellt wird als der einzig menschenwürdige Zustand, wo aber bedächtig doch auch der konkreten Wirklichkeit Raum genug übrig gelassen wird, sich erst allmählich zu entwickeln, indem die Idee sich in ihr durchsetzt...

Das ist die Heimat von Gustav Schmoller. Er hat den schwäbischen Anklang nie abgelegt. Der schwäbische Beamtensohn wird preußische Exzellenz und vom König von Preußen erblich geadelt, doch was er in Preußen findet, entdeckt, verherrlicht, das Königtum des „größten inneren Königs" von Preußen, Friedrich Wilhelm des Ersten, das ist doch nur die größere Erfüllung der aus der Heimat mitgebrachten Idee und Tradition: Patriarchalismus. Die Weisheit der Vergangenheit wird aufgedeckt. So treibt er mit Begeisterung ihre Geschichte. Ihre historische Mission, was sie für die Gegenwart zu leisten hatte und vollbrachte, wird verstanden. So die Leistung des Territoriums und des emporsteigenden Großstaats, für die moderne Volkswirtschaft den großen freien inneren Markt zu schaffen. So die Erzieherarbeit, die der Staat vollbrachte. So werden Ausgrabungen vorgenommen, aus der Vergangenheit die Vorbilder geholt. Die patriarchalische Familie, im Gegensatz zu modernen Bestrebungen der Frauen und des Sozialismus, patriarchalische Herrschaft echt vornehmen alten Herrentums, überlegen weise, durch Tradition und Blut bis in die Fingerspitzen instinktbegabt, im Gegensatz zu der modernen Anklage gegen Verlust an Talent durch die Klassenscheidung, und patriarchalischer Staat wieder heute wie einst: soziales Königtum, über den Parteien schwebend, sich der Unterdrückten annehmend gegen Ausbeutung durch die reichen und geschäftsklugen Geldnaturen und kapitalistischen Klassen.

Selbstbewußt, wie jeder daheim auf seinem Gartenstückchen Land, doch ebenso anerkennend, was ebenso fest gewurzelt ist im Boden: so steht Schmoller, der Schwabe, der Krone — den Hohenzollern vor allem — und den großen Herren gegenüber, unter die er im Herrenhaus ebenbürtig tritt, Fürst Schmoller, so war man versucht zu sagen, wenn man ihn sah. Maßvoll — sein Lieblingswort — zu ändern, zu bessern stets bemüht, doch nicht allzuviel, stets bedächtig, mit einem Sinn fürs Konkrete, Wirkliche, für seine praktischen Notwendigkeiten und seine begrenzten Möglichkeiten, dabei doch immer wieder den Blick auch aufwärts gerichtet: auf Ideale, die sich allmählich verwirklichen, sich als nötig erweisen, sich durchsetzen müssen im Sinn der Hegelschen großen Linie, der die Ideen zur Verwirklichung bringenden Entwicklung.

So ist Einheit in seinem vielfältigen, scheinbar widerspruchsvollen Wesen. Die Einheit des Schwaben. Opportunismus, praktisch, geschickt, so daß ein ihm nahestehender Philosoph ihn einen listigen Schwaben nannte, und mit der weise genutzten Macht, die so erstand, jener warme Idealismus verbunden, der ihm bei demselben Denker die Bezeichnung eines edlen Menschen eintrug. Auf den bekannten Bildern von Schulte im Hofe, besonders der Radierung des Kopfes allein, überlegen, fast schlau, herunterblickend, und auf dem Lenbachbild idealistisch emporschauend — beides

ist wahr, und selbst das Rektorbild mit der güldenen Kette, im Empfangszimmer, zeigend, daß auch dieses Haus seinen Mann stellt, ist einzuordnen in jenes gleichberechtigte Selbstbewußtsein des trotzig auf sich gestellten, doch auch die andern ebenso gelten lassenden Schwaben. Und die letzten Bilder, die die Blätter brachten, sie zeigten den gütigen alten Herrn, als welchen ich ihn vor einem Jahr noch wiedersah; die Harmonie des Alters, das in Ich und Welt die Synthesen vollendet.

So die Einheit in seinem Wesen und so die Bestrebungen, denen er lebte. Sehr früh, ich glaube mit vierundzwanzig Jahren, zum ordentlichen Professor in Halle berufen, hat er schon als Dreißiger einen Höhepunkt erreicht: die Gründung des Vereins für Sozialpolitik, dessen Vorsitzender er zeitlebens praktisch, geschickt und verbindlich geblieben ist. Und bald darauf, als Treitschke abfiel, hat er in dem „Offenen Sendschreiben an Heinrich von Treitschke über einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft" den Verein verteidigt, die Einwürfe abgewehrt, und jede neue Jugend sollte dieses Werk lesen, denn alle immer wiederkehrenden Argumente, die gegen Sozialpolitik erhoben zu werden pflegen, sind da ein- für allemal und für immer erledigt. Das war der „Kathedersozialismus", als dessen Vater ihn Fernerstehende bezeichnen: mit Sozialismus nichts weiter gemeinsam als der Name — ganz wie bei dem „Kriegssozialismus", der so vielen jetzt den Begriff des Sozialismus verdunkelt —, ja von wirklichem Sozialismus so prinzipiell geschieden, daß der einzige damals auf den Kathedern zu findende wirkliche Sozialismus, der Schäffles, gerade das ist, was Schmoller innerlichst ablehnt. Mit diesem Landsmann ohne Berührung, hat er auch den „Vätern der Sozialdemokratie", Marx und Engels, zwar gern den Namen von „wahrhaft großen Männern" zuerkannt, auch auf das Studium des Marxschen Werkes hingewiesen (ich selbst verdanke diesem Hinweis mehr als Schmoller gewünscht haben mochte), aber niemals hat Schmoller so recht erkennen lassen, worin diese „wahrhaft großen Männer" denn recht gehabt haben. Weit überlegen freilich über Roschers Kurzsichtigkeit, die für die Größe eines Marx, eines List, nur Fußnoten-Fußtritte übrig hatte, hat Schmoller doch auch nur Kathedersozialismus, nicht eigentlichen, vertreten wollen: Sozialpolitik, nicht Sozialismus. Getreu dem Leitmotiv, das wir nannten: der heimischen Tradition des Beamtensohns im Musterländle, im Land der Hohenzollern verstärkt zu der Mahnung an wiederaufzunehmende, nur vom Manchestertum unterbrochene Tradition des großen Fürstenhauses.

Alles das ist nun freilich nicht Wissenschaft. Es ist Objektives, Erprobtes, durch das Milieu mit dem Subjekt verschmolzen, in seiner Begrenztheit aber eng und unvollständig, einseitig drum wie jede nur im Subjektiven verbleibende Begründung. Und der große Skeptiker war sich

der Begrenztheit selber klar, die solchem subjektiv gefärbten Ideal stets eigen ist. Sein Lieblingsaufsatz, über die Gerechtigkeit, (in dem Sammelband „Zur Gewerbe- und Sozialpolitik der Gegenwart") läßt deutlich sehen, wie bewußt ihm das war. Ja was er halten möchte, das Ideal, zerrinnt und zerflattert, und der Leser endet noch skeptischer als der Autor. Der aber bedarf der Ideale! Er ist ja praktisch, will mahnen, will Einfluß üben, aufrütteln, ans Gewissen appellieren. Will zeigen, daß dies oder jenes gut ist, daß es gewollt werden muß! Und woher das nehmen? Die Historie ergibts nicht! Sie zeigt, wie es war, wie es wirkte, was damals geschah, doch wie soll sie es werten? Der Griff in die Vergangenheit ergibt das Vorbild nur für das Subjekt, nichts Objektives. Schmoller als Historiker begeistert sich und die andern, doch beweist er nicht, was da begeistert. Der innere Zwiespalt zwischen praktischer und historischer Stellungnahme tut sich auf. Das Praktische ist bei Schmoller in diesem Zwiespalt versunken. Für ihn selber noch nicht bewußt, denn er hat „maßvoll" (wo aber ist das Maß?) noch immer geraten, empfohlen, gelobt und getadelt, gemahnt und angeklagt; doch schon im Verklingen begriffen ist bei ihm die praktische Wissenschaft: denn Bismarck, der Handelnde, wird ihm zum Richtmaß, zur Autorität, und die Wissenschaft, so bescheidet sich ihr Vertreter, hat die Rolle des Chors in der antiken Tragödie, weiter nichts, und die von Max Weber so treffend bezeichnete „Beifallssalve" ist so das letzte, was die „Wissenschaft" dem Staatsmann noch spenden kann, nachdem sie der eignen Meinung bar ist.

Schon der Vierzigjährige hat sich so dem großen Staatsmann gebeugt, sich als Theoretiker dem Praktiker unterworfen. Brentanos Spott war am Platze, doch erst Max Weber hat, seit dem Übernahmeaufsatz in dem jetzt von ihm mit Sombart und anderen herausgegebenen „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik", die letzten Konsequenzen gezogen. Er führt einen Feldzug gegen jede Stellungnahme im Namen der Wissenschaft, gegen jedes vom Katheder abgegebene „Werturteil". Dabei selbst ein Opfer von Mißverständnis, von Weltanschauung und Irreführung, hat er doch das Verdienst, die ungewollte letzte Konsequenz von Schmoller's Historismus aufgedeckt zu haben: die Konsequenz, daß alle praktische Wissenschaft im Historismus aus ist. Die Krise im Verein für Sozialpolitik, die seit einem Jahrzehnt an diese Debatten geknüpft ist, hat keine Lösung gefunden. Die Schmoller'sche Richtung hat wenig Widerstand geleistet. In seinem Jahrbuch hat Schmoller jüngere Gelehrte seinen Standpunkt vertreten lassen. Die Argumentation läuft hinaus auf den Anspruch, daß in der „Geisteswissenschaft", weils da nicht anders gehe, der Autor das Recht und die Pflicht hat, sein Subjekt so mit Objektivem zu erfüllen, daß beides Eins wird, Subjektives und Objektives das-

selbe, völlig verschmolzen — der Identitätsphilosophie verwandt, und die letzte Hoffnung der historischen Schule war ein junger — im Kriege gefallener — Hegelianer. So kehrt zur Heimat, zur Quelle, die Hoffnung zurück, mit der der fast achtzigjährige endet.

Hatte ihm die Grundlage gefehlt, die sein praktisches Wollen hätte wissenschaftlich begründbar machen müssen, um Erkenntnis zu ergeben, so daß er, mangels eines ökonomischen Fundaments, das er auszubauen unterlassen, ja vernachlässigt hatte, auf „ethische" Krücken angewiesen war, statt fest auf eigenen Füßen zu stehen, war das Gefühl, die „Kultur", kurz alles subjektiv Gefärbte, tatsächlich eingedrungen, so hat das Fiasko der deutschen Nationalökonomie im Weltkrieg doch erst deutlich gezeigt, wohin man gelangt, wenn man den eigenen Grundgedanken einer Wissenschaft ungenutzt läßt. Dieser ist: Ökonomik. Aller Technik verwandt, doch weitergreifend und alles umfassend, was gesellschaftlich wichtig werden kann, ist Ökonomie die große von der historischen Schule ungenutzt gelassene Möglichkeit, zu Objektivem, Grundlegendem, systematisch Aufzubauendem im Sinn einer praktischen Wissenschaft zu gelangen. Das fehlt bei Schmoller. Das wird die Aufgabe der Zukunft sein. Ihr ist es vorbehalten, die Wiederkehr eines Zustands zu verhüten, wie wir ihn heute erleben: ein Krieg, der militärisch weder verloren noch gewonnen, sondern wirtschaftlich entschieden wird, aber von der entsprechenden Wissenschaft, der Nationalökonomie, überhaupt nicht Notiz nimmt. Sie ist wie nicht vorhanden, unsere Wissenschaft, niemand fragt sie, und sie selber schweigt. Statistiker und Physiologen haben, von Landwirtschaftsprofessoren jetzt wirksam unterstützt, in ernsten Stunden ihre Stimme erhoben. Doch die Nationalökonomie rührte sich nicht. Sie hatte nichts zu sagen.

Nur politisch hat der Verein für Sozialpolitik sich jetzt betätigt: die Annäherung an Österreich, „Mitteleuropa", wurde sein Problem. Ganz entsprechend der von Schmoller geförderten Neigung: staatsmännisch zu sein statt professoral, in enger Fühlung mit dem Staat, mit der Praxis, für die er selber begabt war wie ein alter Hausarzt zur theorielosen, fast Instinkt gewordenen Praxis. Er selber tatsächlich aus Subjektivem und Objektivem zusammengeschmolzen zur untrennbaren Einheit der überlegenen Persönlichkeit, die lebendige Verwirklichung dessen, was für die Erkenntniskritik seiner Schule das letzte Wort war.

Die Theorie, vernachlässigt geblieben im Kampf mit dem Manchestertum, das in ihr seine Triumphe gefeiert hatte, hat inzwischen wieder ihr Haupt erhoben. Und einer neuen Jugend bleibt das Muß, nun nachzuholen, was versäumt worden ist: den Grund zu legen für eine wissenschaftliche Politik. An Schmoller aber hat nicht nur die ältere Gene-

ration ihr Urbild, dem Männer wie Philippovich, Herkner und andere gefolgt sind, das Vorbild des sammelnden Fleißes, des umfassenden Wissens, des in zahlreiche Disziplinen aufnehmend übergreifenden Polyhistors, dessen Lebenswerk, der große Grundriß der Volkswirtschaftslehre, die erstaunliche Leistung der Zusammenfassung des Stoffes durch Einen Geist noch einmal vollbringt; sondern auch für alle Zukunft ist uns die Geschichte und Beschreibung, die da erreicht wird, ein unverlierbares Muster, auf ihrem Felde echte reine Wissenschaft.

Wo sie einseitig sich als das Einzige gibt, ist sie Gegenschlag gegen die wirklichkeitsfremde Theorie. Mit ihr zugleich hatte das Elend überwuchert, das sie nicht sah, da sie nicht um sich blickte. Die Schmoller'sche Schule — und wer von uns wäre nicht durch sie gegangen — hat uns den Sinn für Wirklichkeit eingeimpft. In aller Einseitigkeit durchführend, was List, Knies, Roscher begonnen hatten, hat Schmoller die historische Schule geschaffen. Sie ist kein Abschluß, sondern ein Entwicklungsstadium, eine Stufe. Doch so erst ist sie Baustein geworden.

Das im ewigen Werden Unvergängliche an Einer Stelle schaffen, das ist's, was auch die Jüngeren als Höchstes wollen müssen. Die neue Jugend wird auch nur Beiträge liefern, ein Endpunkt so wenig wie er, denn den Schlußstein gibt's nicht. Und unverloren bleibt uns die große Persönlichkeit. So nah nicht berührend wie Adolf Wagners Feuer, sein Leuchten und seine Wärme, hat doch Schmoller's kühlere Ruhe, das Abgewogene, Frühgereifte, auch Leistungen vollbracht, wie das Buch gegen Treitschke. Das soll ihm unvergessen sein. In rastloser Arbeit, von hypochondrisch irrender Ahnung frühen Tods zur Anspannung der Kraft getrieben, so dem Höhepunkt zugeeilt, hat er schon bis zum vierzigsten Jahre geleistet, was dann die zweite Lebenshälfte in breiter Ausführungsarbeit auf allen Gebieten zu vollenden vermochte: die Wiedererweckung der Wirklichkeit und gestaltender Staatskunst. Ungezählte Vereine, der Wissenschaft und der Praxis dienend, haben ihm als Meister gehuldigt. Und ein doppelbändig normalen Umfangs spottendes Werk, von vierzig Autoren des In- und Auslands systematisch aufgebaut, hat unter dem Titel „Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im neunzehnten Jahrhundert" auf allen Gebieten die Wirkung Schmollers deutlich gemacht. So wuchs er empor, zu verstehen aus dem Heimatboden, doch weit überschattend wie ein uralter Baum, unter dessen Krone noch ferne Geschlechter ausschauen werden: nach neuer Wahrheit, doch im Schatten der alten.

Glaubenspolitik

von Karl Scheffler

Denen, die Augen haben zu sehen, werden schon jetzt einige der großen Probleme sichtbar, die das Geistesleben Deutschlands nach dem Krieg beschäftigen werden. Und wer die Dinge ernst nimmt, schiebt diese Probleme nicht mit dem Einwand beiseite, es gäbe jetzt Wichtigeres zu tun. Was einmal getan werden muß, kann nicht früh genug begonnen werden.

Eines der schwierigsten dieser Probleme, eines, mit dem die Deutschen sich schon viele Jahrzehnte abmühen, ist so beschaffen, daß es die Menschen in einer peinlichen Weise immer verlegen macht, die Unbefangenheit verscheucht und darum von wenigen nur sachlich erwogen wird. Um so dankenswerter ist es darum, daß Walther Rathenau, dem wir manches gute, aufklärende Wort über Erscheinungen unserer Zeit verdanken, jetzt eine von ungefähr sich darbietende Gelegenheit benutzt hat, um mit seiner gewohnten Klugheit auch dieses Problem zu behandeln. Zum Anlaß ist ihm ein Brief Curt von Trützschler-Falkensteins geworden. Dieser hat kürzlich eine Broschüre über „Die Lösung der Judenfrage im Deutschen Reich" herausgegeben (im Falkenverlag, Darmstadt), er hat Rathenau seine Arbeit gesandt und ihn gebeten, sich darüber zu äußern. Rathenau hat die Bitte erfüllt. Seine Antwort ist wiederum zu einem kleinen Buch geworden; dieses hat er der Öffentlichkeit unter dem Titel „Eine Streitschrift vom Glauben" (S. Fischer Verlag) vorgelegt.

Von Trützschler-Falkenstein hat in seinem Buch gefordert, die deutschen Juden sollten zum Christentum übertreten. Rathenau weist nach, warum diese Bekehrung einem Juden von echtem religiösen Gefühl, oder nur von tieferem Lebensernst unmöglich ist. Er spricht, während er diesen Nachweis erbringt, mit ebenso viel Geist wie Delikatesse, von dem Wesen des Christentums und des Judentums. Seine Ausführungen zu lesen, ist genußreich, weil sie ungewöhnlich gut geschrieben sind und weil kein Wort darin steht, das nicht, im höheren Sinne, richtig wäre. Man fühlt, wie oft die Fragen durchdacht worden sind, daß es sich nicht nur um Worte handelt, sondern um den Niederschlag eines inneren Erlebnisses, und dieses macht das Buch wertvoll, weit über den bescheidenen Umfang hinaus. Und doch fehlt der Schrift etwas Wesentliches. Der Leser hofft, wenn er auf den ersten Seiten ist, einmal das Letzte über die sogenannte Judenfrage zu vernehmen; und darin wird er enttäuscht. Rathenau hat sich, offenbar absichtlich, Beschränkung auferlegt; er spricht nur über die reine Glaubensfrage und bleibt mit seinen Erörterungen immer ein wenig

in den Grenzen des Akademischen, so sehr der Stoff auch über diese Grenzen hinausdrängt. Die Schrift behandelt ein Problem, das durch und durch politisch ist, zu humanistisch, zu unpolitisch, man möchte sagen, mit zuviel Delikatesse. Unwillkürlich wird der Leser angereizt, weiter zu folgern und seinerseits zu ergänzen, was man gern von Rathenau gehört hätte. Daraus ergeben sich dann Gedanken wie die folgenden:

Die Forderung von Trützschler-Falkensteins, die deutschen Juden sollten sich zum Christentum bekehren, ist nicht wesenlos. Im Anfang des Krieges, als die Begeisterung hoch ging, haben geistig bedeutende Juden mehrfach den Entschluß geäußert, nach dem Kriege zum Christentum überzutreten, mit der Bemerkung, sie hätten das ihnen äußerlich Mögliche erreicht und ihr Schritt könne darum nicht mißdeutet werden. Sie haben diesen Entschluß nicht geäußert, weil es sie drängte, bekenntniseifrige Christen zu werden, denn sie alle stehen unsern großen, undogmatisch denkenden Dichtern und Philosophen in ihren Überzeugungen näher als den Lehren der christlichen Kirche oder der jüdischen Religion; sie alle wollten sich vielmehr mit diesem Übertritt nachdrücklicher noch zum Deutschtum bekennen. Womit dann zweierlei bewiesen ist: zum ersten, daß das Bekenntnis zur christlichen Kirche allgemein als eine Art von Legitimation, als öffentlicher Beweis eines guten Staatsbürgertums betrachtet wird, und zum zweiten, daß viele Juden fühlen, es sei ratsam, diesen Beweis vor der Nation und vor sich selbst zu erbringen.

Über die Tatsache, daß die christliche Religion, vor allem das evangelische Bekenntnis, im Staatskirchentum erstarrt ist, sagt Rathenau in seiner Schrift Endgültiges. Auch was er weiterhin feststellt: daß die „Gemeinschaft der Heiligen" anderswo als in der christlichen Kirche zu suchen sei, nämlich in der Nähe unserer großen Männer, ist richtig. Und folgerichtig ist auch der Schluß, in diesem Zustand läge eine Gefahr für die echte Religiosität, und es sei wünschenswert, daß der Staat die Kirche aus seiner Vormundschaft entlasse. Diese Folgerung ergibt sich wie von selbst, und es ist auch wohl sicher, daß in nicht ferner Zeit die christliche Kirche in Deutschland von der Staatsgewalt abgetrennt werden wird; es ist ebenso sicher wie die politische Demokratisierung Deutschlands, ja es ist ein Teil davon.

Es wird aber keinen Menschen geben, der da glaubt, die Judenfrage sei gelöst, wenn die Trennung von Staat und Kirche durchgeführt ist, wenn also die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kirche nicht mehr kontrolliert wird und nicht länger den besseren Staatsbürger bezeichnet. Der Streit liegt gar nicht zwischen den Religionen oder den Kirchen, sondern zwischen den Rasseinstinkten. Oder, um genau zu sein: der Widerstand richtet sich nur insofern gegen den jüdischen Glauben, als dieser die Eigen-

tümlichkeit hat, daß er, der, wie Rathenau ausführt, weder Kirche noch Dogma kennt, in gewisser Weise den jüdischen Menschen an sich zum Gegenstand hat. Das Wort vom auserwählten Volk hat auch heute noch Bedeutung. Jeder Jude ist mehr oder weniger Vertreter einer Rassenidee, und diese Rassenidee wächst unversehens ins Religiöse hinein. In dieser Beziehung sind die rein jüdischen Bewegungen der letzten Jahre, die sogar mit der romantischen Idee eines neuen Palästinas umgehen, sehr bezeichnend. Da nun aber der jüdische Mensch und seine Rassenkraft zum Gegenstand religiöser Empfindungen werden, so müssen sich alle Juden, welchen Völkern immer sie angehören, als eine große Familie betrachten, und sie müssen in der Folge ebenso sehr übernational wie national empfinden. Die Lage ist nicht so einfach, wie sie nach den Ausführungen Rathenaus zu sein scheint. Die Fragen, die jeder Jude sich klar und unzweideutig beantworten muß, lauten: wenn ich ganz unbedingt ein Deutscher sein will, so muß ich in gewisser Weise aufhören, ein Jude zu sein, das heißt, an die übernationale Rassenkraft des Judentums zu glauben — kann ich das? oder so: darf ich mich innerhalb des deutschen Volkes noch als Angehöriger eines anderen Volkes fühlen? Nur wenn die erste Frage bejaht, die zweite verneint wird, kann es zu jener vollkommenen Gleichberechtigung kommen, die die Juden beanspruchen und die ihnen auch, nach dem Maße ihrer für Deutschland geleisteten Kulturarbeit und ihrer reichen Naturbegabung, nicht versagt werden kann. Die Beantwortung der beiden Fragen in diesem Sinne würde aber die Aufgabe eines Teils der religiösen Empfindungen zur Voraussetzung haben müssen — jener Empfindungen nämlich, die den jüdischen Menschen mit einer mystischen Bedeutung umgeben. Ein deutscher Jude — um ein Beispiel zu setzen —, der für die russischen Juden mehr empfindet als für alle andern Russen, könnte leicht in Konflikt mit sich selbst und mit seinen Pflichten kommen, wenn er als höherer Staatsbeamter oder sonst in einflußreicher Stellung östliche Politik im Namen Deutschlands zu machen hätte. Der Selbsterhaltungstrieb der Nation müßte mit Recht zögern, großen politischen Einfluß einem Manne zu übertragen, von dem es zweifelhaft ist, ob er in einem gegebenen Augenblick mehr als Deutscher oder als Jude empfindet. Hier ist der Punkt, um den die ganze Frage sich dreht.

Bei uns ist die Eindeutschung des Judentums so weit gediehen, daß es nicht nur durchaus national ist in seinen Wesenszügen, sondern daß es sogar einen entschiedenen lokalen Charakter zeigt. Der Jude in Hamburg, Frankfurt, Köln oder Berlin hat ganz das Wesen eines Hamburgers, Frankfurters, Kölners oder Berliners. Auch hat sich längst schon ein Judenpatriziat gebildet, das für unser geistiges Leben unendlich viel bedeutet; und diese Aristokratisierung des deutschen Judentums schreitet

immer noch fort. Aristokratisierung aber heißt nichts anderes als Eindeutschung, weil sie ohne Bodenständigkeit unmöglich ist. Auch geht sie Hand in Hand mit einem Humanismus, der höher steht und weiter blickt als alle kirchlich oder dogmatisch gefesselten Religionen. Nun erscheint diese wohltätige Entwicklung aber in Frage gestellt, weil der Krieg Pforten des Ostens geöffnet hat, durch die ein neuer Strom aufstiegseifriger Menschen und vor allem jüdischer Menschen in Deutschland einzubrechen droht. Wenn das geschieht, so ist das Patriziertum der deutschen Juden, das heißt also ihr Deutschtum, schwer bedroht. Es liegt darum in ihrem eigensten Interesse, eine Politik zu machen, die sich insofern auch gegen Stammesgenossen richtet, als sie versucht, die offenen Pforten gegen den Osten zu schließen, eine Politik, die nur auf die Bedürfnisse Deutschlands Rücksicht nimmt. Damit ist die Entscheidung über die Gleichberechtigung, über den Einfluß, über die Regierungsfähigkeit des deutschen Judentums, ja über sein ferneres Schicksal, vor allem in seine eigenen Hände gelegt. Nur die Juden können eine wirksame Judenpolitik machen und damit für Deutschland die sogenannte Judenfrage lösen. Um aber nur beginnen zu können, müssen sie sich entscheiden. Der Vorschlag von Trützschler-Falkensteins ist zu naiv. Rathenau hat recht, wenn er diese Lösung von sich weist. Mit dem Makel der Gesinnungslosigkeit, der nun einmal jedem Übertritt, der nicht aus religiöser Überzeugung erfolgt, anhaftet, darf das Problem nicht noch belastet werden. Im Gegenteil: jene höhere Religiosität, jener große und freie Humanismus, in dem sich einst Christen und Juden begegnen werden, wird um so eher erreicht, je überzeugter der Einzelne bei den ihm gemäßen Glaubensvorstellungen bleibt. Es darf nicht gefordert werden, der Jude solle seinen Glauben aufgeben, damit ihm die volle staatliche Gleichberechtigung zuteil werde. Notwendig ist nur, daß er seine religiösen Vorstellungen modifiziert, soweit sie den jüdischen Menschen an sich zum Gegenstand haben, soweit sie die Rasse mystisch erhöhen. Etwas Absolutes und Produktives liegt in beiden Gedanken, die die Pole des Problems bezeichnen: einerseits in dem völligen Aufgehen des Judentums im Deutschtum, und andererseits in der innerlichen Ablösung vom Deutschtum und in dem damit verbundenen Traum eines neuen jüdischen Nationalstaates der Zukunft. Die erste Idee ist eine Wirklichkeit, die zweite ist voller Romantik. Wer der ersten lebt, darf alles fordern, was ein Deutscher fordert; wer der zweiten lebt, hat sich klar zu machen, daß er entsagen muß. Zwischen beiden Ideen aber gibt es nur das Kompromiß. Und auf dem Boden des Kompromisses allein gedeiht der Antisemitismus. So ist die Lage der Dinge. Die Judenfrage ist letzten Endes eine Angelegenheit des Judentums; nur ein Entschluß zum Unbedingten kann diese tragische Verwickelung der Geschichte lösen.

Vom Mangel an politischen Schriftstellern in Deutschland

von Stefan Großmann

Ich hatte kürzlich für ein großes Wiener Blatt aus Schweden einige Aufsätze über die Möglichkeiten der Stockholmer Konferenz geschrieben. Die „Wiener Arbeiterzeitung" – beiläufig bemerkt nicht bloß das beste sozialdemokratische Blatt in deutscher Sprache, womit noch kein hohes Lob ausgesprochen wäre, sondern eine der wenigen deutschen Zeitungen mit eigenem Gesicht – brachte darüber eine scherzhaft-bissige Notiz, die nicht weiter wehe tat. Da kein sachliches Argument in jenem Witzchen enthalten war, konnte ich darüber hinweggehen, wenn es mich nicht lockte, eine andere, wichtige Frage anzuschneiden, die durch jene scherzhafte Bemerkung veranlaßt wurde... Die „Arbeiterzeitung", die an dem Inhalt meiner Aufsätze nichts bemängelt, scheint es zu rügen und nicht charaktervoll zu finden, daß ich in ein liberales Blatt schreibe, mit dessen sanftmütiger Politik ich mich sonst nicht identifiziere.

Gerade dieser Vorwurf aber rührt an ein, wie ich meine, sehr wichtiges Problem der deutschen Politik. Wir haben nämlich bis knapp vor dem Kriege so gut wie gar keine politischen Schriftsteller von Ansehen gehabt. Wohlgemerkt: Wir hatten viele Journalisten, die täglich ihre politische Weisheit in Form von Leitartikeln, Telegrammerläuterungen und polemischen Bemerkungen in die Welt setzten. Aber das waren in den meisten Fällen Journalisten, die sich seit Jahr und Tag einer bestimmten politischen Partei verschrieben hatten, der sie vor allem dienen wollten und der sie auch, gerade durch diese Art der Zubereitung und Servierung – das Tatsachenfleisch wurde gleich in den altbeliebten Parteisaucen serviert – wichtige Dienste leisteten. Die Konservativen, die Zentrumsleute und in geringerem Maße auch die Sozialdemokraten verfügten über einige, nicht sehr viele geschickte Zeitungsköche, manche unter ihnen schmuggelten neben die traditionelle Kritik zuweilen auch Ergebnisse eigenen Denkens ein, aber das hat diese vereinzelten Neuerer in ihren Kreisen sogleich ein wenig verdächtig gemacht. Am besten gelitten in allen Lagern war der nicht revidierende Journalist, der eine Anzahl politischer Klischees mit besonderer Virtuosität verwendete und diese von den Lesern leicht zu verfolgende Fertigkeit noch mit einigem Hohn gegen unbeliebte Eigenbrötler würzte. Das führte zu einer beschämenden Verarmung unserer Publizistik. Der Publizist, der nicht das Sprachrohr einer Partei, sondern ein unabhängiger Betrachter sein wollte, starb allmählich aus, weil er kaum irgendwo eine Zeitungstribüne fand, auf der er zu Worte kam. Ein

Ferdinand Kürnberger von heute würde von allen Seiten noch rücksichtsloser beiseite geschoben als der historische F. K. Übrigens hat auch der lebendige Kürnberger sich nur als Gast bald bei dieser, bald bei jener Zeitung kümmerlich erhalten können. Es ist der Ruhm der „Berliner Börsenzeitung", daß sie ihm Obdach gewährte, wenn er wieder einmal in Wien und Budapest mundtot gemacht werden sollte.

In dieser Armut an politischen Publizisten sind wir gegenüber den Ländern mit älteren Demokratien im Nachteil. In Frankreich ist es der politische Journalist, um den herum sich eine Zeitung bildet. Jaurès, Clemenceau, Rochefort, Hervé — sie waren oder sind die Zentren der Zeitungen, die mit ihnen erstehen und vergehen. In Deutschland hingegen — von der Trostlosigkeit in Österreich will ich gar nicht sprechen — sind entweder die Verleger oder die Parteien Schöpfer und Beherrscher der Zeitung, der Publizist ist ein mehr oder minder wichtiger Angestellter. Dabei fehlen uns auch die vielgelesenen politischen Revuen, die England und Amerika als Gegengewicht gegen ein industrialisiertes Zeitungswesen immerhin noch besitzen. Der innerlich unabhängige politische Schriftsteller in Deutschland war boykottiert oder wenigstens in trauriger Isolierung. Wehe dem, der seine politische Meinung nur im Ich-Ton, ohne jenen pluralis majestatis vertreten wollte, gegen den schon Schopenhauer gewettert hat. Das redaktionelle „Wir" ließ kein selbständiges „Ich" aufkommen. Gewiß wäre eine Genossenschaft gleichstrebender Publizisten, die ein anonym-stolzes „Wir" ausspräche, ein hohes Zeitungsideal. Ich kann sehr wohl verstehen, daß in politisch großen Zeiten solche Kameradschaften des Geistes entstanden und entstehen, die sehr wohl ein moralisches Recht zu einem gemeinschaftlichen „Wir" hätten. Es war die tiefste Hoffnung der wenigen deutschen Publizisten aus innerer Leidenschaft, daß der Krieg in Deutschland eine solche Gemeinschaft verantwortlicher, keiner Partei und keinem Verleger dienstbarer Zeitungstemperamente unwillkürlich schaffen werde. Aber weil ich aus eigenem Erlebnis weiß, wie sehr jenes „Wir" die moralische und berufliche Disziplin des Einzelnen allmählich lockert, deshalb würde ich auch in dieser ersehnten neuen Zeitung darauf bestehen, daß jeder Schreibende dort mit seinem vollen Namen für sein eigenes Wort einstehe. Das „Ich" verbessert nicht nur den Stil, es zeitigt im Publizisten überhaupt eine Zusammenfassung der geistigen Kräfte. Es erhöht die persönliche Verantwortung für die geäußerte Meinung, die dem Presseplural sehr leicht abhanden kommt. Die zynisch gewordene, in Opportunitäten verdorbene Presse meint, das „Ich" des politischen Journalisten sei nichts als das Merkmal persönlicher Eitelkeit. Aber, was ist mit diesem Vorwurf, auch wenn er richtig wäre, gesagt? Wer die Eitelkeit als treibendes Moment im Wettbewerb der Leistungen ausschließen

will, handelt antipsychologisch. Die schlimmsten publizistischen Charakterlosigkeiten sind immer hinter der spanischen Wand des „Wir" anonym getan worden! Der Zwang, mit seinem Namen seine Meinung zu sagen, wirkt versittlichend. Nur engherziges Verlegertum hat an dieser Namenlosigkeit der wirkenden Kräfte ein kurzsichtiges Interesse, so wie dem Direktor eines schlechten Theaterensembles die Veröffentlichung der Rollenbesetzung gleichgültig oder gar verräterisch scheint. Verschwistert sich dieses alte Verlegervorurteil mit dem Fanatismus einer Partei – und der Fall ist der gewöhnliche – so muß sich der einzelne politische Schriftsteller vollends als der Unnötigste, ja der Lästige fühlen, ein Zustand, der den Kräftigen freilich anfangs anspornt. Doch wie viele sah ich kläglich enden! Die besten Köpfe in deutschen Redaktionsstuben werden allmählich von einer lähmenden Resignation erfüllt. Immer wieder war der unabhängige Publizist zur Obdachlosigkeit verurteilt. Ein erquickend freier Geist wie der Konservative Rudolf Meyer hat deshalb seinerzeit in der sozialdemokratischen „Neuen Zeit" Unterkunft suchen müssen. (In seiner Jugend und gegenüber Konservativen hatte K. Kautsky Anwandlungen von Toleranz.) Wie schlimm der Zwang zum parteiischen „Wir" wirkt, davon könnte Franz Mehring, wenn er aus seinem Herzen keine Mördergrube machen wollte, ein Lied singen. Mehring hat unzweifelhaft angeborne Gaben zum Geschichtsschreiber. Er ist auch Einer der kunstreichsten Stilisten Deutschlands. Da aber ein starker publizistischer Wille zur Gegenwartswirkung in ihm lebendig war, so mußte er sich immer an eine starke politische Macht anlehnen. So wurde der Historiker zum Parteipolemiker und Pamphletisten. Das erklärt das „psychologische Rätsel Mehring", von dem Bebel einst sprach. Dem vereinzelten Ich war ja, besonders in vergangenen Jahrzehnten, fast jede Wirkungsmöglichkeit versagt. Wer einem Verleger nicht dienen mochte, mußte bei einer Partei unterkriechen! Jeder Publizist, der wirken wollte, mußte sich einer Partei verschreiben – verschreiben ist hier der richtige Ausdruck. Aber welcher schöpferische, welcher organisierende Denker will nicht über die Parteiwasser hinausschwimmen? Ohne Parteikostüm darf aber der auf Gegenwartswirkung bedachte Politiker auch heute noch nicht auf die Gasse der Öffentlichkeit. Ein konstruktiver Politiker wie Karl Renner, heute der stärkste Staatsdenker Österreichs, muß sich immer erst ins dunkelblaue Proletarierkleid stecken, ehe er seine neu-österreichischen Reichsbaupläne äußert. Man muß sich seine wertvollsten Arbeiten immer erst aus dem sozialdemokratischen Agitationsdialekt übersetzen. So beschämend das funkelnagelneue Hauptmannskleid des Herrn Georg Michaelis, so betrübend der absichtliche Proletarieranzug Renners.

Für den unabhängigen Publizisten war in dieser von Parteimassen aus-

gefüllten Öffentlichkeit nirgendwo Platz. Und doch haben die besten, will sagen: die selbstdenkenden Parteijournalisten in Stunden der Aufrichtigkeit nach der Befreiung vom Parteikostüm geschmachtet. Ja, manch einer hat in kritischen Stunden, zum Beispiel in heikeln Wahlrechtskämpfen, das Parteigewand insgeheim abgetan und ist in ein unauffälliges bürgerliches Kostüm geschlüpft, das die wichtigste politische Kunst, die Kunst des zeitgemäßen Kompromisses, erst ermöglichte.

Gerade dieses Zeitalter der großen Massenaufmärsche und der Parteienpolitik würde den unabhängigen Publizisten dreifach nötig machen. Der dienende Parteipolitiker und Parteijournalist muß immer auf der Hut sein, weil sein Wort repräsentativ wirkt und die Meinung der ganzen Partei festlegt. Darum fehlt es in Deutschland gerade in schöpferischen Stunden an reinlichen Geburtshelfern, an redlichen Maklern, die, unverbindlich, nach dem zeitgemäßen Kompromiß vorfühlen können. Es fehlt im politischen Interessenkampf an unabhängigen und respektierten Schiedsrichtern von moralischer Autorität in unserer Publizistik. Es fehlt drittens an experimentellen Politikern, wenn der Ausdruck gestattet ist, die — zwischen den Schlachten — Gedankengänge wagen dürfen, die sich der verantwortliche Parteipolitiker naturgemäß versagen muß. Es fehlt in entscheidenden Stunden, weil jede Parteizeitung ihre Opportunitäten bedenkt, an Politikern, die frei sind von allem taktischen Gepäck. Ein politisches Naturkind wie der verstorbene Moritz von Egidy hat das deutlich gefühlt und war bestrebt, auf eigene Faust eine Politik „ohne alle Opportunitäten" zu treiben. Er wäre, wenn er sich erst aus dem Nebel der Allgemeinheiten herausgearbeitet hätte, der Mann gewesen, der zögernden, vorwärts tastenden Sucherarbeit Bethmann Hollwegs gerecht zu werden, der — beiläufig bemerkt — am Schlusse ganz isoliert dastand, eben weil die Region zwischen den Parteien in Deutschland eine traurig-verödete ist.

Unser Parteienfanatismus verhinderte bisher das Aufwachsen einer unabhängigen Publizistik. Die Pamphletisten und Gedankenlosen von rechts und links trachteten den Publizisten, der sich dem Parteiklischee nicht unterordnen wollte, bei den ersten selbständigen Gehversuchen zu diskreditieren, wohl gar zu erdrosseln. Wehe dem Parteipolitiker, der nicht dreißig Jahre dieselben Formeln auffsagen wollte. Sie verlangten von jedem Gesinnungsmenschen, daß er mit siebzig Jahren derselben Meinung sei wie mit dreiundzwanzig. Man hat noch nicht genug deutlich vor den Jesuiten der Erstarrung gewarnt, die sich treu bleiben, aus niedriger Bequemlichkeit, oder weil ihnen mit dem Spiritus der Jugendjahre die Kraft zur Erneuerung abhanden gekommen ist, nach jenem venezianischen Epigramm:

> Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahr.
> Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne ein Schelm.

Gewiß, es laufen auch leicht-fertige Entwicklungsschelme, besonders in diesen Jahren, durchs politische Sein. Aber wie wenige sind ihrer neben den verkalkten Schauspielern ihrer Jugendideale! Übrigens gibt es eine sehr einfache Methode, Entwickelungen auf ihre innere Echtheit psychologisch zu prüfen: Man beachte die Übergänge! Jede jähe, durch keine vorlaufende Regung angekündigte Entwicklung darf mit einigem Mißtrauen angesehen werden. Vor unserem Hirn stehen, wie Schopenhauer einmal in unvergeßlichem Bilde sagt, Wächter, die keinen ganz fremden Gedanken einlassen. Der neue Gedanke muß sich auf Verwandte drinnen berufen können, der einlaßheischende Gedanke muß ein Schibboleth sagen können. Wenn ein Erzeuger pikanter Ehebruchsstücke plötzlich in katholischem Büßergewande anrückt, so scheinen die vertrauen-erzeugenden Übergänge zu fehlen. Mancher allzuschnelle Umlerner vom August 1914 hat sich wieder zurückrevidiert, weil seine Wandlung in den Augusttagen keine allmähliche und organische war. Die Trägheit des Publikums, die Bösartigkeit einer bequemen Parteijournalistik aber will dem Publizisten niemals eine innere Entwickelung gönnen. So wurde der rechtschaffene Begriff Revisionist — welcher gewissenhafte Geist ist es nicht? — bald zum Hohnwort. Niemals werden wir zu einer starken, unabhängigen, tapferen Publizistik kommen, wenn wir gesonnen sind, jede Entwickelung sogleich zu verdächtigen. Ja, es muß dem unabhängigen, politischen Schriftsteller sogar gestattet sein, sich gelegentlich herzhaft zu widersprechen — sofern der Publizist sich auch als Thermometer einer Volksleidenschaft fühlt. Dieses Fingerspitzengefühl für die Notwendigkeiten unwiederholbarer politischer Situationen ist dem gebornen Publizisten viel wichtiger als die unter Deutschen so oft überschätzten Hilfsmittel der Wissenschaftlichkeit. Es war und wird sein die höchste Fähigkeit des schöpferischen Publizisten, daß er, mit einer besonderen politischen Witterung ausgestattet, Regungen der Volksseele intuitiv spürt und gelegentlich herrlich unverantwortlich äußert. „Kriegführen", schrieb Napoleon, „ist wie Regieren Sache des Taktes". Armselig der Publizist, der nur die Vernunft der Massen füttert, er muß, seiner Intuition vertrauend, auch der Phantasie des Volkes genug tun. Eine volksfremde, nüchtern-theoretische Demokratie, die nicht ihre fruchtbaren Legenden hat! Hier liegen die lockendsten Aufgaben für jene neue politische Publizistik, die wir brauchen und die in richtiger Mischung Grundsatztreue und Phantasie, Sachlichkeit und Witz, politische Reizsamkeit und Skepsis, taktische Klugheit und Vorposten-Kühnheit, dichterische und wissenschaftliche Elemente in sich vereinen muß. Eine kaltblütige Beharrlichkeit wird vonnöten sein: der Publizist muß sich die Tribüne selber zimmern, von der er zu Deutschland spricht.

***

Zur Soziologie des Volkes

von Carl Brinkmann

Über die Kläglichkeit der europäischen „Kriegsliteratur" besteht heute sogar unter ihren Urhebern kein Zweifel mehr. Höchstens könnte die Verwunderung zwischen den beiden Extremen der Lage schwanken, daß eine Welterschütterung wie die gegenwärtige alle großen Sprecher der Zeit so klein betroffen und daß sie aus dem Meer des Ungeborenen auch nicht eine neue Stimme von einiger Größe heraufgerufen hat. Wer die unübersehbaren Wurzeln dieser Erscheinung in unsern gesellschaftlichen Zuständen durchschaute, hätte damit auch die Erscheinung selbst überwunden, so fern und frei außer dieser ganzen Welt müßte sein Geist den kinetischen Punkt dafür suchen. Vorläufig scheint es leichter und unmittelbarer fördernd, ein dankbares Merkzeichen von allem Einzelnen zu machen, womit unter dem zunehmenden Druck des eignen Elends der europäische Geist sich selbst widerspricht oder doch dem herrschenden Mittelmaß auch nur für Gedankenblicke entrinnt. Der Freude an einem Besitz gesellt sich da jedesmal die fast noch heilsamere Klarheit über ein bestimmtes Entbehren, das voranging.

Leopold Zieglers neue Bücher in der zeitgeschichtlichen Sammlung des Fischerverlags, „Der deutsche Mensch" und „Volk, Staat und Persönlichkeit" geben so vielleicht zuerst ein aufatmendes Bewußtsein guter Form. Da ist keiner der fürchterlichen Jargons, in denen die Völker heute vorzugsweise ihr Heiligstes erörtern und unter denen das abgeleitete Gemisch der Presse noch der beste, weil manchmal gleichsam aus Versehen nicht ganz unfruchtbare ist. Sondern ein Schriftsteller, der nach langer, langer Zeit vom Feiertag wieder festlich und von der Arbeit werktäglich redet. Freilich möchte ich nicht behaupten, daß das große Stilproblem einer deutschen Lehrsprache dabei nur noch als gelöst empfunden wird. Die werktägliche Rede wirkt neben der schlechthin notwendigen Gestalt der festlichen nicht selten als bloße Möglichkeit, zwischen verlegen und schulmeisterlich (wenn auch im liebsten, deutschen Sinn). Ich muß an die unnachahmlich feine und gerechte Weise denken, wie im Aufsatz über „Das unerkannte Volk" aus Stendhals frivolem Faustepigramm der ganze Gegensatz französischer „Konvention" zur deutschen „Formlosigkeit" entwickelt ist. Leider spielt dieser Gegensatz mit für uns viel bedenklicherem Ergebnis auch auf manchen niedrigeren Ebenen, und ist nicht die Form unserer wissenschaftlichen Mitteilung (im Unterschied von der künstlerischen) eine davon? Was ist das Unwiderstehliche in der kühlen Leichtigkeit einer Vorlesung von Henri Poincaré oder noch des verlogensten Leitartikels der

„Times"? Zweifellos jener „ausschließlich weltmännisch erzogene Charakter", den Ziegler mit eindringendster, beinahe möchte ich sagen sehnsüchtiger Nachempfindung noch im Kunstgefühl des Impressionismus aufspürt. Mag sein, daß es voreilig wäre, diesen Stil der Vermittlung logischer Sachverhalte als den europäischen anzusprechen. Jedenfalls empfindet man nirgends stärker als bei einem guten deutschen Autor, der geistig vom Professorentum ganz frei ist, daß einstweilen alle anderen Lösungen ein eigentümliches Wesensrecht erst noch zu erweisen haben werden. Ich fürchte, das geringste nähere Zusehen wird meistens zeigen, daß auch hier als Alternative der westeuropäischen Bildung nur die alten Gewänder der Scholastik (ohne ihre großen Inhalte) in einer fremden Umgebung verloren herumgespenstern.

Der Grund, weshalb man bei Ziegler diesen Beziehungen nachhängt, ist noch ein viel ehrenvollerer als der hohe Maßstab des Genusses, den er selbst einem an die Hand gibt. In einer Form wie der seinen liegt eine starke Bürgschaft gefühlsmäßiger und deshalb auch wissenschaftlicher Ehrlichkeit (wahrscheinlich sind jene barocken Schnörkel gleichfalls nichts als ehrlich und gehören einem Menschen, der auch im Leben immer wieder so sprechen würde). An diesem Berührungspunkt künstlerischer und ethischer Reize liegt für mich die leiseste und nachhaltigste Anziehung seiner Bücher. Während mein Verstand einstimmend oder zurückhaltend dieser Soziologie des „kleinen Lebens" in der deutschen Provinz, der Volksgemeinschaft als Daseins- und Rechtsbedingung des Einzelnen folgt, öffnet sich hinter den schönen, hinter den richtigen Sätzen meinem Gefühl eine geistige Landschaft voll eigentümlicher Verheißung. Himmel und Sonne süddeutscher Berge und Gärten erscheinen darin nicht als Symbol irgendeiner bauernschlauen Freiluftpädagogik, sondern zugleich ursprünglicher und gesteigerter, als Inbegriff einer Natur, die wie im Märchen, im Volksrecht, in der Landarbeit die beiden Hälften des bewußten geselligen Lebens, Sein und Sollen, Schicksal und Schuld, Wirklichkeit und Bedeutung keimhaft unbewußt in sich vereinigt. Und ein geheimnisvoll unendlicher Trost quillt aus der Sicherheit, daß es das alles unzerstört irgendwo noch gibt, nicht nur als Gegensatz und Verneinung dieses wahnsinnigen Kriegs der Großstädte, nein geradezu als seine Überwindung und Heilung. Denn wie dieser deutsche Politiker eben dabei ist, in schwerfälliger Ehrlichkeit den „Führern" das Ziel des ausschließlichen Staatsvolkes mit dem Hauptmerkmal des Hasses gegen die Mitvölker nachzudenken, redet und zeugt aus ihm ein tieferer Geist: „Überhaupt läßt sich an dieser Stelle die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Religiosität und Sittlichkeit der Völker nicht allzu stark voneinander abweichen. Verschiedene überpersönliche Lebenseinheiten, verschiedene Rassen

unterscheiden sich durch ihre Begabung und Bildung, durch ihr Tempo und Temperament, aber nur wenig in der Struktur ihrer naturbedingten Sittlichkeit und Frömmigkeit. Solange man von allzu schroffen Extremen des Klimas und des geschichtlichen Lebensalters absieht, sind alle Völker am Ende nur — Das Volk."

Und plötzlich wird klar, was dies Menschliche auch abseits und jenseits vom Krieg, meinetwegen wissenschaftlich oder „pragmatisch", wie Zieglers bescheidenere Selbstbezeichnung lautet, der Politik zu sagen hat. Der Politik, über die in Deutschland allgemein nur ausgediente Staatsmänner oder höchstens Geschichtsprofessoren (und sie umgekehrt sehr dienstlich) zu schreiben pflegen. Der Politik, der aber trotzdem Aristoteles den Namen und das Leben gegeben hat, die Augustin mit noch gewaltigerem Horizont dem Mittelalter entwarf und selbst der bedrückte Bürger der Aufklärung zur Krönung seiner Humanität nahm. Man hört heute sehr viel von dem Vorrang des Staatsgedankens über den Einzelnen, was doch in dem dünnen und gereizten Ton politischer Vereinzelung ganz befangen ist. In diesen Büchern findet der starke und sichere Ton des Volks, das vor dem Staat war, den Staat viel eher. Aus dem Verhältnis individueller Freiheit und genossenschaftlicher Lebensgesetzlichkeit wächst eine neue Anschauung der Volkssuveränität (in der Verfassungslehre der Engländer von der „inneren Grenze" der Regierungsgewalt würde Ziegler, der Englandfeind, ihre genaue juristische Entsprechung gefunden haben). Die Vertiefung in die analogische Gerechtigkeitsidee des Aristoteles steht halberstaunt mit einenmal vor ihrer letzten Verkörperung bei Karl Marx (auch hier schließe ich bewundernd aus dem Beiwort „absichtslos", wie wenig die Divination auf wirklicher Kenntnis des „Kapitals" beruht). Am Schluß der wundervollen „Phänomenologie" des Glaubens als Erkenntnisweise begegnet (dem Autor gewiß ebenso ursprünglich wie uns) eine Anekdote: „Gelegentlich erzählte ein deutscher bundesstaatlicher Minister das kleine Faktum, daß es ihm immer eiskalt den Rücken herabgelaufen sei, wenn während einer Reichstagssitzung August Bebel das Wort ergriffen habe. Sein Gegenüber suchte diese außerordentliche Wirkung mit der Bemerkung zu erläutern: jener alte Führer der Sozialdemokratie habe eben alles geglaubt, was er sagte, und darum habe er selbst so willigen Glauben gefunden. Meines Bedünkens", setzt Ziegler hinzu, und das ist zugleich ein gutes Beispiel seines sozusagen handwerklichen Barock, „meines Bedünkens ist dies ein passendes Wort gewesen, welches nachhaltiger Besinnlichkeit nicht ganz unwert sein sollte." Das Wort Demokratie erinnere ich mich in Zieglers Büchern nicht angetroffen zu haben, und man vermißt es nicht.

Wiederholt fühlt man mitten in der strömenden politischen Anschauung

Grenzen erreicht, unter denen man in deutscher Politik auch sonst gelitten hat. Aber wenn sie hier nicht weniger schmerzen, ist es doch kein dumpfes Gefühl wie von unabänderlicher Verbrauchtheit, Stumpfheit, Totgeburt. Eher eine lächelnde Verwunderung, wie lange der Traum zur Tat, die Empfindung zum Rückschlag brauchen wird, die so ganz gewiß kommen müssen... Wenn ich dem reinlichen Denker zu Ehren versuche, die Quelle dieses Eindrucks in einen scharfen Begriff zu fassen, hätte ich zu sagen: Er denkt zu wenig an die besondere Natur des Rechts unter den politischen Idealen. Recht als Anfang und Ende staatlicher Ordnung ist etwas unendlich Äußerliches, Genaues, Willkürliches, soweit es Zwang und Not der zufälligen Welt ist. Dem Fanatiker des Machtrechts und der Staatsallmacht wäre das niemals einzuräumen, weil er den Gedanken schon im Entstehen mißbraucht. Der Prediger der Rechtsmacht, des Volksstaats kann umgekehrt nicht rauh genug daran erinnert werden, weil zwischen Idee und Wirklichkeit jener andere auf seine Einfalt lauert und ihm die Erstgeburt seiner Kritik um ein Linsengericht „organischer" Politik ablisten möchte. Er soll sich nicht darüber täuschen, daß ihm die Verantwortung für seine Idee niemand abnimmt. Von dem männlich eifersüchtigen, in Kämpfen hartgewordenen Staatsinstinkt seiner Brüder in Westeuropa könnte er wieder lernen, was er in langen Zwischenzeiten politischer Unmündigkeit nur vergessen und gerade als Deutscher ehemals früher als sie alle gewußt hat: daß auch das geringste Stückwerk an der Idee diese so wenig schändet wie die härteste Arbeit den freien Mann.

Das ist denn schließlich wohl symbolisch für diesen feinen Geist, der noch die geheimsten Versuchungen etwa eines ästhetischen Aristokratismus so stolz und schlicht besiegen kann: Es fehlt ihm etwas von dem Selbstvertrauen des Freien (heute nennt man es ebenso gern wie falsch Rationalismus) zu seiner politischen Aufgabe. Gibt es denn auch in der Politik kein Drittes mehr zwischen Rationalismus und Mystik? Muß, wer mit so wunderbarem Gemisch von Glück und federleichtem Spott sich selbst als „Volk" begreift, dieses Eingebettetsein darum nur als höheres Gleichnis des Korallenstocks, des Bienenvolks verstehen können? Und ist es auch nur als Erfahrung richtig, daß Menschen für eine solche Gemeinschaft Leben und Tod wählen (wo übrigens der bloße Gedanke an eine Wahl ein Widerspruch mit sich selbst wäre)? Gerade vor der Reinheit und Hoheit der Idee, scheint mir, schließen sich Oben und Unten, Außen und Innen des staatlich-gesellschaftlichen Baus viel kristallener durch die einfache Bedingung zusammen, daß vom Einzelnen nichts gefordert werde, ja (denn es ist natürlich kein totes Obligationensystem) er selbst nichts wollen dürfe, was er nicht frei für recht erkennt. Und so ähnlich allenthalben, wo das eigentümliche Ausbiegen eines zarten und reichen Lebens-

gefühls vor der kargen, einseitigen Rechtsentscheidung wiederkehrt. Jeder Schweizer Bauer, glaube ich, wird die Frage beantworten können, warum der politische Führer vor der Idee des suveränen Volks anders als der Schriftsteller, der Künstler, der Erfinder, nämlich eben „juristisch" verantwortlich bleibt (und es tatsächlich in jeder Staatsform auf irgendeine Weise ist): Weil auch seine Gewalt über das Volk auf diesem brutalen, „mechanischen" Gebiet liegt und er also bloß mit seinem eigenen Maß gemessen wird. (Aber auch gefühlsmäßig vergleicht man mit der seltsamen, geschichtlich wenig einwandfreien Philippika gegen die englischen Staatsanklagen nachher nicht ohne Erstaunen, daß „die Trennung Frankreichs von Bonaparte etwas von der physiologischen Ausscheidung eines giftigen Fremdkörpers aus dem Leibe der Nation an sich hat.") Nicht einmal der wissenschaftliche noch mehr als politische Mut, mit dem der Aufsatz über „den Staat und die Gerechtigkeit" auf Marxens Wegen vom Aristoteles geradeaus zum Problem der staatlichen Arbeits- und Einkommensausgleichung vordringt, kann deshalb seinen Lohn finden. Wo der Marxgegner George Bernard Shaw in ein paar verblüffenden Strichen die Besitzungleichheit wirklich als letzte Ursache aller unsrer sozialen und politischen Ungerechtigkeit aufweist, endet Ziegler, noch dazu im größten Ausblick auf die Gesellschaft der Staaten, mit dem (er verzeihe den Ausdruck der Enttäuschung) schwächlichen Rückzug auf eine Seelenreform des brüderlichen Werturteils. Warum? Weil persönlicher Wert „gar keine mathematisch darstellbare Größe, sondern ein unmeßbar ‚sobeschaffenes' Sein" sei. Es fällt ihm nicht ein, daß die einzig politischen, die rechtlichen Beziehungen der Personenwerte zu den Wirtschaftsgütern in der Tat jeden Tag, und jeden Tag in einer von allen Beteiligten als ungerecht empfundenen Weise, gemessen werden; mehr noch: daß auf außerwirtschaftlichen Gebieten, bei der Verteilung politischer Rechte und militärischer Pflichten, sogar das mechanische Gleichmaß immer und immer wieder in äußerster Grobheit angewandt und als billig beurteilt wird, wo die staatliche Entwicklung dies Ergebnis erzwungen hat; schließlich und überhaupt: daß Recht Satzung und Zwang ist, die aus Gesinnung zwar hervorgehen, aber verloren wären, wenn sie auf Gesinnung warten müßten.

Ich weiß, daß es heute nirgends Dank erwirbt, an Essayistik Überlegungen dieser Art zu wenden. Wissenschaft und Literatur sind in Deutschland zwei getrennte Welten, und das sogenannte „Leben" ist womöglich eine dritte. Ich meine indes, Leopold Ziegler hat etwas von dem Maß und von dem Zeug, aus denen neue Gattungen geschaffen werden. Seine Halbheiten sind nur Rasten auf guten Wegen. Mag die straff gespannte Zeit ihm weiter helfen, er wird es ihr vergelten können.

Politische Chronik / von Junius

Karl Renner (Pseudonym: Springer), von dem auf diesen Blättern oft die Rede war, hat seinen vielen geistvollen und fruchtbaren Arbeiten über die österreichische Nationalitätenfrage und Österreichs Erneuerung eben ein neues Werk folgen lassen, das den länglichen und für Laien schreckhaften Titel führt: „Marxismus, Krieg und Internationale. Kritische Studien über offene Probleme des wissenschaftlichen und des praktischen Sozialismus in und nach dem Weltkriege" (bei J. H. W. Dietz Nachfolger in Stuttgart). Die Elastizität dieses Kopfes ist bewundernswert, sie ist so unzerstörbar wie sein Optimismus, der sich inmitten des sich häufenden Jammers behauptet und den dunklen Rätseln unserer kontinental-europäischen Zukunft trotzt. Darum ist gerade die Lektüre seiner Arbeiten so anregend. Sie sind ganz und gar auf Wirkung gestellt; auf Klärung und Verständlichmachen unserer unmittelbaren Aufgaben. Erst suchte er das Problem zu lösen, wie die Mittel auszusehen haben, damit die vielen Nationalitäten des Donaureiches neben, mit und für einander leben können. Er hat dann während des Krieges in Zeitungsartikeln die Verwaltungsseite dieses Problembündels behandelt, da ihm sein Glauben an die Möglichkeit und Mission des übernationalen Donaustaates als solchen durch den Verlauf des Krieges gerechtfertigt und bewiesen zu sein schien. Parteigenossen haben diesen Optimismus als Rennerismus verschrien, sie halten ihm heute täglich seine Sünden vor, indem sie auf die Unmöglichkeit hinweisen, die slavischen Nationalismen der Donauvölker, der Tschechen, Polen, Südslaven also, mit gemein-österreichischem Staatsbewußtsein organisch so zu verschmelzen, daß ein lebensfähiger und nach außen geschlossener Zweckverband Großösterreich zustande komme. Die Schwierigkeiten, ein parlamentarisches Ministerium zu bilden und auf eine feste Arbeitsmehrheit zu stützen, scheinen ihnen augenblicklich recht zu geben. Merkwürdigerweise ist der Sozialdemokrat Renner, als Parteimann, in ein kritisches Verhältnis zu seinem eigenen Optimismus geraten; denn als man ihm bei dem Versuch, ein parlamentarisches Ministerium zu bilden, ein Portefeuille anbot, – schlug er es aus. Nun wendet sich der Nimmermüde der Krisis der großen internationalen Bewegung zu, die man so bequem Sozialismus nennt: als ob sie eine Einheit und Eindeutigkeit, um einen festen Begriffskomplex etwas Herumkristallisiertes wäre.

Heute gerade lagert um Begriff und Tatsache des Sozialismus ein Nebel von Auffassungen und Mißverständnissen. Liberalistische Merkmale von der einen Seite, anarchistische von der anderen drängen sich heran. Die Arbeitermassen, die insbesondere gewohnt waren, den Sozialismus als ihren Willensausdruck und ihr Weltbild zu betrachten, sind gegen ihren

gelehrten und geschulten Führer mißtrauisch geworden; aus ihrem proletarischen Instinkt und der ungeheuren Notlage heraus wird eine neue Praxis geboren. Der wissenschaftliche Marxismus bietet das zerrissene Bild vieler Sekten, die einander befehden. Die Landesorganisationen, zu Anfang des Krieges blockfest und politisch einem Willenszentrum untertan, sind zerspalten und zerren die blutenden, die opfernden — oder auch die schweres Geld verdienenden Massen bald nach der bürgerlich und imperialistisch geführten Nation, bald nach einer neuen Internationale hin, der von überall her starke proletarische Minderheiten zuzustreben suchen. Kurz, das Bild ist tief verworren. Und doch, und doch ist Sozialismus so allumfassend wie die Atmosphäre, er durchdringt alles Denken, alle Politik, bis in die reaktionärste hinein. Er ist für einen großen Teil der Menschen einer der wenigen unerschütterlichen Hoffnungen, die ihr Wille zum Leben braucht, um weiter wollen zu dürfen. Ihm werden die bauenden und die Heilkräfte zugeschrieben, im Gegensatz zu dem Kapitalismus, dem Imperialismus und der von diesen ‚beseelten' Regierungsautokratie, worunter ganz unbestimmt Mächte vorgestellt werden, die aus mißverstandenem und zu Erwerbszwecken mißbrauchtem Nationalismus den Krieg, das heißt den Massenmord der Besitzlosen als politisches Mittel der Herrschaftsbehauptung und Herrschaftssteigerung benutzen. Der treibende Gefühlsdrang, der sich gegen diese Herrschaftselemente und Herrschaftsmittel ganz elementar auflehnt, hat sich, was man auch sage, der marxistischen Zwangsjacke entledigt; er bejaht, mitten in der Weltkrisis, die Gewerkschaft und die politische Parteiorganisation, als Werkzeuge, jene zu knebeln und zu zerschmettern; aber er empfindet, bei diesem Machtkampf im Innern, allein schon den marxistischen Begriffsapparat als Hemmnis. Es kommt hinzu, daß der strenge wissenschaftliche Aufbau von Marx, seine in scharfen, epigrammatischen Formulierungen schwelgende Denkweise unter den Händen der Epigonen zu Scholastik entartet ist, zu einem Betrieb, in dem es um Deutung schwieriger Textstellung, um Aufhellung von Widersprüchen im Meister selbst, sehr oft um Begriffsspielerei und Rechthaberei unfruchtbarer und lebensfremder Doktrinäre geht. So hat, scheint mir, die Zersetzung, die Krisis mehr den Marxismus ergriffen als den Sozialismus, der sich eben selbst seine eigenen Formen sucht, also eher verjüngt, indem er sich von der Scholastik befreit.

Karl Renner hat diese nicht einfache Sachlage klar erfaßt, er ist ja ein selbständiger, im Geiste, nicht im Buchstaben des Meisters denkender Marxist. Er erinnert, an welche Voraussetzungen und Tatsächlichkeiten der große Verbannte gebunden war; zeigt, daß seine Umwelt die individualistisch-anarchistische Wirtschaftsweise war, die der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts den Stempel gab; daß sie vom individuellen

Unternehmergeist erfüllt war. Marx lebte im manchesterlichen England, in der Monopolzeit der englischen Industrie, er war von Freihandelsluft umgeben, er sah den großbürgerlichen Parlamentarismus zur Macht sich entfalten: je weniger Staat, Staatsaufsicht, Staatseinmischung, desto besser. Hegelsche Staatsvergottung lag Marxen freilich auch nicht; er wußte aus Erfahrung, daß sie mit allerhand gottgewollten Bürokratismen versetzt war, die in feudaler Romantik wurzelte; den Staatsnihilismus aber, den seine englische Umgebung zu lehren schien, lehnte er grundsätzlich ab. Aber diese Dinge sind heute durch unsere Praxis längst überholt. Organisation der Betriebe und der Massen ist seit Jahrzehnten die Losung; wir stecken tief im Staatssozialismus, in der Epoche der Syndikatsherrschaft ist der freie Markt und die freie Preisbildung eine Chimäre, der Staat steht nicht mehr als Büttel der Kapitalistenklasse, der „Ökonomie", zur Verfügung, — mit einem Worte: fast alle Voraussetzungen des sozialen Lebens, die Marx beschrieb, aus denen er seine wirtschaftlichen Entwicklungsgesetze ableitete, auf die er seine praktischen Postulate gründete, haben sich inzwischen von Grund aus geändert. Mithin muß der wissenschaftliche Sozialist, der nicht in Theorie und Formel erstarren sondern das Leben ergreifen und gestalten will, den entscheidenden Schritt vorwärts tun: er muß den Kampf um den Staat, der seit Marxens Tagen überall dem Proletariat und der bedrängten Mittelklasse zu dienen begonnen hat, immer energischer organisieren, immer rücksichtsloser auf die Revision seiner nationalen und imperialistischen Merkmale richten. Das heißt: der Sozialist hat heute mehr mit politischen Mitteln als mit solchen zu kämpfen, an die ihn das Gewerkschaftsleben gewöhnt hat. Ich finde nicht, daß Renner diese Folgerung gezogen hat. Aber in dem heutigen Stadium der ‚Weltrevolution' entspricht sie allein der materiellen und seelischen Gemütslage des Proletariats in allen Ländern. Und nicht nur des Proletariats. In dem Augenblick, wo die Proletariate der führenden Industrievölker Europas die Dialektik dieser Zusammenhänge durchschaut haben werden, ist die Revolution zuende. Man wird nun die Idee von Stockholm begreifen. Die westlichen Bourgeoisien, und auch die unsrige (nur in anderem Umfang), haben allen Grund, sie zu fürchten.

Aus dem Inhalt des Rennerschen Buches, das man eher als publizistisches Manifest zu betrachten hat, habe ich die sehr prägnante Darstellung des Weges zurück, den die großen nationalen Wirtschaftsgemeinschaften Europas von der staatslosen Ökonomie zur ‚durchstaatlichten' Ökonomie zurückgelegt haben. Wir bewegen uns in Preußen-Deutschland nicht einfach von dem einen Zustand ohne Übergänge zu dem anderen hin, die Durchstaatlichung unseres Erwerbslebens war in unserer ganzen

politischen und geistigen Entwicklung präformiert, unsere Gewöhnung an polizeistaatliche Denkformen hat also der Sozialisierung der Wirtschaft mächtig vorgearbeitet. Aber damit hängt zusammen, daß politisch und staatsrechtlich die liberale Epoche in unserer Geschichte eine Episode blieb und wir im Zustand der durchstaatlichten Ökonomie vieles nachholen müssen, was die liberale Epoche in manchem anderen Lande an Dauerwerten besitzt. Und das ist nicht wenig, trotz der unvergleichlichen deutschen Eigenwerte. Sie zu erwerben, sie ins Blut unsrer Menschen und unsrer Einrichtungen überzuführen, ist darum heute die Aufgabe des neuen Sozialismus: die liberalen Parteien erweisen sich als unfähig dazu. An diesem Punkt finde ich Renners Darstellung etwas hastig, seine Einstellung etwas befangen. Dagegen schüttet er einen Reichtum von Anregungen aus, wo er von der Wiederherstellung des Völkerrechts und seinem Ausbau zur Organisation der Welt spricht. Die Skizze der historisch gewordenen Versuche, den ‚Landfrieden‘ herzustellen, die ‚christliche Republik‘, von der der gute Heinrich IV. von Frankreich vor seinem plötzlichen Ende träumte, hat ihre melancholischen Reize; aber wichtiger ist die Diskussion der heutigen Möglichkeiten. Ausgezeichnet ist der Nachweis, wie prekär der Grenzschutz und das Grenzrecht zwischen Nachbarstaaten heute ist: weil es kein allseitig anerkanntes Grenzrecht, weil es keinen unbestrittenen Rechtsgedanken der Grenze gibt. Die bisher geltend gemachten Gesichtspunkte stellen eine Skala der Unwirksamkeit dar, in allen Schattierungen reaktionärer Befangenheiten: die Grenzen nach geographischen Gründen; nach militärischen Notwendigkeiten; nach wirtschaftlichen Bedürfnissen; nach nationalen Ideen; nach historischem Besitzstand. Daher sind die Landkarten Europas die Kristallisationen von Gedankengängen, denen die Eigenschaften der Dauer, der Beruhigung, des Ausgleichs, der Versöhnung versagt sein mußten. Sie gehörten ‚eigentlich‘ in die historische Rumpelkammer. Man ziehe die Schlüsse, wie ein irgend dauerhafter Friede danach auszusehen hätte. Hätte!

Nun haben wir den neuen Papst-Kanzler, aber man kann nicht sagen, daß unsere inneren Verhältnisse sich entwirrt haben. Die Öffentlichkeit zieht sich immer mehr in die Ausschüsse des Parlamentes zurück; die Presse lebt von den Programmen des offiziellen Nachrichtenverschleißes; dazwischen wird herumgeraten und herumgerätselt, die Konventikel blühen, neue Parteien zum Vertrieb ältester Programme haben sich aufgetan, die Alldeutschen suchen durch ununterbrochenes Antelephonieren die hohen und höchsten Regierungs- und Militärstellen als Spezialgenossen ihrer Ideologien hinzustellen, die östliche Orientierung liegt immer noch im Kampf mit der westlichen, die scheinbar wieder auflebt, Erzberger erläßt Erklärungen, wie

wenn das deutsche Volk hinter ihm stände, Scheidemann gibt sich in- und ausländischen Pressevertretern kund —: es ist fast unmöglich, diesen Wirrwarr auf wenige Formeln zu bringen.

Man könnte es durchaus und mit Erfolg versuchen, wenn erlaubt wäre, die Vorgänge ganz rücksichtslos darzustellen, die zum Sturze Bethmann Hollwegs und zur unerwarteten Erhebung des Unterstaatssekretärs Doktor Michaelis auf den Posten des allein verantwortlichen deutschen Staatsmannes geführt haben. Seine ersten Schritte, das wird man schon heute sagen dürfen, waren peinlich unsicher, und das Rätselraten, wie er sich denn nun eigentlich zur Friedensresolution des Reichstages und weiter zur bloßen Tatsache einer parlamentarischen Mehrheitsbildung stellen werde, entartete zu einem wahren Sport, nachdem das In- und Ausland zwischen einem halben Ja und einem halben Nein eingeklemmt war. Wir haben seit Jahren den Standpunkt vertreten, daß auf die Dauer selbst ein bismärckisches Gehirn den Aufgaben nicht gewachsen gewesen wäre, die die innere Entwicklung Deutschlands und die Häufung der weltpolitischen Beziehungen und Verpflichtungen an die Zentralleitung des Reiches stellen; und wenn es, bei Gott, ein Leck in Bismarcks Regierungs-System und einen schädlichen Mangel in seinem politischen Weltbild gegeben hat, so lag es in seinem Plane, für alle Zeiten zu verhindern, daß das Parlament ein Seminar zur Ausbildung verantwortlicher Politiker werde. Jede innere und äußere Krisis des Reiches seit seinem Abgang hat diese Überzeugung nur verstärken können; die Umstände, unter denen die heftigen Meinungsverschiedenheiten über die uns nützliche Kriegs- und Friedenspolitik hervorgerufen und wachgehalten wurden, stärken das Mißbehagen bis zur Unerträglichkeit. Über welches Maß von Genie müßte der Kanzler verfügen, der unter solchen Voraussetzungen in der kritischesten Stunde der deutschen Geschichte sich ein annähernd allseitiges Vertrauen erzwingen könnte, nachdem seine eigene Phantasie vielleicht kaum dazu gereicht hätte, einen Tag vor seiner Erhöhung sich als Auserwählten des Volkes zu träumen? Es ist immer wieder nötig, auf diesen Angelpunkt unseres Verfassungslebens zurückzukommen, da sich zeigt, wie sehr die Liquidierung des Krieges vor unserem eigenen Gewissen und zur Befriedigung unserer eigenen Bedürfnisse damit zusammenhängt.

Ihre Möglichkeiten werden in der Ferne schon sichtbar. Die Idee von Stockholm ist zwar augenblicklich zu Grabe getragen, aber die Papstnote nimmt sie in gewisser Hinsicht wieder auf: man halte sich an die Hauptsachen, die nicht einmal im Text stehen. Sie wäre also durchaus geeignet, Schutt wegzuräumen, — wenn Regierung und Parlamentsmehrheit fest ineinander wachsen; wenn sie sich als zusammengehörig be-

trachten; wenn sie die Achse unserer Politik gemeinschaftlich festlegen und vor aller Welt die Verantwortung für sie übernehmen. Hat aber der neue Kanzler die Wege eingeschlagen, die zu einer wirklichen Fundamentierung des Volksstaates führen können? Er versucht es mit einem neuen Sonderausschuß, dessen Vertreter aus Mitgliedern des Bundesrates und des Reichstages gemischt sind.

Mit welchem Rechte die kleinen und kleinsten Bundesstaaten in diesem Ausschuß auswärtige Politik treiben dürfen, wird nicht einmal die konservativste Auslegung der Reichsverfassung zu beantworten vermögen. Das nebenbei. Es ist zuzugeben, daß dieser Versuch über die unklaren Anfänge hinaustreiben wird; das ist sogar sehr wahrscheinlich, denn Verlegenheitsschöpfungen haben in der Geschichte selten Bestand. Der Schwebezustand zwischen halbem Absolutismus und halbem Parlamentarismus ist jammervoll; er hat diese unheimliche Lage geschaffen, wobei die Parteien im Lande bei hellichtem Tage die Verantwortlichen suchen, wenn ihnen einmal etwas nicht paßt. Und es paßt ihnen oft vieles nicht. Aber schön. Der Kanzler beschreitet den Experimentierweg, er will sich mit einer Auslese von Abgeordneten über die vielleicht entscheidend wichtige Antwort auf die Papstnote besprechen und beraten. Einverstanden. Doch was bedeuten die auserlesenen Abgeordneten in diesem Gremium? Sprechen sie etwan für sich und ihre starke Persönlichkeit? Der Kanzler antwortete zuerst: ja, für sich, jedenfalls ist ihr Wort nicht verbindlich für die Parteien, denen sie zugehören... Wie, sind die Herren nicht gerade als Vertreter je einer Partei ausgewählt und berufen worden? Zweite berichtigende Antwort: ja, gewiß, sie sprechen auch für ihre Parteien und dürfen sich mit ihnen beraten. Man wird zugeben, daß solche Unsicherheiten nicht hoffnungsvoll stimmen. Doch warten wir ab. Üben wir Geduld. Bringen wir die Kritik zum Schweigen. Wir haben ja Zeit...

Der Kampf gegen den Reichstag, den die alldeutsche und die konservative Presse ins Werk gesetzt hat, könnte lächerlich erscheinen, wenn nicht so viel fanatisch starker Wille, so viel traditioneller Einfluß, und so viel natürliche Harmonie mit denen vorhanden wäre, die in den Zeiten des Voraugust den nationalen Machtgedanken verwalteten. Welches Vorzeichen sich die Reichsregierung privatim vielleicht selber gibt: diese Ausbrüche des parteipolitischen Fanatismus hat sie, um die Einheitsschwüre der Augusttage vor Befleckung und Schändung zu bewahren, zu unterdrücken. Damals wurde in siedewarmer Aufwallung gelobt, Staat und Volk und Nation in eins zu verschmelzen und alle politischen Bekenntnisse, um der Heiligkeit dieser Einheitsformel willen, in alle Zukunft als gleichberechtigt anzuerkennen. Die Siedehitze einer Volksaufwallung mußte verfliegen, der

Krieg als Dauerzustand verträgt keine dauernde Ekstase des Gemüts. Aber der historische Sinn jener Augusttage darf nicht mehr verloren gehen, er gehört zu dem wertvollsten politischen Kapital, mit dem wir unsere Zukunft aufzubauen haben. Darum darf die verantwortliche Reichsleitung nicht dulden, daß gegen den immerhin noch volkstümlichsten Faktor der Reichsverfassung Sturm gelaufen werde. Sie darf nicht dulden, daß die giftigste aller klassenkämpferischen Formeln — die vom inneren Feinde, der sich im Reichstage verschanzt habe — gerade jetzt — jetzt! — ihre Auferstehung feiere. Sie darf nicht dulden, daß in dem Kampf um das Dasein und die Selbsterhaltung des Reiches Millionen von Deutschen an dem alldeutschen oder konservativen Zollstock des Patriotismus gemessen werden.

Die Autorität der Regierung reicht vollkommen aus, um diesem Unfug auf dem sonst so beliebten Verwaltungswege ein Ende zu machen. Keines der in den Krieg verwickelten großen Völker bietet heute den Anblick einer unschuldsvoll nach einer Melodie tanzenden Hammelherde dar. Überall zeigen sich Spannungen, Gegensätze, ideell schwer noch auszugleichende Unterschiede in der Gesamtauffassung des staatlichen und zwischenstaatlichen Lebens. Die Wunden des überall unausgetragenen Klassenkampfes brechen auf, in England, in Frankreich, in Italien, überall. Die Ziele dieses Krieges und die kommenden Friedenseinrichtungen, deren Grundlagen einem wirklichen Staatsmanne heute schon in den Grundrissen klar sein müßten, dürfen daher von keiner Regierung so eng gefaßt werden, daß die unvermeidlichen Spannungen die innere Front zerreißen. Wo die Linie liegt, und mit welchen Mitteln nationale und europäische Politik die ihr entsprechende Richtung einzuschlagen hat, das zu erkennen ist eben Sache des leitenden Staatsmannes. Es kann nicht gerade als ein Befähigungsnachweis betrachtet werden, wenn sein Einfluß nicht ausreicht, zu verhindern, daß die seit dem August 1914 nationaldemokratisch eingestellten Sozialisten, die süddeutschen Demokraten, die Fortschrittler und ihr Massenanhang im Reiche heute mit allen Fehlern einer unzureichenden Staatsleitung vor dem Kriege und — man höre — einer unzulänglichen Vorbereitung auf ihn belastet und sie für dessen lange Dauer verantwortlich gemacht werden. Der Haß gegen Bethmann Hollweg — wer hat ihn berufen? wer ihn so lange im Amte gehalten? — treibt weiter, er dehnt sich auf seine Gefolgschaft aus, er will, kurz gesagt, einen Zustand herbeiführen, in dem mit Stumpf und Stiel alles ausgerottet ist, was in seiner gesamten Kanzlerschaft geschehen ist. So stehen jetzt die Dinge, im September 1917.

Man geht weiter, die Logik dieses Kampfes ist unerbittlich. Die Erörterung um die dem Reiche frommende Politik soll aus dem Reichstag

in die Versammlungen verlegt, in die — einseitig durch Zensurnachsicht beflügelte, oder einseitig durch Zensurknebel gelähmte — Presse getragen, der Ort also, wo nach Verfassung und Überlieferung gesetzlich bindende Regierungshandlungen geboren zu werden pflegten, systematisch diskreditiert werden. Es ist festzuhalten, daß die dem Reichstag feindliche Bewegung, die fast ausschließlich die anti-demokratischen, anti-sozialistischen und wohl auch anti-liberalen Kreise ergriffen hat oder zu ergreifen bestimmt ist, im Schoße der Verbände entstanden ist, die das Wirtschaftsleben und insbesondere die Großindustrie und Großbanken beherrschen. Den äußeren Anstoß zu ihr bot die Friedensresolution des Reichstags vom 19. Juli. Der neue Kanzler hat sich, nach einigem Schwanken, zu ihr bekannt. Somit müßte die Bewegung der vierundzwanzig großen wirtschaftlichen und politischen Verbände sich auch gegen Herrn Doktor Michaelis richten, — ja auch gegen die Krone, die ihn zum verantwortlichen Leiter der Reichsgeschicke berufen hat. Aber das ist ‚natürlich‘ und ganz handgreiflich nicht ihr Sinn. Im Gegenteil, sie will seine Autorität stärken, sie will sein Schwanken als Scheu vor dem ‚pazifistischen‘ Inhalt der Friedensresolution — die nicht Pazifismus, nicht den status quo ante, sondern Verständigung wünscht — hinterher rechtfertigen und ihm eine Politik suggerieren, für die er statt des Rückhalts am Reichstag eine Stütze im ‚Volke‘ finde. In dem Volke, das die vierundzwanzig Verbände meinen. Man rechne sich aus, wo das übrige Volk bleibt.

Dieses übrige Volk bleibt stumm! Es scheint sich nicht zu rühren. Die Gewerkschaften, die Genossenschaften, die Parteiverbände, die sich zur politischen Linken bekennen, mit einer Anhängerschaft, die nach Millionen zählt, mit einer immerhin weitverbreiteten Presse, — in ihrem Widerspruch lebt keine Leidenschaft, ihre Haltung ist ohne Schwung, ihr Gestus ist der von Menschen, die auf Kommando einzuschwenken gewohnt sind. Alle politische Leidenschaft, aller Furor ist auf der anderen Seite, das ist nicht zu leugnen. Diese Passivität wäre eine Tugend, wenn Politik durch Abdankung des Willens zu bewerkstelligen wäre. Sie ist, in diesem Falle, nicht durch Zensurschwierigkeiten allein zu erklären, sie kommt vielmehr daher, daß der gesamten Linken eine echte, hinreißende Führerpersönlichkeit fehlt, ein Mann mit eisernen Nerven und eisernem Willen, der die Mehrheit im Parlament zum Kampf gegen die antiparlamentarische Bewegung außerhalb des Reichstags organisiert. Denn allein durch eine solche Agitation wäre ihre Autorität zu retten, gegenüber der Regierung und gegenüber dem Volke. Dieser Mann fehlt, er ist mit bloßem Auge wenigstens nicht zu entdecken. Und so erstickt man vor allerhand Zweifeln.

Anmerkungen

Aus Carl Jentschs Lehrzeit

Der kürzlich verstorbene Nestor des deutschen Schrifttums Carl Jentsch, aus Neiße, war bekanntlich von einer erstaunlichen Arbeitskraft. Woche für Woche schrieb er seine interessanten, im besten Sinne des Wortes populären Artikel, nahm unermüdlich zu den politischen Tagesfragen Stellung oder verbreitete sich über kulturhistorische, philosophische, religiöse Probleme oder referierte kritisch-würdigend über zahllose (durchschnittlich hundert im Jahr!) Buchneuerscheinungen. Und doch hat dieser augenscheinlich geborene Publizist nach seiner Meinung den Beruf verfehlt, zum mindesten nicht die Tätigkeit ausüben dürfen, der er am liebsten seine Lebensarbeit gewidmet hätte. Unterm 7. 8. 16. schrieb mir Carl Jentsch in einem Briefe, der eine zwischen uns geführte Debatte über die Schriftstellerei abschloß, folgendes: „...... Publizist, der ich zu werden gezwungen worden bin. Am liebsten wäre ich „Geschichtslehrer am Gymnasium" geworden, und, da mir das verwehrt wurde, Dorfpfarrer. Daß ich einige Jahre hindurch sogar Journalist, Zeitungsschreiber, sein mußte, war mir gräßlich......"

Eine äußere Notwendigkeit drückte Carl Jentsch die Feder in die Hand. Er war ursprünglich katholischer Kaplan und hernach — da man den deutsch und freiheitlich Gesinnten exkommuniziert hatte — altkatholischer Pfarrer in Neiße. Diese altkatholische Pfarrei im schlesischen Rom galt nicht als anerkannte und bot darum für die Zukunft keine feste Existenzgrundlage. Deshalb entschloß sich Jentsch, wie er selbst im zweiten Bande seiner autobiographischen ‚Wandlungen' (Fr. W. Grunow, Leipzig) erzählt, das Predigamt nur provisorisch auszuüben und es nach ein paar Jahren des Ausruhens von den Aufregungen der Kulturkampfszeit an den Nagel zu hängen. Zunehmend schlechtes Gehör bestärkte ihn in dieser Absicht. Gern würde er den akademischen Lehrberuf erwählt haben; doch dafür war es zu spät, und die Publizistik blieb als ultima ratio. Sie charakterisiert Jentsch, im Hinblick auf sich selbst, sehr treffend: „Statt zu definieren: Zeitungsschreiber sind Leute, die ihren Beruf verfehlt haben, würde man in vielen Fällen richtiger sagen: Leute, die ihren Beruf erst spät gefunden haben." (a. a. O. S. 133.)

Das Ziel aber, daß er sich in dieser neuen Tätigkeit steckte, kennzeichnen diese Worte: „So aufgefaßt, nähert sich der Beruf des Publizisten wiederum dem priesterlichen, von dem ich ausgegangen und, nach Ansicht meiner früheren Amtsbrüder, abgefallen bin." Der vermeintliche Abfall ist aber nur eine Rückkehr zur ursprünglichen Idee des Priestertums, wonach dieses nicht von einem Standesinteresse erfüllt, sondern, mit dem „Propheten und Apostelamt verschmolzen, nur der Verbreitung jener notwendigen Wahrheiten gewidmet sein soll, die die Menschen untereinander und mit dem die Weltgeschichte leitenden Geiste zu einer lebensvollen Einheit ver-

binden." (a. a. O. S. 187.) Der Weg bis zu der Möglichkeit, dies Schaffensideal eines popularwissenschaftlichen Publizisten einigermaßen verwirklichen zu können, war schwer, kampf- und enttäuschungsreich, aber schließlich von schönstem Erfolge gekrönt.

Die ersten schriftstellerischen Sporen holte sich Jentsch durch den Einspruch, den er in der „Schlesischen Zeitung" vom 22. April 1870 gegen das Unfehlbarkeitsdogma erhob, und während seiner Pfarrtätigkeit in Süddeutschland durch die Mitarbeit an dem von Rieks herausgegebenen ‚altkatholischen Boten' und dem ‚Deutschen Merkur'. Seine eigentliche Schriftstellerlaufbahn aber begann er bei der liberalen „Neißer Presse". Deren Verleger, Buchdruckereibesitzer Letzel, hatte durch die Zeitumstände nach und nach den größten Teil seiner Mitarbeiter verloren bis auf einen, der sehr geharnischt loszuwettern pflegte. Als dieser wieder einmal ein allzu streitfertiges Manuskript gesandt hatte, wandte sich Herr Letzel an den Pfarrer Jentsch um Rat. Der erbot sich, friedsamere Sachen für die „Neißer Presse" zu schreiben, und niemand war froher als der Verleger. Diese Artikel behandelten hauptsächlich philosophische, aber auch kirchenpolitische Probleme. Mit anderen Zeitungen und Zeitschriften in Verbindung zu kommen, gelang Jentsch vorerst nicht. Das Verhältnis zur „Neißer Presse" jedoch wurde immer enger und führte 1882 zur Übernahme der Redaktion. Es war das ein recht bescheidenes Pöstchen mit tausend Mark Jahresgehalt, und da der Verlag mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, drohte es nur allzu früh wieder verloren zu gehen. Das Hochwasser des Jahres 1883, das die Stadt Neiße, wie alljährlich zur Zeit der Schneeschmelze — was diesmal besonders schlimm — durchzumachen hatte, brachte der Schriftstellerei Jentschens einen Fortschritt; er berichtete darüber auf Anregung eines Bekannten an die „Schlesische Zeitung" und erhielt mit den zehn Mark Honorar für diese Zuschrift gleichzeitig die Aufforderung, auch fernerhin über besondere lokale Vorgänge seines Wohnsitzes Bericht zu erstatten. Das brachte nun jährlich an vierhundert Mark. Durch Vermittlung eines Offiziers a. D., der nach Berlin übergesiedelt war und dort in einem großen industriellen Unternehmen eine repräsentative Stellung bekleidete, trat Jentsch in Beziehungen zu dem damaligen Herausgeber des „Berliner Tageblattes", dem er mehrere Leitartikel und Beiträge für den „Zeitgeist" liefern durfte. Diese wieder erregten das Interesse der „Gegenwart." Jedoch war der dorthin gesandte Artikel allzu historisch, d. h. allzu sehr zurückliegend; man verwies den Einsender an die „Zeitschrift für Geschichte und Politik", die hernach noch zwei längere Aufsätze veröffentlichte, leider aber mit dem ersten Januar 1889 ihr Erscheinen einstellte. Der Septennatsstreit brachte Jentsch in Gegensatz zu den liberalen Parteiführern am Ort und ließ ihm die Niederlegung seiner Redaktionsstellung für wünschenswert erachten. Tatsächlich erfolgte die Kündigung zum ersten Januar 1889. Ein Freund vermittelte kurz zuvor einen Vertrag mit dem „Schlesischen Tageblatt", Schweidnitz, das mehrere Jahre hindurch allwöchentlich seinen Leitartikel erhielt für ein Pauschhonorar von achthundert Mark. Das Zentrumsblatt die „Neißer Zeitung" nahm ein paar lokalhistorische Beiträge auf, die „Breslauer Morgenzeitung" einige Feuilletons. Die Stadt übertrug Jentsch die Verwaltung ihres Archivs gegen ein kleines Gehalt. So war die Existenz einigermaßen gesichert. Sie wurde es jedoch erst wirklich, als 1889 sich Beziehungen zu den „Grenzboten" anbahnten, die nach und nach zu einer festen Mitarbeiterschaft geführt haben und dem Namen Carl Jentsch in intellektuellen Kreisen bald guten Klang verschafften. Zudem entschloß sich der damalige Verleger, Fr. W. Grunow, einzelne

Artikelserien, vom Autor neu bearbeitet, in Buchform herauszugeben. Mit der Zeit ist's eine stattliche Reihe von Büchern geworden, die zum Teil in mehrfacher Auflage erschienen sind, wie die „Geschichtsphilosophischen Gedanken" (2. Aufl.) und die weit verbreiteten „Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaftslehre" (4. Aufl. in Vorbereitung). Dem Buchverfasser eröffneten sich bald zahlreiche Mitarbeitermöglichkeiten, unter denen die an Hardens „Zukunft" und an der Wiener „Zeit" als eine festdotierte für Jentsch von besonderem Werte war. Den Achtzigjährigen, den die Breslauer Universität zum Ehrendoktor promovierte, nannten alle führenden Blätter. Seine rastlose Feder arbeitete unentwegt weiter. Der greise Nestor des deutschen Schrifttums wußte noch gar trefflich seine Meinung zu sagen. Wir finden ihn in den Spalten der „Neuen Rundschau", der „Zukunft", des „Kunstwart" (jetzt „Deutscher Wille"), der „Tat", des „März", der „Süddeutschen Monatshefte", des „Neuen Deutschland", der „Propyläen", der „Frankfurter Zeitung", des „Tag" und vieler anderer mehr. Die Einkünfte stiegen dementsprechend. Nach brieflichen Mitteilungen erreichten sie beim 65jährigen die Höhe von 4000 Mk., stiegen dann bis auf 5000 Mk. und mehr, wenige Male kamen sie bis an die 6000 Mk. jährlich. Davon gingen ungefähr 300–400 Mk. Spesen ab. Viel Anerkennung und viel Befehdung hat der Streitbare, der für all und jedes seine eigenste Meinung besaß, gefunden. Er ist wacker und unbeirrt seines Weges gegangen, mochte man auch bisweilen schelten über seine Marotten. Deren hauptsächlichste hat der Weltkrieg als grausam richtig bewiesen: Seit zwanzig Jahren predigte Jentsch, der Hauptfeind Deutschlands sei Rußland; die traditionelle russisch-preußische Freundschaft sei aus kulturellen und aus machtpolitischen Gründen ein verhängnisvoller Irrtum. Und gleichzeitig riet er, eben aus kulturellen und eben aus machtpolitischen Gründen, zur Verständigung mit den Westmächten, vor allem mit England. Was Rußland betrifft, so glaubte Jentsch, die deutsche Agrarkrisis sei nur durch Schaffung von Kleinsiedlungen zu beschwören, für die verfügbares freies Land aber nur noch im westeuropäischen Zarenreich zu finden sei. In diesem so wichtigen Punkte fand Jentsch eine große publizistische Tradition vor, die von List über Lagarde bis an die Gegenwart reicht, – die Leser dieser Zeitschrift sind durch Professor Saenger darüber aufgeklärt worden, der ja auch, ähnlich wie Jentsch, nur weit leidenschaftlicher, seit Jahren die grundsätzlich anglophobe Richtung einer gewissen deutschen Außenpolitik bekämpft hat, ehe die Katastrophe eintrat. Über die Zweckmäßigkeit der Kleinsiedlungen herrscht heute nur eine Stimme. So wird man sich noch oft an den scharfen Blick des Verstorbenen erinnern, an die gewissenhafte Art seiner Urteilsbildung, an die fabelhafte Gründlichkeit seiner Vorbereitung, ehe er seine Stimme erhob und seine Ansicht kundgab. Er blieb dabei rührend bescheiden, darin ganz unmodern. Unterm 1. 5. 16. schrieb er mir:

„Soweit eigenes Verdienst dabei im Spiele ist, beschränkt es sich auf die Zuverlässigkeit, eine Eigenschaft, die natürlich nur im Laufe von Jahren erkannt und erprobt werden kann. Redakteure und Verleger, die meine Tätigkeit verfolgt haben, wissen, daß ich Bestelltes prompt und pünktlich liefere, (werde deshalb als Lückenbüßer geschätzt), daß ich in mehreren Gebieten zuhause bin, und daß sie sich mit mir nicht blamieren; Aufträge, denen ich mich nicht gewachsen weiß, lehne ich ab . . ."

Nun sitzt er nicht mehr am großen gelben Tisch in der Fensternische seines saalartigen Arbeitszimmers in dem klösterlich gebauten Hause am Kirchplatz 82 zu Neiße, das Auge dicht über ein Buch gebeugt (nur das eine besaß noch halbwegs

(Sehkraft), den Blaustift in der Rechten, zum Anstreichen bedeutsamer Stellen, vom frühen Morgen bis zum Abend mit kurzen Unterbrechungen unermüdlich lesend, Stoff sammelnd oder schreibend. Einen Stenotypisten zu beschäftigen konnte er sich nicht entschließen; im Konzept wie in der Reinschrift schrieb er Zeile für Zeile selbst, mit einer eigenartigen kleinen Schrift, die doch nichts Frauenhaftes an sich hat. Um auf solche Weise jährlich 6000 Mk. zu erarbeiten, nachdem er in die erste Reihe deutscher Publizisten gerückt war! Wer nur etwas weiß von Schriftstellerhonoraren für Tagesartikel, der begreift, welch ungeheurer Fleiß dazu gehört, das auf so primitive Weise und ohne Hilfe zu erreichen. Aber zu dem Fleiß kommt noch die idealste Sachergebenheit, das Priesterliche, das Carl Jentsch in seine Berufsauffassung hineintrug.

Anton Heinrich Rose

Johannes V. Jensen

Ich bin auf der ganzen Erde zu Hause, sagt Johannes V. Jensen, und in der Tat, aus seinen Büchern spricht das Gefühl, ein Recht auf die ganze Erde mit der Fülle ihrer Erscheinungen zu haben, spricht Wille, die Erde mit all ihrem Leben zu erleben, als Erlebnis in seinem Leben einzureihn. Auch in seinem letzten Buche „Unser Zeitalter" (S. Fischer) gibt er Reiseeindrücke aus Europa, Asien, Amerika, gibt diese wundervollen impressionistischen Bilder, die von einem unendlich empfindlichen Beobachtungsapparat aufgenommen, uns so stark zum Mitsehen und Miterleben zwingen.

Reisenden in ferne Länder geschieht es ja wohl häufig, daß all das Fremde, das an ihnen vorüberzieht, eher traumhaft Unwirkliches annimmt. Pierre Loti macht dieses Gefühl des Traumhaften dem unendlich Fremden gegenüber, ein Gefühl, auf dessen Grunde eine tiefe Melancholie liegt, zum Grundton seiner schönen Bücher. Jensen zwingt die Erscheinung, auch die fremdeste, für ihn wirklich zu werden, sich als etwas ihm Zugehöriges neben seine eigene Wirklichkeit zu stellen. Er sieht und erlebt nicht nur intensiv alles, was ihm begegnet, er will's auch verstehen, er will es in das System seiner Gedanken, in seine Weltanschauung einfügen. Jensen bekennt sich zu Darwins Entwicklungslehre. Diese bedeutet den Zusammenhang alles Lebens, so muß sie einem Geiste, der alles Leben als große, zusammenhängende Einheit denkt, adäquat sein.

Was diesem Buche aber seine besondere Bedeutung gibt, ist die Unzertrennlichkeit des Denkers und des Dichters. Die Gedanken des Denkers sieht der Dichter, was der Dichter erlebt, wird von dem Denker in den großen Zusammenhang eingeordnet. Manche Seiten lesen wir, als seien sie eine abstrakte Abhandlung und plötzlich steht mitten darin ein Wort, ein Satz, der mahnt, der Leben und Anschauung in den abstrakten Gedankengang bringt.

Jensen spricht von der Geschichte des Tees, des Gummis und der hübsche Bergstrauch mit den lorbeerartigen Blättern, der Baum mit seiner Wunde in der Rinde, sie werden Individuen, sie bekommen eine Physiognomie, stehen in der schwülen Tropenluft und arbeiten mit für das große Leben der Erde. Denn wie für Jensen alles Leben eine gemeinsame Wurzel hat, so ist ihm auch die unendlich komplizierte Entfaltung des Lebens ein stetes Ineinandergreifen und Sichbedingen.

Am Schlusse seiner Bücher spricht der Verfasser auch über den Krieg. Auch diesem furchtbaren Phänomen begegnet er mit dieser Leidenschaft zu verstehen, die er jeder Erscheinung entgegenbringt. Er sucht die Wurzel dieser Weltkatastrophe in der Psyche der Nation. Ohne Vor-

eingenommenheit, ohne Beschuldigung sagt er, der so vielen Nationen aufmerksam und nachdenklich begegnet ist, viel Feines und Tiefes. Dennoch werden jedem Deutschen seine Worte über die jugendliche Kraft deutschen Geistes und deutschen Lebens wohl tun.

Merkwürdig ist es, wenn ich das Buch aus der Hand lege und den Gedanken des Verfassers nachsinne, dann werden diese Gedanken seltsam farbig, werden zu Bildern und Erscheinungen; denn das ist das Bedeutungsvolle dieses Buches, daß hier Denken immer wieder zum Gestalten wird.

E. v. Keyserling

Annette Kolb

Sie ist halb von deutscher, halb von französischer Abstammung; dieser Fall ist nicht selten. Sie hat darauf ihre Geistigkeit gegründet; das ergibt bereits eine persönliche Wirkung.

Ein Mischling kann zwiespältig sein und leiden; er kann auch das System der zwei Seelen ausbauen und sich als Vermittler anbieten. Zwar hatte Annette nicht ganz darauf verzichtet, ihre Tragik zu betonen, aber im wesentlichen war sie aktiv gesinnt und stellte sich, seit Jahren, in den Dienst des Ausgleichs.

Als noch nicht Krieg war, reiste sie, suchte Anschauung und Beziehung, warb hüben und drüben um Verständnis. Die Bereitwilligkeit von Franzosen, eine fremde „Mentalität" zu begreifen, ist nicht nur in dem besonderen Fall der Deutschen gering, sondern überhaupt. Ganz natürlich, daß Annette in Frankreich nicht über die private Wirkung hinauskam, in Deutschland die öffentliche suchte. Außerdem lebte sie ja in Deutschland und schrieb deutsch. Ungeachtet der (von uns) behaupteten deutschen Neigung, Ausländisches zu erfassen, ging der Einfluß der Münchner Schriftstellerin nicht eben in die Breite, von der Tiefe zu schweigen. Gesinnungsgenossen waren da, sogar viele, denn alle „Geistigen", die Rang hatten, waren mit ihrem Volk nicht einheitlich, sondern kritisch verbunden. Aber sie waren Minorität, und es fehlte der katastrophenhafte Druck, um das Problem bis ins Letzte aufzurollen.

Es kam der Krieg. Seine erste Periode war der nationale Rausch; überall. Wem einfiel, danach zu fragen, was Menschen gemischten Blutes wohl taten, nahm an, daß sie ihren Konflikt über Bord warfen oder schweigend trugen. Eine Frau war die erste, die dieses Entweder-Oder schon 1914 durch ein drittes ersetzte, durch den kühnen Entschluß, zu bleiben, was sie gewesen. Diese Frau war Annette Kolb. Freilich nicht so, daß sie unaufgefordert Stimme erhob, sondern so, daß sie eine Gelegenheit ergriff und die schlechten Erfahrungen, die sie dabei machte, benutzte, um sich durch alle Rücksicht hindurch zu ihrem alten Programm zurückzufinden. Als sie mit ihrem Dresdner Vortrag durchgefallen war, umstellte sie ihn mit einer Reihe von Aufsätzen; das Buch wuchs, wie Bücher wachsen, indem man den Kreis weiter und weiter zieht, und erschien unter dem Titel „Briefe einer Deutsch-Französin" im vergangenen Herbst bei Erich Reiß.

Ein Bekenntnisbuch, ein Appell also. An wen? An die Vernunft, an die menschliche Gesinnung, an die reine Idee, an alle Eigenschaften, die nur im Frieden angstlos das Haupt erheben, den Mund öffnen, die brüderlichen Hände ausstrecken können? Doch nicht ganz. So hätte man das Buch gewünscht, so sehr unpersönlich, so bloß Geist und Stimme. So ist es nicht. Es geht vom Einzelfall (damals in Dresden) aus, es benutzt ihn, es unterdrückt nicht ganz die Rancüne. Nun, so ist das Buch geworden, so muß man es hinnehmen. Ein Mann hätte es anders geschrieben; die Frau verbirgt nicht, daß sie Gedächtnis hat.

Und ein sehr kluger Mann hätte gar nichts davon verraten, daß er zwischen den Rassen steht, um der Gegenfrage zu entgehn: Was liegt an deinem winzigen Schmerz und deinem kleinen Privatkonflikt? Es ist weniger eine Empfehlung, Deutsch-Franzose zu sein, als ein biographischer Zufall, der unbedingt dazu drängt, ins Grundsätzliche erhoben zu werden. Das Grundsätzliche eines Geistigen kann heute nicht sein, der einen Partei zu beweisen, daß sie sich der Sünde der Anmaßung und des Hochmuts schuldig gemacht hat, sondern beiden zu sagen, daß man aus dem mitteleuropäischen Sumpf der Verhetzung nur herauskommt, wenn man sich entschlossen über ihn erhebt und den Regenbogen eines neuen Geistes darüber spannt.

Es gibt eine subjektive Schuld am Kriege, sie ist unter alle gleich verteilt; es gibt eine objektive der allgemeinen und vorbereitenden Zustände, und sie ist nicht weniger Schicksal. Ich sah dieser Tage einen Stoß der führenden Pariser Zeitschriften durch. Im dritten Jahr behandeln sie den Deutschen, als sei er ein Übergang vom Schwein zum Papua; im besten Fall haben sie eine so triumphierende Vorstellung von dem Primat französischer Kultur und Moralität, daß ich für meinen Teil in der Ansicht bestärkt werde, nach dem Krieg die Ergänzung, die man als Deutscher wünscht, eher bei den Slawen zu suchen. Keine Tatsache des Krieges war so niederdrückend wie diese französische Intransigenz, dieser Veitstanz nationalen Dünkels.

Anklage gegen deutsche Zustände begibt sich der Wirkung, wenn sie nicht universal richtet und ein Weltevangelium zu bieten hat. Diese Universalität ist das Ergebnis von 1917. Vor einem Jahr noch wäre das Bedeutende des Kolbschen Buches stärker zu betonen gewesen. Heute kann man davon nur sagen, daß es ein Schrittmacher sei. Der Druck des Krieges wächst ins Ungeheure. Man wird radikaler mit jedem Monat, auch in seinem Glauben. Annettes Briefe sind noch ein Erzeugnis der persönlichen Not, heute sind wir beim Überindividuellen angelangt. Was besagt heute noch ihre Ausgangsthese, daß Blätter vom Schlag des „Matin" nicht zu Paris allein ihr Wesen treiben? Tapfere Bemerkung von 1914, winzige von 1917.

Und da ich nicht nur von einem Buche, sondern von der Schriftstellerin spreche, ist erlaubt, hinzuzufügen, daß mir Annette Kolb seit dem Erscheinen der „Briefe" nicht diesen Weg zum Universalen gegangen zu sein scheint. Zwei Arten von Deutschen (das ist der höflichere Ausdruck) feststellen, die Schwätzer des Machtgedankens auf der einen, die Wägenden und Menschlichen auf der andern Seite — ja. Aber damit nun, im Lande Briands und Poincarés Eingang suchen, ohne mit derselben Unerbittlichkeit den denkenden Abstand zu wahren, wurde in Deutschland mit Recht unfreundlich aufgenommen, weil — nun weil es an die erinnert, die sich erst interviewen lassen, wenn sie die Grenze hinter sich gebracht haben. Das ist nicht der Weg zum europäischen, sondern nur zum französischen Frieden.

Otto Flake

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Der „moderne Kapitalismus"

von Franz Eulenburg

Nehmt alles in allem: Sombarts „Moderner Kapitalismus" war trotz mancher Mängel und Schwächen bei seinem Erscheinen vor einem halben Menschenalter eine Leistung ersten Ranges. Nicht schon wegen der Lösungen, die es bot, als vielmehr wegen der Fragen, die es aufwarf, der Antworten, die es zu erteilen suchte, und nicht zuletzt wegen des Widerspruches, den es hervorrief. Die zünftige Kritik hatte sich die Sache leicht genug gemacht; sie nahm aus dem Werke irgendeine Seite, die der Kritiker genauer kannte und zu kennen glaubte, hackte darauf los, ohne überhaupt in eine Würdigung des Ganzen eintreten zu wollen oder zu können. Freilich hatte Sombart den kritischen Walfischen so manche Tonne hingeworfen, auf die sie lustig anbissen. Ohne doch den Kern zu treffen. Ohne den ganzen Wurf verdunkeln zu können. Geschweige denn etwas Entsprechendes an die Stelle zu setzen. Man hielt sich oft genug an manche Äußerlichkeiten des Stiles, an einige Freiheiten, die akademisch verdächtig erschienen: kurz an das, was oft den Reiz Sombartscher Diktion ausmacht, an seine persönliche, allzu persönliche Note. Aber gleichviel, ob anerkannt oder nicht: kein Zweifel, daß Sombarts Anschauungen und Gedanken die jüngere Generation der Gebildeten stark beeinflußten. Sie haben weit über die Kreise der Fachleute hinaus anregend gewirkt und sind im Bewußtsein der Zeitgenossen haften geblieben. Er konnte ein Deuter der Vergangenheit sein, weil er ein Kenner der Gegenwart und des unmittelbaren Lebens war, wie wenige neben ihm. Schon das Wort „Kapitalismus" hat sich durchgesetzt und seitdem Bürgerrecht erworben, mag es auch umstritten und von mancher Seite bekämpft werden. Nicht einzelne Thesen und Theorien, so radikal sie sich oft gaben, sondern die durchgehende Klarheit, die vor keiner Konsequenz zurückschreckte, kurz der Geist seines Buches hat gewirkt.

Die Einwände, die man zu machen hatte, lagen tiefer und waren nicht unerheblicher Art. Dabei darf die Streitfrage, ob etwa seine Grundrententheorie über die Entstehung der Vermögen historisch haltbar sei, oder ob nicht in stärkerem Maße der mittelalterliche Handel eine wichtige Reich-

tumsquelle bedeute, ruhig beiseite bleiben. Es verfängt wenig, ob in einem solchen relativ untergeordneten Punkte Sombart nun recht oder unrecht hat. Davon hängt wirklich nicht die Bedeutung eines Werkes ab, das versucht, den Sinn unserer Zeit genetisch zu verstehen. Drei Einwände erscheinen indessen belangreich. Einmal gab das Werk im Grunde gar keine Entwicklung des modernen Kapitalismus, sondern versagte an einem entscheidenden Punkte. Vielmehr schildert es die Genesis des Reichtums im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, um dann sofort mit einem großen Sprung auf die wesentliche Änderung, die das Wirtschaftsleben Ende des neunzehnten Jahrhunderts erfuhr, hinüberzugleiten. Die Zwischenzeit, die gerade für die Entwicklung der modernen Volkswirtschaft die allerbedeutsamste und folgenschwerste war, fehlte. Freilich traf Sombart dafür die geringste Schuld; die ganze Fragestellung war zu neu. Die Historiker kannten sie überhaupt nicht. Die Nationalökonomen waren mit anderen Dingen beschäftigt, auch wenn sie historisch forschten. An Vorarbeiten, die verwendet werden konnten, fehlte es so gut wie ganz. Noch mehr fehlte es freilich an soziologischen Ideen, um diese Probleme zu meistern. Zum guten Teil endlich an unmittelbarer Kenntnis der Gegenwart, die nötig ist, um die Vergangenheit richtig zu deuten.

Sodann bestand in dem Werke selbst eine nicht geringe methodologische Unsicherheit. Sombart versuchte an verschiedenen Stellen eine abstrakte Begriffs- und Systembildung auf neuer Grundlage durchzuführen, die zuweilen etwas gewaltsam anmutete. Andererseits ging er in der Hauptsache historisch beschreibend vor. Man wußte nicht: War das Werk theoretisch gedacht, wie er selbst historischen Angriffen gegenüber einwandte? Wollte er allgemeine Gedanken systematisch darlegen und nur an der Hand der besonderen europäischen Entwicklung exemplifizieren? Dazu erschien die Systematisierung und die Aufzeigung der Ursachenzusammenhänge nicht ausreichend. Oder stellte er sich vielmehr die Aufgabe, die historische Entwicklung als Selbstzweck zu verfolgen? Dann verstimmte öfters der, wie es schien, zwecklose theoretische Begriffsschematismus. Hier war offenbar in der Methode noch nicht alles in Ordnung.

Endlich aber bestand auch eine gewisse prinzipielle Unsicherheit in der Grundauffassung. Welches waren denn nun eigentlich die treibenden Kräfte in der wirtschaftlichen Entwicklung des modernen Kapitalismus? Waren es ökonomische Verhältnisse, die ihn schufen und dann ihrerseits auf die Seele des Menschen zurückwirkten? War es anderseits der Geist, der ihn hervorbrachte? Was ist demnach der „Kapitalismus" selbst seinem Wesen nach? Darauf wurde keine ganz eindeutige Antwort gegeben. Aber all das waren schließlich keine Einwände gegen das Unternehmen selbst, das unter allen Umständen versucht werden mußte, wenn anders unsere Zeit

zur Erkenntnis ihrer selbst gelangen wollte. Grundlegende Werke pflegen selten schon die Lösung zu bringen. Sie wollen vor allem Probleme stellen, über die gestritten werden kann und gestritten wird. Darin besteht nicht zum wenigsten die fortzeugende Stärke eines Kant oder Marx oder Hegel. Vulgäre Lehrbücher können schon im Prinzipe nicht problematisch sein.

Der neue Sombart ist demgegenüber ein ganz neues Werk geworden. Auch dem Umfange nach wird es das Doppelte, vielleicht das Dreifache einnehmen. Umfassen doch die ersten beiden Bände, die bis jetzt vorliegen, allein mehr als 2000 Seiten. (Der erste Band enthält: „Einleitung. — Die vorkapitalistische Wirtschaft. — Die historischen Grundlagen des modernen Kapitalismus." Der zweite Band: „Das europäische Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus, vornehmlich im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert.") Es ist weit abgeklärter und reifer als der frühere Entwurf. Schon stilistisch zeigt es nicht die Waghalsigkeit und das Verblüffende, die ihm manche Gegnerschaft eintrugen. Dadurch geht ihm freilich das unmittelbar Anregende und Sprunghafte, der prickelnde Reiz der neuen Wortbildungen, ich möchte sagen, das Künstlerische verloren. Der Impressionismus des Stiles hat einer ruhigen Darstellung Platz gemacht. Die unmittelbare Beeinflussung von Karl Marx ist stark verblaßt und andere Einflüsse kommen zum Durchbruch. Denn Sombart ist in hohem Maße empfänglich für die Strömungen der Zeit, denen er sich ganz hingibt, und die dann durch ihn ihre besondere Prägung zurückempfangen. Was uns immer wieder an Sombart fesselt, scheint mir das Metaphysische seiner Auffassung, das stete Streben hinter dem Wesen der Erscheinungen zum Kerne vorzudringen: die Klarheit, mit der er die Probleme anpackt und zu Ende denkt. Ein ewig Sichwandelnder und Werdender, bei aller Verstandesschärfe und Klarheit, die ihm eigen, doch letzthin ein Romantiker von starker Phantasiebegabung.

Hatte er in der ersten Auflage der realistisch-ökonomischen Geschichtsauffassung seinen Tribut gezollt, so war von vornherein zu erwarten, daß er jetzt stärker das Psychologisch-Geistige betonen würde. Es ist tatsächlich ein ganz ausgereiftes, historisch reich fundiertes Werk geworden. Die Überraschungen sind freilich meist geschwunden. Die Übersichtlichkeit und leichte Einprägsamkeit einzelner Schlagworte ist einer systematischen Ordnung der Gedanken, einem ziemlich verästelten Ineinandergreifen verschiedener Ursachenreihen gewichen. Aber es bietet unendlich viel, nicht nur an Problemen, sondern auch an Lösungen, bietet für weite Strecken überhaupt zum ersten Male eine Erfassung und Darstellung des geschichtlichen Verlaufes. Es ist durch die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, mit der es Psychologie und Historik, Politik und Theorie zu verwerten weiß, recht eigentlich ein soziologisches Werk. Die gesamten Kulturerscheinungen werden in den Dienst

des einen Endzweckes gestellt: Entstehung und Erscheinungsweise des modernen Wirtschaftslebens zu erkennen und genetisch zu erklären. Wie dieses von allen Seiten Einflüsse erhält und dann weitergibt, so geht es mit diesem Standardwerke selbst.

Denn Sombart hatte die Zwischenzeit zu weitausgreifenden Studien benutzt, um die notwendigen Vorarbeiten für sein Lebenswerk selbst vorzunehmen. Diese Parerga über Krieg und Kapitalismus, über Luxus und Kapitalismus, über den Bourgeois und das vielbesprochene Judenbuch sind oft mißverstanden worden. Sie behandeln mit beabsichtigter Einseitigkeit immer nur einzelne Beziehungen, die beileibe nicht die ganzen Motivenreihen erschöpfen sollen. Sie rücken deshalb Dinge in eine scharfe Beleuchtung und stellen sie als einzigartig da, die für die ganze Frage des Kapitalismus nur als einzelne Glieder betrachtet werden dürfen. Diesem argen Mißverständnis ist besonders sein Judenbuch unterlegen. Es will nur eine einzelne Gruppe von Personen als relevant hervorheben, ohne damit andere schon als minderwichtig hinzustellen. All diese Studien sind in das neue Werk hineingearbeitet. Dazu weitgreifende Einzeluntersuchungen über eine fast unübersehbare Menge von Problemen. So ist ein vollständiger Neubau entstanden. Nur der Titel ist geblieben, sodann die genetische Betrachtungsweise im ganzen, auch sind manche Baustücke des alten Werkes mitverwertet worden.

Die Neuerung betrifft die Hauptsache. Es ist die erste wirklich zusammenhängende Wirtschaftsgeschichte des letzten Jahrtausends. Sie nennt sich daher selbst „Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart". Die erste: denn es sucht wirklich das tatsächliche Wirtschaftsleben und dessen Inhalt, das ist die Art und Weise der Unterhaltsfürsorge zu erfassen. Bisher hatte man sich meist an die Rechtsformen gehalten, unter denen sich dieses Leben abspielte. Jener Fragenkomplex aber fordert eine ganz andere Vertiefung in den Gegenstand, erfordert ein Nachschaffen der Vorgänge, eine lebendige Anschaulichkeit und ein inneres Erfassen der Quellen, die nur über tausend Einzelheiten Auskunft geben, ohne irgendwie schon die Zusammenhänge aufzudecken. Eine stärkste synthetische Kraft ist zu der Riesenarbeit erforderlich. Es gehört schon nicht geringer Spürsinn und Entdeckerlust dazu, die Stellen aufzufinden, aus denen das innere Leben der Unterhaltsfürsorge sich erschließt. Rechtsordnungen sind festgelegt und aufgezeichnet in Statuten und Satzungen, in Rechtsbüchern und Gesetzen. Die schriftliche Fixierung gehört zu ihrem Wesen und ist uns meist unmittelbar erhalten. Anders das wirtschaftliche Leben selbst. Es hinterläßt zwar überall Spuren und „Überbleibsel", Wirkungen und Denkmäler; aber sie bedürfen zu allererst der Deutung, um erschlossen zu werden. Das hat Sombart zum guten Teile erstmalig hier getan.

Es ist sodann das Werk nunmehr eine zusammenhängende Wirtschaftsgeschichte geworden, indem es vor allem auch das bisher so ganz vernachlässigte Zeitalter des absoluten Staates für die wirtschaftliche Forschung erschließt. Mit staunenswerter Belesenheit und Beherrschung des Materials hat Sombart durch seine Darstellung Quellen herangezogen und nutzbar gemacht, die bisher nicht bekannt waren. Und was findet sich nicht alles hier? Verkehrswesen und Nachrichtendienst, Hausierhandel und Gewerbe, Psyche der Arbeiter und Persönlichkeit der Unternehmer werden erfaßt und aus weitschichtigen Quellen zu einem einheitlichen Bilde vereinigt. West- und Mitteleuropa bilden dabei eine Einheit: die Posttarife in Frankreich und Spanien des siebzehnten Jahrhunderts, die Ladeneinrichtungen im Paris des achtzehnten sind ihm ebensowenig entgangen, wie die Luxusgewohnheiten der guten Gesellschaft des ancien régime oder die Sklaverei in den Levantekolonien der Italiener.

Uns interessieren hier nicht Einzelheiten der Ergebnisse, als vielmehr die prinzipiellen Fragen nach dem metaökonomischen Sinn des Gegenstandes und den Wegen, die zu seiner Erkenntnis führen. Wie steht es diesmal mit jenem methodologischen Ausgangspunkt, von dem wir sprachen? Ist hierin eine Änderung eingetreten? Man wird auch jetzt das Werk als ein eigentlich historisches ansprechen müssen. Denn es sucht in der Hauptsache die Vergangenheit selbst aufzuhellen, freilich mit dem einen Ziel: das Werden, die Wandlungen und das mannigfache Wesen des modernen Kapitalismus dadurch zu erfassen. Die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung ist zunächst Selbstzweck. Aber das Theoretische läßt sich davon nicht trennen, und das Werk ist allenthalben theoretisch fundiert: mag es die allgemeine Theorie der Städtegründung oder den Zusammenhang zwischen Geld und Preis oder die Art der Vermögensbildung betreffen. Nur so war es möglich, Ursachenzusammenhänge und Beziehungen, die zwischen den Elementarfaktoren bestehen, klarzulegen. Nur so, in dem verschlungenen Gewebe der Wirtschaftsgeschichte Einschlag und Kette auseinanderzuhalten. Nur so ließ sich das Gerippe und die Grundlinien gewinnen, auf die alles ausgerichtet werden kann. Nur ein theoretischer Kopf ist imstande, der Masse der Eindrücke, der Unendlichkeit des Stoffes, der Verschiedenartigkeit der Quellen Herr zu werden und das Ziel dabei im Auge zu behalten.

Es ist eine letzte Frage der Erkenntnis, auf welche Weise wir uns überhaupt der Wirklichkeit bemächtigen können, um sie aus der Unendlichkeit des Stoffes zum geistigen Leben zu erwecken: mag es die unmittelbar uns umgebende, die erlebte Wirklichkeit, mag es die historisch abgeleitete, in Urkunden und Büchern aufbewahrte sein. „Erfahrung" ergibt sich niemals von selbst, sondern ist ein aktiver Prozeß. Wir bedürfen der aprio-

ristischen Kategorien im allgemeinen, um die Unendlichkeit des Lebens für die Zwecke des Erkennens zu bannen. Aber wir bedürfen sie ebenso auch für jeden einzelnen Zweig des Wissens im besonderen. Ist jenes ein absolutes, so handelt es sich hier um ein relatives Apriori: das ist um ein solches, das im Verhältnis zum jeweiligen Stoffe der Erkenntnis der Dinge vorangeht. Kategorien sind die Bedingungen alles möglichen Erfahrens überhaupt. Es sind die „Grundbegriffe", die dann in einem System der Ursachenbeziehungen zusammengefaßt werden. Sombart ist sich dieser Erkenntnis des theoretischen Sachverhaltes durchaus bewußt und hat ihn zutreffend formuliert. „Nur die gründliche *theoretische* Durchdringung des gesamten Wissensstoffes macht es möglich, die allgemeinen Zusammenhänge der Erscheinungen aufzudecken." (XXII) Erst mit diesen vorgebildeten Kategorien vermögen wir an die Quellen zu treten. Von selbst ergeben diese noch nicht eine Erkenntnis der Geschichte.

Die Theorie macht sich *ideelle* Abbilder der Wirklichkeit, und zwar macht sie sie von der Art, daß die denknotwendigen Folgen der Bilder wiederum die Bilder werden der realen Folgen der Wirklichkeit. Es ist sicherlich zutreffend, daß schließlich jede Theorie immer mit Rücksicht auf die mögliche Erfassung der Wirklichkeit geschieht. Diese selbst stellt sich dar in dem Zusammensein und der gegenseitigen Abhängigkeit der einzelnen Teile. Das Zugleichsein der Teile in dem Ganzen nennen wir ein *System*. Es ist ein Gedankending, eine Hilfskonstruktion, die wir brauchen, um Ordnung in die Mannigfaltigkeit zu bringen. Klar müssen wir uns nur sein, daß das „System" niemals die unmittelbare Wirklichkeit widerzuspiegeln vermag. So ist für Sombart mit Recht die Darstellung des jeweiligen *Wirtschaftssystems* die Aufgabe der Wissenschaft schlechthin. Zugleich will er damit jedoch eine Darstellung der historischen Wirtschaftsepoche verbinden: das heißt also die Art und Weise, wie Unterhaltsfürsorge zu einer bestimmten Zeit sich vollzieht.

Hier ergibt sich aber eine dialektische Schwierigkeit. Sie entsteht daraus, daß das *gedachte* und konstruierte Wirtschaftssystem nun doch wieder die verschiedenen *historischen* Wirtschaftsepochen einheitlich zusammenfassen soll. Es liegt eine logische und eine sachliche Antinomie vor. Gibt es denn eine allgemeine europäische Wirtschaftsgeschichte, die die verschiedenen Länder trotz der verschiedenen Stufen der Entwicklung in ihrem Nebeneinander zeitlich zusammenfaßt und als eine Einheit repräsentiert? Oder gibt es nur mehrere Wirtschaftsgeschichten der einzelnen Länder, die deren Wirklichkeit nach ihrem konkreten Stande zu erfassen suchen? Dieses letztere ist die Meinung der Historiker, jenes wohl die der Theoretiker, auch Sombarts. Wirtschaftssystem ist ihm eine „*bestimmte* Organisation des Wirtschaftslebens, innerhalb deren eine bestimmte Wirtschaftsgesinnung

herrscht und eine bestimmte Technik zustande kommt." (S. 22) Er glaubt nun aber eine solche begriffliche Zusammenfassung verschiedener Stufen der Entwicklung auch als historische geben zu können. Nach dem jeweils herrschenden Wirtschaftssystem wäre also das Mittelalter als „Handwerk", die neuere Zeit vom sechzehnten Jahrhundert als „Kapitalismus" zu begreifen. Es sollen die realen Wirtschaftsgeschichten der verschiedenen Länder Europas auch begrifflich als Einheit gefaßt werden. Mit anderen Worten: Wirtschaftssystem und Wirtschaftsepoche fallen, wenn man sie im großen betrachtet, für Sombart ungefähr zusammen.

Aber gibt es nun für die europäische Geschichte in Wahrheit eine solche Einheit der Wirtschaftsgesinnung und des Wirtschaftsprinzipes? Fällt jemals oder auch nur in der Hauptsache ein konstruiertes Wirtschaftssystem, das ist ein Gedankending, und eine reale Wirtschaftsepoche, also eine Wirklichkeit, in den Hauptpunkten zusammen? Die Frage erscheint von prinzipieller Wichtigkeit. Kann es überhaupt eine gesamteuropäische Wirtschaftsgeschichte geben, bei der man versuchen könnte, das Nacheinander gegenseitiger Beeinflussung durch das Nebeneinander der Formen zu verstehen? Es handelt sich um Länder von sehr verschiedener Menschenqualität und ganz verschiedener Eignung zum Kapitalismus, mit sehr verschiedener Bevölkerungsdichte und natürlicher Ausstattung, vor allem aber um Länder mit entgegengesetzter historischer Vergangenheit. Länder einerseits, bei denen die Kultur ohne weiteres an die Tradition des alten Römerreiches anknüpfen könnte, wie in Byzanz und Italien, zum Teil in Spanien. Demgegenüber wieder andere, die das Wirtschaftsleben von Grund auf neu aufbauten, wie vor allem Deutschland. Länder auf der einen Seite, die kaum eine Stadt über 50000 Einwohner enthielten, und andererseits Länder wie Italien, das schon im vierzehnten Jahrhundert mindestens ein halbes Dutzend Großstädte über 100000 Einwohner zählte. Das Maß der städtischen Entwicklung ist aber Ausdruck und Inhalt, Ursache und Wirkung, weit wichtiger dahinterliegenden Tendenzen. Mit anderen Worten: Wir haben es von vornherein mit Ländern und Völkern zu tun, die auf ganz verschiedenen Stufen der Wirtschaftsentwicklung sich befinden. Sie gehören zwar derselben äußeren Wirtschaftsepoche, aber verschiedenen inneren Wirtschaftssystemen an. Italien und Flandern sind an Wirtschaftsgesinnung und Wirtschaftsprinzip einfach nicht zu vergleichen mit Preußen, Irland oder Skandinavien derselben Zeit. Damals so wenig wie heute. Man vermag auch heute nicht Italiens Wirtschaftszustände mit denen Englands, Rußlands Entwicklung mit der Deutschlands auf eine Stufe zu stellen, obwohl sie zeitlich dieselbe Epoche füllen. Beispiele und Argumente, die aus dem einen Lande genommen werden, beweisen kaum etwas für die Verhältnisse des anderen.

Wenn das aber der Fall ist, so hat es eben Länder und Gebiete gegeben, die jenen „kapitalistischen" Geist schon besaßen, ehe es anderwärts, etwa in Deutschland und England, zu dieser neuzeitlichen Entwicklung kam. Der schon vorhandene Erwerbssinn der Lombarden, Florentiner und Byzantiner hat sich von hier übertragen und das übrige Abendland befruchtet, bevor die Verhältnisse dort reif wurden. Es ist jener eigentümliche Vorgang der Nachahmung, die eine besondere Eigenheit menschlicher Gesellschaften ausmacht. Die Nachahmungsmöglichkeit hängt nun freilich zum nicht geringen Teile von objektiven Tatsachen des Verkehrs ab: Sie vollzieht sich heute anders und rascher als in der Vergangenheit, wo ein Nebeneinander verschiedener Typen und Prinzipien sehr wohl lange bestehen konnte, ohne daß sie aufeinander wirkten. Der Übergang zur Geldwirtschaft ist in den nordischen Ländern, besonders auch in Deutschland, sicherlich viel später eingetreten als in Italien und Byzanz, wo der Rückfall in die Naturalwirtschaft sich überhaupt nicht durchgesetzt hat. Hier war schon äußerlich das Münzwesen in guter Ordnung und es fehlte an genügenden Edelmetallen nicht. Man kann nicht gut aus der deutschen Frühzeit der Wirtschaft Schlüsse auf vorgeschrittene Länder machen. Dort herrschte der Geist der Selbstgenügsamkeit, weil gar keine Möglichkeit bestand, ihm untreu zu werden. Sombart nimmt als Beispiel für die Handwerkshaftigkeit der vorkapitalistischen Wirtschaft etwa eine Betriebsstatistik aus Heidelberg. Sie erweist allenthalben die Kleinheit der Betriebe, die zumeist gehilfenlos arbeiten. Aber beweist das auch schon etwas für die Allgemeinheit der Epoche? Das kleine Landstädtchen ist in keiner als maßgebend anzusehen, weil hier gerade durch Zufall eine Quelle genaueren Aufschluß gewährt. Florenz und Neapel, Toledo und Byzanz hatten zu gleicher Zeit jedenfalls schon kapitalistische Betriebe ausgebildet: Sie müssen ganz andere Größenverhältnisse aufweisen als die kleine kurpfälzische Residenz. Bei den deutschen Hinterweltlern hat mit innerer Notwendigkeit die „Idee der Nahrung" bestanden, die sich selbst genügen will. Die nicht hinausstrebt, sondern zufrieden ist, überhaupt zu leben, während gleichzeitig anderwärts der Erwerbsinn schon längst erwacht war und sich betätigte. Das ist heute nicht wesentlich anders. Die vorgeschrittenen Völker des Südens hatten eben längst eine höhere Stufe der Entwicklung erreicht. Ist das aber der Fall, dann wird auch die Antwort auf die Grundfrage anders ausfallen müssen, als Sombart sie gibt, wird besonders die Genesis anders zu erklären sein und werden die Triebkräfte sich anders bestimmen lassen.

Welches ist denn die treibende Kraft der ganzen wirtschaftlichen Entwicklung, welches der Sinn, der hinter all dem steckt? Kein Zweifel, daß der neue Sombart hierauf eine eindeutige Lösung bringt. Sie lautet

freilich anders als ehedem: ist ganz teleologisch gewandt und geht von einer immanenten Ziel- und Zwecksetzung des historischen Verlaufes aus. Die Wirksamkeit eines unbekannten Baumeisters, dessen „Baugesinnung" uns indessen bekannt sei, setze sich gleichsam unbewußt durch, um sein Werk, den Kapitalismus, zu vollenden. Sombart ist hier von der teleologischen Wendung erfaßt, die sich heute von neuem weite Gebiete der Geisteswissenschaften zu erobern droht. Es besteht danach eine Zielstrebigkeit der geschichtlichen Entwicklung, die auf den Kapitalismus als vorläufiges Ende gerichtet ist. Dann ist es notwendig etwas Seelisches, der Geist, der alles schafft. „Geschichte schreiben, heißt den Nachweis führen, auf welchem Wege sich der Völkergeist seinem Ziele nähert: Wie sich das Wirtschaftsleben der europäischen Völker aus dem neuen Geiste in all seinen Verzweigungen heraus entwickelt." (S. 333.) Damit hätten wir das Wesen des Kapitalismus, wie Sombart ihn jetzt gefaßt wissen will, in Händen: „Der neue Geist gebärt aus sich heraus den Willen zum Kapitalismus." Das erscheint jetzt als Lösung des Problems.

Dieser „kapitalistische Geist", der vom Prinzip der Bedarfsdeckung und des Traditionalismus zum Erwerbsprinzip und dem ökonomischen Rationalismus führt, ist selbst aber überhaupt nur als Ausfluß des neuen Geistes zu verstehen, der seit der Renaissance sich durchsetzt. Denn natürlich ist der historische Fluß jeder Einzelerscheinung in das Ganze der Kultur eingebettet, von dem jene nur einen Teil ausmacht. Sitte, Recht, Sprache, Kunst, Technik, Wissenschaft, Staat: sie sind samt und sonders getragen von dem Geiste der Zeit, zu dem sie gehören. Es ist der Geist des Individualismus, der sich von der mittelalterlichen Gebundenheit in jeder Form und um jeden Preis emanzipiert. Der sogenannte „kapitalistische Geist" ist nur Geist vom modernen Geiste des Individualismus überhaupt, der mit dem sechzehnten Jahrhundert einsetzt. Er ist uns wohlbekannt und tausendfach behandelt, seitdem zuerst Jakob Burckhardt die Formel dafür gefunden hatte. Es handelt sich bei der Renaissance wie überhaupt bei aller Kultur um „Rezeption", um Übertragung und Aufnahme fremden Wesens.

Im Grunde ist dieser Geist also gar nichts der Wirtschaft Immanentes und Eigentümliches. Denn wie die Gestaltung des Wirtschaftslebens bedingt ist von der Gestaltung der gesamten übrigen Kultur, so ist auch die Wirtschaftsgesinnung nur ein Ausfluß des veränderten Typus überhaupt. Jener neue Faustische Drang äußerte sich in den kühnen Seefahrten, die die Grenzen der geschlossenen Meere sprengen und den weiten Ozean durchqueren, äußerte sich in den Entdeckungen, die die Endlichkeit der Himmelsbewegung verlassen und mit Kopernikus unendliche Welten eröffnen, äußerte sich in jenen Renaissancefürsten, die an der Grenzenlosigkeit ihres eigenen

Strebens zugrunde gehen. Der Traditionalismus wird durch den großen Kusaner und die moderne Naturwissenschaft beseitigt: Beobachtungen, die unendlichen Fernblick eröffnen, anstatt der Interpretation des einzigen Aristoteles. Es ist der Beginn des positivistischen Zeitalters, das sich auftut und gerade im Geistigen ein Neues bedeutet gegenüber der Gebundenheit des Mittelalters. Auf keinem Gebiete bleibt die enge Umgrenzung bestehen. Überall werden die Fesseln gesprengt und die Selbstgenügsamkeit des Forschens wie des Lebens muß neuen Göttern Platz machen. Eine ewige Unruhe erfaßt die Menschheit in ihrem unbegrenzten Drange. Die Wirtschaftsgesinnung ist nur *ein* Exponent des veränderten Geistes überhaupt. Damit zerrinnt uns aber fast unversehens das eigentlich Wirtschaftliche aus den Händen. Es ist gar keine spezifische *Wirtschafts*gesinnung mehr, es ist auch kein spezifisch *kapitalistischer* Geist. Denn es wäre doch seltsam, einen Faust oder Kopernikus, einen Kolumbus oder Raleigh, einen Leonardo oder Pizarro und Borgia als „kapitalistisch" anzusprechen, weil in ihnen allen derselbe Drang ins Unbegrenzte sich auftat. Zwar will Sombart „die aus Unternehmergeist und Bürgergeist zu einem einheitlichen Ganzen verwobene Seelenstimmung den kapitalistischen Geist nennen" (S. 323); sie habe das neue Wirtschaftssystem geschaffen. Aber es ist kaum zulässig, eine allgemeine Erscheinung des Abendlandes aus einer einzigen Bewährung herzuleiten. Dieser Geist, der sich allenthalben als derselbe nur in verschiedener Form äußert, kann nicht gut nach einer Besonderheit benannt werden. Wirtschaftsgesinnung ist dann aber gar nichts Spezifisches mehr, sondern nur ein besonderer Fall der neuen geistigen Betätigung überhaupt.

Der „Wille zum Kapitalismus", der als ein Bestandteil des neuen Geistes von Sombart behauptet wird, erhält dadurch etwas Mystisches, Unrationelles. Er äußert sich besonders stark wohl in einzelnen Persönlichkeiten, die hervorragend dazu geeignet erscheinen. Im Grunde sind jedoch auch jene Persönlichkeiten *immer* vorhanden. Es sind Menschen von besonderer Lebensenergie, von Entschlossenheit und Stetigkeit, Ausdauer und Zielstrebigkeit, Zähigkeit und Wagemut. Solche bestimmte Varianten finden sich latent allenthalben und warten nur auf Gelegenheit, zum Vorschein zu kommen. So hat es natürlich unter den Rittern und Herren des Mittelalters ebenfalls *kapitalistische Varianten* gegeben, die nur in der mittelalterlichen Umwelt nicht zur Entfaltung gelangen konnten (S. 851). Sobald sich die Bedingungen der neuen Wirtschaftsweise allmählich erfüllen, kommen sie mehr und mehr zur Geltung. Wikinger und Normannen, Friesen und Flamen, stellen so dem Geiste nach eigentlich „wagende Kaufleute" vor, den Typus des späteren Unternehmers. Sie sind durchaus von kapitalistischem Geiste durchdrungen

und waren bei Leibe nicht mit der Idee der Nahrung zufrieden. Sie verlangten als Ziel ihrer Fahrten ebenso Land und Leute, wie später die Kreuzfahrer dies verlangten. Selbst die These von Streben nach Unendlichkeit erscheint durchaus zwiespältig. War nicht schon die Gotik letzten Endes selbst die Verkörperung eines ungebändigten, eines Unendlichkeitsdranges?

Wenn dem aber so ist, so scheint es mir zum zweiten Male einen besonderen kapitalistischen Geist nicht zu geben. Vielmehr sind es die Umwelt und die Gesamtheit der Verhältnisse, die das neue Wirtschaftssystem hervorbringen. In dem Momente, wo wir also versuchen, diese treibende Kraft des Geistes zu erfassen, zerrinnt sie uns proteusartig unter den Händen. Erwerbsinn und kapitalistischer Geist haben keine Eigenheiten mehr, sondern erscheinen nur als besondere Projektion von menschlichen, allzumenschlichen Eigenschaften überhaupt, die mit dem Erwachen des Individualismus nur schärfer hervortreten.

Das Durchdenken des psychologischen Fundamentes des Kapitalismus schlägt damit in sein Gegenteil um. Kapitalistische Varianten, das heißt Menschen, die zum Erwerben sich eignen, hat es stets gegeben. Es fehlte nur die Möglichkeit zur Entfaltung. Die Renaissance hat diese Möglichkeit geschaffen, obwohl sie in einzelnen Rassen, Bevölkerungsteilen, Individuen auch vordem stets vorhanden war. Das scheint mir das Ergebnis von Sombarts eigenen Gedanken, wenn man versucht, den spezifisch „kapitalistischen Geist" zu fassen. Wir gelangen damit wieder auf die Umwelt und die gesellschaftlichen Verhältnisse. Und doch gingen wir davon aus, den Menschengeist zu suchen, der vom Willen zum Kapitalismus getragen sein Ziel durch alle möglichen Mittel zu erreichen sucht.

Vom Subjektiven sind wir so wiederum zum Objektiven gelangt. Es handelt sich darum, die Vorbedingungen des neuen Wirtschaftssystemes aufzudecken. Sombart will dabei den Früh- vom Hochkapitalismus unterscheiden. In jenem (also vom sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert) wären noch nicht alle Bedingungen erfüllt, um die Erscheinung schon in ihrer Nacktheit zu zeigen, um das System des Kapitalismus rein zu verwirklichen. Es hätten Hemmungen bestanden, die die Entwicklung verlangsamten, alte Formen aufrecht erhielten und ihnen zum Teil ein Übergewicht verliehen. Der Hochkapitalismus des neunzehnten Jahrhunderts stehe unter neuen Bedingungen, die diesem zum völligen Durchbruch verhelfen. Jene frühkapitalistische Epoche hat eigentlich nur Ansätze zur Entwicklung, ist nur ein Vorstadium: gleichsam ein erster Versuch jenes unbekannten Baumeisters, der nicht mit einem Male alle Baumaterialien vereinigt findet, um sein Ziel zu erreichen.

Welches sind aber überhaupt die objektiven Mächte, die eine neue Zeit

im Wirtschaftsleben langsam heraufbringen und umgestalten? Es scheinen mir drei solcher primären Kräfte zu bestehen, die abgesehen von den naturgegebenen Bedingungen das vermögen. Das ist einmal die Tatsache der Bevölkerung sowie die Änderung ihrer inneren Struktur als Grundlage alles menschlichen Geschehens. Es ist sodann als äußerer Hebel der Handel, der sich ausweitet, das Verkehrswesen erfaßt und damit die Beziehungen von innen umgestaltet. Es ist endlich als Mittel die Technik, die zuerst das Heerwesen in neue Bahnen führt und dann die bürgerlichen Berufe ergreift. Die Bedeutung dieser drei Momente scheint mir nicht gut übersehen werden zu können. Es ist auffällig, daß bei Sombart die ersten beiden dieser Faktoren ganz zurücktreten und dafür drei andere in den Vordergrund geschoben werden. Zunächst spielen die Bevölkerungstatsachen bei ihm überhaupt keine Rolle. Er verbreitet sich ausführlich nur darüber, wenn es sich um die Eigenschaften des Unternehmertums oder die Geeignetheit der Arbeiter für die Industrie handelt. Das Zurücktreten der Bevölkerung als treibender Kraft ist um so auffallender, als natürlich auch bei ihm es lebende Menschen sind, die die geistige Entwicklung bestimmen. Das Quantum und Quale der Bevölkerung scheint mir aber unentbehrlich zu sein, um zu einem Verständnis der großen historischen Umwandlungen zu gelangen. Wanderungen und äußere Verschiebungen der Menschen auf der einen, ihre Verdichtung und innere Umgruppierung auf der anderen Seite sind treibende Momente alles gesellschaftlichen Geschehens. Die Tatsache der Bevölkerungszunahme im sechzehnten Jahrhundert, ihr Stillstand beziehungsweise Rückgang im siebzehnten und achtzehnten, dann das unerhörte Wachstum im neunzehnten bleiben Urphänomene im Goetheschen Sinne. Dabei gehen stärkste innere Umbildungen und Umwandlungen mit den äußeren Tatsachen Hand in Hand. Sind es nicht andere Schichten, die emporkommen und nun Träger des neuen Geistes werden? Sombart hat in einem besonders geistvollen Kapitel auf die Fremden, zu denen auch die Juden gehören, sowie auf die Ketzer und Häretiker hingewiesen. Es lag nahe, schon von hier aus den ganzen Fragenkomplex in den Vordergrund zu schieben und seine Bedeutung zu betonen. Es ist aber nicht geschehen.

Andererseits tritt der Handel stets als neues und treibendes Agens auf, wenn eine Kulturepoche von einer neuen abgelöst wird. Denn der Verkehr ist nun einmal das Urphänomen aller Gesellschaftsbildung. Es ist freilich die Frage, ob Sombarts Auffassung von dem vorkapitalistischen Handel haltbar erscheint. Bei ihm bleibt der auswärtige Handel des Mittelalters, auch soweit er von Fremden getrieben wird, ebenfalls ganz eingebettet in die „Idee der Nahrung". Es ist für ihn durchaus handwerksmäßiger Handel, der niemals zu besonderem Reichtum gelangt ist,

niemals über die Enge der mittelalterlichen Lebensnotdurft hinausgeht. Mir will scheinen, als ob es hier die vorwiegende Betrachtung deutscher Verhältnisse ist, die diese Auffassung veranlaßte. Die deutschen Hinterweltler kennen freilich nur einen solchen handwerksmäßigen Handel. Auch die Hanseaten haben in keiner Weise das Durchschnittsmaß eines mittelmäßigen Reichtums überschritten. Soweit hat Sombart unbedingt recht. Aber der Handel der Genueser und der Venezianer Kaufleute vom dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert? Er ist der Gesinnung nach durchaus „kapitalistisch" gewesen und über das Maß der Nahrung weit hinaus gegangen. Der auswärtige Handel bleibt nun einmal geschichtlich der Störenfried der Entwicklung, von den Völkern des Altertums angefangen bis zur unmittelbaren Gegenwart. Nur gewisse Stämme und Rassen eignen sich für ihn, die durch geographische Lage, durch die spezifische Begabung und Beweglichkeit ihres Geistes, durch Vertrautheit mit dem Meere und dem Schiffsbau hierin einen Vorrang besitzen. Sie stellen im Verhältnis zur seßhaften Bevölkerung des Ackerbaues immer ein unruhiges, fortschreitendes, bewegliches Element dar. Sie sind durch ihren Wagemut und ihre Rechenhaftigkeit, durch den Beruf und das Schicksal von Erwerbsinn erfüllt. Es ist die ewige Odyssee des Kaufmanns, Neuerungen und Fortschritt dorthin zu bringen, wo der Geist der Nahrung und der Selbstgenügsamkeit besteht. Seßhaftigkeit und Beweglichkeit sind immanente polare Gegensätze überhaupt; Ackerbau und Handel darum Antipoden von Anbeginn. Es ist die Tragik des Handels schlechthin, den Frieden zu wollen und den Krieg zu veranlassen – von dem Argonautenzug an bis auf unsere Tage. Der seßhafte Ackerbau braucht diesen Wagemut nicht. Sobald eine Bevölkerung zum Ackerbau übergeht, wird sie notwendig genügsam und auf die Idee der Nahrung geführt, bis auch sie durch den Verkehr ergriffen wird. Dieses Ferment hat der Handel zweifellos in der vorkapitalistischen Epoche gebildet, selbst wenn der einzelne Kaufmann dabei nicht zu besonderem äußeren Reichtum gelangte. Darauf kommt es gar nicht so sehr an, wie vielmehr auf die Triebkraft der Entwicklung: sie steckt im Handel als solchem, während das Gelingen selbst von anderen Umständen abhängt.

Bei Sombart sind es ganz andere Kräfte, die die neue Zeit hervorgebracht haben: Staat, Technik, Edelmetallproduktion stellen für ihn gleichsam die Grundbedingungen der kapitalistischen Entwicklung dar (S. 333). Arbeiterschaft und Unternehmertum kommen wohl hinzu; aber sie sind doch erst das zweite und mehr die Folgeerscheinung jener. Zweifellos hat der Staat durch die Einrichtung der stehenden Heere wie durch den wachsenden Bedarf seiner Verwaltung der Entwicklung zur Geldwirtschaft

wesentlich Vorschub geleistet. Er hat durch seine bewußte Wirtschaftspolitik die vorschreitenden Elemente gegenüber dem Zunftgeist gefördert, den auswärtigen Handel prinzipiell gestützt. Er hat direkt durch Aufträge und Einrichtungen dem Großbetrieb geholfen. Das alles wird von Sombart mit neuem Material hervorgehoben. Gerade die moderne Staatenbildung scheint mir aber erst erklärlich aus den geänderten Wachstumsverhältnissen der Bevölkerung, die über den bisherigen Nahrungsspielraum sich ausdehnte, wie aus den veränderten Verkehrsbedingungen, die die Stadtwirtschaft sprengten. Denn der Verkehr betrifft nicht nur den Warenaustausch und den Handel, sondern ebenso die gesellschaftlichen Beziehungen. Die neue Technik der Feuerwaffen machte gleichzeitig eine neue Kriegsorganisation nötig. Aus diesen drei Bedürfnissen erwuchs der moderne Staat. Er ist nur eine abgeleitete Kraft, aber keine primäre. Italien hat die Staatenbildung niemals gehabt: trotzdem setzte gerade hier die kapitalistische Entwicklung schon früh ein und kam zweifellos auch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert nicht zum Stillstand. England hatte ohne stehende Armee und ohne daraus entstehende Staatsaufsicht eine weit stärkere und frühere Entwicklung als Preußen und Frankreich, wo die staatlichen Potenzen unmittelbar am Werke waren. Österreich andererseits hat trotz aller staatlichen Politik bis zum neunzehnten Jahrhundert seine vorwiegend agrarisch-handwerksmäßige Verfassung behalten. Es wird im ganzen danach dem Staat nur eine sekundäre Bedeutung beizumessen sein: vor allem die staatliche Kolonialpolitik hat an der Entfaltung des Kapitalismus mitgewirkt, wenn sie auch unmittelbar nicht von ihm, sondern vom Handel ausging. Einen primären Faktor werden wir im Staate kaum erblicken.

Wer dem ganzen Gedankengang Sombarts gefolgt ist, wird überrascht sein, unter den konstitutiven Elementen der modernen Wirtschaft nunmehr die Edelmetallproduktion zu finden. Dadurch kommt in das System etwas durchaus Unorganisches. Es ist keine Entwicklung von innen heraus, nichts, was im Schoße der früheren Wirtschaft ausgebildet war. Sondern es ist etwas schlechthin Fremdes und Äußerliches: hervorgerufen durch die zufälligen Funde in Peru und Mexiko, durch das zufällige Vorkommen mächtiger Silberbergwerke in Potosi. Das teleologische Prinzip, das Zusichselbstkommen des Völkergeistes, ist damit durchbrochen und der Ausgangspunkt im Grunde verlassen. Sombart ist sogar geneigt, ein silbernes Zeitalter des Frühkapitalismus von dem goldenen des Hochkapitalismus gerade daraufhin zu scheiden, indem er beide in einen ursächlichen Zusammenhang mit den Funden jener beiden Elemente bringt. Er geht in der Paradoxie so weit (S. 591), die Höhe der Produktionskosten für Edelmetalle als das wichtigste Problem der Nationalökonomie zu bezeichnen! Nun kann freilich kein Zweifel sein, daß die endgültige Durchsetzung der

Geldwirtschaft sich historisch an dem Vorkommen der Edelmetalle entfaltete. Ich bin geneigt, in etwas anderer Weise als Sombart die Entstehung des modernen Reichtums zum nicht unbeträchtlichen Teile auf die Preisrevolution und die dadurch bedingte Geldentwertung des sechzehnten Jahrhunderts zurückzuführen. Sombart hat gerade dieses mittelbare Moment der Preisrevolution, wie mir scheint, nicht hinreichend beachtet. Arbeitsloser Gewinn, der lediglich durch Verschiebung des Geldwertes dem Besitzer von verkäuflichen Produkten, mögen es Liegenschaften oder Waren sein, in den Schoß fällt. Die Ursache der Preissteigerung ist damit freilich noch nicht erklärt.

Wenn man die Edelmetallproduktion derart in den Vordergrund der Betrachtung stellt, wird der Gedanke der immanenten Entwicklung, die immer ein Aus-Einander-Falten vorhandener Potenzen bedeutet, gänzlich durchbrochen. Sombart ist sich wohl bewußt, daß damit dem geschichtlichen „Zufall" eine Hauptrolle in der Entwicklung des Wirtschaftslebens zugesprochen wird, ist sich auch bewußt, daß dadurch ein einzelner Faktor eine Sonderstellung zugewiesen erhält. Aber er glaubt, ohne dieses Moment, das ganz unrationalistisch von außen herankommt, Werden und Bewegung des Wirtschaftslebens nicht begreifen zu können. Vielleicht hat gerade dieser Umstand des Irrationalen mit allen seinen Folgeerscheinungen einen besonderen Reiz ausgeübt. Das Irrationale als wesentlichstes Entwicklungsmoment in der Ausgestaltung des schlechthin Rationalen, als welches die Geldwirtschaft und der Kapitalismus sich darstellt: Es muß für Sombart doppelt verlockend sein, dieser Antinomie nachzugehen!

Es lohnt sich wohl, einen Augenblick hierbei zu verweilen, weil eine letzte Frage geschichtlicher Zusammenhänge und ihres Verstehens in Betracht kommt. „Es ist wie ein Strom des Lebens, der vom Golde ausgeht und dem Kapitalismus zur Entwicklung verhilft. Jedesmal, wenn neue Goldquellen aufbrechen, reckt und streckt sich der Kapitalismus zu neuem Wachstum; jedesmal, wenn der Strom des Goldes schwächer wird, befällt den Kapitalismus ein Zustand der Mattigkeit; sein Wachstum stockt, seine Kräfte nehmen ab." Es ist im Grunde die alte merkantilistische Lehre vom Gelde als dem Beweger des Menschengeschickes, die von Sombart mit unendlich viel Geist und vertieftem Wissen, mit logischer Folgerichtigkeit und theoretischer Durchdringung von neuem vorgetragen wird.

Aber ist denn der Zusammenhang zwischen Preisbewegung und Edelmetallproduktion wirklich erwiesen? Der Einfluß müßte natürlich ein indirekter sein, das heißt seinen Weg über die veränderte Kaufkraft des Geldes und damit die veränderte Nachfrage nehmen. Sombart verwendet nicht geringen Scharfsinn, gerade diesen Zusammenhang einleuchtend und annehmbar zu machen. Aber der Nachweis dürfte kaum gelungen sein, weil hierbei die Bevölkerungsveränderungen nach Quantum und Quale nicht

berücksichtigt sind. Vielmehr ergibt sich ein Parallelismus zwischen Bevölkerungswachstum (bezüglich Stillstand) und Preisbewegung für die ganze Zeit von 1250—1850. Ich finde gleichfalls ein zuerst langsames Wachstum, dann Stillstand, hierauf erneute Zunahme der Bevölkerung in Europa. Dadurch veränderte sich aber in deutlicher Weise die Nachfrageseite, zumal Hand in Hand damit ein veränderter Altersaufbau der Bevölkerung ging. Man kann einen restlosen Parallelismus beider Bewegungen jedenfalls herstellen, ohne die Edelmetallproduktion als letzten Beweger heranziehen zu brauchen. Schon die gegenseitige Verschiebung der Gesellschaftsschichten ruft an sich eine veränderte Nachfrage hervor und beeinflußt damit ohne Dazwischenkunft des Geldes in elementarer Weise die Warenpreise. Dagegen eignet den Produktionskosten der Edelmetalle bei weitem nicht die Bedeutung, die ihr Sombart zuschreibt.

Wenn dem aber so ist, so wird damit die Bedeutung des Zufalls in der Entwicklung des Wirtschaftslebens eine weit bescheidenere Rolle spielen. Es wird die Edelmetallproduktion gewiß ein verstärkendes Moment darstellen, aber kaum die Hauptsache in der Entfaltung des modernen Kapitalismus bilden. Wir möchten also eine Schwerpunktsverschiebung vornehmen, indem wir an Stelle von Staat und Edelmetallproduktion vielmehr die Bevölkerung und den Handelsverkehr in den Vordergrund treten lassen. Dadurch gewinnt der Aufbau des Systems an Geschlossenheit, ohne daß jenen Faktoren ihre Bedeutung genommen zu werden brauchte. Eine solche veränderte Diagnose der vergangenen Entwicklung hat natürlicherweise ihre Tragweite für eine Prognose der Zukunft. Es werden auch künftig, scheint mir, andere Kräfte am Werke sein, den Kapitalismus abzubauen und in ein neues Wirtschaftssystem überzuführen als Staat und Edelmetallproduktion. Eine bedeutsame Erkenntnis der gesamten Wirtschaftspolitik! Nicht so sehr die staatlichen als vielmehr die gesellschaftlichen Kräfte sind die Hebel der neuen Zeit gewesen!

Ob es dann freilich noch möglich sein wird, die ganze Zeitspanne der letzten vier Jahrhunderte überhaupt als Kapitalismus zusammenzufassen, wie es Sombart unternimmt, das sieht mir nach alledem höchst zweifelhaft aus. Ich möchte es bestreiten. Die Merkmale, die dem kapitalistischen Wirtschaftssystem eignen, treffen zum mindesten für die Epoche des Frühkapitalismus in keiner Weise zu. Man sieht eigentlich nicht mehr, warum das ganze System noch „kapitalistisch" genannt wird. Vielmehr ist es das Aufkommen und Durchsetzen der Geldwirtschaft gerade ohne die wesentlichsten Merkmale des späten, des modernen Kapitalismus: Erwerbsprinzip gewiß, ökonomischer Rationalismus zum Teil, wenn auch nicht durchgehend, Gegensätzlichkeit von Inhabern der Produktionsmittel und Nurarbeitern dagegen im verschwindenden Maße. Überhaupt sind Geldwirtschaft

und Kapitalismus nicht, wie es von Sombart geschieht, zu identifizieren. Daß das spätere Stadium immer die Folge und volle Entfaltung des Vorangehenden ist, braucht seit Hegel nicht besonders betont zu werden. Aber es ist begrifflich nicht dasselbe. Das Geld tritt zunächst überhaupt gar nicht als Kapital auf, sondern wirklich als Geld; es hat die Kapitalfunktion erst später im neunzehnten Jahrhundert erfüllt. Will man Ernst mit der Namengebung machen, die nicht nur etwas Zufälliges und Unwesentliches ist, so würde es weit zweckmäßiger erscheinen, die ganze Frühzeit als Geldwirtschaft zu charakterisieren. Bei ihr stellt das Kapital wohl eine Form dar, aber nicht die entscheidende. In Wirklichkeit sind es überhaupt nur die Charaktereigenschaften des Geldes, die sich durchsetzen, während die Eigenheit als Kapital einer spezifischen Erscheinungsweise vorbehalten bleibt. Man gewinnt nichts, wenn man jene als „Kapitalismus" bezeichnet! Es fällt durch eine solche Grenzabteilung aber auch die eingangs hervorgehobene Antinomie zwischen abstrakter Begriffsbestimmung und historischer Wirtschaftsepoche fort, die bei Sombart besteht. Dadurch gewinnt die Frage nach den konstitutiven Elementen des Geschehens tatsächlich eine grundlegende Bedeutung für die Erkenntnis.

Aber vielleicht erscheint es einem Werke wie Sombarts „Kapitalismus" gegenüber relativ nicht so wichtig, ob man in der Bewertung der einzelnen Bedingungen abweicht, ob man glaubt, den Sinn der Entwicklung auch anders deuten zu müssen. Vielmehr sollen überhaupt durch solche Faktoren nicht schon letzte konstitutive Elemente des Geschehens selbst, sondern vielmehr regulative, das ist heuristische Prinzipien für den Verstand festgelegt werden. Man versucht mit den Erklärungsgründen immer nur so weit vorzudringen, als es irgendwie zulässig ist. Ohne schon den ganzen Aufbau selbst daraus erklären zu wollen. Der Zukunft bleibt es vorbehalten, bessere, tieferdringende Erklärungsfaktoren heranzuziehen: neue heuristische Prinzipien zu versuchen. Es ist die Eigentümlichkeit des Erkennens, daß es nur einen unendlichen Prozeß darstellt, ohne jemals zum Abschluß zu gelangen. Der Besitz der Wahrheit eignet der Wissenschaft nicht und die Unangefochtenheit ihrer Sätze ist ihr für ewig versagt. Dafür eröffnet sie letzte Probleme und läßt uns hinter der unendlichen Mannigfaltigkeit des Gegebenen wie durch einen Schleier hindurch die Richtung der Triebkräfte alles Geschehens erkennen. In dem Aufspüren der Probleme und in der Fähigkeit, sie scharf zu erfassen, zeigt sich ganz abgesehen von der Stoffbeherrschung wiederum die Meisterschaft des neuen Sombart: Ein Deuter unserer Zeit und ihrer tiefen Probleme, der nicht zurückschreckt vor dem Verwegenen und Unausgesprochenen, ein Künder im Reiche des Wissens um die Vergangenheit, ein Künstler im lebendigen Schauen der Gegenwart.

***

Der Heiligenhof

Roman von Hermann Stehr

(Fortsetzung)

Achtunddreißigstes Kapitel

In den wenigen, etwa vierzehn Tagen, die zwischen dem Sehendwerden Helenens und Peter Brindeiseners Abfahrt in die Universitätsstadt vergingen, saßen die wie durch eine Explosion zusammengeschleuderten Geliebten wieder einmal beieinander und staunten in das rätselhaft bedeutsame Zusammenspielen ihrer vergangenen Lebenswege, von neuem Verwundern ergriffen, wenn sie wieder einen neuen Schimmer entdeckten, mit dem sich gleichsam ihr gemeinsames Fatum selbst die Bahn zu ihrer Vereinigung erleuchtet hatte. In der Laube des Blumengärtleins hinter den Scheuern soll es sich ereignet haben, auch an einem Abend, in der Zeit, da die Schatten aller Dinge noch verfließen. Da saßen die beiden Hand in Hand und sprachen über das süße Lockspiel, das sie als Kinder am Beerdigungstage der Brindeisener-Amalie getrieben und daß sie einander am Ende nicht bekommen hätten, wäre das Lenlein damals nicht zu erpicht darauf gewesen, sich Peters Gesicht mit den Fingern genau anzusehen, daß sein Kopf sie seitdem nicht mehr verlassen und in der Zeit ihrer richtungslosen Liebe soviel Qual verursacht habe. Und jetzt glaube sie auch die Geschichten, daß Menschen ohne Kopf umgehen, weil sie ja doch erlebt habe, daß Köpfe ohne Menschen soviel Unheil anrichten können. So zwitscherte das hübelheilige Mädchen ins Blaue hinein und fragte am Schluß neckisch, ob denn nun auch tatsächlich Peter die ganze Zeit über kopflos gelebt habe, da sein Haupt dem Lenlein nachgegangen sei.

Darauf soll Peter Brindeisener plötzlich sehr nachdenklich geworden sein, mit dem Kopf genickt und dann mit dunkler Stimme geantwortet haben, das sei immer möglich. — Und nach einigem Sinnen habe er launig hinzugesetzt: das sei alles eins und nun für immer geschlichtet. Er habe ihr die Augen geöffnet und sie habe ihm den Kopf wiedergegeben. So sei jedes ganz geworden, wenn seitdem auch keines genau wisse, wo das eine anfange und das andere aufhöre. Über diesem lustigen Liebesgeplänkel soll der Heiligenbauer unbemerkt im Dunkeln in die Laube getreten sein und sich neben Peter lautlos auf der Bank niedergelassen haben. In den Winkel gepreßt habe der Sintlinger dem Gespräch der beiden zugehört, die bald nach diesem spaßigen Aufschäumen wieder in dem Aufsuchen von Fügungen in ihrer Vergangenheit fortfuhren. Peter habe nun behauptet, das Schicksal habe sich selbst ihrer Väter bedient, daß sie halb in Feindschaft, halb in Rangstreit, ohne es zu wissen, ihnen sogar die

Straße gebaut hätten, auf der die Liebe sie dann zusammenführte. Sei das nicht der Gipfel? Das sei doch noch nie dagewesen!

Bei diesen Worten habe der Heiligenbauer unvermutet mit jähem, kaltem Griff Peters heiße Hand erfaßt, sein blasses, schmerzvolles Gesicht dicht vor dessen Augen geschoben und dabei mit mühsamer Stimme gefragt: „Glauben Sie das wirklich, Peter?"

Dann sei er, ehe die Erschrockenen sich von ihrem Zusammenfahren erholt hätten, ohne jede Erklärung, leidenschaftlich, mit einer gewissen Empörung davongegangen und habe dann, aber schon außerhalb des Gartens, tief im finstern Felde, plötzlich in gellem Spotte laut hinausgelacht. Die Leute sagen, das habe höllenverzweifelt geklungen und wenn nicht das ganz, so sicher doch dämonisch, fast so, als das Gelächter, das der Heiligenbauer einst dem Teufel beim Kegelspiel im Buchengrunde entlockt habe.

Nach der Abreise Peters sei außerdem dem Heiligenbauer, wo immer er ging und stand, eine dreibeinige, rotbraune Maus in zehn bis zwanzig Meter Abstand nachgelaufen, den ganzen Tag nicht von ihm gewichen und habe noch die Nacht über auf der Schwelle seines Schlafzimmers gekauert. Damit, meinten die Frommen, sei bewiesen, daß der Schwarze die Kreise immer enger und enger um den Kirchen- und Gottesfeind gezogen und ihn keine Minute aus dem unsichtbaren Garn gelassen habe. Gleichwohl sei auch in dieser schwersten Zeit der Sintlinger nicht von seiner angeborenen Unerschrockenheit verlassen worden, habe wochenlang ganze Nächte hindurch mit dem Satan gerungen, dutzendmal den Kontrakt mit ihm zerrissen und die Fetzen in den Sturm hinausgestreut. Aber an jedem Morgen habe das Papier, auf dem der Sintlinger dem Teufel seine Seele verschrieben, unversehrt im Schreibpult auf der alten Stelle gelegen. Bis der gequälte Heiligenbauer angefangen habe, die dreibeinige Teufelsmaus inständig zu bitten, doch von ihm abzulassen. Aber auch das habe den Armen nicht mehr retten können, dies oft stundenlange Stehen und laut gegen die Erde reden im menschenleeren Felde draußen. Die Ereignisse im Schicksal des Heiligenhofes begannen in die Strudel ihres letzten Sturzes gesogen zu werden. Die handelnden Personen wurden von ihrem feurigsten Mittelpunkte her, jede von einem anderen Flammenlodern, vorwärts getrieben, so reißend, daß die verblüffte Bevölkerung der Umgegend, freilich mit Ausschluß der Querhovener, sich keinen anderen Rat wußte, als durch Häufung aberwitziger, spukhafter Züge das Leben dieser Menschen ins Dämonische zu verwirren, weil es anders nicht für sie verständlich war.

Trotzdem wucherten auch diese Schemen abergläubischen Dunstes in der Nähe der tatsächlichen Nöte, gegen die der Heiligenbauer damals rang.

Wirklich hörte Johanna Nacht um Nacht das Sinnschreiten ihres Mannes über sich in der Schreibstube endlos hin- und wiederklingen, bald erregt, fast jähend und dann wieder mitten im Zimmer für lange abbrechend, als bleibe er wie angenagelt oder erstarrt an einer Stelle stehen. Und wenn sie sich auf bloßen Füßen unhörbar über die Stiege hinaufschlich und durch das Schlüsselloch guckte, so sah sie noch Licht und glaubte, ihren Mann unbeweglich am Schreibpult stehen zu sehen. Einigemal auch war es ihr, als reiße er leidenschaftlich das Fenster auf und werfe es gleich darauf wieder schmetternd zu, daß die Scheiben klirrten. Aber dann war es immer gegen Morgen, schon im Grau der Frühe, und aus halbem Schlaf geschreckt, meinte sie, daß es doch vielleicht der Morgenwind gewesen sei, der an Tür und Fenstern rüttelte. Doch beruhigte sie sich dabei nicht, sondern suchte nach jeder dieser bewegten Nächte das Zimmer ihres Andreas bis in den kleinsten Winkel durch, um einen Anhalt dafür zu finden, was ihren Mann nicht schlafen lasse, wenn sie auch ahnte, daß es in irgendeiner Beziehung zu dem Sehendwerden Helenes stand.

Endlich öffnete sie einst auf gut Glück das Ofentürchen in des Sintlingers Stube und fand die ganze Feuerstelle mit kleinen Fetzchen zerrissenen Papiers gefüllt. Alle Schnitzel waren von des Sintlingers Hand dicht beschrieben. Aber sie vermochte wenig zu entziffern und das Gelesene konnte sie ganz und gar nicht verstehen. Der Name Gott kam oft vor, an anderen Stellen las sie von ewiger Allmacht und Güte, vom Sinn der Welt, von Lebensnarrheit, vom innern Wust des Menschengeistes und des Daseins, vom Straßenbau, auch vom Brindeisenerhofe, von Helene, Peter, von ihr, den Querhovenern, dem Pfarrer und dem alten Klim, ihrem Vater, war geschrieben. Aus allem ersah sie aber doch zuletzt, daß ihr Andreas mit Gott aufs neue haderte und kämpfte und mit ihm und seinem ganzen eigenen Leben zerfallen sei. Erschrocken stopfte sie den Berg seines kleingerissenen Papiers wieder in den Ofen, zündete alles an, bis es zu Asche verbrannt war, und ließ das Türchen offen stehen, damit ihr Mann daraus ersehe, daß sie um sein ruheloses Nachtkämpfen wisse. Einige Tage half auch dies unsichtbare Dazwischentreten Johannas. Aber nur sehr kurze Zeit. Dann wurde der Heiligenbauer wieder von derselben Qual befallen. Oft wie auf einen jähen Stich durch sein Inneres hin, legte er während des Essens Messer und Gabel auf den Teller und sah mit einem solch verzehrenden Interesse auf Helene, als sei sie eine völlig Fremde, die von fern einem geliebten Menschen glich, den er sich nicht mehr vorstellen konnte. Dann geschah es wohl, daß er unter dem lauten Ausruf: „Nein, es ist nicht möglich!" aufstand und hinausging oder daß er emporsprang, sein Mädchen umschlang und leidenschaftlich auf Mund und Augen küßte, wobei er leise in einer Art beschwörender

Inbrunst flüsterte: „Liebes, liebstes Lenlein! Mein Lenlein! Mein!“ so als glaube er an die Möglichkeit, durch sein Feuer sie wieder in die alte Art zurückschmelzen zu können. Helene aber wurde durch dies merkwürdige Betragen ihres Vaters bedrückt, verscheucht und schließlich ängstlich, vermied es, mit ihm allein zu sein oder lief davon, wenn sie ihn im Felde auf sich zukommen sah. Da fing denn der Sintlinger sein endloses Nachtwandern in der Stube wieder an, daß es die Heiligenhofbäuerin nicht mehr aushielt, denn es schmerzte sie so, als trete er mit schweren, eisenbeschlagenen Stiefeln auf ihrer wunden Brust herum. Deswegen, als sie ihn wieder einmal hinter Helene her aufs Feld schleichen sah, verließ sie wie von ungefähr den Hof auf der entgegengesetzten Seite und überraschte ihn, wie er auf dem Raine des gottverlassenen hintersten Feldes stand und — fast sah es so aus — mit einem Maulwurfhaufen erregt stritt. Dort trat sie auf ihn zu und verwies ihm mit liebevoller, aber ernster Art dies Treiben und Sinnen, durch das er sich gegen Gott, gegen seine nächsten Menschen und am meisten gegen sich selber versündige. Und wenn er sich nicht beherrsche, sondern fortfahre, das Sehendgewordensein des Lenleins dem armen Kinde als ein Unglück und dem Herrgott als einen Irrsinn vorzuwerfen, so könne es wirklich noch soweit kommen, wie die Leute jetzt schon von ihm behaupten, daß ihn seine alte Seele verlasse und er für immer in einen Wahntümpel gerate, aus dem es keine Rettung mehr gäbe. Und als sie das geredet hatte, war es mit ihrer Forschheit vorbei, sie umarmte und küßte ihn weinend, daß dem Bauern ihre heißen Tränen am Halse hinabliefen. Dabei flüsterte sie: „Mein Mann! Mein liebster, liebster Andreas!“

Aber was nun folgte, Worte aus der tiefsten Not seines Herzens und eines von allen Seiten angefallenen Geistes, gingen an der einfachen Seele vorüber, wie das Brausen eines erdfernen Sturmes, und je bitterer und schneidender der Heiligenbauer die Qual seiner Zerstörung zerfaserte, bald die ganze Welt, bald sich unterwühlte, je mehr Johanna seine Leidenschaftlichkeit sich dem Gemütstoben seiner längst überwundenen Trunk- und Tollzeit nähern sah, desto mehr schwand ihre innere Angst vor dem heillosen Zerbrechen des geliebten Mannes, und sie gewann die Sicherheit, daß es im Grunde nichts bei ihm sei als das Glück über die herrliche Wandlung im Geschick Helenes, das er sich vor der Hand nicht zugeben könne, weil er früher immer behauptet hatte, sein Kind sei gar nicht blind und brauche darum auch nicht sehend zu werden.

Als der Sintlinger darum ans Ende seiner langen Darlegung kam, war sie fast alle Sorge los, und ruhig hörte sie seine letzten Worte an, die lauteten: „So ist's, Johanna. Du mußt mich verstehen. Solange das Lenlein blind war, sah ich und zwar tiefer als tausend Menschen.

Nun mein Kind das äußere Gesicht erlangt hat, bin ich im Geiste erblindet und verstehe mein früheres Verstehen nicht. Also, entweder war die Tatsache von Lenleins göttlichem Seelenauge eine Täuschung, dann war auch alle Weisheit eine Täuschung, die mein Sinnen in jener Gegend der Welt entdeckt hat. Alles Glück der Heiligenhofzeit war ein Wahn. Dein Vater, der Pfarrer und Meixner sind umsonst an mir gestorben, und alle Querhovener sind Kinder, die einem Irren nachgelaufen sind. Oder ich bin in die tiefste Nacht des Daseins geraten. O, Gott, und mein liebes Lenlein ist mit ihrem Sehen der Blindheit der andern verfallen. Aber wie sollen wir aus einer Nacht finden, in der das Licht eine Dunkelheit ist?!! Weib, liebes Weib!" Er schlug mit beiden Armen abwehrend um sich, schüttelte verzweifelt den Kopf und ließ die Heiligenhofbäuerin stehen. Mit langen Schritten eilte er quer über das mit magerem Weißklee bestandene Feld, bog die kleinen Fichten des Waldrandes auseinander und verschwand im Grünen, ohne noch einmal zurückgesehen zu haben. Johanna schaute ihm mit schmerzvollem Mitleid nach und sagte hinter ihm her zu sich: „Ja, Lieber, schlimm hast du's schon. Das glaube ich gern. Aber, es wird sich alles geben, und dann ist's besser, als wäre alles nicht gewesen. Denn nach dem tollsten Wetter scheint die Sonne am hellsten."

Seufzend, und immer wieder zurückschauend, ging sie wieder auf den Hof.

Aber der Sintlinger, der soweit aus der Welt der Menschen hinausgewandert war, hatte sich wieder so tief in die Erdenwirrnis des Denkens verwickelt, daß er mit der einfachen Tapferkeit sich nicht mehr losreißen konnte, von der seine Frau gesonnen hatte. Es kam sogar soweit mit dem Heiligenbauer, daß er wieder anfing, in die Schänken zu gehen. Freilich verlor er nichts von seiner Würde. In der grausen Zerrüttung eines flüchtigen Königs trat er in die Gaststuben auf eine Weise, daß Wirt und Gäste erschraken und bestellte einen großen Schnaps. Dann saß er versunken davor, die abgezehrten Hände lang auf den Oberschenkeln liegend und rührte das Getränk nicht an. Niemand wagte, ihn anzureden und er selbst brachte kein Wort über die Lippen. Und wenn dann alles auf Zehen aus der Nähe des unheimlichen Mannes geschlichen und die Stube leer war, weil es selbst den Wirt nicht bei ihm litt, bemerkten jene, die durchs Fenster heimlich seinem Betragen zusahen, daß er immer wieder an dem Schnaps roch und dann mit großen, hungrigen Augen in dem Raume umherfunkelte, als hoffe er, es könne ihm gelingen, an dem Dufte seiner alten Rauschzeit sich mitten in den Tanz jener bunten Tolljahre zu stehlen. Er trank mit der Nase, wie das Volk sagte.

Aber, was er ersehnte, gelang ihm wohl nie. Nachdem er kürzere oder

längere Zeit gesessen, legte er ein Markstück auf den Tisch und ging schweigend, fern, in sich verschollen, davon. Und einmal folgte ihm der Hemsterhuser Bäcker Hoffmann, der Heulbeter, eigentlich doch sein Widersacher, von fern, nachdem er durchs Fenster sein unbegreifliches Gebaren beobachtet hatte. Und wie er so eine Weile hinter dem einsamen Sintlinger dreingeht und genau auf alles an ihm achtet, um dann zu Hause recht schmähen zu können, geschieht es, daß der böswillige Mensch wider seinen Willen von einer Rührung, einer Bangigkeit überfallen wird, als geh da vor ihm kein Teufelsverschworener, sondern ein ehrwürdigster, wirklich ein heiliger Mensch. Diese Woge von mitleidsvoller Ehrfurcht wuchs so schnell in ihm, daß er hinter dem Sintlinger herschrie: „Heiligenbauer! Sie, Heiligenbauer!" zu laufen anfing und bald mit abgetriebenem Atem neben dem Mann stand. Aber als er dem Sintlinger in die unergründlich traurigen Augen sah, kam ihm aller Trost abhanden, von dem er hatte reden wollen, und er brachte nichts als ein verlegenes Stammeln heraus.

Der Sintlinger aber berührte leicht mit der Hand seine Achsel und sagte ruhig, mit liebevollem Vorwurf in der Stimme:

„Habe ich dich auch einen Esel genannt, Bäcker, einen Narren oder Schurken?"

Der Betroffene war so bestürzt, daß er nur mit dem Kopfe schütteln konnte. „Nun also," sprach der Sintlinger hart weiter, „laß mich meiner Wege gehen und beschimpfe auch mich nicht mehr."

Der alte Anton Brindeisener fügte sich merkwürdig leicht in das neue Verhältnis, in das die feindlichen Fremdhöfe durch die wunderwürdige Liebe der beiden jungen Menschen gekommen waren. Sein Peter war ihm auf einmal nicht mehr der mißratene Sohn, der Todestraum in seinem Herzen, sondern ein höllisch gescheiter, gelitterter Kerl, der im Handumdrehen fertig bekommen hatte, was den berühmtesten Doktoren nicht gelungen war, das Sintlingerlenlein sehend zu machen und dem verrückten Pack da drüben zu zeigen, daß ein Brindeisener eben doch mehr Grips habe, als so ein Flausengacker von Sintlinger.

Außerdem, er kannte doch die Brindeisener-Art gründlich, jetzt war sein Peter im Zuge. Kein Jahr und er hatte das Büchermeckern in den Stuben satt, schmiß den ganzen Kram über den Haufen, wurde Bauer und heiratete die Blinde, wie er das sehend gewordene Lenlein immer noch bei sich nannte. So wurde der Besitz der beiden Familien in einer Hand vereinigt. Der Name der Brindeisener fuhr aus allem Bauernwesen in den Glanz wirklicher gutsherrlicher Macht und die Sintlinger waren für immer geschwunden, verschluckt, gefressen.

So oft der alte Brindeisener den Sintlinger auf dem andern Hübel

drüben erblickte, rief er in fröhlicher Herzlichkeit: „Guten Tag, Nachbar! Ein schöner Tag, was?"

Neununddreißigstes Kapitel

Nachdem Johanna von dem neuen Wirbelwind, der ihren Andreas gepackt hatte, ein Stücklein mitgeführt worden war, faßte sie sich, früherer Schäden eingedenk, mit festem Griff und lenkte ganz in die Freude über das Glück ihres Mädchens zurück. Und das tat sie mit dem unzerbrechlichen Vorsatz, sich durch nichts und niemand mehr, Gott ausgenommen, davon abbringen zu lassen. Nicht mit Tasten und halbem Gedenken kam Johanna von den Wochen zurück, da sie in Kummer dem Sorgenbohren ihres Mannes gefolgt war, nein, mit einem Ruck sprang sie gleichsam neben ihr neugeborenes Kind und erstaunte, welche Veränderungen indes mit Helene vor sich gegangen waren. Aus dem mondscheinzarten Elblein war, wenn auch noch keine handfeste Dirn, so doch ein Strünklein geworden, das im besten Saften stand. Sonst schwebte sie beim Gehen, als treibe es Laub über den Boden, nun zuckte und federte sie mit stählern entschiedenen Schritten davon. Früher sogen die Hände das, was sie wünschten, sanft und zauberhaft in sich hinein, nun packten die Finger keck und unverweigerlich zu. Sonst erschütterte ihr leises Organ bis in die tiefste Seele, nun schallte nur die Luft von ihrer fröhlichen Stimme und einem Lachen, das kaum abriß. Ihre Augen erholten sich aus dem erfrorenen Weißblau der blicklosen Zeit zu lodernder Tiefe und jähen, fast räuberisch zupackenden Blicken. Ihre Hüften begannen zu wogen. Das zarte Oval ihres Engelgesichtes verschwand unter strotzend gesunden Wangen. Sie ging auf die Arbeit los wie ein Fleißiger, der jahrelang gelähmt gesessen und auf die Lust und Freude wie ein Hungriger gegen einen gedeckten Tisch.

Oft sprang sie mitten in der Arbeit auf, warf jubelnd die Arme gen Himmel und rief: „Kinder, Kinder! Ihr wißt ja gar nicht, wie schön die Welt ist."

Sie brauchte kaum etwas zu lernen. Während sie in der jenseitigen Welt ihrer blinden Augen verwunschen umhergesessen und durch nutzlos himmlisches Träumen gewandelt war, hatte sie sich alle Fertigkeiten angeeignet, so geheimnisvoll, wie ein Kind die Sprache der Erwachsenen kann, noch ehe es ein Wort zu sprechen imstande ist. Jeder Griff lag fertig in ihren Händen und wartete nur auf den Anruf. Was sie nur einmal mit dem Saum ihres Kleides gestreift hatte, gelang ihr, wie andern nach jahrelanger Mühe. War sie früher ein wunderwürdiges Kind aus einer andern Welt gewesen, jetzt machte sie die Werkelei des Tages zu einer Art Zauberspuk nicht bloß durch die rätselhafte Weise des Ursprungs

in ihr, sondern vielmehr noch durch die Tatsache, daß Helenes Fleiß ihre Kräfte nicht aufbrauchte, sondern vermehrte, daß sie einer Wunderlampe glich, die das Öl durch das Verzehren erzeugt. Sie ähnelte darin ganz ihrem Vater in seiner jungen Tollzeit, da sich die Arbeitslust immer aus seinem Leibe gestürzt hatte wie ein ausgeruhter Sturm aus dem Gebirge, das ihn entläßt und nichts verliert. Auch erlebten manche Eigenschaften des Sintlingers in Helene eine verwandelte Neuauferstehung. Das Blau ihrer Augensterne vertiefte sich nicht nur, es überlief sich mit einem immer sanfteren Bronzeton, wie mit dem schattenhaften Widerklang aus ihres Vaters nachtschwarzen Augen. Die Jäheit fuhr aus ihr, wie ein immer abgezogener Schuß, und ihre Sucht, ihr unersättlicher Lebenshunger fand in den Aufregungen der Arbeit keine Stillung, so daß er in alle Art geräuschvoller Lust überschäumte, unbekümmert um die Gebote vorsichtiger Schicklichkeit. Am liebsten, wenn Johanna sie nicht mit Gewalt gehindert hätte, wäre sie zur Musik jenes Leierkastens im Arm der Mägde über den Hof gefegt. So raste sie auf dem oberen Flur hin und her, bis alle ihre Partnerinnen ausgeblasen auf den Schwellen saßen. Zu jedem noch so entlegenen Gartenkonzert drängte sie, keine Feier, keinen festlichen Aufzug wollte sie versäumen. Wie über Nacht stand sie in tausend Flammen. Wie ein Meer war sie, das all seine Wellen im Stoß einer einzigen Fontäne in die Luft verschleudern will, wie eine Erde, die nichts kennt, als den Rausch eines einzigen Frühlings. Und wurde ihr auch nur ein Lustplan entwunden, so verfiel sie in eine Klage, als habe sie eine unwiederbringliche Lebenskostbarkeit verloren. Dann setzte sie sich hin und schrieb mit ihrer in Tagen erlernten, ungeübten Schrift und einer Orthographie, die einzig den Geboten der Herzlichkeit gehorchte, an Peter Brindeisener bewegliche Trauerergüsse darüber, „tass sü tas Löben inn schaten förrprinken misse als Sei sü noch plinnt" und beschwor ihn, doch ja über acht Tage zu ihr auf den Sintlinger Hübel zu kommen „und nücht mer vorrt zu geeen ün alle Oewikeit." Einer dieser Briefe schloß: „Tönn tu bist meine Himmellfart, tu pist das öwige Walderrwahchen teiner Helene."

Selten wurde die Heiligenhofbäuerin von dem Schatten einer Furcht gestreift, sah sie Helene wie mit keuchender Brust auf das Leben losgehen. Meistens riß sie der grenzenlose Wirbel des erwachten Mädchens mit zu lauter Lust und Fröhlichkeit, oder ihr wurden gar die Augen vor Rührung naß bei dem Gedanken, wie sehr das liebe Kind in der langen Augennacht gepeinigt worden sein mußte, wenn sie jetzt einen solch besessenen Hunger ausstehen müsse. Der Heiligenbauer aber umschlang die Erhitzte angstvoll oder stand mit blassem, zuckendem Gesicht beiseite oder wich ihr geradezu aus, als sei dies dralle, laute Bauerndirnchen nicht sein jenseitsbelichtetes, erdenentrücktes Mädchen, sondern ihr platter, leerer Spuk.

Doch kam er heim und fand sein Kind nicht gleich, so überkam ihn geradezu Schrecken. Er lief um den Hof, auf allen Rainen ins Feld hinaus und rief mit bebender, angstvoll ausgehender Stimme nach ihr.

Allein in diesem Feuerkochen des erwachten Welthungers verlor das Sintlingerlenlein niemals ganz die Verbindung mit dem schattenlosen Licht ihrer verklärten Heiligenzeit. Wenn sie sich an der neuen Süße der Erde atemlos selig geschwärmt hatte, geschah es immer, daß sie die Lider über die Augen fallen ließ, als müsse sie in die Mutterstube ihres alten, jenseitigen Traumschauens auf Augenblicke zurücksinken, nur weil in der lautlosen Seelenhelle das zu verstehen sei, was in der Sonnenglut sie entzückte. Von dort aus sah sie dann mit ihrem in der Tiefe noch unirdischen Gesicht wie durch bunte Scheiben auf dies Leben.

Während so das Sintlingerlenlein sich immer tiefer in ihr neues Dasein verstrickte, das alle Wege, die sie sah, nur den Sinn hatten, festlich darauf zu wandern, alle Häuser nur Fenster besaßen, um bunte Tücher daraus schwenken zu können, einen Himmel über den Dächern, in ihn hinauf zu jubeln, und die Tage immer zu kurz gerieten, mit allem Scherzen und Lachen ans Ende zu kommen, hing Peter Brindeisener derweil mit seinen tiefsten Träumen in den unwirklichen, verklärten Höhen, aus denen ihm das hübelheilige Mädchen wie ein himmlisches Wesen geschenkt worden war. Alles in sich fühlte er gesundet. Den Fleiß brauchte er nicht mehr mühsam dem Plunder von tausend nichtigen Zerstreuungen abzuringen, die Sammlung stammte nicht mehr von der Reue um vergeudete Zeit und Kraft, sein Stolz schmeckte nicht mehr nach der Eitelkeit des halb Gebrochenen. Die eiserne, kühle Zähigkeit seines jahrhundertalten Geschlechts hatte ihn rein von der Tiefe her ergriffen, so, daß er unbeirrt treulich Tag um Tag sein Studium bestellte, wie seine Ahnen ihren Acker, aber ohne deren Finsterlichkeit, ohne die lautlose Verbissenheit, denn sein Gemüt war genesen, in hellste Sonne gestellt, so als sei es nicht einst von der Brutalität seines Vaters unheilbar zerschlagen worden. Mit seinen reichen Gaben war er der hervorragendste Hörer der Rechtsfakultät. Durch die Kühle angeborenen Scharfsinns, die Fülle seiner Erfahrungen und die Bekanntschaft mit den Listen einer oft gefährdeten Existenz, fand er sich in den verwickeltsten Rechtskonflikten zurecht, als sei er nicht der halb verbummelte, angemooste, zweimal fahnenflüchtig gewordene stud. jur. im dritten Semester, sondern ein junger Gelehrter, wenn seinem Wesen auch das Rechtsfinden näher lag als die Rechtsdarstellung.

In gehobener Stimmung ging ihm das Semester herum, und fröhlich fuhr er der Heimat zu, sich im stillen der Überraschung freuend, die

Helenen sein unvermutetes Auftauchen bereiten mußte, denn er hatte den Tag seiner Ankunft im ungewissen gelassen. Er wollte im tiefen Abend vor das Hoftor treten und das Ständchen von Strachwitz in der Mendelssohnschen Komposition durch das Dunkel über den Grenzweg hinüber, in die Lindenkronen an ihr Fenster singen, jenes romantisch leidenschaftliche Lied, das mit den Worten beginnt: „Wie gerne dir zu Füßen, säng' ich mein tiefstes Lied."

Er summte die Melodie auf der ganzen Fahrt und wurde dadurch nur um so hungriger auf lautes, berauschendes Singen, so daß er während des Umsteigens in Haltern beim Anblick eines hübschen jungen Mädchens sich nicht mehr beherrschen konnte, sondern laut losjubelte: „Im Ta-a-kte wo-o-gt dein schönes Ha-upt, dein Herz hört leise zu." Den Leuten riß es die Köpfe nach dem mächtigen Menschen hin, der, über alle hinschmetternd, sang, daß die hölzerne Halle schwirrte, und dabei in tanzenden Schritten ausgriff. Einige hielten ihn für etwas „meschugge", andere für schoppentoll, die meisten freuten sich des hünenhaften, blonden Schwärmers. In Bocholt beim Aussteigen kam seine glückvolle Erhobenheit freilich in Gefahr, wie eine Schaumgeburt umgeworfen zu werden. Denn da traf er seinen Bruder Jakob mit dem Fuhrwerk, der gekommen war, ihn und seine Sachen abzuholen. Der Vierzigjährige hockte wie ein zermergelter, alter Mann auf dem Bock des Halbgedeckten und kehrte ihm sein verdumpftes, rotüberstoppeltes Gesicht zu, als er mit dem Koffer an den Wagen trat. Aus dem gebrummelten Willkommensgruß und dem verlegenen Lächeln erkannte Peter, daß er schon wieder etwas angetrunken war. Gott, und wie sahen Wagen, Pferd und Geschirr aus! Das Geviert verdreckt, aus dem zerrissenen Sitz quoll da und dort das Seegras der Polsterung, das Rößlein mager und ungestriegelt wie ein langhaariger Hofhund, statt der Zugblätter Stricke, das Geschirr da und dort zusammengeknüpft. Der Student dankte dem Himmel, daß es schon dunkelte, denn so, wie die Fahrt langsam ging, konnten sie bei Nacht unerkannt durch Hemsterhus kommen. Auf einen lauten Zuruf fuhr Jakob aus dem Dösen hervor, schrie das Pferd an, hieb ihm die Peitsche den Rücken entlang, und dann zuckelte und klirrte die Klunkerfuhre davon, dem Walde zu, der vermummt und schwarz hinter den ebenen Feldern stand.

Peter lehnte sich mit geschlossenen Augen auf den Sitz zurück, als könne er damit den düsteren Bildern von dem Niedergang seiner Familie entfliehen, und nahm alle Gewalt zusammen, diesen aussichtslosen bitteren Gefühlen nicht zu erliegen. „Indes das goldene Abendrot durchs Bogenfenster sieht," summte er aus dem Liede, das ihn eben so begeistert hatte, vor sich hin. Aber die berauschten Worte hatten keine Kraft mehr, und

wenn er die Augen öffnete, sah er die Kiefern des Waldes rechts und links wie ein endloses Trauergeleit im Nebel vorüberrucken.

So ging es dreiviertel Stunden lang. Der Wald mußte bald zu Ende sein. Da hielt Jakob an, kletterte umständlich und unsicher vom Wagen, tappte umher, und schlug nach zwecklosem Suchen am Vorderrade des Wagens das Wasser ab. Dann lachte er lustig auf, trat an seinen Bruder, rüttelte ihn am Arme und fing an, über sein Elend, das Leben auf dem Hofe, vor allem über den alten Brindeisener, den Vater, zu klagen. Er redete knurrend, verbissen und mit höhnischem Spott, brach ab, ging um das Pferd herum, an seinen Platz, als wolle er aufsteigen und davonfahren, kehrte aber jedesmal zurück und fing von neuem an. Peter sah, er war in einer Verfassung, daß ihn jedes schroffe Wort wild machen mußte. Deshalb lachte er auch gezwungen zwischen die Brocken seiner endlosen Litanei, um ihn bei guter Stimmung zu erhalten und erinnerte ihn daneben launig, doch schonend hin und wieder, an die Weiterfahrt zu denken. Doch erreichte er dadurch nur das eine, daß Jakob erst recht aufgekratzt wurde, und nun gar anfing, über den Sintlingerhof, den Heiligenbauer und das Lenlein kunterbunt und kraus durcheinander zu schwatzen: daß Peter ein Glück gemacht habe, ihr die Augen zu öffnen, denn Geld habe es auf dem Sintlingerhofe wie Mist und die Blinde, seit sie sehe, sei gar nicht mehr wiederzuerkennen, lustig, dick, gesund, lache zum Bekugeln, tanze zu jedem Leierkasten, kurz ein Mädel, der es niemand mehr glaubt, daß sie einst eine Heilige gewesen sei und die Leute behext habe. Freilich, den Sintlinger reite der pure, stille Wahnsinn. Aber sie, die Bäuerin sei eine Prachtfrau, wie sie im Buche stehe.

„Und jetzt, mein lieber Peter,“ sagte er endlich, „denk ich, machen wir Schluß. Nich? Jetzte, weißte was? Jetzte fahren wir geradezu in die Hemsterschenke. Da wirst du mir een ordentlichen schmeißen, zum Danke dafür, daß ich dir den Star so gestochen habe. Denn wir müssen doch Wiedersehen feiern. Ja. Pst! Und da sollst du sehen, wer noch da ist. Du, ich sage dir. Verflucht! Die Schenkin ist doch gestorben. Da ist das Meixner Mathinklein da und führt die Wirtschaft . . . führt die Wirtschaft . . .“ Er brach in ein solches Spottgelächter aus, daß er nicht mehr weiter sprechen konnte.

„Gut,“ sagte Peter trocken, „einverstanden. Also los! Aber das letzte Stück fahr ich. Du setzt dich hinten hin und spielst den Herrn.“

Lachend und beglückt seinen Bruder auf die Achsel schlagend, willigte Jakob ein, und während der Platzwechsel vollzogen wurde, schwatzte er fortwährend weiter, was für einen Busen die Mathinka habe, wie sie auftrete, daß die Männer rein verrückt auf sie seien, die Schänke wegen

ihr nimmer leer werde, nicht etwa von Bauern, sondern von feinen Stadtleuten, sogar der Landrat ...

Da fuhr Peter mit einem leidenschaftlichen Ruck ab. Dem Jakob riß es das Wort aus dem Munde. Er lehnte sich zurück und war nach einigen Minuten eingeschlafen.

Als er aufwachte, kutschierte Peter gerade den Hügel zum Brindeisener Hofe hinauf.

Jakob brüllte: „Halt!" und weil das nichts half, sprang er aus dem Wagen und lief nach Hemsterhus zurück. Peter aber wurde von seinem Vater bis tief in die Nacht festgehalten. Im Schein der schirmlosen Lampe mit dem funzenroten Licht saß er dem Uralten gegenüber, der sich in den Kopf gesetzt hatte, seinem Sohne alles zu eröffnen, was ihn seit langem drückte und was er vor Wochen gesonnen hatte. Und so redete er, ohne Peter einmal anzusehen, monoton, verdrossen, wie es eben seine Art war, das Haupt gegen die Tischplatte geneigt, als brummle er sich mutterseelenallein vor dem Einnicken allen Unmut seines freudlosen Daseins vor. Und als er so wie im Halbschlummer hoher Greisenhaftigkeit ein Langes und Breites geredet hatte, richtete er sich ächzend auf, strich die Lampe über den Tisch von sich weg und schnob unter Pein, daß Peter glaubte, sein Vater erliege einem Zufall. Aber da er aufblicke, sah er in ein von Verzweiflung entstelltes Gesicht, fahl, und die halberloschenen Augen glimmten vor Entsetzen. Darum packte er seinen Arm und rüttelte ihn angstvoll.

Der Alte schob ihn mit der Hand von sich und lächelte höhnisch: „Du mußt wissen, Peter," sprach er dann leise und sah sich vorsichtig in der Stube um, „mußt wissen. Ja, Hm. Wie lange dauert denn noch dein Gestudiere, bis du fertig bist und kein Geld mehr brauchst?"

„Zwei Jahre denk ich, das heißt ..." antwortete Peter.

„Zwei Jahre. Hm. Ja. Hhha! Es macht nämlich alle mit uns, verstehst du. Es frißt uns. Radikal. Es ist alle. Ich kann nicht mehr."

Das stieß er gequält heraus, polterte sich erschreckt auf und trat in die Stube, vom Tisch weg, ins Dunkel. Dort blies er noch einigemal den Atem geräuschvoll gegen die Dielen, wie von einer übergroßen Anstrengung sich ausschnaufend. Dann sagte er leise, ohne seinen Sohn anzusehen: „Da wär halt das die einzige Rettung, daß du — e — e — die Bücher beiseite stellst, ein halbes Jahr auf Großbauer studierst, die Sintlingersche heiratst und beide Güter zusammenschmeißt. Da wär uns allen geholfen."

Dann schielte er hinüber, was es auf Peter für einen Eindruck mache. Der hatte den Kopf in die Hand gestützt, stierte auf die Tischplatte und konnte sich nicht rühren.

Der alte Brindeisener wartete noch eine Weile. Als aber Peter noch immer nicht antwortete, deutete er das als stumme Widersetzlichkeit, schlug sich mit der Rechten auf den Oberschenkel und sagte dann, spöttisch lächelnd: „Haha! Das is so meine Meinung. Mach jetzt, was du willst.“ Darauf verließ er das Zimmer und tappte sich in die Schlafstube.

Nach langem schrak Peter auf, als erwache er aus wüstem Schlaf, sah sich verstört um, ob noch jemand im Zimmer sei, löschte die Lampe aus und ging langsam und leise vor den Hof auf die Stelle, von wo er hatte das Lied zu Helene hinübersingen wollen.

Der Sintlinger lag lautlos und friedlich im Dunkel der nahen Mitternacht. Der Himmel war dunstig. Nur ein einziger Stern schimmerte manchmal durch, wie es Petern schien, gerade über den großen Linden vor Helenes Fenstern. Da übermannte ihn eine solch schmerzhafte Liebesgewalt, daß er glaubte, nun doch laut hinaussingen zu können. Aber es gelang ihm nur, zaghaft zu flüstern: „Wie gerne dir zu Füßen säng ich mein tiefstes Lied.“ Der Gesang selbst lag in seiner Brust wie ein toter Knäuel.

Er ging in sein Zimmer hinauf, legte sich zu Bett und sah starr über sich in die Nacht. Da fühlte er, daß ihm die Tränen lautlos die Wangen herabliefen. Er biß die Zähne aufeinander, um sich dagegen fest zu machen. In diesem Abwehren der Schwäche schob sich wider Willen der Gedanke in sein Bewußtsein, daß, wenn das Meixner-Kathinklein so wiedergekommen sei, wie sein Bruder gesagt hatte, das Mädchen in Breslau dazumal doch vielleicht keine andere als sie selbst gewesen sei. Er wehrte sich gegen diesen absurden Einfall. Allein er kehrte noch einigemal in veränderten Bildern wieder. Während all diesem weinte es still und unaufhaltsam aus ihm weiter.

Vierzigstes Kapitel

Wenn die Menschen die geheimnisvolle Art kennten, durch die ihr Leben von innen her den Gesetzen des Weltalls gehorchen muß, genau wie ein Baum, das Wasser oder ein Tier, und daß sie auf genau dieselbe Weise mit dem Dasein anderer Menschen verflochten sind, so würden sie es nicht mehr als so aberwillig ansehen, daß die wahren, entscheidenden Ereignisse nicht jene äußeren, geräuschvollen Vorgänge des irdischen Schicksals, jene in die Sinne fallenden Siege und Niederlagen mit Jubel und Tränen sind, sondern Bewegungen unseres Innern, geräuschlos wie der Flug von Licht und Schatten und unerbittlich wie die Affinität und Gravitation, daß ein Schicksal längst entschieden ist, wenn es in die Erscheinung tritt, so wie Blüte und Fäulnis sich erst infolge

der Reife und des Zerfalles zeigen können und wie kein Echo ohne vorhergehenden Laut entstehen kann. Aber, da die Menschen die Formen ihrer sinnlichen Wahrnehmungen für das Wesen der erfahrenen Tatsachen halten, daher rührt aller Schmerz, alle Enttäuschung, alle Verzweiflung auf Erden. Denn wenn die Glocke des äußeren Schicksals klingt, wissen die meisten Menschen schon nicht mehr, daß und wann sie sie geläutet haben.

Als Peter Brindeisener am anderen Morgen aufstand, war eine Veränderung mit ihm vorgegangen, die er nicht begriff. Er fühlte sich am Körper wie zerschlagen, so, als sei er im Schlaf bis zum letzten Tröpfchen Kraft durch Abgründe gewandert, und auch sein Gemüt war wohl nicht finster, aber vollkommen leer und kraftlos. Er schob nach einigen Bissen das Frühstück von sich und ging über den verlotterten Hof, durch die verwahrlosten Felderbreiten in den Fürstlich Arembergschen Forst an die Stelle des Hornwassergrundes, wohin ihn als Knabe die Furcht vor dem Tode seiner Schwester Amalie einst getrieben hatte. Dort warf er sich der Länge nach in das weiche Waldgras und starrte auf das kleine Bächlein, das seine Wellen, lautlos, wie flüssiges Glas, über die Steine trieb. Und er hatte nicht lange gelegen, so kam im Anschauen des geräuschlosen Vorüberquellens des kleinen Wasserlaufes ganz deutlich die Erinnerung, daß ihn damals beim Anblick der Kreise, die nach dem Versinken hineingeworfener Steine über den stillen Spiegel gezogen waren, das Wissen um den Tod als ein Würgen in der Brust so schreckhaft angefallen hatte. Die Erinnerung daran war so deutlich, daß er in seinem Halse denselben Knoten des unterdrückten Schluchzens fühlte, wie damals. Und indem er sich über dieses Spiel seines Innern verwunderte, sprach er, als sei es eine Erklärung dieser Vorgänge, über die er keine Macht besaß, die Worte, die sich schon zwischen seine letzte juristische Arbeit geschoben hatten: „Überhaupt spürt kein Ertrinkender die Wasser, die ihn bedecken, und so fühlst du auch nicht den Tod, den du stirbst.“ In Furcht stand er auf, lehnte sich an einen Baum und dachte daran, daß er gestern abend gegen seinen Willen unaufhaltsam hatte weinen müssen. Zugleich fiel ihm das Gespräch mit seinem Vater ein, der nahe Niederbruch ihrer Existenz, die Verkommenheit seines Bruders und der Rat seines Vaters durch die Heirat des Lenleins, alle von der Zerstörung zu erretten. Und nun erkannte er den Grund seiner unterirdischen Trauer. Wie betäubt starrte er auf diese Dunkelheit.

Endlich erwachte er aus dem Versinken, sah hilfesuchend durch die Kronen der Waldbäume auf den Himmel und blickte gramvoll, als er sich lange in das blaue Fleckchen Äther vertieft hatte. „Natürlich,“ sagte er dumpf, „ist damit alles endgültig zerschlagen. Alles. Alles.“ Er

setzte sich langsam in Bewegung, und während ihn wieder das Weinen im Halse würgte, summte er leise: „Wie gerne dir zu Füßen säng' ich mein tiefstes Lied." Dabei rannen ihm kalte Schauer über den Körper, daß er das verzweifelte Singen abbrechen mußte.

Ohne zu wissen, wohin er wandere, war er aus dem Hornwassergrunde heraus über einen Hügel hinaufgekommen und gelangte auf einen Waldweg, von dem er wußte, daß er zum Hofe zurückführe und kurz vor dem Ende des Waldes in die neu erbaute Chaussee münde. Auf dem ging er zurück und stand bald unter den letzten Bäumen, unter sich den Sintlingerhof und das Gut seines Vaters. Die Felder des Heiligenbauers lagen im Lichte der hohen Vormittagssonne. Ein leichter Wind trieb die erntenahen Ährenbreiten in fruchtschweren Wogen auf und nieder. Die Raine lagen wie grüne Bretter dazwischen. Es war ein friedevoller, tüchtig besorgter, liebevoll gehegter Wohlstand, und der Sintlingerhof mit dem altersbraunen Holz seiner massigen Scheunenbreite, der langen Stallreihe und dem überragenden Wohnhaus stand stolz und sicher auf seiner Hügelkuppe, und das Flimmern des vollen Lichtes witterte einen himmlischen Schimmer um seine schweren, hohen Schobendächer.

Auf die Felder seines Vaters wagte er kaum zu sehen, denn die segnende Sonne, die dort den Reichtum zu voller Entwicklung gebracht hatte, war hier wie sengender Ungezieferfraß durch die Furchen gegangen, daß die Früchte mager, ausgezehrt, wie von einer Krankheit befallen, der Ernte entgegensiechten. Auf einer Waldwiese mähte sein Bruder Gras, und eine kleine Magd rechte das karge Bärtlein Grünfutter zusammen. Und da er mit einem Blick all die Verwahrlosung und den Hof seines Vaters, diesen riesigen, zusammenfallenden, braunen Bovist, umspannte, kam ihm das bittere Wissen, daß sein jahrelanges, ungezügeltes Genußleben mit schuld war an diesem unrettbaren Verfall. Allein, wenn er den törichten Gedanken seines Vaters nachgab und seine himmlische Liebe zu Helene wirklich zur Ehe mit ihr mißbrauchte, so, das fühlte er, hob er seine verfallenden Angehörigen nicht aus dem Strom ihres Versinkens, sondern zog sich und das wundersame Mädchen mit in das grämliche Verkommen. Gerade, als er dies sann, hörte er von der Waldwiese her einen gellen, lachenden Schrei und sah, wie sein Bruder, der wohl noch halb trunken von der durchzechten Nacht war, die Sense wegwarf und auf die Magd zusprang, die die Bürde Gras aus den Armen fallen ließ und in den Wald flüchtete, Jakob in gierigen Sätzen hinterher.

Obwohl er wußte, daß es keinen Sinn hatte, weil die Entfernung zu groß war, schrie er ihm entrüstet eine Verwünschung zu und lauschte dann mit angehaltenem Atem in die Stille des Sonnenfriedens. Kein Laut war zu vernehmen, und nach einer Weile sah er die Magd an einer

anderen Stelle aus dem Walde hervorstürzen und in eiligem Lauf dem Brindeisenerhofe zustreben. Wenn noch ein Fünkchen Hoffnung geglimmt hatte, sich und seine Liebe in das sonnige Leuchten seiner Seele zu retten, durch diesen Vorgang war alles in ihm ausgelöscht. Er setzte sich, wo er stand, unter den Baum und verfiel in Brüten, was nun zu geschehen habe, ob er gleich hinunter in den Hof seiner Eltern ging und, ohne Helene gesehen zu haben, davonfuhr oder ob er sich noch ein letztes traumhaft schönes Zusammensein mit ihr gönne, um über dem schweren, harten Leben, das jetzt für ihn anhob, für immer einen seligen Schimmer zu besitzen, an dem er sich aufrichten konnte.

Die Sonne stieg höher und höher, die Mittagsglocken der Dörfer rundum summten schläfrig in die Schwüle, von dem Hemsterhuser Turm schlug es eins: Peter Brindeisener saß und sann und konnte zu keiner Entscheidung in sich kommen. Da, als er wieder einmal nahe an einen Entschluß herangewirbelt war und das Gesicht zu einem blinzelnd visierenden Blick über das Hügelgewoge unter sich hob, sah er Helene armverschlungen mit ihrer Mutter, wohl nach dem mittaglichen Mahle, zu einem kurzen Gang ins Feld aus dem Hofe treten. Sie hatte ein geblümtes Hauskleidchen an, eine grüne Zierschürze vorgebunden und trug um den Hals einen breiten, weißen Kragen. Ihr blondes Haar blühte wie eine weißgoldene Krone um ihren Kopf. Dann und wann löste sie im säumigen Wandeln den Arm aus dem ihrer Mutter und bückte sich nach einer Blume am Wegrande, die sie betrachtend der Sintlingerin zeigte. An dem Feldbirnbaum unterhalb der hohen Kippe hörte er sie laut lachen und sah, wie sie ihre Mutter zu umfassen strebte. Da die Bäuerin sich aber fröhlich wehrte, begann sie, die Arme auseinandergeworfen, unter jubelndem Singen allein den Weg hinunter zu tanzen, daß die Röcke flogen, bis sie mit einem hohen Jauchzer der glückvollen Erschöpfung sich fast fallend in das Gras des Abhanges setzte.

Peter Brindeisener verschlang das Bild jugendlicher Lebensberauschtheit mit durstigen Augen. Sein Trübsinn schwand, wie von einer glühenden Stichflamme hinweggeschmolzen.

Als die beiden in den Hof zurückgekehrt waren, saß er noch immer mit hämmernden Pulsen und die ganze Welt hing ihm als ein flimmernder Schleier vor den Augen. Er raffte sich auf und sprang unter einem höhnisch übermütigen Lachen auf die Beine.

O nein, er hatte doch sein ganzes Leben nicht auf einem Herdwinkel und in sauren Töpfen gekocht! Und so wollte er diese letzte Schönheit, vielleicht die höchste seines Daseins, nicht in grauem Gramdunst vorüberschleichen lassen. Diese Ferienwochen sollten ihm als einem Seligen am Arm seines Engels vorübergehen. Dann mochte kommen, was kommen

mußte. Gott sei Dank hieß er noch immer Peter Brindeisener und nicht Peter Kadaver.

Den Hut in die Luft schwenkend, sang er trotzig „heute ist heut" und schritt strack aufgerichtet die neue Straße hügelab dem Hofe seines Vaters zu.

Und so brachen Liebeswochen für die Kinder der beiden Fremdhöfe an, die ganz der Ernte jenes Jahres glichen, in die sie fielen. Ein Rausch der Fülle bei Glut und hoher Sonne, Tage voll flimmernden Lichtes und Nächte traumhaft blauer Sternenentrücktheit.

Am Tage schaffte jedes, Peter sowie das Lenlein, mit auf dem Felde bei der Erntearbeit, der Student emsig und hingegeben, als liege ihm wirklich daran, nach dem Rat seines Vaters die ersten Schritte von den Büchern ins Bauernwesen hineinzutun, das Lenlein voll Glück und Heiterkeit, als sei das alles keine Arbeit, sondern nur ein Spiel, das ihr Gelegenheit bot, vom Felde ihrem Geliebten über den Grenzweg zuzusingen oder vom hohen Erntefuder herab mit dem bunten Kopftuch wie einer Freudenfahne zu winken oder Augenblicke nur still zu sitzen und ihn drüben im Sonnenflimmern am Walde wie ein traumhaftes, unwirkliches Wesen hin- und wiedergehen zu sehen. An den Abenden saßen sie dann scherzend und lachend entweder beieinander auf dem Torbänklein unter der Linde oder in der Laube oder gingen das kurze Weglein des Blumengartens hin und wieder oder verloren sich ins Feld hinaus bis an den Wald, wo sie wohl standen und auf die tief verdunkelte Baummauer sahen, hinter der ein Glück unversehens über sie gekommen war, das so lange vorher begonnen hatte. Aber wo sie saßen, kauerte irgendwo der Sintlinger regungslos, wie ein Stein, heimlich wie ein Schatten, abgewandt und achtlos; wo sie gingen, erblickten sie ihn auf fernem Rain in tiefem Brüten zweck- und ziellos hinschreitend, mit keinem Ruf heranzuholen, durch nichts aus seiner Verschollenheit zu locken. Und wenn es vorkam, daß Peter Brindeisener in der Stube des Sintlingerhauses beim Licht der Lampe am Tisch saß, so verharrte der wunderlich gewordene Heiligenbauer auch da in abseitiger Versunkenheit, fast ohne ein Wort zu sprechen. Nur wenn Peter diese und jene Schnurre aus seiner Studienfahrt so lustig und blühend erzählte, daß Johannas volle Brust in glücklichem Lachen nur so schütterte und das Lenlein mit verzehrendem Augengeleucht zuhörte oder mit zugefallenen Lidern sich in ihre frühere Welt zurücksinken ließ, quoll dann und wann ein so unbändiger Strom gramvoller Dunkelheit aus seinen tiefen Augen, daß alle betreten wurden, weil niemand wußte, was in dem geheimnisvollen Manne vorging. Das Lenlein allein faßte sich aus diesen vorüberstreichenden Bedrückungen immer am ersten und immer auf dieselbe Weise. Sie sprang auf und verfiel in kindliches, über-

stürztes Lachen, hüpfte trällernd durch die Stube und spaßte sich in übermütiger Fröhlichkeit zur Tür hinaus vor den Hof und einmal, als sie bis an den Rand des Abhangs gekommen waren, wo sie standen und in die laue Nacht hinausschauten, ließ sich Helene unversehens zu Boden fallen und rollte in ausbrechender Tollheit zum Schrecken Peters über den Hofhübel hinunter. Wie von unerfindlich albischen Strudeln erfaßt, verschwand sie unter singendem Prusten im Dunkel zu seinen Füßen, und als er ihr bestürzt nachsprang, kam sie ihm auf halber Höhe schon wieder entgegen, lief wie blind an ihm vorbei, kehrte sich aber nach zwei Schritten um, warf sich von oben heran an seine Brust und verschwand jagend und unter seligem Gelächter in den Hof, wie von der Nacht davongeführt.

Aber wie die Tage gingen, die Felder sich leerten, die Glut in der stillen Luft knisterte und die Nächte noch Hitze brauten, fiel dies Lodern öfter und öfter über Helene. Und Peter Brindeisener gab sich willig dem Rausch hin, von dem sie erfüllt war. Sie streiften oft den ganzen Tag durch die Wälder, denn Johanna, die Sintlingerbäuerin, hatte jede Sorge um ihr Töchterchen an der Seite des Studenten verloren, daß sie nie Miene machte, sich oder eine andere Person den beiden als Sittenwächter aufzudrängen, wohl aus dem Instinkt heraus, daß das Lenlein in der heiligen Kindhaftigkeit ihres Wesens beschützt genug sei.

So konnten die beiden nach Herzenslust tanzen bis tief in die Nacht, wo immer in der Umgegend sich eine würdige Gelegenheit bot. Am zweiten Sonntag der Ferien fuhren sie zu einem Gartenkonzert, das eine Militärkapelle in der Waldmühle gab und schwelgten während des sich anschließenden Kränzchens bis nahe an die Mitternacht durch den großen, hellerleuchteten Saal. In der dritten Woche vergnügten sie sich auf dem Rochusfest in Dingden. Sie besuchten die Kreisstadt und fuhren zu Schiff ein Stück auf dem Rhein. Und Helene, die all das zum erstenmal sah, erlebte und genoß, kam aus dem Entzücken und hohen Glück gar nicht heraus. Bald war sie ganz ein züngelndes weißes Feuer, voll unbändiger Lust, bald spielte sie sorglos bunt und kraus wie ein Vögelchen um Peter, und dann wieder kamen stille Blütenstunden über sie, als wandle sie noch im Licht ihrer jenseitigen Augen und Brindeisener zitterte in einer Liebe, die ihm wie Verzweiflung weh tat.

Dann ereignete es sich, daß er wohl mitten im Lachen und im Spiel der Fröhlichkeit von einem dunklen Geiste befallen wurde. Besonders, wenn sie von einem Lustgange oder einer Ausfahrt zurückkehrten, vor dem Abschiede, verwandelte sich sein Wesen oft so, daß er ohne Grund ihren Arm erschreckt fahren ließ oder gar von ihr zurücktrat, sie schmerzvoll ansah und mit sich rang, als kämpfe er, ihr etwas Hartes und Bitteres zu

verheimlichen, was ihr doch am Ende nicht erspart werden konnte. „Lenlein," sagte er gegen das Ende der Zeit hin einmal, „Lenlein, ich verstehe dich nicht. Du mußt es doch sehen. Das glaube ich nicht." Und als das liebe Kind im Erschrecken in ihn drang, ihm doch zu sagen, was es gäbe, sie wisse nicht, was er meine, schrie Peter in schmerzhaftem Glück ihren Namen hinaus und hob sie in die Luft, als müsse er sie von sich in den Himmel zurückwerfen, aus dem sie stammte. An diesen Tagen auch geschah es, daß Helene, nachdem sie wieder zu Boden gekommen war, betäubt und wankend neben Peter hinging, mit geschlossenen Augen, als sei sie wieder blind geworden. Zaghaft, unsicher, auf bebenden Füßen wandelte sie vor sich hin, als sei sie ganz allein. Auf die zaghafte Frage Peters, was sie sinne, fing sie mit einer vollkommen anderen Stimme so leise zu reden an, daß er kein Wort verstehen konnte und doch davon auf eine schreckhaft tiefe Weise ergriffen wurde.

Und da er dem Hofe seines Vaters zuschritt und dann bei offenem Fenster im Bett lag, war dies sylphenhafte Reden des Lenleins im Laut des Nachthauches, der ums Dach strich, im Gesäusel der Bäume, ja sogar in dem bleichen Monddunst, der zum Fenster herein über die Diele sank. Er war so tief und ganz drin, daß er sein Lauschen nicht mehr aushalten konnte, aufstand, sich halb anzog, eine Weile aus dem Fenster lehnte und dann auf bloßen Füßen lautlos die Stube auf und nieder schritt. Er mußte sich losmachen von ihr. Das ertrug er nicht mehr. Es zerriß ihn. Es war, als steige und sinke er zu gleicher Zeit. Was nutzte es ihn, diesen unwirklichen Traum länger gewaltsam festzuhalten? Aber wenn er sich nur vorstellte, daß er davonging, so fühlte er den Atem aus seiner Brust weichen und das Herz stillstehen. Die ganze Welt erlosch. Sein Dasein lag da wie vergessener Unrat, zu dem er zurückkehrte, um sich wieder von ihm zu nähren.

So kämpfte er bis an das Grau des Morgens. Da setzte er sich müde und fröstelnd auf den Bettrand, sah auf seine Füße, spreizte die Zehen auseinander und sagte dumpf: „Gott zerstört mich. Gott zerstört mich."

Als es ganz licht geworden war, erhob er sich steif, atmete schwer auf und dehnte die Arme bei geschlossenen Fäusten nach hinten. Dabei sagte er langsam: „Dann muß ich eben durch eine dunkele Tür davon gehen . . . davongehen . . . in meine Nacht."

Darauf warf er sich, wie er war, aufs Lager, wühlte sich hinein und schlief wie nach einem Pürdelschlag auf den Kopf ein.

Aber merkwürdig, nach dieser Auseinandersetzung mit sich, brach bei Peter ein ungestümes, wildes Feuer aus. Seine Fröhlichkeit glich vulkanischen Stößen, er ging einher, als fresse er die Erde mit seinen Schritten, tanzte, als wolle er das Lenlein zerstören, lachte ein klirrendes Lachen und

seine weißblauen Augen funkelten. Bei Ausfahrten begann er zu schwelgen und tröstete seinen Vater wegen des vielen Geldverbrauchs, daß es nicht mehr lange dauere, bis er in aller Form um Helene anhalte. Aber solange er noch nicht Gewißheit habe, könne er sich doch nicht lumpen lassen. Das Sintlingerlenlein wurde oft furchtsam und saß verzagt mit verschlossenen Augen beim Schäumen seiner Lust. Der Sintlinger wich ihm aus, wo er nur konnte und ließ sich im Hause nicht mehr blicken, so oft Peter in seiner Stube zu Besuch weilte. Die Bäuerin nur, die sonst alle bunten Frohfahrten der beiden mit glücklichem Lächeln gewährt hatte, hielt tapfer aus, höchstens, daß in ihrem Gesicht manchmal ein dunkles Verwundern und auf ihrer Stirn sogar hie und da ein bedenkliches Krausen aufkam. Mit Befriedigung hörte sie darum, daß Peters Ferien nur noch vierzehn Tage währten, und meinte, so solle ihr Kind ruhig die sehnsüchtig erwartete Lust bis zuletzt haben. Zumal sie an Helenes Wesen merkte, daß der „ewige Zucker" ihr sowieso nicht mehr mundete. Nicht, daß das Mädchen es mit Mienen verriet oder gar darüber sprach. Aber sie arbeitete ruhiger, ging oft wieder still und betrachtsam durchs Haus, richtete sich im Felde auf und versank mit wesenlosen Augen träumend in die Höhe, und einmal traf sie Helene im Garten, hingerissen und andächtig, vor einer Blume knien, auf der sich regungslos ein Falter sonnte. Und als sie endlich die lautlos hinter sie getretene Mutter gewahrte, blickte sie sich nach dem Davonfliegen des Schmetterlings mit schimmernden Augen um und sagte leise und süß, wie in ihrer verwunschenen Zeit: „Weißt du, Mutter, einst, als ich noch ein kleines Kind war, konnte ich ganz gewiß mit den Schmetterlingen reden. Ja, ja, ganz gewiß." Dann stand sie, verwundert das Köpfchen bewegend, auf, strich sich sinnend die Schürze zurecht, ging von der Mutter weg an die Stelle des Zaunes, wo sie der erste Liebesgruß Peter Brindeiseners bis ins Herz getroffen hatte und schaute in die Welt hinaus. Sie begann auch, wie sie die Lust an ihrem turbulenten Gehaben einbüßte, an den grell bunten Kleidern das Vergnügen zu verlieren, und wenn es ihr nach gegangen wäre, so hätte sie mit einem Griff all die geblümten, leuchtend bekrausten, überschmückten Kleider aus dem Schrank entfernt und wieder sich in die weichen, matten, leisen Farben und Stoffe gehüllt, zu denen sie in der blicklosen Zeit eine solch geheimnisvolle Neigung gehabt hatte. Unzweifelhaft haben bei dieser Rückkehr Helenes in die Vorliebe einer vergangenen Zeit die spöttlichen Blicke und Bemerkungen Peters auch eine Wirkung ausgeübt. Denn er hatte sich beim Anblick seiner oft allzu schreiend-bunt und bäuerlich geschmückten Helene nicht immer des Spottes ganz enthalten können, der bei ihm ja nicht allein aus den Verletzungen des Geschmacks, sondern doch mehr aus der Bitterkeit über sich und sein ganzes Leben rührte.

Aber Helene, der mehr und mehr die Kraft des inneren Gesichtes wieder zurückkehrte, ist sicher durch dieses kleine Ungenügen des Geliebten an ihr auch nicht bloß in die weibliche Eitelkeit, sondern viel tiefer in jene Gegend der Seele getroffen worden, wo wir die Wesensverdunkelungen der Menschen schon wahrnehmen, ehe wir sie deutlich verstehen. Irgendein Kummer schwelte um ihren Peter, ein Mißklang schrillte aus ihm, ein Drücken und Ballen ging von ihm aus und zog oft wie ein Schattennebel hinter seiner leuchtend lauten Fröhlichkeit. Sie erlebte das in der Bildkraft ihrer allsichtigen Seele und brachte es aus Furcht und Beklemmung doch nicht über sich, ihn selbst oder ihre Mutter darnach zu fragen. Sie wurde in der Einsamkeit stiller Augenblicke nur oft von einer Ratlosigkeit befallen, daß sie forschend an sich nieder sah, um zu erkennen, was mit ihr vorgegangen sei, oder sie ergriff mitten in schlafloser Nacht mit der linken die rechte Hand, legte den Kopf in ihren bloßen Arm und sagte dabei: „Peter! – Peter!!" In jener Zeit verschwand der Landrat Zwinin wegen schwerer Verfehlungen aus sittlicher Zuchtlosigkeit von seinem Posten und wenn seine heimliche Flucht auch schon vorher erfolgt war und in der Gegend besprochen wurde, so drangen die ersten Nachrichten davon erst jetzt an das Ohr des Sintlingermädchens, die sicher deswegen wieder von der Erinnerung an den Makel befallen worden ist, den die Berührung mit diesem entarteten Menschen am Tage der Straßeneinweihung ihr zugefügt hatte. Zudem dünstete nach dem Verschwinden des verlorenen Mannes, wie es gar nicht anders möglich ist, eine Wolke von Gerüchten über Personen der Umgegend auf, die im geheimen derselben Zuchtlosigkeit frönten, wie dieser Unhold. Daß der Name Jakob Brindeiseners, Peters Bruder, auch und mit Recht durchgehechelt wurde, nimmt nicht wunder, und als eines Tages nach einem bösen Auftritt die kleine Magd den Brindeisener Hof verließ, erzählte man sich, sie sei von dem dumpfen, menschenscheuen Kloben von Jakob überwältigt worden und gehe damit um, ihm deswegen das Gericht auf den Hals zu schicken.

All dieses, das nur undeutlich und weit ab um Helene braute, beschwerte doch die Luft der Ratlosigkeit, ungewisser Beklemmung und dunkler Ahnung noch, von der sie ohnedies sich umdrängt fühlte. Und als sie wieder einmal gegen die Schattenschleier rang, die ihr vor die Seele sanken, wohin sie blicken mochte, hörte sie das ängstliche Summen einer Fliege neben sich durch die Luft huschen und erschrak davon so sehr, daß sie ihre Beine weich werden fühlte und sich auf einen Stuhl setzen mußte. Es war in ihrer Stube, wo ihr das geschah. Der tiefe Abend drang als grauer Broden durch die geöffneten Fenster. Außer einigen Vögeln, die mit leisem hohen Piepen nach einem Schlafplatz in den

Lindenkronen suchten, regte sich kein Laut in der Natur. Helene sah sich um und saß dann regungslos in einer unerklärlich gierigen Furcht mit geschlossenen Augen da und lauschte, fast mit aussetzendem Herzen, ob sich das Summen wiederhole. Es blieb nicht nur still, langsam wurde die Stube, die Lindenkronen, der ganze Hof, ja sogar die Welt draußen von einem lastenden Stocken erfaßt. Und als dieses Erlöschen um sie den höchsten Grad erreicht hatte, sah sich Helene bei eingesunkenen Lidern am Morgen jenes Tages über das Feld flüchten, an dem ihr im Walde ihr Geliebter und das Augenlicht geschenkt worden war. Sie sah sich erschreckt die Lerche in der Hand halten, die tot aus der Luft gefallen war und horchte, genau wie jetzt, in die stockend gewordene Welt. In diesem Augenblicke hatte sich genau wie jetzt das angstvoll brünstige Summen einer Fliege an ihrem Ohr hingerissen. Helene erlebte das alles grell bis in jede Einzelheit und sah sich dann stolpernd weiter übers Feld jagen, bis sie mit Händen und Knien die Straßenböschung erklomm. An dieser Stelle erlosch die innere Bilderreihe. Helene öffnete die Augen und sah sich in ihrer fast nachtdunkel gewordenen Stube um. Dann stand sie vom Stuhl auf und ging in einer Art traumhafter Geführtheit quer über die Stube auf den Kleiderschrank zu. Dabei fiel ihr ein, daß Eintagsfliegen nach der Meinung der Leute ein besonders inbrünstiges Summen an sich haben. Aber nun war das Entsetzen ganz aus ihr geschwunden. Sie öffnete den Schrank, und während sie ihre Kleider der Reihe nach mit den Händen genau betastete, erinnerte sie sich noch, an jenem entscheidungsreichen Tage ein zarthellblaues, besonders weiches Musselinkleid getragen zu haben. Darauf ließ sie den Schrank offen stehen, kehrte auf den Stuhl zurück, und verfiel in ein Sinnen, das mehr tiefe Hingenommenheit war. Als sie daraus erwachte, war es ganz tiefe Nacht geworden. „Wer weiß?" sagte sie leise zu sich, trat ans Fenster und griff in den nassen, kalten Blättern einer Lindenkrone umher. „Wer weiß?" sprach sie dabei weiter leise zu sich. „Peter geht in acht Tagen wieder nach Münster. Ich will mir genau ein solch zarthellblaues, einfaches Kleid machen lassen, wie ich es damals getragen habe, als er mir im Walde das Gesicht geschenkt hat. Damit werde ich ihn beim Abschiede überraschen. Ich will mir auch die Haare genau so kämmen. Alles soll sein wie damals. Dann wird vielleicht seine Fröhlichkeit wieder heiter werden, wenn er sieht, daß ich ganz so sein will wie früher. Und alles, was dunkel geworden ist seitdem an der Welt, an meinem lieben Vater, an Peter und auch an mir, alles, alles, alles vergeht dann wieder."

Sie schloß die Augen und öffnete sie bei allem, das noch zu tun war, nicht mehr. Als sei sie wieder die Blinde, deckte sie das Bett ab, zog

sich aus, ging durch das Zimmer, die Tür zuzuriegeln und lag mit eingesunkenen Lidern, bis der Schlaf sie aus der Welt führte.

Kaum, daß am andern Morgen das Grau sich in die erste Helle aufgelöst hatte, kam Helene im kurzen Röckchen und in der Nachtjacke, leise fröstelnd von der Kühle, zur größten Überraschung an das Bett der Mutter, und nachdem sie ihr mit einem unendlich weichen Kusse einen guten Morgen gewünscht hatte, begann sie ohne irgendeine Begründung, wie es die Art der Kinder ist, von dem Anliegen zu sprechen, das sich ihr gestern abend auf so merkwürdige Art aufgedrängt hatte. Sie redete so ergriffen, so zärtlich von der Notwendigkeit, sogleich, nein heut, wenigstens, ehe die angefangne Woche zu Ende sei, ein neues Kleid zu besitzen, daß die Bäuerin, die bis jetzt liegend zugehört hatte, sich mit lächelndem Verwundern halb aufrichtete, ihr mit der freien Hand die Haare aus der Stirn strich und in gütigem Vorwurf sagte: „Ach geh, Lenlein, wegen so was läuft man doch nicht vor dem ersten Hahnenschrei aus dem Bett. Ich glaube, da hast du am Ende gar noch die Nacht nicht geschlafen." Denn wirklich, die Augen des Mädchens hatten einen übernächtigen Schimmer und liefen bei der halben Ablehnung ihrer Mutter voll Wasser. So verharrten die beiden eine Weile in wortlosem Gegenüber, die Bäuerin immer noch mit verwundertem Kopfschütteln, das Lenlein mit gesenktem Gesicht, ratlos an den Fingern zupfend. Mit eins aber riß sich das Mädchen aus der Gebücktheit auf, umarmte leidenschaftlich ihre Mutter und, den Kopf an ihre Brust gegraben, wiederholte sie unter Geschluchz die Bitte nach einem zarthellblauen, weichen Kleide, wie sie es einst besessen habe. Bei all dem liebevollen Hin und Wieder entschlüpften Helene wider Willen eine Reihe von Bemerkungen, aus denen Johanna erkannte, wer den Anstoß zu der leidenschaftlichen Aufgeregtheit und dem närrischen Plan des Lenleins gegeben habe. Doch ließ sie sich von dieser Einsicht nichts anmerken, sondern bat das Mädchen unter Liebkosungen, sich zu beruhigen. Es solle in allem seinem Willen nachgehen, und wenn ein Pferd frei sei, so könne sie ihretwegen schon diesen Vormittag zu der Schneiderin nach Bocholt fahren und alles besorgen, wie sie es wünsche. Nur eine Bedingung knüpfe sie daran, auf dieser Fahrt an eine Zusammenkunft mit Peter Brindeisener nicht zu denken, weil in den letzten Tagen soviel ärgerliche Vorkommnisse auf dem Hofe sich ereignet hätten, mit der Magd und Jakob, Streitereien und allerhand Zank, daß es auch wegen der Leute gut sei, eine gewisse Zurückhaltung zu üben. Ja, sie denke, Peter selbst müsse es peinlich sein, unter diesen Umständen ihr gegenüber zu treten. Denn es sei ihr doch auch aufgefallen, daß er seit einigen Tagen sich nicht sehen lasse.

Helene hatte, wieder an den Fingern zupfend, der Mutter aufmerksam zugehört und da sie nun schwieg, stieg sie vom Bettrand, wo sie gesessen hatte, auf, bewegte mit großen, nachdenklichen Augen und fernem Ernste zustimmend den Kopf und sagte dann leise nichts als: „Ich danke dir, Mütterlein,“ küßte ihr flüchtig den Mund und verschwand geräuschlos wie eine Erscheinung aus dem Zimmer, daß Johanna ihr lange nachschauen mußte. Aber der Arbeitstag auf dem Sintlingerhofe war schon eingeteilt, kein Gespann in den Frühstunden entbehrlich, und so mußte sich das Lenlein gedulden bis nach dem Mittag, wo die Pferde abgefüttert waren. Dann sollte sie von Gottlieb hinüber nach Bocholt kutschiert werden, Johanna hatte sich diese Begleitung Helenes ausgedacht, weil die geheime Abneigung Meixners gegen Peter Brindeisener ihr die Sicherheit vor etwas gewährleistete, was sie nicht benennen konnte.

Helene betrieb die Entwirrung der ganzen Angelegenheit mit einer sanften, unausweichlichen Hartnäckigkeit und fand an ihrem Vater, dem Sintlinger, eine fühlbare Unterstützung gegen alle Hindernisse, die die Bäuerin unauffällig herbeizuziehen wußte. Dabei trat der Heiligenbauer aus der über ihm lastenden Verdunkelung und Schweigsamkeit nicht heraus, saß horchend am Tisch, ließ seine großen schwarzen Augen langsam von der Frau zur Tochter und wieder zurückgehen, preßte die abgemagerten Hände gegeneinander und stützte dann wieder sinnend den Kopf auf. Am Ende langte er über den Tisch, faßte des Lenleins Hand und rief in ausbrechender Liebe: „Kind, liebes Kind, gut! Du fährst also um eins.“ Dabei strahlte sein verhärmtes Gesicht das erste mal nach langen Monaten so licht auf, daß des Lenleins Scheu vor ihrem unheimlich gewordenen Vater mit einem Male ganz verschwunden war. Sie sprang auf, umarmte ihn und küßte ihn auf die Augen, die Stirn, den Mund. In einem Sturm der Zärtlichkeit bat sie ihren „liebsten Vater“, „den besten auf der ganzen Welt“, um Verzeihung wegen allem, was sie ihm angetan habe, kurz, war so aufgelöst und ergriffen, daß der Heiligenbauer ganz betroffen und verwirrt wurde. Dann ging sie, schon zur Abfahrt gekleidet, mit ihm auf das Feld, und die beiden verbrachten eine unvergeßliche Stunde unter dem sonnenhohen, wolkenlosen Spätsommerhimmel in einem so von der Tiefe zusammengeströmten Einssein, wie es ihnen nur in den schönsten Augenblicken der verwunschenseligen Vergangenheit beschieden gewesen war. Helene war ganz das entrückte, hübelheilige Mädchen von früher und ließ während der ganzen Zeit ihre Hand nicht aus der seinigen.

Im Hausflur trennte sie sich von ihm und ging auf ihr Zimmer, um noch einiges vor der Abfahrt zu besorgen. Während sie die Stufen der

Treppe langsam emporstieg, fiel ihr ein, was die Mutter von den unangenehmen Vorgängen auf dem Brindeisenerhofe gesprochen hatte und daß Peter sicher unter diesen bösen Ereignissen sehr leide. Da genügte es doch nicht, bis auf den Tag der Abreise zu warten, um ihm zu helfen und seine Hoffnung und freudige Zuversicht wieder aufzurichten. Bis dahin konnte irgend etwas, vielleicht noch Dunkleres geschehen, und sie trug dann die Schuld, weil sie feig und kleinmütig, nur der Leute halber ihn mit seinem Schmerz allein gelassen hatte. Was scherte sie das Geschwätz der Menschen, wo es sich um Peters Glück und ihre Liebe handelte! Und auch die Mutter würde in Wahrheit nicht zürnen, wenn sie ein Versprechen nicht hielt, was zu halten etwas Böseres bedeutete, als es zu brechen. Also schrieb sie, auf ihrem Zimmer angekommen, einen kurzen Brief, in dem Peter ersucht wurde, nachmittags um vier Uhr halbwegs zwischen Bocholt und Hemsterhus an der Zwieselkiefer — einem in der ganzen Umgegend bekannten Baume — zufällig aus dem Walde auf die Straße zu treten. Es fahre zu dieser Zeit jemand vorüber, der mit ihm notwendig zu sprechen habe.

Diesen Brief schickte sie mit einem Kuhmädchen, der sie Achtsamkeit und Verschwiegenheit einschärfte, hinüber in den Brindeisenerhof. Dann betrieb sie tätig und befreit die Zurüstung zur Abfahrt und nahm von der Mutter noch eine Reihe von Aufträgen zu Besorgungen in Hemsterhus entgegen. Um ein Uhr fuhr sie Gottlieb in einem leichten Halbsitzer den Hügel hinunter.

(Schluß folgt)

Über Ernst Cassirer

von Hermann Bahr

Ein zusammenfassender, den ganzen Raum ausfüllender und nicht bloß den Inhalt der eigenen Zeit, sondern auch ihrer Vorbereitungen in sich tragender Mann, der nun auch noch die Kraft hätte, den gesamten Geist der Nation uns nicht bloß wie die alten Steinmetzen, etwa der des Naumburger Doms oder Tilman Riemenschneider, und die Meister des deutschen Barocks, Schlüter, Pöppelmann und Bähr, sehen oder wie die großen Musiker, Bach, Beethoven und Wagner, hören zu lassen, sondern ihn in klaren Worten auszusprechen, der also nicht bloß vor unserem Gemüte, vor dem Willen, sondern auch vor der still betrachtenden Vernunft Rechenschaft von ihm ablegt, ein solcher Mann der vollen Weite, des Ganzen, der cusanischen Coincidentia oppositorum, ist seit Goethe nicht mehr erschienen. Nietzsche war bloß das Verlangen danach, es hat ihn zersetzt, der Bogen riß; vielleicht weil ihm die liebende Geduld fehlte, die Selbstentsagung, Gegensätze still in sich nebeneinander ruhen zu lassen, oder auch nur weil er einfach ihre Spannung zuletzt nicht mehr aushielt. Aber ihm danken wir es doch, daß sich die Nachkommen allmählich wieder entsannen, was in allen großen Zeiten die deutsche Leidenschaft war: der Menschheit einen solchen zusammenfassenden, über alle Völker und über alle Zeiten ins Ewige greifenden Mann zu stellen oder doch ihn vorzubereiten, auf ihn hinzudeuten und die Sehnsucht nach ihm niemals erlöschen zu lassen. An Nietzsche wuchs ein neues Geschlecht auf, dieses uralten deutschen Verlangens wieder bewußt, das den Vätern in Vergessenheit geraten war; sie hatten ihn gar nicht einmal mehr vermißt. Uns aber, uns ist es eine solche Herzensnot geworden, den umfassenden Mann entbehren zu müssen, daß wir, freilich darin rechte Kinder einer Zeit, die sich in allem, wenn es an der Qualität fehlt, mit der Quantität zu behelfen sucht, als ob die Zahl schöpferisch wäre, uns zunächst nach einem Ersatz umsehen und versuchen, ob sich der fehlende Goethe nicht, bis die Nation ausgeruht genug sein wird, um wieder einen solchen Sammler und solchen Nenner des Menschengeistes hervorzubringen, einstweilen sozusagen durch genossenschaftlichen Betrieb supplieren läßt. Es gehört zu den wesentlichen Zügen des neuen Deutschtums, daß es, unfähig den ersehnten Führer, den erwünschten geistigen Herrscher hervorzubringen, dabei doch eine Reihe, eine Fülle von Denkern hat, in welchen sich der Erwartete schon deutlich anzukündigen, ja beinahe schon die Erwartung erfüllt scheint, von welchen eigentlich jeder virtuell jener Führer wäre, keiner aber es wirklich ist, keiner dazu kommt, von seiner inneren

Sendung vollen Gebrauch zu machen, so daß er auch dafür erkannt und anerkannt und danach wirken würde. Alles scheint an ihnen da und was sie verhindert, daß es in Kraft tritt, warum sie, bei so starker Wirkung im einzelnen, dennoch des Herrschens ohnmächtig bleiben oder doch ihre Macht sich immer nur in engen Kreisen dreht, niemals auf die Nation und schon gar nicht über die Nation hinaus strahlt, ist fragwürdig. Was etwa Troeltsch im Grunde fehlt, um dem protestantischen Deutschland der Leibniz von heute zu sein, ist kaum auszudrücken; wir wissen nur, daß er es nicht ist, und fühlen, daß er es nicht wird, und glauben auch zu fühlen, daß er es nicht werden kann, obwohl es den Anschein hat, daß er doch alles dazu hätte. Oder der tiefste Kenner, Erkenner des deutschen Wesens, mit dem feinsten Gehör für das letzte lautlose Geheimnis in den Abgründen der deutschen Seele, für das leiseste Zittern kaum noch flügger Wünsche, für die stummen Zeichen erster und schon wieder enthuschender Vorahnungen, die dann oft aber nach Jahrhunderten erst vernehmlicher wiederzukehren wagen, mit dem weitesten, der seltenen Kunst des Zusammensehens von Vergangenheit und Gegenwart in eins mächtigen Blick, der jede besondere Tat eines Deutschen gleich auf den allgemeinen deutschen Sinn zu beziehen und ebenso wieder dem Walten deutscher Urkraft bis zur fernsten Gestalt, in der sie verhaucht, zu folgen weiß, Konrad Burdach, warum bleibt er, der geradezu berufen scheint, den heutigen Deutschen ihr Herder zu werden, eigentlich doch auf die Wirksamkeit eines bloßen Gelehrten immer noch beschränkt? Es kann aber sein, daß anderen eher Kühnemann der Herder der deutschen Gegenwart, Eucken ihr Leibniz ist, und mancher sieht das Oberhaupt der Zeit in Scheler oder Foerster, wieder ein anderer in Buber oder Rathenau, in Harnack oder Meinecke, vielleicht auch in Sombart, Alfred oder Max Weber, Chamberlain, Gundolf, Simmel, die Liste würde zu lang, so viele sinds, die heute, wenn auch jeder nur in seinem Kreise, keiner für das ganze Volk, die Stelle des geistigen Herrschers einnehmen, den wir so nötig hätten. Und jeder von ihnen hat Augenblicke, wo er, wenigstens von Lesern derselben inneren Mundart, von seinen richtigen Lesern also, gar nicht mehr bloß als Ersatz, Abfindung oder Aushilfe, solange bis doch wieder einmal der Wahre kommt, sondern schon unmittelbar als dieser selbst empfunden wird, wenigstens der Funktion nach. Nur daß, auch für den richtigen Leser, dieser Augenblick wieder vorübergeht: alle die heute den zusammenfassenden Mann vorstellen, sind unfähig, sich durchaus auf ihrer Höhe zu halten, sie bleiben der umfassende Mann immer nur einige Seiten lang. Sie haben, scheints, alles dazu, sie sehen geistigen Herrschern zum Verwechseln ähnlich, sinds aber doch nicht. Man erinnere sich nur etwa, wie bei Kant oder Goethe jeder ihrer Sätze, selbst gleichgültiger oder in welchen die Kraft zu schlafen

oder doch ein wenig einzunicken scheint, noch von einer Gebärde des Befehls, eines seiner selbst gar nicht bewußten, elementaren Befehls durchdrungen ist, die, auch wer ihr den Gehorsam verweigert, noch anerkennen muß, während wir diesen bloßen Statthaltern oder Parlamentären des Zeitgeistes, zustimmend oder absagend, jedenfalls doch immer unsere Bedingungen stellen können: ihr geistiger Druck gibt nach, sie müssen mit sich handeln lassen, irgend etwas fehlt ihnen. Vielleicht liegts daran, daß sie zwar ein vollkommenes Wissen um das Wesen des geistigen Führers haben, um alles, worauf es für ihn ankommt, um seine Pflichten, seine Würde, seine Bedingungen, das Wissen wohl, nicht aber dieses Wesen selbst, jedenfalls nicht angeboren, sondern erst mühsam erworben. Vielleicht daß sie sogar zu viel um das Wesen des Umfassenden wissen, nämlich zu gut wissen, wie wenig doch auch er autochthon ist, wie wenig auch er aus sich selbst hat, wie doch auch er immer nur ein Spiegel bleibt, freilich „schaffender" Spiegel (diesen in den Paralipomenen zum „Faust" so geheimnisvoll emportauchenden Begriff hat Goethe von Leibniz), und daß dies an ihrer Schwäche schuld ist, die wir ihnen ja bloß anzumerken brauchen, und schon sind wir sie los. Vielleicht aber auch, daß es ihnen bloß an dem eigenen inneren Entschluß fehlt, der zu jeder solchen Produktivität gehört: alle Produktivität höchster Art ist immer ein Gewaltakt des Willens, gewissermaßen zugleich geistige Notdurft, aber auch geistige Notzucht. Wie dem auch immer sei, das Phänomen des allumfassenden Mannes entbehren wir, der eine fehlt, sein Geschäft ist an eine Firma von vielen Teilhabern gelangt. Es geht anderen Völkern nicht besser: mit Dostojewski scheint das alte Geschlecht der Umfassenden ausgestorben.

Wenn Burdach alle an Intuition, Gefühl für die Atmosphäre von Menschen und Zeiten, Übersicht der Epochen, Einsicht in ihren unterirdischen Zusammenhang und Eignung zu der von Goethe geforderten Behandlung der „Wissenschaft als Kunst" überragt, Troeltsch durch die Beweglichkeit, Empfindlichkeit, Empfänglichkeit seines überall angeregt anregenden, bewegenden, alles einsaugenden, aufsaugenden, dann aber gleich wieder an sich säugenden, immer trächtigen Geistes, in dem Einatmen und Ausatmen, Systole und Diastole so glücklich abwechseln, hervortritt, Scheler vom geistigen Führer vor allem das hohe Bewußtsein seiner Sendung, aber auch der ihm damit aufgebürdeten Verantwortung, den demütigen Ernst des Auserwählten, fast die Strenge des Priesters hat, ist es die gelassen alle Vielfalt einende, jedem Unmaß wehrende, Ordnung gebietende, klare, helle, stille Verstandeskraft, im Auftrennen so stark wie dann wieder im Verbinden, dem Kleinsten bereit, vor Großem in Ehrfurcht unverzagt, ist es der feste Griff, ist es die behutsam auswählende, einfügende, anpassende, abschließende, zusammensetzende, ruhig meisternde Hand, was

Ernst Cassirer auszeichnet. Für ihn beginnt freilich, scheints, der Geist erst in dem Augenblick, wo der Mensch sich vermißt, des Glaubens entraten zu können, und nicht fester auf eigenen Füßen zu stehen meint, als wenn er sich dazu vor allem einmal auf den eigenen Kopf stellt. Diese Stellung auf den eigenen Kopf betrachtet Cassirer, sie, mit allen ihren Vorübungen, Turnkünsten und Schwindelanfällen, ist sein Thema, mit dem Cusano fängt denn auch sein Hauptwerk an, der sich freilich in sie stets nur zur Abwechslung begab, um das Blut besser umlaufen zu lassen, dann aber aufatmend wieder in die gottverordnete Haltung zurückzukehren. Der Raum, in dem Cassirer bisher verweilt, ist ein Segment, Burdach und Troeltsch kreisen weiter, ihnen merkt man immer das Gefühl an, daß alles deutsche Denken im Augustinischen, ja im Platonischen ruht. Aber wenn er sich beschränkt, diesen engeren Raum kennt er dafür auch von Grund aus, den beherrscht er und nicht die leiseste Regung, kein noch so geheimes erstes Vorzeichen, kein noch so verwandelter letzter Abglanz oder Nachhall entgeht ihm da, ja gerade dies ist es, wodurch er zuweilen so tröstend, geisterhebend und herzstärkend Sinn und Gemüt ergreift, daß er uns erkennen läßt, wie doch in der Geistesgeschichte selbst die kleinste Bemühung niemals vergeblich bleibt, wie selbst ein redlicher Irrtum oft noch der Wahrheit dient, wie nichts in der Geistesgeschichte ganz verloren geht! Scheint in ihr doch zuweilen ein langes reiches Leben, so heftig ringend, am Ende wirklich nur dazu da, daß es der Menschheit ein Stichwort bringt, auf das sogleich der Nächste, schon längst ungeduldig im Dunkel wartend, rasch hervortritt: nun sagt dieser seinen Spruch auf, greift aber auch wieder nicht gleich, ein Dritter muß erst noch her, jetzt hört mans, aber falsch, doch gerade das Mißverständnis wird zuweilen wieder selber produktiv und gerade, was Goethe einmal die „zudringliche Einseitigkeit" nennt, gerade das ists, gerade die Verzerrung, Entstellung, Übertreibung ists zuweilen, wodurch ein ungestümer Einzelner oft eine längst dargebotene, doch in ihrer Bescheidenheit unerkannte Wahrheit erst zur Geltung bringt, fast als ob die Menschen die Wahrheit nicht ertragen könnten, bevor sie mit etwas Irrtum legiert wird. Diese fortwährende Bewegung des Geistes, die bald einem aus sich selber anwachsenden Wogen gleicht, bald wieder eher etwas von auffliegenden, zerstiebenden und plötzlich weitab niederzündenden Funken hat, im Flusse selbst, im Fluge selbst zu erhaschen, zu erfassen, festzunehmen, festzuhalten, und ihr aber dabei doch den Fluß, den Flug nicht zu nehmen, sie noch immer fließen, noch immer fliegen zu lassen, so daß wir am einzelnen Tropfen, am einzelnen Funken noch das hohe Meer, das ewige Feuer fühlen, hat Cassirer eine phantasievolle Verstandeskraft, in der sich zur Akribie der Detailisten ein staunenswert synthetischer Blick gesellt. Den Einzelnen, das Einzelne sieht er sehr scharf, doch niemals einzeln, sondern

immer im Ganzen, immer vom Ganzen aus und immer bezogen auf einen anderen, auf ein andres, welche Beziehung jeden und jedes doch erst zu dem Einen, Einzigen, Einmaligen macht, das sie sind, wie ja der ganze Satz erst, in dem es steht, einem vieldeutigen Worte den untrüglichen Sinn gibt, den es gerade hier hat. Jedem einzelnen Gedanken hören wir so seinen Denker, jedem Denker den allgemeinen Geist an, der sich dieses besonderen Werkzeugs bedient. Der Gedanke selbst, der Denker selbst würden sich vielleicht darüber wundern, sie könnten sich kaum wiedererkennen. Ihm aber kommt es gar nicht auf die Meinung oder den Willen des einzelnen Gedankens und des einzelnen Denkers an, sondern was sie selber gar nicht wissen, gibt sich ihm durch sie kund: der Wille der geistigen Entwicklung. Gibt er sich ihm kund? Oder wird er vielleicht doch nur von ihm unterlegt? Doch dies fragt man zunächst gar nicht, sondern folgt ihm willig: so fest ist hier überall eins ins andre verknüpft, so dicht das (mit Leibniz zu sprechen) „Verhängnis", die güldene Kette dieses Jupiters so stark, nichts kann aus, nichts kann los, und so der Leser schließlich auch nicht, der sich selber bald auch mit in den Filz einverfitzt sieht, wo jedes immer ebenso Folge wie selber auch wieder Anlaß ist, alles Wirkung ist, aber schon auch wieder gleich zur Ursache wird, keins für sich steht, keinen Augenblick, sondern eben am andren stellt sich jedes selbst erst her, eben im Ganzen, dadurch allein daß es fortsetzt, aber auch selbst sogleich schon wieder fortgesetzt wird, kommt jedes erst zu sich, es hat nicht bloß Zusammenhang, sondern nichts als Zusammenhang ist es, scheints fast, es tritt nicht bloß in Beziehung, sondern es scheint, daß es durch Beziehung sich selbst erst erhält, in jedem Sinn: sich von der Beziehung empfängt und sich nur an der Beziehung bewahrt, bis man sich am Ende versucht fühlt, dreist zu sagen, die Beziehung macht es erst aus, durch die Beziehung allein entsteht es und nur an ihr, nur in ihr besteht es, es entsteht eigentlich also jetzt erst, in dieser Darstellung erst, und es besteht jetzt erst, für uns, für den Betrachter – Geistesgeschichte wird hier nicht erzählt, sondern sie geschieht erst hier. So wenig in mir der einzelne Gedanke selber weiß, was er ist, weil er dazu doch nur im Zusammenhange meines ganzen Denkens von mir erst sozusagen ernannt werden muß, gerade so läßt uns Cassirer jeden dieser Denker, vom Cusanus zu Kant, von Luther und Leibniz bis auf Schelling und Hegel, nicht bloß reiner sehen, läßt uns nicht bloß mehr von ihm sehen, als irgendeiner unter ihnen je selbst von sich gesehen hat, sondern er läßt ihn im gewissen Sinn überhaupt zum erstenmal sehen (worauf man freilich entgegnen könnte, mit demselben Rechte, daß er sie vielmehr verschwinden und für sie, bloß dem Scheine nach: durch sie, nur sich selber sehen läßt; aber wer will entscheiden, ob Shakespeare den König Richard erst erschaffen oder aber ihn dadurch beseitigt hat und welcher von beiden, der

künstlerische oder der geschichtliche, der wahre Richard ist, und schließlich auch noch, wo denn der geschichtliche zu finden ist? Man müßte sich da ja zuvor verständigt haben, was Wahrheit ist). Wie, was er bläst oder geigt, doch der Bläser oder Geiger beim Blasen und Geigen selbst nicht weiß, wenn er nur sein Blatt und noch nicht die Partitur kennt, so konnte Kant seine Kritik der Vernunft nicht erkennen, denn dazu gehört, daß man auch noch ihre Wirkungen kennt. Niemals kennt der Täter seine Tat, weil er ja nicht wissen kann, was sie noch alles dereinst verschulden wird. Und was wir auch sinnen und wie wir uns auch mühen mögen, keiner von uns erfährt bis zum jüngsten Tag, was er ist und was er tut. Ich weiß ja noch nicht, was aus mir folgt. Ich weiß nicht, wer mir antworten noch was verhallen wird. Ich weiß von meiner Saat nichts, weder was aufgeht noch was eindorrt. Es kann sein, daß mein Österreich wird, so bin ich ein Seher; oder es bleibt unvollbracht und ich war ein Narr. Nichts weiß ich von mir: denn alles hängt davon ab, ob ich die Partitur erraten habe.

Darin besteht im Grunde Cassirers Behandlung der Geistesgeschichte: er instrumentiert sie. Sein „Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit" und jetzt wieder „Freiheit und Form" (jenes 1911, dieses 1916, beide ebenso wie sein „Substanzbegriff und Funktionsbegriff" bei Bruno Cassirer in Berlin erschienen) sind Partituren. Und von welcher Klarheit bei solchem Reichtum! Von welcher Ordnung solcher Fülle! Von reinster Zeichnung, mit sicherer Hand leicht der lautersten Farbigkeit still gebietend! Und dabei welche Verwegenheit gar: in beiden Partituren ists der Chorgesang derselben Zeit, der aber denselben Stimmen nun das eine Mal zum Chorgesang der neuen Wahrheit, das andere Mal zum Chorgesang der deutschen Freiheit wird! Und welche Kühnheit, welche Vermessenheit, sich gelassen an die Partitur zu wagen, während doch der Chor noch lange nicht ausgesungen hat! Wenn eine neue Stimme, die nächste, morgen einsetzt, wird da nicht alles Verhältnis gestört? Stimmt denn irgendein Satz noch, wenn, was bisher drei Sätze hatte, auf einmal noch einen vierten hat oder das Finale gar zur Mitte wird? Ist dann nicht der Atem falsch verteilt, jedes Maß verfehlt, die Bedeutung hier übertrieben, dort unterbunden? Wird er nicht alles uminstrumentieren müssen? Aber wird es sich uminstrumentieren lassen? Oder ist er so gewiß, daß wir ausgesungen haben? Seine Behandlung der Geistesgeschichte ist vielleicht die einzige, die wir noch ertragen. Es ist die einzige, die uns nicht bloß einen Katalog, die uns Geschichte, lebendige Geschichte bringt. Es ist die einzige, die für uns heute noch möglich ist. Aber es ist eine, die vielleicht in der Zeit überhaupt nicht möglich ist! Erst müßten die Zeiten erfüllt und das Denken

auf Erden müßte verstummt sein, dann könnte jedem Denker erst und in jedem Denker auch wieder jedem seiner Gedanken erst der rechte Platz gewiesen werden. Was wissen wir denn, an wievielen Gedanken Kants wir heute noch in seinen Büchern vorüber, wieviele wir falsch, wieviele wir hinein lesen? Wir fangen eben erst kaum wieder zu wissen an, von wie wenigen, auch unter denen, die ihn kannten, fast ein halbes Jahrtausend lang der heilige Thomas erkannt worden ist. Wenn aber morgen ein großer Denker starken Willens erscheint, wieder einmal ein baumeisterlicher Mann, und macht das Jahrhundert thomistisch? Oder umgekehrt, ein betörender Zweifler, einer von den so wohlschmeckenden, so süß umstrickenden Sophisten bekehrte, verkehrte die Zeit so, daß ihr schließlich auch Kant noch zu dogmatisch wäre, selbst der Funktionsbegriff zum bloßen „Wortkram" würde? Oder auch nur ein neuer Ostwald träte vor, doch diesmal mit Geniekraft? Wird nicht der nächste Denker, er sei nun, was er auch sei, wieder die ganze Vergangenheit, indem er auf sie zurückstrahlt, von sich aus umformen und eine ganz andere Zukunft, als wir uns zu verheißen genötigt sind, bereiten? Muß nicht da der ganze Chor, sobald er einsetzt, gleich die Tonart wechseln, da doch seine Stimme die der Vorzeit bald verstärken, bald bedrängen wird, so daß hier ein fast erloschenes Motiv wieder aufflammt, dort ein überlautes scheu verstummt? Wird da nicht die thematische Führung überall bedroht? Ist nicht auf einmal die ganze Fuge damit aus den Fugen? Gerade die Methode Cassirers dringt jedem geschichtlichen Augenblick eine also fortwährende Revision ihrer eigenen Ergebnisse auf, gerade weil sie ja jenes Verhängnis darstellt, gerade weil sie den vollkommenen Zusammenhang will, der doch aber — und nicht bloß er selbst im Ganzen, sondern dadurch auch jedes seiner einzelnen Glieder für sich — sogleich ein anderer ist, sooft wieder etwas angehängt und also ja nicht bloß ins Ganze, sondern, es geheimnisvoll bis an den Uranfang zurück durchwirkend, auch in jedes einzelne der in ewigem Leben sich unablässig fortverwandelnden Glieder eingehängt wird, gerade weil sie strebt, eine „Summe" zu geben, zu der doch also jede neue Zahl erst wieder addiert werden muß. Ja man kann sagen: auch das Werk Cassirers ist doch selbst schon wieder eine solche neue Zahl, die nun der Summe, die es zieht, erst selber noch addiert werden müßte, und es selbst stört schon seinen eigenen, von ihm eben erst verkeilten Zusammenhang wieder, der nun erst wieder aufgetrennt werden muß, um jetzt auch es noch einzulassen. Es wäre denn, daß sein Werk gar nicht das seine, sondern ihm bloß diktiert ist, daß nicht er dem Chore gebietet, noch der Chor sich selber, daß alle die Gedanken aller der Denker niemals eigenmächtig noch eigenwillig, ja nicht einmal auch nur das Denken aus sich mitbestimmende, mitentscheidende Täter, sondern bloß ausführende,

einen Auftrag verrichtende Vollstrecker des Geistes wären, eines unbekannt lenkenden, sich durch sie, die nichts davon zu wissen brauchen, darstellenden Geistes! Der Bläser weiß nicht, was er bläst, er hat das aber auch gar nicht not, er bläst dennoch richtig, und auch ohne die Partitur zu kennen, aus der er, ihrem Sinne nach, in voller Bedeutung erst erkennen könnte, was er bläst, trifft er dennoch, was er zu blasen hat, er bläst getrost und triffts genau, weil er es einfach nach seinem Blatte, wie's da vorgezeichnet steht, gehorsam abbläst. Aber dann, um im Bilde zu bleiben, wäre Cassirer ja nicht der Komponist jenes Chorgesangs, noch auch nur sein Dirigent (so, wenn ich recht vermute, fühlt er sich), sondern dann ist sein Auftrag bloß, nach dem Gehör die Partitur aufzuschreiben, und wenn es ihm geschehen mag, daß er sich auch einmal dabei verhört, so hat ihm dafür vor keiner Zukunft mehr bange zu sein. Fällt jede Stimme frei in den Chorgesang der Menschheit ein, der es ja dann aber immer erst hernach würde, dadurch nämlich erst, daß zu Zeiten immer wieder einer auftritt, der unter den Stimmen der Vergangenheit auswählt, so lange bis sich an ihnen sein eigenes inneres Thema (ob er es ihnen nun bewußt aufzwingt oder aber seine Gewaltsamkeit gar nicht merkt, sich selbst täuscht und wirklich meint, es von ihnen zu hören) durchführen läßt, dann ist dieser Chorgesang durch jeden neuen Einsatz einer frischen Stimme bedroht, die, wieder nur ihrer eigenen Lust gehorchend, die kunstvolle Fuge sprengt.

Cassirers Behandlung der Geistesgeschichte stammt von Herder und Goethe. In den Gesprächen ihres Straßburger Verkehrs mag da der eine sie halb dem anderen gegeben und halb auch wieder ihm aus dem Munde genommen haben. Nirgends ist sie reiner ausgesprochen als in jenen „Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten", wo Zeiten, Völker, ja zuletzt die ganze Menschheit als ein einziger fortdenkender Mensch erscheinen. Es kann nun aber sein, daß, was dieser eine Mensch in jeder Epoche denkt und wie er das in der nächsten wieder weiter denkt, umdenkt und überdenkt, daß dies dem freien Denken der Einzelnen unterliegt, die zwar eine Erbschaft antreten, aber sie nach Willkür verwalten können, daß also das Denken der ganzen Menschheit, wenn auch im Zusammenhange, doch von jedem einzelnen Denker in Freiheit mitbestimmt wird und daß es an jedem Punkte stets von dem nächsten neuen Denker abhängt, der es nach Willkür wenden kann. Oder aber es könnte doch auch sein, daß dieser eine Mensch, der in den Einzelnen gleichsam nur dekliniert zu werden scheint, gewissermaßen einen einzigen Gedanken auszudenken, durchzudenken und bis ans Ende zu denken hat, daß ihm dieser Gedanke schon von Anfang an mitgegeben, daß alles menschliche Denken unabänderlich vorbestimmt ist. Die Menschheit wäre

zwar produktiv, den Geist hervorbringend, aber auf Geheiß, dem Künstler gleich, der auch schafft, aber genötigt dazu (des Künstlers Kraft bringt etwas hervor, ja: hervor; das heißt, sie bringt es zum Vorschein, es war versteckt, sie bringt es heraus, sie holt es hervor, sie bringt es an den Tag, etwas, das immer schon da war, längst vor ihr schon da war, auch ohne sie schon da war, nur freilich unbemerkt). Und alle Denker hätten dann von sich zu sagen wie William Blake: Ich bin bloß der Sekretär, der Autor ist in der Ewigkeit! Und alle Geistesgeschichte wäre dann ein solches ungeheures Sekretariat Gottes. Für Goethe war sies, er bekannte sich frei zur „Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist", er sieht im Menschen, gar wenn es einer ist, der dem Zeitalter ein noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich und wohltätig fortwirkendes Gepräge aufdrückt, immer das „Werkzeug einer höheren Weltregierung, ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses". Er muß das, seit ihn ein Gespräch über den Kammerbühl zu seiner Verwunderung belehrt hat, daß sich mit Argumenten nichts beweisen, nichts entscheiden läßt, daß Gründe dazu nicht genügen und daß, damit wir aus Gründen schließen, immer erst noch etwas hinzukommen muß, nämlich unser eigener Entschluß. Er glaubte seitdem „einzusehen, daß es mehr Impuls als Nötigung sei, die uns bestimmt, auf eine oder die andere Seite hinzutreten" (Goethes Naturwissenschaftliche Schriften. 10. Bd., S. 172 u. 173). Ganz wie Hebbel in seinen Tagebüchern einmal bekennt: „Die einzige Wahrheit, die das Leben mich gelehrt hat, ist die, daß der Mensch über nichts zu einer unveränderlichen Überzeugung kommt und daß alle seine Urteile nichts als Entschlüsse sind, Entschlüsse, die Sache so oder so anzusehen" (Hebbels Tagebücher. Berlin, Grote 1887. 2. Bd., S. 183). Weil er sich nun aber innerlich genötigt fand, auf Wahrheit, auf Gewißheit dennoch nicht verzichten zu können, weil er unfähig war, sich der eigenen Willkür, der eigenen Laune preiszugeben, weil er zwar an allen menschlichen Kräften und Mitteln irre werden konnte, nicht aber daran, daß der Mensch sich dennoch durchzufinden weiß, dennoch die Wahrheit auszufinden vermag, hat Goethe dieses Dilemma zwischen seiner zweifelnden Erkenntnis und seinem unbedingten Entschlusse, nicht zu verzweifeln, dadurch gelöst, daß er eben in jenem „Impuls" das Walten einer höheren Macht, ein „unverhofftes Geschenk von oben", das Gebot des ewigen Lenkers, erkennen und sich ihm ruhig anvertrauen zu dürfen im Innersten gewiß blieb. Um sich eine Möglichkeit zur Wahrheit retten zu können, hat er zum Glauben flüchten müssen, zu demselben Glauben, aus dem allein doch auch Cassirers Darstellung ihre ganze Kraft zieht, auf dem

sie beruht, durch den allein, und nur so lange wir ihn bekennen, sie Sinn hat und — gegen den sie sich aber doch entschieden verwahren, ja den sie wohl als ihre Perversion empfinden würde. Sie will sich selbst sozusagen nicht Wort haben, sie läßt uns vor dem Dilemma stehen. Und da steht unsere ganze Zeit und weiß nicht aus noch ein, da sie doch, statt erkennend zu zaudern, nur handelnd zuzugreifen hätte! Keinen erregt es tiefer, keiner faßt es mit solcher Bangigkeit ahnungsvoller an als Ernst Troeltsch. Der weiß, daß hier der Weg zu den Müttern geht. Er hat es schon in seiner Kaiserrede „Über Maßstäbe zur Beurteilung historischer Dinge" (gehalten in der Aula zu Berlin am 27. Januar 1916) gestellt. Da fragt er: „Muß angesichts des Charakters der empirisch-historischen Forschung nicht doch der ganze Gedanke geschichts-philosophischer und ethischer Maßstäbe aufgegeben werden?" Und keinen Augenblick zaudert er sogleich zu beteuern: „Darauf wird ein energischer Lebenswille, der sich nicht zerdenken läßt, und um seiner selbst willen auf Sinn und Ziel des Werdens nicht verzichten kann, in engem Bunde mit der ethischen Überzeugung, daß es eine mit dem moralischen Bewußtsein selbst gesetzte Pflicht sei, an Sinn und Ziel zu glauben und ihren Inhalt stets von neuem zu suchen, ein nachdrückliches Nein antworten. Dieses Nein kann sich überdies wissenschaftlich darauf stützen, daß alle Versuche einer fingerfertigen Entwicklungsdialektik, die in der Geschichte spontan und kraft innerer Selbstgewißheit auftauchenden Ideale in bloß psychologisch herleitbare Illusionen, Produkte oder Reflexe aufzulösen, bei jedem wirklichen konkreten Erklären und Ableiten versagen. Die Erzeugung immer neuer, aus selbständiger und autonomer Vernunftregion stammender Normen und Ideale, die zwar überall vom Gegebenen ausgehen, aber es zugleich aus einer geheimen Produktionskraft des Geistes heraus verwandeln und berichtigen, ist eine zweifellose Grundtatsache des Geistes." Jetzt kommt er in einem Aufsatz über „Plenges Ideen von 1914" und ihre „makroskopische Methode" (in Brauns „Annalen für Soziale Politik und Gesetzgebung". 5. Bd. 3. Heft. 1917) darauf zurück, indem er einwendet, daß wir doch, wenn alles sich, wie diese Methode voraussetzt, naturgesetzlich notwendig entwickelt, im Grunde nichts mehr zu „sollen" hätten. Alles Sollen wendet sich an unseren Willen, dessen Zustimmung oder Widerspruch aber höchst gleichgültig, ja sinnlos wird, wenn ja doch nichts geschieht, als was geschehen muß. Ist die Zukunft ein notwendiges Ergebnis der Gegenwart, das aus dieser so sicher vorausgesagt werden kann, wie sich die Gegenwart selbst, für Plenge, notwendig aus der Vergangenheit ergab, so versteht man das Pathos nicht, mit dem er die Nation an ihre Pflichten mahnt, noch seine Angst, sie könnte den großen Augenblick versäumen. Troeltsch hat ganz recht, wenn er den „Glaubenscharakter"

der Deduktionen Plenges betont, der sie „aus einer wissenschaftlichen Abhandlung zu einer geist- und charaktervollen Prophetie" macht. In der Tat: „der leidenschaftliche Appell an die Erfassung der Lage und an das Aufgebot der richtigen ethischen Gesinnung hat doch wieder nur dann einen Sinn, wenn es sich um einen jetzt zu entscheidenden Glaubensakt handelt, der aus der Geschichte erhellt und substanziiert, aber aus ihr nicht begründet und notwendig gemacht werden kann." Aber gerade darin, daß es ihn so drängt, seinen „Glaubensakt" nun erst auch noch aus der Geschichte darzutun, an der Geschichte nachzuweisen, ist mir Plenge recht ein Kind unserer Zeit, wie denn auch ich selbst etwa nicht sagen könnte, ob ich mein Österreich aus der Erkenntnis seiner Geschichte will oder ob es erst mein Wille war, aus dem ich Österreich erkannt und mir meines geformt habe. Haben wir denn aber nur die Wahl entweder unserer Einsicht ins Gesetz zu gehorchen, oder unseren Willen selbst zum gestaltenden Gesetze zu machen? Kann es nicht auch sein, daß das Gesetz, von dem ich die Geschichte bestimmt, beherrscht erkenne, wie das Gebot, das mein Wille hinwieder der Geschichte aufzunötigen drängt, daß sie beide derselben unbekannten höheren Macht gehorsam zu dienen hätten? Kann es nicht sein, daß am Ende gar nicht ich es bin, der in mir erkennt oder will, sondern mir, und jedem anderen auch, Erkenntnis wie Wille zugeteilt und angewiesen wird von oben, von demselben Lenker des Erkennenden wie des Erkannten, von ihm, der in uns allen durch uns an uns sich selbst vollstreckt? Was, nebenbei, doch auch die Grundfrage der Demokratie ist, die dann erst Statt und Stand hat und hält, wofern wir annehmen, daß im Willen der Einzelnen der Wille Gottes schlägt und darum alle Stimmen der Menschen gehört werden müssen, damit Gottes Stimme daraus erhört werden möge. So drängt unsere Zeit uns überall, was immer wir beginnen, worauf wir uns auch richten, wohin wir immer uns auch wenden, unerbittlich zum Glauben hin, der aber dann freilich, um nicht selbst sogleich wieder in die Willkür des Subjektiven oder in die Sinnlosigkeit des Mechanischen, wovor er uns doch aber erretten soll, zurückzusinken, wieder zur Kirche drängt, zur Sicherheit der Offenbarung. In jener Kaiserrede hat Troeltsch gesagt: „Das eigentliche Wagnis alles nicht bloß formalen Denkens besteht darin, daß wir einen aufblitzenden Vernunftgedanken als Ausfluß der göttlichen Lebendigkeit zu betrachten, zu erfassen und durchzuführen wagen" (S. 43). Aber wird unsere Zeit dieses Wagnis wieder wagen? Und woher nimmt sie den Mut? Woher nähme sie gar die Kraft, das ungeheure Wagnis zu wagen? Sie müßte dazu vor allem doch erst einmal aus der neuen Wahrheit heraus, über die neue Wahrheit hinaus?!

Die Frage des Pilatus ist noch von jeder Epoche wieder gestellt worden

und noch keine hat sich bei welcher Antwort immer beschwichtigen lassen. Aber immerhin war man in der Frage selbst eins, alle die nach der Wahrheit fragten, meinten dasselbe damit, Jahrhunderte lang. Jetzt aber ist auch von dieser Meinung nichts übrig, man ist auch an der Absicht auf Wahrheit irre geworden, der Wahrheit ist nur der Name geblieben. Die Veränderung begann, seit man an einem anderen Ort nach ihr zu suchen unternahm, wo man sie nie gesucht hätte, nämlich im Menschen selbst, als ob dies ihr Standort wäre. Da fand sich viel vor, überraschend viel und von einer überraschenden, tief beglückenden Art, es wurden Entdeckungen der höchsten Schönheit gemacht, deren sich zu rühmen die Menschheit allen Grund hatte und denen sie dann in der ersten Freude den teuersten Namen gab, zunächst gar nicht gewahrend, daß er damit einen ungewohnten Sinn bekam. Wahrheit, was immer sie darunter verstand, war ihr sonst stets die Gewißheit gewesen, die der Mensch zwar nicht hat, aber doch berühren, der er sich erkennend nähern zu können fest vertraut, wenn auch vielleicht in Ahnungen bloß, im Bilde bloß, durch Zeichen bloß, die sie ihm gibt, von draußen, von drüben, denn daß sie draußen ist, drüben ist, von ihm geschieden ist, wenn auch ihm erreichbar, sei es daß er sich zumißt, sich ihrer zu bemächtigen, sei es daß er ihr zumißt, sich ihm zu verkündigen, und daß sie für sich ist, etwas ist, was gar nicht erst den Menschen braucht, etwas ist, was auch schon vor der Erscheinung des Menschen war und auch noch nach dem Verschwinden des Menschen sein wird, etwas, das aus eigener Macht ist und in der Fülle dieser Macht auch ohne den Menschen wäre, selbst wenn es keinen Menschen gäbe, der es ahnend sucht, getrost danach verlangt oder bange daran verzweifelt, dies liegt vom Anbeginn schon gleich im ersten Begriff, den der Mensch von der Wahrheit faßt. Beim ersten Blick, den der Mensch, erwachend, sich besinnend, in sich und auf die Welt tut, scheint zunächst, was er wahrnimmt, gleich unmittelbar die Wahrheit selbst: draußen ist sie und kommt auf ihn zu und tritt in ihn ein, er zweifelt nicht, daß er sie selbst so wie sie ist mit seinen Sinnen ergreift, daß der Baum, den er sieht, einfach in ihn „hinüberwandert" (Kant Prolog § 9). Es dauert lange, bis dieses unschuldige Vertrauen wankt und sich der erste Verdacht regt, nicht der Baum selbst, sondern bloß ein Zeichen von ihm sei es, was er erblickt, ein Zeichen, das der Baum ihm gibt, sein Auge vernimmt und ihm überbringt, und es dauert noch länger, bis er auch seinen eigenen Sinnen mißtrauen lernt und die „Subjektivität der sinnlichen Qualitäten" entdeckt. Aber gerade daran kommt er nun erst zu sich selbst, gerade dadurch scheiden sich er und die Welt für ihn erst voneinander, „der Eindruck des Objekts und dieses Objekt selbst treten auseinander" (Cassirer, „Substanzbegriff und Funktionsbegriff", S. 402) und damit tritt der Mensch aus der Welt in sich, das Paradies ist verloren.

In sich selbst ausgesetzt, wird er zum erstenmal ungewiß, denn an seine Sinne sieht er sich gewiesen und bald verrät sich, daß sie trügen: „die Unsicherheit der Sinne wird anerkannt" (Goethe, Naturwissenschaftliche Schriften", Bd. 3, S. 111). Jetzt erkennt er, daß er durch sie nichts unmittelbar, sondern alles bloß in einem Spiegel sieht, und ihn schaudert, denn jetzt erkennt er auch, daß es kein reiner Spiegel ist. Dieser Spiegel empfängt ja nicht bloß und liefert nicht bloß ab, sondern was er empfängt, das schafft er, bevor er es übergibt, noch selbst erst um, er spiegelt nicht rein, er spiegelt in das Bild erst auch noch sich selbst hinein. So wird der Mensch nicht bloß der „Unsicherheit" der Sinne, sondern auch ihrer „Selbsttätigkeit" (Goethe, ebenda, Bd. 3, S. 114), ihrer eigenen Gegenwirkung, ihrer widersprechenden Antwort auf die Nachricht von draußen gewahr. Und wenn er, dem auf einmal die Welt verrammelt ist, jetzt in sein Inneres flieht, von den Sinnen weg zu seiner Vernunft, auch sie kann ihn nicht retten, denn auch von ihr erfährt er doch wieder nur sich, nicht aber was er erfahren will: die Wahrheit. Denn gerade jetzt faßt er den Begriff der Wahrheit erst, der in dem Augenblick gerade wo der Mensch den ersten Argwohn gegen seine Sinne hat, recht eigentlich erst entsteht. Eben in diesem Gefühl der Unsicherheit, das ihm fortan das Zeugnis der Sinne verdächtig macht, eben in dieser Ungewißheit, vor der er so tief erschrickt, steckt doch auch eine Gewißheit wieder, steckt doch schon die Zuversicht, daß ihren unzuverlässigen Meldungen dennoch irgendein Verlaß unterliegt, daß hinter ihren Entstellungen etwas ist, eben das was von ihnen entstellt wird, daß auch das falsche Zeugnis, das sie geben, gerade doch irgend etwas Echtes bezeugt. Der Verdacht gilt nur den Sinnen, gilt der Reinheit ihrer Meldung, gilt ihren eigenen Zusätzen, Zutaten zur Meldung, bestärkt aber nur gerade den unerschütterlichen eingeborenen Glauben des Menschen an irgend etwas, das außer ihm an sich vorhanden ist, noch und dies ist es, was er die Wahrheit nennt: das eben was er in sich nirgends finden kann, ja nicht einmal suchen in sich, weil es doch auch schon vor ihm gewesen und auch noch nach ihm sein soll, dieses Unvergängliche, Standhafte, Stichfeste, Sturmhältige, Beharrende, das schlechthin seiner selbst in sich Gewisse, das nicht mehr durch ihn Bedingte, das ihn Überdauernde, das eine, das sich bewährt, meint er mit der Wahrheit. Ob er sie jemals erreichen kann, er in seine Höhle gebannt, mit dem ängstlich erstaunten Blick auf den unaufhaltsamen Zug der Schatten, daran mag er zweifeln, mag er verzweifeln, niemals aber daran, daß Wahrheit ist, daß etwas ist, was diese Schatten an seine Höhlenwand wirft, daß etwas ist, was sich in ihm abspiegelt. „Es wohnt uns die unerschütterliche Überzeugung inne ... vom Vorhandensein gewisser Dinge außerhalb des Vorstellungssystems,"

hat selbst du Bois-Reymond eingestanden, dem doch der Mensch, „im Gehäuse unserer Wahrnehmungen eingeschlossen und für das, was außerhalb ist, wie blindgeboren," unfähig schien, auch nur „einen Schimmer davon" zu haben. Aber freilich, jene Gewißheit, daß Wahrheit ist, was hilft sie mir in ihrer Unerschütterlichkeit, wenn ich unfähig bin, sie zu berühren? Was kann ich von einer Wahrheit haben, die nicht für mich zu haben ist? Solcher Skepsis öffnet sich ein Ausweg. Der Baum wandert nicht hinüber in mich, er schickt mir auch kein Bild von sich, es ist nicht einmal sein Schatten, er gibt mir nur ein Zeichen, das ich aber nicht einmal deuten kann, oder doch bloß auf mich zurück, nicht auf ihn. Wenn ich an der Wahrheit also verzagen muß, was bleibt mir? Wenn ich nicht aus meiner Höhle kann, was soll ich? Mir bleibt nur, den Schatten an der Höhlenwand zu betrachten. Und wer nur erst die Kraft oder die Schwäche zu solcher Resignation hat, dem lohnt sie's, den tröstet sie. Denn er gewahrt, daß er doch nicht ein bloßer Zuschauer ist, sondern schon auch mitspielen darf, mitwirken und einwirken, ja daß er gleich in den Schatten selbst schon mitgewirkt, auf ihren stillen Zug an der Höhlenwand schon eingewirkt hat, daß es, wenn er sie erblickt, schon gar keine reinen Schatten mehr sind, sondern eben von seinem Blick schon durchwirkt. Gerade die Wahrnehmung, daß an jeder Erscheinung der Mensch selbst mit seinen Sinnen schon beteiligt ist, diese Wahrnehmung, erst als „Unsicherheit der Sinne" empfunden und ihn dadurch so tief erschreckend, wird ihm dann allmählich zur Ermutigung, gar wenn er nun auch noch bemerkt, daß sich in diese „Selbsttätigkeit" seiner Sinne von Anfang an gleich immer auch seine denkende Kraft mischt. In jeder Perzeption steckt ja schon eine Konzeption, alle Physik ist selbst schon Metaphysik, alles Faktische selbst, nach Goethes Wort, schon Theorie. Was immer der Mensch von außen empfängt, es ist, sobald er es empfängt, schon kein bloß Empfangenes mehr, denn eben indem er ein Zeichen empfängt, zeichnet er da gleich sich selber ein, niemals erleidet er die Welt bloß, immer wird er gleich selbst handelnd an ihr. Und wenn Meister Eckhart einmal sagt: „Dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen", so gilt dieses abgrundtiefe, vieldeutige Wort auch schon im gemeinsten, im allernächsten Sinne: Das Kind, das zum erstenmal die Welt erblickt, erschafft eine Welt! Und so kann der Mensch, an seiner Kraft zur Wahrheit verzweifelnd, sich immerhin noch sagen: Dies sind Schatten, ich weiß nicht wovon, vielleicht ist draußen etwas, es mag aber vielleicht auch bloß mein Eigenlicht sein, das sie wirft, das weiß ich nicht und weiß auch nicht, wodurch dabei die Täuschung entsteht, daß draußen etwas ist, wenn es doch nur mein Eigenlicht wäre, das die Schatten wirft, dies alles weiß ich nicht, so will ich es auch gar nicht mehr fragen, mir genügt das Reich der Schatten, die gehorchen mir, da kann ich gebieten, da will

ich Herr und König sein! Oder mit den Worten Robert Mayers: „Was Wärme, was Elektrizität usw. dem inneren Wesen nach sei, weiß ich nicht, so wenig als ich das innere Wesen einer Materie oder irgendeines Dinges überhaupt kenne; das weiß ich aber, daß ich den Zusammenhang vieler Erscheinungen viel klarer sehe, als man bisher gesehen hat, und daß ich über das, was eine Kraft ist, helle und gute Begriffe geben kann." Diesem stillen Verzicht fehlt es nicht an Größe. „Derjenige," sagt Goethe, „der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten." Doch gehört zu solcher Selbstbeschränkung eine Genügsamkeit, die der Mensch der alten Wahrheit als unerträgliche Demütigung und Selbsterniedrigung empfunden hätte.

Die neue Wahrheit begnügt sich mit einem Inbegriff von Beziehungen. Sie will Teilerfahrungen in Reihen ordnen, zusammenhängen und zusammenschließen, bis sie zusammenhalten, eine durchgreifende Beziehung hergestellt ist und so das Veränderliche dauernd, aus allen Teilen ein Ganzes wird. Aber „ob das Ganze der Erfahrung objektiv wahr und gültig ist", fragt sie nicht, denn: „die Frage nach der Objektivität der Erfahrung überhaupt beruht im Grunde auf einer logischen Illusion" (Cassirer, „Substanzbegriff und Funktionsbegriff", S. 369). Und eigentlich versteht man aber am Ende doch nicht recht, warum sie so genügsam ist. Denn auch diese neue Wahrheit, so gedemütigt, so beschränkt, so zugestutzt, auch sie kommt ja dennoch ohne Glauben nicht aus, auch sie braucht den Glauben, ja sie setzt, um nur überhaupt beginnen, um ihren eigenen Begriff fassen zu können, schon Glauben voraus. Mach bekennt: „Ich bin überzeugt, daß in der Natur nur das und so viel geschieht, als geschehen kann, und daß dies nur auf eine Weise geschehen kann." Er ist „überzeugt", aber beweisen läßt es sich nicht mehr als die Dreifaltigkeit, es ist ein Dogma. Und nirgends kann diese neue Wahrheit ganz auf das Dogma verzichten, da doch schon allein die Zuversicht, irgendeinen solchen Zusammenhang von Teilerfahrungen herstellen zu können, auf dem Dogma beruht, daß unsere Verknüpfungen gelten. Cartesius sagt einmal, Gott hätte doch auch anordnen können, daß eins und zwei nicht drei sind, nur hat Gott mir einen solchen Verstand gegeben, daß ein Ergebnis aus eins und zwei, das nicht drei wäre, von mir nicht begriffen werden könnte. Nun, wer seinen Verstand von Gott zu haben glaubt, kann sich dabei beruhigen, er hat eine Gewähr dafür. Wenn man aber der neuen Wahrheit diese Gewähr nimmt, wer verbürgt ihr dann noch die Gültigkeit auch nur ihres so dürftigen „Inbegriffs von Beziehungen"? Und wenn es doch aber ohne Dogma nun einmal nicht geht, warum dann eins, das sich so wenig lohnt? „Qui connait Dieu, connait tout," sagt Lacordaire, „qui ne le connait pas, ne connait rien."

Wie der Begriff dieser neuen, statt um die rerum natura nur noch um den modus cognoscendi fragenden Wahrheit erst gewissermaßen ganz unversehens entsteht, lange braucht, bis er sich nur einmal selber begreifen lernt, allmählich dreister, bald ausschweifend wird, bis ihn dann Kant zurechtweist, seine Grenzen zieht, sein Gebiet absteckt, ihn freilich selbst zunächst nur erst mehr erahnend als entfaltend, auch sogleich wieder mißverstanden und eigentlich nach einem Jahrhundert erst erkannt, diese Baugeschichte der modernen Wissenschaft stellt Cassirer dar. Sein sicherer Blick für die ersten Zeichen, durch die sich Umwandlungen der Denkart lange vorher leise schon anzukündigen pflegen, sein Gehör für jeden neuen Affekt, dessen Ton alte Wahrheiten oft auf einmal seltsam anders klingen läßt, seine Witterung für das stille Keimen noch verborgener, viel später erst aufbrechender Gedanken, die er sozusagen im Mutterleibe schon belauscht, dann von ihrer Geburt an begleitet, aufwachsen, stehen und gehen lernen, den Eltern und der Schule entlaufen, sich auf eigene Faust versuchen und aus manchem Übermut schließlich doch still in ihren vorbestimmten Dienst bescheiden sieht, sein hoher Sinn, ausgreifend und eindringend zugleich, zärtlich auch beim Kleinsten verweilend, doch ohne sich je daran zu verlieren, immer der „Gesamtstimmungen des Denkens" bewußt, gar aber die ruhig entschlossene Kraft, mit der er das Stimmengewirr der Zeiten beherrscht, das Nebengeräusch, womit der Einzelne nur gleichsam sein Instrument räuspert und sich auf seinen Einsatz vorübt, verstummen läßt und unbeirrt immer wieder die Höhe des überall durchstrahlenden Hauptmotivs gewinnt, wirken so kraftvoll milde zusammen, daß wir wirklich den Chor der abendländischen Menschheit zu vernehmen glauben. Wirklich wie Mahomets Gesang erklingts:

Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ewgen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet . . .
Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Noch wäre viel zu rühmen an diesem curriculum vitae der neuen Wahrheit, das seine drei Bücher geben: im „Erkenntnisproblem" der Abschnitt über den Cusaner (der kommt ja jetzt scheints in Mode, wenn auch zunächst noch ungenannt; dieser sehr merkwürdige S. Friedländer, der Pro-

phet der „Ununterschiedenheit im Zentralpunkt" kündigt ihn an), der Abschnitt über Kepler, der über den fast verschollenen Burthogge, im „Substanzbegriff" das leuchtend klare sechste Kapitel, das von der Scheidung der subjektiven und der objektiven Wirklichkeit, gar aber, in „Freiheit und Form" der Abschnitt über Goethe, wo wir sozusagen unter unsren Augen seine Urpflanze durch Goethes Seele wandern sehen! Doch darf ich mir nicht anmaßen, sein wissenschaftliches Verdienst zu würdigen, ich darf nur sagen, wieviel ich ihm an reinster Geisteslust, innerer Bereicherung, ja Beglückung verdanke, besonders aber auch für den in mir erregten Widerspruch zu danken habe, durch den er mich genötigt hat, nur erst noch recht fest in mir zu werden.

Drei Brüder

Novelle von Wilhelm Scharrelmann

Jan war der älteste, und wenn der Abstand an Jahren zwischen ihm und seinen Brüdern auch nur gering war, so achteten die beiden anderen das, was er sagte, in stiller Gewohnheit, die noch aus ihren Knabenjahren stammte. Aber man kann nicht sagen, daß er das Vorrecht, das er dadurch gewissermaßen genoß, irgendwie ausgenutzt hätte. Im Gegenteil; er war vielleicht der Nachgiebigste der drei, und immer bereit, was seine Brüder meinten, vorschlugen oder anregten, anzuerkennen und mit allem zufrieden zu sein, was sie für gut hielten.

Jan war von zartem Körperbau und so schmalschulterig wie seine Brüder, aber ein wenig größer wie sie und schon völlig ergraut. Aus seinem schmalen, von dem ewigen Stubenhocken blassen und eingetrockneten Gesicht blickten ein paar freundliche und gutmütige Augen und der Kranz der weißen Locken über der schmalen, von Falten durchfurchten Stirn gab seinem bartlosen Gesicht etwas Matronenhaftes. Diesen Eindruck verstärkte die kraftlose Stimme, die sich fast immer in den höchsten Fisteltönen bewegte.

Die beiden jüngeren Brüder waren Zwillinge. Sie waren kleiner als Jan und weniger hübsch, aber blauäugig wie er und von einer Zuneigung zueinander erfüllt, durch die sie in ihren Gesprächen zuweilen wie Kinder erschienen. Ihres Zeichens waren alle drei Uhrmacher, betrieben ihr Gewerbe seit langen Jahren selbständig, hockten den ganzen Tag in dem Hinterstübchen ihres Hauses am Ohlmeyersgang und kamen wenig unter Menschen. Sie arbeiteten und bastelten in ihrer Werkstatt beinahe mehr zu ihrem Vergnügen als zu ihrem Unterhalt. Sie hatten die Zinsen eines kleinen Kapitals zu verzehren, die gerade hinreichten, um drei so anspruchslose Menschen wie sie vor Entbehrungen zu schützen. Was sie mit ihrem Beruf dazu verdienten, war kaum mehr als eine bescheidene Zugabe.

So hatten sie Jahrzehnte hindurch still und ohne irgendwelche Aufregungen nebeneinander dahingelebt, als eines Tages die alte Mutter starb, die bis dahin den kleinen Haushalt versehen hatte.

Die Brüder waren von dem Verlust, der sie betroffen hatte, anfänglich wie gelähmt. Wenn sie sich auch im stillen zuweilen gesagt hatten, daß die Zeit nicht mehr fern sein könne, wo die Mutter sie verlassen werde, so hatten sie doch diesen Gedanken immer wieder von sich gewiesen, sooft er aufgetaucht war, und als das Unglück dann eines Tages plötzlich eintrat, standen sie wie drei unmündige Kinder und wußten nicht, was sie beginnen sollten und wie sich die Zukunft gestalten möchte.

Nachdem der erste Schmerz um die Greisin und der Tag der Beerdigung

vorüber war, versuchten sie ihr Leben wieder so aufzunehmen, wie sie es gewohnt waren, es zu leben. Sie standen morgens zur gewohnten Zeit auf, tranken ihren dünnen Kaffee, lasen die Zeitung dabei, deren Blätter sie unter sich auswechselten und begaben sich dann an ihre gewohnte Arbeit in der Werkstatt.

Mittags behalfen sie sich, so gut es gehen wollte. Außer dem Hause zu speisen, konnten sie sich nicht entschließen, und eine Bedienung ins Haus zu nehmen, wäre ihnen absonderlich und wunderlich vorgekommen. Sie hätten sich nie an eine fremde Person gewöhnen können und erörterten den Gedanken an eine solche Umwälzung nicht einmal ernsthaft.

So empfand keiner etwas Ungewöhnliches dabei, als der älteste sich entschloß, die notwendigen Hausarbeiten auf sich zu nehmen, und das Leben der drei, die auf der ganzen Nachbarschaft längst als Sonderlinge verschrien waren, hätte seinen gewohnten Fortgang genommen, wenn Jan nicht eines Tages unvermutet von einer länger dauernden Erkrankung heimgesucht worden wäre. Die beiden jüngeren verbrachten die Tage, die nun kamen, mit gerunzelten Stirnen, heimlichen Seufzern und banger Besorgnis um den Erkrankten, der in seinem Leben noch nicht bettlägerig gewesen war und darum eine doppeltschwere Sorge auf die Schultern seiner Brüder lud.

Glücklicherweise erwiesen sich die Befürchtungen und heimlichen Sorgen der Brüder als grundlos. Trotzdem man keinen Arzt gebraucht hatte, wozu man sich ebenso sehr aus Gründen der Sparsamkeit als aus einem Gefühl des Mißtrauens allen fremden Menschen gegenüber nur schwer entschlossen hätte, stieg Jan nach etwa vierzehn Tagen zum erstenmal wieder die Treppe in dem kleinen Hause herunter, die von den Kammern oben im Hause zu den unteren Zimmern führte.

Empfindlich und gereizt von dem langen Liegen in der engen Kammer und der Ungeduld, die ihn ergriffen hatte, wieder an seine gewohnte Beschäftigung zu kommen, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen, als er die Unordnung gewahrte, die in der Zeit seiner Krankheit im Hause entstanden war. Am schlimmsten sah es in der Küche aus. Kaum ein Stück fand sich an seinem richtigen Platz. Alle Schüsseln waren in Benutzung genommen, ohne wieder gehörig gesäubert zu sein. Die Fußböden waren unsauber, die Zimmer in Unordnung und auf den polierten alten Möbeln lag der Staub in feiner grauer Schicht.

Es gab tatsächlich eine Art Auftritt. Der Kranke, noch schwach vom Fieber erregt und aufs höchste gereizt, schalt die Brüder wie ein paar Schulbuben aus, wobei ihm seine Fistelstimme mehr als einmal den Dienst versagte. Unter hastig hervorgestoßenen Worten wollte er sich sofort an die Reinigung machen, brach aber in einem Schwächeanfall dabei zusammen

und mußte aufs Sofa getragen werden, wo er sich langsam erholte, aber den ganzen Tag in einer gedrückten unglücklichen Stimmung verblieb, die sich auch dann nicht besserte, als die beiden anderen voll Eifer und Ungeschick sich daran machten, das Versäumte einigermaßen wieder gut zu machen. Aber der Kranke merkte bald, daß der Mangel an Übung und Geschicklichkeit ihnen dabei mehr im Wege stand, als ihr guter Wille zu erreichen vermochte.

Dieser Vorfall wurde die Veranlassung, daß man sich an eine entfernte Verwandte erinnerte, die Tochter einer verstorbenen Kusine der drei, die in einem Landstädtchen bei einem alten Herrn den Haushalt führte und vielleicht zu bewegen war, in die Stadt zu übersiedeln und die Sorge um das Wohl des verwaisten Hauses zu übernehmen.

Noch an demselben Abend ging man daran, einen Brief an sie zu entwerfen, geriet in Meinungsverschiedenheiten über die zu wählenden Worte und entschloß sich endlich, die Abfassung dem ältesten zu überlassen, der während der Nacht, die er schlaflos zubrachte, darüber mit sich zu Rate ging. Am andern Abend ging der Brief nach mannigfacher Überarbeitung endlich ab und die Brüder warteten täglich auf Antwort, die länger und immer länger auf sich warten ließ, so daß man in Zweifel geriet, ob Annette den Brief erhalten habe, oder ob sie vielleicht erkrankt oder sonstwie verhindert sei, zu antworten. Man überlegte hin und her, was in einer solchen Lage zu tun sei, ob man schicklicherweise die Anfrage wiederholen könne, oder besser endgültig verzichte.

Die Frage war wirklich schwer zu entscheiden, da die drei ihre junge Verwandte nur ein einziges Mal vor Jahren, als sie noch ein Kind gewesen, gesehen hatten, als sie einmal zum Besuch in der Stadt gewesen war. Es war wirklich nicht zu wissen, wie der Brief von ihr aufgenommen worden war.

Allerhand Möglichkeiten tauchten vor den Augen der drei auf. Vielleicht war sie zu stolz, eine Stellung als Haushälterin in dem Hause der Brüder anzunehmen? Oder sie war vielleicht so gebunden, daß sie nicht daran denken konnte, ihren Platz zu wechseln? Liebte sie vielleicht die enge Stadt nicht? Ach, es gab so viele Möglichkeiten, daß es kein Wunder war, wenn man die Hoffnung, das Haus bald wieder in treuen Händen zu wissen, mit jedem Tage mehr und mehr verlor. So verging eine Woche nach der andern, ohne daß Annette sich gemeldet oder ein Lebenszeichen gegeben hätte. Und eine stille Verstimmung und die Qual des Ungewissen bedrückte die drei mehr als es eine Absage vermocht hätte.

Als immer noch keine Nachricht eintraf, begann man sich zu fragen, ob man es nicht doch einmal mit einer Fremden versuchen wolle. Da traf eines Tages statt eines Briefes Annette selber ein.

Die Brüder trauten ihren Augen nicht. Überrascht, verlegen und hilflos standen sie da, wußten nicht, was sie tun noch reden sollten und sperrten Mund und Augen auf.

„Es ist eine große Überraschung, die du uns bereitest," sagte Jan, der älteste, „eine unglaubliche Überraschung! Aber es freut uns wirklich außerordentlich, ganz außerordentlich muß ich sagen, daß du gekommen bist."

„Ja, außerordentlich, ganz außerordentlich!" wiederholten die beiden Brüder und strichen sich gezwungen lächelnd mit den Händen über die blauen Werkschürzen, die sie trugen.

„Natürlich wollte ich euch schreiben. Aber ich wußte nicht, wie ich daran war. Und als ich endlich Gewißheit hatte und abreisen konnte, bin ich lieber gleich selbst gekommen," sagte Annette und reichte einem nach dem andern freundlich lächelnd die Hand.

Nach der Begrüßung machte man sich daran, ihr ein Zimmer im oberen Stock einzuräumen und überbot sich gegenseitig in Bereitwilligkeit, ihr behilflich zu sein. Man trug ihre Koffer nach oben, setzte ihr die Möbel nach ihrem Wunsche und Jan, der das Hauswesen in einigermaßen sauberem Zustande überliefern wollte, machte sich daran, heimlich in der Küche nach dem Rechten zu sehen, damit Annette einen guten Eindruck bekomme, wenn sie nachher herunterkam.

Mit Annettes Einzug begann eine neue Zeit für die drei Brüder. Sie empfanden die stille Geschäftigkeit und Anmut ihres Wesens mit dankbarer Freude und fühlten sich in Annettes Gesellschaft als die Glücklichsten unter der Sonne. Das junge Mädchen, lebenslustig und munter, von natürlicher Frische und Schalkhaftigkeit belebt, sprudelnd von Frohsinn und Laune, erfüllte das Haus mit Geschwätz und hurtiger Geschäftigkeit. Zum erstenmal seit langen Jahren hörte man die Türen wieder lauter ins Schloß fallen, hörte aus irgendeinem Zimmer plötzlich ein Lied erklingen, und die drei Brüder, die bisher eingesponnen und still wie Hamster in ihrem Bau gelebt hatten, schienen wie aus langem Winterschlafe erwacht und in einen heiteren Frühling versetzt zu sein.

Dabei erwiesen die drei Brüder Annette jede Hilfe, die sie nur zu ersinnen und zu leisten vermochten und ein uneingestandener Wetteifer, ihr jeden möglichen Gefallen zu erzeigen, ihr alle Wünsche von den Augen abzulesen, scheuchte sie aus ihrer bisherigen Ruhe und machte sie seelenfrisch und rührig wie Knaben.

Sie wurde nicht anders wie „unsere Annette" genannt und fühlte sich nach wenigen Wochen im Hause so heimisch, als habe sie zeit ihres Lebens zur Familie gehört. Dabei wußte sie, ohne bewußte Absicht, sich den dreien bald unentbehrlich zu machen. Sie stopfte ihnen die Pfeifen, die sie nach Feierabend rauchten, bereitete ihnen an den kalten Winterabenden nach dem

Abendessen den Teepunsch, wie sie ihn gern tranken, und schien sich zwischen dem alten Hausrat der Brüder bald so wohl zu fühlen, als habe sie, die mutterlose Waise, hier in Ohlmeyersgang endlich ihre wahre Heimat gefunden.

Nachdem sie in der ersten Zeit das Haus nur selten, höchstens zu den täglichen Einkäufen verlassen, begann sie, sobald das Frühjahr gekommen war, häufiger auszugehen. Besonders in den Abendstunden, wenn sich die Brüder an ihre Kartenpartie gesetzt hatten, die sie seit langen Jahren zweimal in der Woche mit regelmäßiger Pünktlichkeit begannen, ging sie zu ihrem Vergnügen aus und blieb bald auch länger aus. Es war ihr ja gewiß nicht zu verdenken und keiner der Brüder dachte im geringsten daran, sie zu bitten, bei ihnen zu bleiben. Nein, es war so gesund, in der frischen Luft spazieren zu gehen, und wer so jung war wie Annette, der war nicht darin zu verdenken, daß er es tat.

Wenn sie von diesen Ausgängen heimkam, legte sie draußen Hut und Mantel ab, trat mit freundlichem Lächeln wieder ein, erkundigte sich, wer denn diesmal die meisten Partien gewonnen habe und machte sich daran, die Teegläser abzuräumen und die Karten wieder an ihren Platz zu legen.

Eine Viertelstunde später lag dann das ganze Haus regelmäßig in tiefem Schlaf.

Dieses Leben, das regelmäßig und pünktlich wie eine der Uhren im Hinterstübchen der drei Brüder ablief, gleichmäßig und ruhig, ohne Aufregungen und Zwischenfälle, Stockungen und Hemmungen, erlitt aber plötzlich gegen das Ende des Sommers hin, als Annette bereits ungefähr ein Jahr in dem Hause der Brüder gewesen war, eine arge Erschütterung.

Es war an einem Abend im September. Die Fenster im Wohnzimmer standen offen, so daß man von der Straße das Lärmen der spielenden Kinder hereindringen hörte, und Annette saß, mit einer Nadelarbeit beschäftigt, auf ihrem gewohnten Platz hinter dem kleinen Nähtischchen.

Alfred saß nicht weit von ihr mit der Zeitung und las. Jan und Oskar waren noch in der Werkstätte beschäftigt, die Borte, die an der Wand entlang liefen, abzustäuben, eine Arbeit, die zweimal wöchentlich nach Feierabend erledigt wurde und regelmäßig abwechselnd von zweien verrichtet wurde, weil sich drei dabei in dem engen Zimmer nur im Wege gestanden hätten.

Annette seufzte über ihrer Arbeit plötzlich tief auf, und Alfred warf einen verwunderten Blick zu ihr hinüber. „Nun," sagte er, „fehlt dir etwas, mein Kind?"

„Nein, nein!" antwortete sie hastig, lächelte gezwungen und beugte sich wieder über ihre Arbeit. Aber die Brüder hatten in der letzten Zeit häufiger bemerkt, daß Annette weniger fröhlich war als früher, und so drang Alfred in sie, sich doch lieber auszusprechen, wenn sie irgendeinen Kummer habe. Sie könne doch gewiß sein, daß man alles tun würde —

„Nein, nein! Es ist wirklich nichts, Onkel Alfred," unterbrach sie ihn lebhaft und, wie es schien, ein wenig beunruhigt.

„Nun, nun," fuhr er fort, und drohte lächelnd mit dem Finger, „wenn es nicht gerade Liebeskummer ist, für den wir kein Mittel haben, – über alle anderen Dinge ließe sich ja doch am Ende reden, nicht wahr?"

Sie sah ihn aus großen Augen an, merkte, daß er nur gescherzt hatte, ohne eine Ahnung von dem zu haben, was sie heimlich bewegte, und versuchte darum den Schreck, den sie empfunden, hinter einem Lächeln zu verbergen.

„Ach," sagte sie, „auf was für Gedanken du kommst."

„Nun, ein junges Mädchen in deinen Jahren! Das wäre doch kein Wunder!"

Er schlug das so heraus, als sei das für ihn wirklich der selbstverständlichste Gedanke der Welt. Aber bisher hatte keiner der Brüder jemals ernsthaft an eine solche Möglichkeit gedacht, und wenn er gefragt worden wäre, hätte er selbst nicht sagen können, wie er mit einem Male darauf gekommen war.

Als in diesem Augenblick auch die beiden andern in die Stube traten, nach ihren Pfeifen langten und den Tabakskasten aus Mahagoniholz zurechtrückten, lächelte Alfred sie an: „Wißt ihr das Neueste? Annette hat Liebeskummer."

Im Leben der drei hatte die Liebe niemals eine Rolle gespielt. Sie waren alt geworden, ohne je recht jung gewesen zu sein. Der Gedanke, sich von den andern zu trennen und einen eigenen Hausstand zu gründen, wäre ihnen so abenteuerlich vorgekommen, daß ihn keiner je ernst erwogen hatte, und eine Leidenschaft, wenn sie jemals in einem von ihnen erwacht wäre, hätte in ihrem Leben so wenig Platz gefunden, daß sie in dem Gedankenkreise dieses Hauses erstickt wäre wie eine Pflanze, die in einem dunklen Hinterzimmer ohne Luft und Licht gedeihen soll. Die Liebe war ein Ding, das im bürgerlichen Leben zu Ehen führte und in zweifelhaften Romanen und den Geschichten im Sonntagsblättchen eine mehr als märchenhafte Rolle spielte. Aber was wollte die Liebe in dem stillen Hause der drei Brüder?

„Potztausend!" sagte Jan, den Scherz als Scherz begreifend, „Liebeskummer! Sieh mal an! Unsere Annette! Nein, so etwas!"

Und Oskar, der in seinem Wuchs etwas verkrüppelte jüngste, schüttelte lachend seinen greisenhaften Kopf. „Liebeskummer! Großartig, Annette! Da mußt du uns einmal genau sagen, wie dir zumute ist. Aber ganz genau! Nichts auslassen dabei!" Und er lachte von neuem.

„Jajaja!" stimmten ihm die beiden andern zu. „Das ist eine Idee! Also, erzähle mal!"

Damit rückten sie ihre Stühle näher an Annettes Platz, bliesen den

Rauch ihrer Pfeifen von sich und wiederholten: „Also, Annette, wir sind so gespannt!"

Da geschah etwas Unerwartetes. Annette stand auf, legte hastig ihre Näharbeit zusammen und verließ, ohne ein Wort, mit Tränen kämpfend das Zimmer.

In dumpfem Nichtverstehen blieben die drei sitzen, sahen sich mit betroffenen Mienen an, schüttelten einer nach dem andern den Kopf, standen auf, als müßten sie ihr nacheilen, blieben wieder stehen und blickten in ratloser Hilflosigkeit von einem auf den andern.

„Ja, was ist denn bloß mit dem Kinde los?" fragte Oskar ebenso betroffen und verwundert wie seine Brüder.

„Versteht ihr denn das? Sollte ich wirklich recht gehabt haben?" meinte Alfred flüsternd.

„Wieso?" fragte Jan und zog die Stirn kraus.

„Nun," sagte Alfred, „viele, die Liebeskummer haben, die — die sind dann so!"

Atemlos horchte man, ob nichts von Annette zu vernehmen sei, die die Treppe hinaufgestiegen und in ihr Zimmer gegangen war.

Aber oben blieb alles still. Beklommen und verlegen sahen sich die drei an, ohne zu wissen, was sie beginnen sollten.

„Ich glaube, ich gehe einmal hinauf und rede mit ihr," sagte Jan. „Mein Gott, sie braucht doch ein Wort nicht gleich so krumm zu nehmen."

„Nicht wahr, das braucht sie doch wirklich nicht," pflichteten ihm die Brüder bei.

Lauschend blieben sie unten stehen, als Jan langsam die Treppe hinaufstieg, die bei jedem Schritt knackte und stöhnte, als seufzte sie über das, was geschehen war.

Leise pochte Jan oben an. Aber er bekam keine Antwort.

„Annette! Aber Kind! Sei doch vernünftig! Was ist denn bloß geschehen?"

Keine Antwort.

„Es ist uns ja furchtbar leid, dich mit unseren dummen Reden gekränkt zu haben. Es ist so gut, als wenn es nie gesagt wäre. Wir meinen ja doch nicht im Ernst, daß du Liebeskummer hast. Glaube doch nur das nich!"

Keine Antwort. Aber das Schluchzen Annettes, die sich eingeschlossen hatte, klang jetzt deutlich auch zu den Lauschern unten an der Treppe hinunter.

„Annette, um Gotteswillen, weine doch nicht!" bat Jan und faßte an den Türgriff. Aber die Tür war verschlossen, und eine Antwort bekam er nicht.

Ratlos tappte er zuletzt leise die Treppe wieder hinunter.

„Ja, was sagt ihr dazu?" fragte er flüsternd und sah seine Brüder in wortloser Verzweiflung an.

„Wir müssen ihr Zeit lassen," tröstete Alfred. „Wenn sie sich ein wenig beruhigt hat, wird sie einsehen, daß sie uns Unrecht tut!"

„Das weiß Gott," antworteten die beiden anderen und gingen bekümmert und kopfschüttelnd in die Stube zurück, setzten sich auf ihre gewohnten Plätze und lauschten, ob nicht irgendeine Tür ginge oder Annettes Schritt zu vernehmen sei. Aber alles blieb so still wie zuvor.

„Wir haben sie beleidigt," sagte Jan endlich in das dumpfe Schweigen, „das ist sicher. Wenn sie nun unser Haus verläßt?"

Der Gedanke fiel mit lähmender Wucht in die Stille.

„Um Gottes willen!" sagte Oskar.

„Rede nicht so!" bat Alfred.

„Nun, wir wollen nicht hoffen, daß es dazu kommt," sagte Jan und wiegte seinen grauen Kopf, in dem die Augen eines Kindes saßen. „Aber es ist nicht unmöglich, daß es einmal so kommt. Wir müssen bedenken, daß Annette vielleicht wirklich eines Tages heiratet und dann — ja — dann ist das Unglück da."

„Heiratet!" wiederholten die beiden andern und sahen Jan an, als sei es unmöglich, diesen Gedanken zu erwägen.

„Wenigstens müssen wir damit rechnen," fuhr Jan, von seinen eigenen Worten etwas verwirrt, leise fort. „Sie ist jung, hübsch — nicht wahr, man muß sagen, daß sie hübsch ist," entschuldigte er sich und errötete, — „und da kommt so etwas leicht. Sie steht allein in der Welt und wenn sie auch uns hat — man weiß, wie so etwas zuweilen geht."

Es dauerte eine Weile, bis er weiter sprach. Die beiden anderen verharrten währenddessen in lautlosem Schweigen.

„Da wäre es doch eigentlich am einfachsten — ich meine wirklich, daß es das Naheliegendste wäre," —

Jan stockte und strich mit der Hand über die Tischplatte, als müsse er etwas wegräumen, ehe er weitersprechen könne.

„Nun?" fragten seine Brüder und sahen ihn gespannt und erwartungsvoll an.

„Ich meine, wenn einer von uns sich entschlösse, Annette zu heiraten."

Es war so still wie in einer Kirche, als er schwieg und auf eine Antwort wartete.

„Nun," fragte er nach einer Pause, während der ihn seine Brüder in namenlosem Erstaunen angeblickt hatten, als sähen sie eine Erscheinung, „was meint ihr?"

„Ja — aber — ich weiß nicht — hast du denn die Absicht?" fragte Alfred.

„Ich? Das ist eine Frage — natürlich, wenn sich von euch keiner entschließen könnte — — Aber mich nimmt sie wohl doch nicht. Ich bin mittlerweile wirklich etwas alt geworden zum Heiraten."

„Hm!" sagten die beiden andern und sahen vor sich nieder. Ja — wer sollte es denn sein? dachten sie beide gleichzeitig und wußten nicht, was sie antworten sollten.

„Ich für meinen Teil" — begann Alfred endlich stotternd und ohne mit seinen Worten zurechtzukommen, „ich will den Gedanken nicht ganz von mir weisen, wenn ihr meint, daß ich — nun, wie gesagt, man müßte alles sorgfältig überlegen."

„Das meine ich auch," bestätigte Oskar. „Natürlich müssen wir einen übereilten Schritt auf jeden Fall vermeiden. Das rächt sich immer," setzte er mit weiser Miene hinzu und stützte die Ellenbogen auf die Knie und sah wieder gedankenvoll vor sich nieder.

„Am leichtesten würde ja natürlich die Frage zu entscheiden sein, wenn wir annehmen könnten, daß sie einen von uns den andern vorziehen würde," begann Jan wieder. „Vielleicht könnt ihr euch auf etwas besinnen, woraus man bestimmte Schlüsse ziehen könnte?"

Die beiden anderen dachten nach. Aber es wollte ihnen nichts Rechtes einfallen und von neuem entstand eine verlegene Pause.

„Bist du vielleicht selbst in der Lage?" wandte sich Oskar zuletzt etwas gereizt an Jan.

„O, von mir kann am wenigsten die Rede sein," antwortete der und strich sich mit der schlanken Hand über Stirn und Augen. „Nach meinem Empfinden kann es sich nur um einen von euch handeln. Wenn ihr allerdings wirklich meint, daß es für mich noch nicht zu spät wäre, so — Aber wenn ihr meint?" Er räusperte sich verlegen, als ihm keiner zu Hilfe kam und begann die Stille, die seinen Worten gefolgt war, durch hastiges Weiterreden wieder zu verscheuchen. „Sie ist ja gut dreißig Jahre jünger als ich, und darum würde ich es ja lieber sehen, wenn einer von euch beiden sich entschließen könnte. Gott ja, reichlich alt zum Heiraten sind wir ja vielleicht alle drei. Aber wie die Dinge nun einmal liegen, nicht wahr? Ich meine doch, daß es so am besten wäre."

„Nun," sagte Alfred, „was fragen wir da länger? Du bist der älteste!"

„Eigentlich wäre in diesem Falle der jüngste der nächste!" wiederholte Jan und beide sahen auf Oskar.

„Nun," sagte der, „wenn ihr durchaus der Meinung seid" —

Man verabredete, daß Oskar bei erster Gelegenheit um sie werben solle, damit die Sache ins reine komme und daß er dann — wenn er Glück bei ihr gehabt habe — schon im Winter werde heiraten können.

Am andern Morgen schien alles wieder in sein gewohntes Geleise zurückgekehrt zu sein, wenn Annette auch stiller war als sonst und jedes überflüssige Wort vermied. Die Brüder hüteten sich wohl, das Gespräch

auf den Vorfall vom gestrigen Abend zu bringen. Jeder tat, als wäre nichts Besonderes vorgefallen, und vielleicht wäre die Erinnerung an den Abend bereits nach einigen Tagen verblaßt und vergessen hinabgetaucht in die graue Flut der gleichmäßig verrinnenden Tage dieses Hauses, wenn nicht der Entschluß der Brüder und die Aufgabe des jüngsten die Erinnerung daran wacherhalten hätte.

Oskar war in tödlicher Verlegenheit. Tage quälender Spannung und Ungewißheit kamen über ihn. Jedesmal, wenn er mit Annette allein im Zimmer war oder ihr auf der Treppe begegnete, nahm er sich vor, zu sprechen, fand aber nie die Worte. An jedem Abend, wenn Annette in ihre Kammer hinaufgestiegen war, und die Brüder allein waren, fragten sie ihn leise: „Nun? Wie stehen die Dinge?" und jedesmal antwortete er mit einem Achselzucken.

„Man muß eine Gelegenheit haben," entschuldigte er sich dann gewöhnlich.

„Ich kann es doch nicht so einfach vom Zaune brechen, nicht wahr?"

Dann runzelten die beiden andern die Stirne und sagten: „Also morgen."

Das ging eine Zeitlang so weiter, bis es eines Abends zu einem Auftritt kam. „Wir müssen wünschen, daß die Angelegenheit in Ordnung kommt," sagte Jan und klopfte dabei mit dem Finger auf den Tisch.

„Nicht wahr?" fragte der zweite und sah Oskar herausfordernd an.

Oskar war empört. „Das sei durchaus nicht so einfach, wie sie glaubten, und wenn man ihn noch länger treibe, so verzichte er überhaupt und die beiden andern möchten nur unter sich ausmachen, wer an seine Stelle treten solle."

Dabei blieb es, und er ließ sich weder durch gute Worte, noch durch andere Künste der Überredung bewegen, einen Termin zu bestimmen, wozu man ihn hatte nötigen wollen.

Wenige Tage nach dieser Unterhaltung war Annette eines Morgens verschwunden und abgereist, ohne einem der Brüder vorher nur die geringste Andeutung von ihrer Absicht gemacht zu haben.

Es war noch früh, als die Brüder aufstanden. Sie fanden den Kaffeetisch wie gewöhnlich bereits gedeckt, Brot und Butter zurechtgestellt und das einzige Ungewöhnliche war ein Brief, der neben der Kaffeekanne lag und an den ältesten der drei gerichtet war.

Als Jan im höchsten Grade verwundert und ein wenig aufgeregt den Umschlag aufgeschnitten und den Brief gelesen hatte, blieb er regungslos sitzen, als habe ihn der Schlag gerührt.

„Um Gottes willen!" riefen die beiden andern, Alfred und Oskar, „was ist los?"

Als auch sie gelesen hatten, sahen auch sie mit verstörten Mienen vor sich nieder und wußten nicht, was sie reden noch beginnen sollten.

„Nein, das habe ich nicht erwartet," sagte Jan. „Aber nun verstehe ich, warum sie damals zu weinen begann und das Zimmer verließ, als wir sie mit unseren Scherzen über ihre heimliche Liebe geneckt hatten. Wie kurzsichtig wir gewesen sind! Wir haben sie damals ins Herz getroffen und wußten es nicht."

„Wie konnte sie nur so leichtsinnig sein," ereiferte sich Alfred. „Ein Mädchen wie sie, bei ihrer Erziehung und der Gesellschaft, die sie an uns gehabt hat!"

„Ach," sagte Jan und strich sich mit der Hand über die Augen, „redet nicht davon.

Sie war jung und stand allein: denn wir sind nie ihre Freunde gewesen. Das sehen wir ja nun.

Was soll aber nun werden? Wir können sie sich doch nicht selbst überlassen?

Man weiß doch nicht, wohin sie gegangen ist!

Sollte man nicht durch die Polizei etwas erfahren?"

„Um Gottes willen nicht, nein!"

„Aber was will sie nun anfangen?"

Die beiden andern zogen die Schultern hoch, schwiegen und sahen bedrückt vor sich nieder.

Da waren sie nun die ganze Zeit neben Annette hergegangen und niemand hatte ein Auge für ihren Zustand und ihre Not gehabt, bis nun dieser Morgen und dieser Brief ihnen die Augen öffnete über das, was geschehen war. Und sie waren blind gewesen wie Maulwürfe!

„Ich begreife noch immer nicht, wie es möglich gewesen ist," sagte Jan und stützte den Kopf auf die geballten Hände, verzweifelt und im Tiefsten erschüttert.

„O, o!" stöhnte er leise, „das war das Furchtbarste, was uns geschehen konnte! Und nun ist sie in die Welt hinaus gelaufen wie eine Verzweifelte! Da seht ihr es nun. Sie hat kein Vertrauen zu uns gehabt, zu niemand von uns!"

Einige Tage darnach hatte man allmählich alles im Hause wieder so geregelt, wie es vor Annettes Zeit gewesen war. Jan hatte wieder die Küche übernommen, nur daß eine Nachbarin in den ersten Morgenstunden die Reinigung der Zimmer besorgte. Und wieder verging ein Tag wie der andere. Man saß während des Tages hinter den Uhrwerken, die man zur Reparatur übernommen hatte, bastelte, putzte und feilte, hantierte mit Lupe und Pinzette, sauber und mit umständlicher Genauigkeit, aß zu Mittag, verbrachte den Nachmittag wie den Morgen, machte Feierabend, räumte die Werkstatt auf, setzte sich wieder zweimal wöchentlich an seine Kartenpartie, trank seinen Tee dabei, goß wie sonst zu jeder Tasse eine

Kleinigkeit billigen Rotweines – kurz, lebte wie drei alte Jungfern, ruhig, mit tantenhafter Genauigkeit, ganz ihrem engen kleinen Leben hingegeben, das jeder Größe und Schwungkraft entbehrte, ohne zu merken, daß ihnen die Zeit wie trockener Sand durch die Finger rann.

Von Annette sprach man nicht mehr. Ein jeder hatte die dunkle Empfindung, daß Annettes Schicksal eine Art Demütigung für sie bedeute, die nicht gesehen hatten, wie Annette im Hause einsamer und einsamer geworden war, bis sie eines Tages einem Gewissenlosen in die Arme gelaufen war, – der sie dann ihrem Schicksal überlassen hatte. Wenigstens reimten sie sich die Dinge so zusammen. Vielleicht, wenn man früher geahnt und sich früher entschlossen hätte! – Wenn Oskar früher bestimmt worden wäre, um sie zu werben. – Vielleicht, nein gewiß wäre ihnen erspart geblieben, was nun mit dumpfem Druck auf allen lag, denn im geheimen beschäftigten sie sich alle noch jeden Tag mit ihr. Man dachte mit heimlicher Sehnsucht an die Lieder, die sie wie ein zwitschernder kleiner Vogel im Hause gesungen, an die gemeinsamen Mahlzeiten, – die Gerichte, die sie mit Vorliebe zubereitet hatte, und oft genug geschah es, daß alle drei hinter ihrer Arbeit leise aufseufzten, erst Jan, dann Alfred und zuletzt Oskar – und der Inhalt ihrer Seufzer war bei allen der gleiche: Annette! Ihre einstige Gegenwart schien noch jetzt wie ein Hauch über den Dingen im Hause zu liegen, flüchtig und zart, und die Erinnerung an sie verlieh den Ereignissen und den Tagen, die sie in ihrer Gesellschaft erlebt hatten, den Schimmer der Verklärung, den wir so gern über die Dinge breiten, wenn sie, ihrer Schwere entkleidet, ein zartes Nachleben in unserer Erinnerung zu führen beginnen. Es ist, als wehre sich unsere Seele damit gegen die Vergänglichkeit der Dinge, die doch unaufhaltsam ist, und vergolde dafür den Kelch, in dem wir die kleinen Freuden unseres Lebens gesammelt halten und den wir uns in den Stunden der Erinnerung so gern kredenzen.

So wandelte sich Annette allmählich zu einer Art Heiligen, die man verehrte und deren Andenken man bewahrte wie das einer Dahingeschiedenen. Ihr Fehltritt, der allen anfänglich als etwas Furchtbares erschienen war, nahm mit der Zeit einen immer milderen Ausdruck an und mehr und mehr wuchs Annette in die Rolle einer Unschuldigen hinein, die irgendwo draußen in der Welt – Gott mochte wissen, wo – herumirrte und sich nicht getraute, zurückzukehren. Einmal aber würde sie wieder an ihre Türe klopfen, Zuflucht und Ruhe bei ihnen suchen, und es war gewiß, daß man sie dann mit offenen Armen aufnehmen würde.

Man hütete das Zimmer, in dem sie gewohnt hatte, wie ein Heiligtum und freute sich in der heimlichen Hoffnung, sie eines Tages wieder hinaufführen zu können, wo sie früher geatmet und gelebt hatte und die Luft noch von dem feinen Duft ihrer Kleider erfüllt zu sein schien. Die ein-

zige Veränderung, die man getroffen hatte, bestand darin, daß man ihre Photographie in einem kleinen, billigen Rahmen auf dem Tische aufgestellt hatte. Von dort sah sie mit dem gezwungenen Lächeln, das die Photographen so gern ihren Bildern verleihen, dem Beschauer entgegen.

Darüber vergingen Monate und Tage, und die Brüder hätten die Hoffnung, daß Annette eines Tages zurückkehren werde, allmählich aufgegeben, wenn sie nicht wie Kinder eine Art stillen Wunderglaubens besessen hätten, und wahre Virtuosen im Hoffen gewesen wären. Sie waren es gewöhnt, den Dingen den Ausdruck zu geben, der ihrer stillen, kleinen Welt und ihren Ansichten vom Leben entsprach. Dabei sah das Leben in ihren Augen nicht viel anders als ein stilles versonnenes Märchen aus. Jedenfalls wäre keiner der Brüder über eine unerwartete, wunderbare Wendung darin übermäßig erstaunt gewesen. Bei ihren Lupen, ihren Feilen, Zangen und Pinzetten und dem rastlosen Ticken der vielen kleinen Taschenuhren an den Wänden ihrer Werkstätte hatten sie sich eine Art lächelnder Bereitschaft für irgend eine große, unerwartete Freude, eine namenlose Überraschung bewahrt, von der sie selbst nicht hätten sagen können, worin sie eigentlich bestehen sollte. Sie glichen darin Kindern, die darauf warten, daß das Märchen, an das sie glauben, morgen leibhaftig an ihre Tür klopfen werde. Früher war es ein fabelhafter Gewinn in einer Lotterie gewesen, nun war es der stille, unbesiegliche Glaube, daß Annette eines Tages zurückkehren werde.

Da brachte eines Abends der Postbote einen Brief mit einer amerikanischen Marke und einer Handschrift, die ihnen merkwürdig bekannt vorkam, ohne daß sie gleich wußten, wem sie gehören könne.

Jan drehte den Brief in den Händen, die die Jahre welk und runzlig gemacht hatten, schüttelte den Kopf mit dem Kranz grauer Locken über der schmalen Stirn, betrachtete den Brief von neuem von allen Seiten, überzeugte sich noch einmal, daß die Adresse wirklich stimme und öffnete ihn schließlich mit ungeduldigen Händen und gerunzelter Stirn.

Der Brief war von Annette.

Jan las ihn zuerst. Als er ihn beendet hatte, nahm er die Brille ab, die er wegen seiner angegriffenen Augen seit dem Winter trug, sah mit unruhigem, hilflosem Blick seine Brüder an, reichte ihnen den Brief und verließ, ohne ein Wort zu sprechen oder eins der anderen abzuwarten, das Zimmer.

Verwundert und durch Jans Benehmen ein wenig befremdet, begannen die Brüder gleichzeitig zu lesen, wobei der jüngere seinem Bruder über die Schulter sah.

Als sie zu Ende waren, vermieden auch sie es, ein Wort über den Brief zu verlieren, und der jüngere begann mit den Quasten der Tischdecke so angelegentlich zu spielen, als gäbe es für den Augenblick keine wichtigere Beschäftigung. — Wie in einem stillschweigenden Übereinkommen wechselte

man an diesem Tage kein Wort über den Brief. Jeder hatte das Gefühl, erst mit sich zu Rate gehen zu müssen. Die Überraschung war doch zu groß gewesen.

Am folgenden Morgen nahm Jan das Wort.

„Ich weiß nicht," sagte er, „ich habe die ganze Nacht wach gelegen und darüber nachgedacht, aber ich kann nicht darüber ins klare kommen."

„Ja," sagte Alfred, „es ist schwer, das muß man sagen. Aber, wenn die Dinge so liegen. Ich meine, wir hätten die Pflicht, uns um das Kind zu bekümmern."

„Genau das Gleiche habe ich auch gedacht," nickte Jan. „Ich weiß nicht, ob es wirklich so seltsam wäre, wenn wir das Kind zu uns nähmen. Einen Erben haben wir nicht. Wenn wir uns nun entschließen könnten, Annettes Kind zu uns zu nehmen? Natürlich, es kommt darauf an, wie ihr darüber denkt. Ich will den Ausschlag nicht geben. Schließlich brauchten wir ja nicht so weit zu gehen ... Aber ich meine doch, die Schwierigkeiten sind nicht so groß als es scheint. Das Kind ist jetzt drei Jahre alt. Ihr müßt selbst sagen, wenn wir gewußt hätten, daß es hier in unserer nächsten Nähe zur Welt gekommen und bis jetzt aufgezogen ist, — wir hätten es vielleicht längst zu uns genommen."

„Das ist für mich die größte Überraschung gewesen," sagte Alfred. „Wer konnte ahnen, daß sie sich von ihrem Kinde werde trennen müssen?"

„O, ich verstehe jetzt alles," nahm Jan wieder das Wort und nickte traurig. „Sie hat uns schonen wollen, hat unser Haus verlassen, als sie nicht mehr mit unschuldigem Herzen hier aus- und eingehen konnte, und wir haben sie damals mit unserem Spott über ihre heimliche Liebe selbst hinausgetrieben."

„Mein Gott, wie blind und dumm wir gewesen sind!" sagte Alfred und stützte die Ellenbogen auf die Knie, wie er immer tat, wenn er über etwas nachdachte.

„Sie hat dann heimlich das Kind zur Welt gebracht, es einer Pflegerin überlassen, ist nach Amerika gegangen, und die Mittel für den Unterhalt des Kindes hat sie jeden Monat von dort geschickt. Wenn wir das doch hätten a h n e n können!

Und nun ist sie krank und bittet uns, uns des Kindes anzunehmen! Wir müßten ja Unmenschen sein! Wer weiß, was ihr fehlt. Vielleicht ist sie unheilbar! Ich glaube fast, daß es so ist! Sie schreibt es nur nicht! Wir werden sie nicht wiedersehen. Wer weiß, ob sie überhaupt noch lebt?"

Die anderen saßen schweigend. Das alles war so überraschend und schnell gekommen, und Jans Vorschlag, das Kind ins Haus zu nehmen, kam doch so plötzlich, schnitt so sehr in ihre Lebensgewohnheiten ein, daß man sich nicht so schnell entschließen konnte. Es gab ja schließlich noch

andere Wege. Jan hatte es vorher selbst angedeutet. Man mußte alles prüfen, sorgfältig und langsam, wie ein gestörtes Uhrwerk, ehe man sich zu einem solchen entscheidenden Schritt entschloß . . .

Einige Tage danach stand ihr Entschluß fest.

Nein, das Kind ins Haus zu nehmen, konnten sie sich doch nicht im Ernst entschließen. Ihre Lebensgewohnheiten und die Stille ihres Hauses würden für das Kind nicht taugen. Da war es wohl am besten, wenn es wenigstens zunächst noch in dem Kreise blieb, in dem es bisher gelebt hatte.

So entschlossen sie sich, die Angelegenheit in dieser Weise zu regeln, und einige Tage später ging ein Brief von Jans Hand nach Chikago ab, der folgenden Wortlaut hatte:

Liebe Annette!

Liebe Annette, Dein Brief hat uns in große Aufregung versetzt. Wir sind tagelang sehr unglücklich gewesen, so unglücklich wie damals, als Du unser Haus ohne ein Wort so heimlich verließest. Wir freuen uns aber doch, daß Du uns endlich einmal geschrieben hast. Wir haben jeden Tag gewartet, daß Du eines Tages wieder kommen würdest. Das ist ja nun wohl fürs erste, nach dem, wie Du uns schreibst, ausgeschlossen. Liebe Annette, glaube nicht, daß wir Dir böse sind. Wir haben sehr oft an Dich gedacht und Dir immer nur das Allerbeste gewünscht. Hoffentlich ist es mit Deiner Krankheit nicht so schlimm, wenn Du auch noch lange Geduld haben mußt. Tante Maly hat mal länger als dreiviertel Jahre krank gelegen und hat doch nicht die Geduld verloren.

Liebe Annette, wir haben Dein Kind, die kleine Evi, besucht und uns gefreut, wie frisch und gesund sie ist. Liebe Annette, mach Dir keine Sorgen um das Kind. Es ist bei Frau M., deren Adresse Du uns geschrieben hast, sehr gut untergebracht. Sie sieht gerade so aus, wie Du als Kind ausgesehen haben mußt. Jedenfalls hat sie Deine Augen. Wir haben eine Photographie von ihr bestellt und wollen Dir das Bild schicken, sobald es fertig ist. Wir haben zuerst vorgehabt, sie zu uns zu nehmen, aber das ist wohl nicht das Richtige. So ein Kind bei drei alten Leuten, verstehst Du? Denn wir sind wirklich alle drei alt geworden und selbst Oskar hat schon mehr graue Haare, als Du wohl denkst.

Liebe Annette, wir meinen, daß Evi am besten bei Frau M. bleibt. Wir wollen aber von nun an fleißig nachsehen, wie es ihr geht und daß es ihr an nichts fehlt. Auch möchten wir von nun an das Pflegegeld für sie bezahlen. Liebe Annette, widersprich uns dabei nicht, siehst Du, wir sind gewiß schuld, daß alles so gekommen ist. Schicke also, bitte, kein Geld mehr an Frau M. Du hast es gewiß für Dich nötig genug. Sorge Dich überhaupt um nichts. Wenn es einmal mit uns vorbei sein sollte,

so soll Evi gewiß nicht vergessen sein. Du verstehst wohl, was wir damit sagen wollen. Liebe Annette, am liebsten wäre es uns ja, wenn Du wieder zu uns kommen wolltest, aber Du wirst gewiß nicht gern bei drei so alten Leuten sein wollen, und wirst ja vielleicht auch noch sonst einen Grund dagegen haben, wie wir uns wohl denken können. Darum ist alles wohl so am besten.

Wir grüßen Dich alle drei recht herzlich, Alfred, Oskar und ich. Hoffentlich schreibst Du uns recht bald, daß es Dir besser geht.

Dein treuer Vetter Jan.

Liebe Annette, in Deinem Zimmer ist noch alles so wie damals. Nur die Vorhänge, die in der Wäsche recht mürbe geworden waren, sind neu.

Umständlich und langsam, mit gerunzelter Stirn und zusammengekniffenen Lippen studierten die beiden anderen den Brief, nickten und sagten: „Ja, das wäre wohl, was zu sagen wäre."

Darauf rückte Jan seinen Stuhl zurecht, zog die Hängelampe, die heute abend durchaus nicht hell genug brennen wollte, tiefer herab und begann ihn ins reine zu schreiben, langsam, mit spritzender, kratzender Feder, in sorgfältigen Schriftzügen.

Die beiden andern saßen nachdenklich hinter ihren Pfeifen, sahen ihm zu, sogen bedächtig den Rauch aus den Spitzen und stießen ihn in kleinen Wölkchen in die stille Luft, die das erste Feuer im Ofen angenehm durchwärmt hatte.

Plötzlich hielt Jan zu schreiben auf, sah seine Brüder an und fragte: „Soll ich ihr noch schreiben, daß wir damals nicht böse auf sie gewesen sind, wie sie sich in ihr Zimmer eingeschlossen hatte und nicht antworten wollte, als ich klopfte?"

Die Brüder wiegten bedenklich die Köpfe.

„Ich weiß nicht," sagte Alfred nach einer Pause. „Laß es lieber weg, es könnte sie kränken, daß wir sie daran erinnern. Ich kann mir denken, daß sie gerade in der Zeit am meisten gelitten haben muß."

„Es ist wahr," nickte Jan, schrieb den Brief fertig, adressierte und versiegelte ihn und ging, ihn in den Kasten zu stecken.

Deutlich hallte sein Schritt von den Wänden der engen Gasse zurück. Alle Häuser lagen bereits in tiefem Schlaf. Der Mond stand hoch über Sankt Annen und füllte die weite Bläue des nächtlichen Himmels mit silbrigem Glanz.

Fröstelnd trat Jan nach wenigen Minuten wieder ins Zimmer.

„Ich glaube, es wird frieren diese Nacht," sagte er und rieb sich die Hände.

„Ja, ja, der Winter kommt," sagten die andern.

***

Stockholm III

Tagebuchblätter von Samuel Saenger

Den 10. Juli

Nun sind die Verhandlungen mit unserer Minderheit abgeschlossen, man sieht die Herren Abschied nehmen; Zufriedenheit und blühender Optimismus malt sich in den Zügen der Führenden. Wenn die Aufnahme, die sie bei den Genossen auf der andern Seite hier gefunden haben (soweit sie sich hier vertreten ließen) für das Gelingen oder Mißlingen ihrer Mission den Maßstab gäbe, hätten sie ein Recht auf der Menschheit Dank. Ich empfinde diese Selbstzufriedenheit als Grimasse und glaube nimmer, daß ihre Eröffnungen und Erklärungen die Bahn frei gemacht und uns dem Frieden näher gebracht haben.

Ihre Aufgabe dachte ich mir so, daß sie durch die Posaune Stockholm der Welt verkünden würden: Alle Eure Hoffnungen auf eine deutsche Revolution sind vergeblich; alle Hoffnungen auf eine deutsche Nationaldemokratie in den durch die deutsche Geschichte gegebenen Beschränkungen sind tief berechtigt; sie ist en marche, sie lebt in der Haltung und in den Gesinnungen eines großen und immer noch wachsenden Teiles des deutschen Volkes; sie kommt, wenn auch noch zaghaft und zum Teil verbogen, in allerhand Maßnahmen der deutschen Regierung zum Vorschein und zum Ausdruck, die Mäßigung in den offiziellen deutschen Kriegs- und Friedenszielen gibt das bestätigende Echo. Hunderterlei bleibt zu wünschen. Wir bekämpfen die gegen früher natürlich unsinnig gesteigerte Militarisierung der Zivilverwaltung und des Privatlebens; aber der Schwund der bürgerlichen Freiheiten ist ja schließlich eine allgemeine europäische Erscheinung, die nicht einmal die englische Überlieferung hat aufhalten können, von Frankreich und Italien ganz zu schweigen. Drückt Ihr Genossen auf Eure Regierungen, daß sie den Verständigungsweg beschreiten, so würde das einen Sieg der sozialistischen und demokratischen Erlösungsidee sein, Ihr ebnetet unserer Werbearbeit in Deutschland die Wege, ein ungeheueres Gefühl der Erleichterung würde durch die Menschheit gehen, der bürgerliche Mut würde sich gestärkt und gestützt fühlen und begönne viel selbstbewußter, heischender, imperativischer Volksrechte zu fordern. Lassen wir daher alles, was uns auseinandertreibt und was schließlich doch nur die Verzerrung der Wahrheit ans Licht fördern könnte, wie das Suchen nach dem Schuldigen, wie das Bewerten der kannibalischen Kriegsbräuche, wie das Aufstellen einer Skala völkerrechtlicher Strafwürdigkeiten.

Mir scheint, in solcher Rede wäre Vernunft und läge die Möglichkeit zur Wirkung, da diese Minderheit durch ihr Verhalten daheim ihren bürger-

lichen Mut bewiesen und ihren nationalen Kredit erhalten hat. In dem Memorandum, das heute früh ausgegeben wurde, finde ich keine Spur davon. Es ist eine klägliche Häufung abgegriffenster Banalitäten, die hier nicht wiederholt zu werden brauchen. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker zum Beispiel in abstracto zu fordern, ist überflüssig, da keine der vorhandenen Regierungen und keines der vorhandenen Herrenvölker es leugnet. Sie haben nicht den leisesten Versuch unternommen, an Einzelheiten zu zeigen, wie sie sich die Selbstbestimmung der Völker in Rußland, in Österreich, in Ungarn und auf dem Balkan denken, ohne durch Zerschlagen der großen staatlichen Organisationen der wüstesten Anarchie und der Verewigung der Kriegsgreuel Vorschub zu leisten. Gerade ihnen als Mitteleuropäern lag diese Pflicht ob, die bequeme Phrase der Westler, die die Forderung der Selbstbestimmung der Völker als Waffe zu unserer Schwächung benutzen, weil sie von ihrer Verwirklichung einen Zerfall Mitteleuropas, eine Auflockerung in ein Gemengsel impotenter Kleinstaaten erhoffen, hätten sie geißeln müssen. Aber ich zweifle, ob in dem Augenblick, wo sie orakelten, die geistvollen und gerechten Versuche der Renner, Lucas, Bernatzik und so vieler anderer zum Schutze der Minderheit ihnen gegenwärtig waren. Vielleicht geht ihnen der organische Weg, im Südosten Europas den demokratischen Föderalismus zu begründen, zu langsam, sie halten die Zeit für radikale sofortige Lösungen offenbar für gekommen. Was aber soll man zu dem Passus im Memorandum sagen, in welchem gegen das Kolonisieren der europäischen Völker der Bannfluch ausgesprochen wird? Sie müssen wissen, daß diese Forderung in der Luft hängt, daß europäische Wirtschaft und Kultur Kolonien und Kolonisierung zur Voraussetzung hat; und sie wissen, daß die Verbandsmächte sie nicht aufgeben werden und können, mit Zustimmung ihrer Proletariate. Der Streit geht um die Quoten der Beteiligung und die Aufhebung bevorrechteter, zum Ausschluß unbequemer Nebenbuhler und Nießnutzer berechtigter Kolonienverwalter. Alle Spitzen und Schärfen des Streites sind gegen Deutschland gerichtet. Er kann mit Vernunft und Gerechtigkeitssinn beglichen werden; doch es ist schlimm, wenn das Gift aller stillen Voreingenommenheit gerade in einer Frage, wo die deutschen Ansprüche sachlich und sehr bescheiden sind und sein werden, sich ausschließlich gegen die eigene Heimat richtet.

So wie sie sprechen Sektierer ohne Verantwortung. Die Wahrheit weiß heute jedes Kind. Die Kolonisierung des Planeten wird fortgesetzt werden, ob man ‚will' oder nicht. Auf die Lösung des Problems wurde oft genug hingewiesen. Helft Ihr doch einen Verteilungs- und Anteilsschlüssel finden, um Verständigung und Gemeinsamkeit an die Stelle des Krieges aller gegen alle zu setzen. Damit würde internationale Gesinnung betätigt. Kämen dazu die Forderungen der Abrüstung, der obligatorischen

Schiedsgerichte, Grundbestimmungen über die zukünftige Warenaustauschpraxis, über das zukünftige Fremdenrecht (um den Schutzzoll in Menschen zu verhüten): so wären die Aufgaben für die neue Internationale einigermaßen umschrieben. Aber zu so viel war und ist auch die Mehrheit bereit. Sie glaubt an die „wissenschaftliche Praxis" einer neuen Internationale, mit Gleichberechtigung und Selbstbestimmung aller Völker innerhalb der möglichen Grenzen; und sie hofft, auf diesem wissenschaftlichen Wege dem Frieden und der Menschheit zu dienen.

Ich lege dieses Memorandum beschämt aus der Hand und flüchte in die Schären, wo die roten Krabben am Strande mich sicherlich politisch ersprießlicher unterhalten werden.

12. Juli

Ein holländisches Mitglied des Internationalen Komitees verweist auf Eduard Bernsteins „Sozialdemokratische Völkerpolitik", eine Sammlung von Aufsätzen und Artikeln, die aus den Gelegenheiten und Verlegenheiten des Krieges entstanden sind. Da hätten Sie, wenn Sie wollen, die Grundzüge des neuen Europas, die „Charte" der neuen Völkerfreiheit. Er meint mir damit die Umrisse zu zeigen, die der Patriotismus der Internationalen haben soll und dereinst haben wird. Ich schätze den Mann; er ist, trotz dem Stachel Belgien, der in jedes Niederländers Herz steckt, nicht grundsätzlich antideutsch. Ich versuche, ihm klar zu machen, warum die drei Internationalen, die wissenschaftlich-kulturelle, die katholische und die proletarische, zusammenbrechen und versagen mußten. Alte, schon abgegriffene Gedankengänge. Aber man widerlegt sie nicht, indem man unermüdlich wiederholt: Europa *braucht* eine sozialdemokratische Internationale, Europa braucht die Solidarität der Völker mit allen ihren Konsequenzen zum Leitfaden ihrer Politik. Ja gewiß, Europa braucht auch die anderen Internationalen, jede in seiner Weise; und man fühlt deutlich, wie in jedem dieser Universalringe sich die Gewissen regen und die zerbrochenen sie zusammenzulöten trachten. Aber, zum Donnerwetter, wenn Europa sie braucht, warum hat es sie nicht, oder noch immer nicht? Ist es, weil ein Glied, sagen wir ohne Umschweife: das mitteleuropäische, nicht will? Es will ja; unsere Mehrheitssozialisten hier und daheim erklären es mit steigender Einmütigkeit. Aber solange die anderen Glieder ihnen die Parität nicht einräumen, ihren bescheidenen, geschichts- und naturnotwendigen Nationalismus — ohne Vergewaltigung und das ihnen zugemutete Vorrecht des Sichvergewaltigenlassens — als nationalistische Erhitzung anschwärzen: so lange ist die sozialdemokratische Internationale ein lebender Leichnam. Die Parität setzt eine gemeinsame Front gegen die imperialistischen Regierungen überall voraus; sie kann nur auf einem gemeinsamen Programm beruhen, dessen Hauptpunkte nicht zweifelhaft sind; ich deutete sie oben an. Unsere

Mehrheit hat sich grundsätzlich und aus tiefster Überzeugung zu allen Rechtsformen der neuen Internationalität bekannt (Abrüstung; obligatorische Schiedsgerichte mit Vollzugsgewalt); sie drängt ihre Regierung zu ihrer Proklamierung; sie hat erreicht, daß deren Sprache sich menschlich erweiche und die moralische Atmosphäre einer neuen Zeit in die Amtsstuben dringe; sie hat von dem Augenblick an, wo die russische Revolution der ‚großen und herrlichen Bruderpartei' die Freiheit der Aktion wiedergab, sofort und ohne Rückhalt die Verständigung mit ihr gesucht; sie hat, nach begreiflichem Schwanken am Anfang, ihre Kriegszielpolitik grundsätzlich von den Launen des Kriegsgottes unabhängig gemacht und den Gedanken um territoriale Sicherheiten ein für allemal und programmatisch von sich gewiesen: liegt heute noch Vernunft in der Spaltung der deutschen sozialistischen Parteien? Wäre ihre Friedenswirkung nicht unendlich stärker, ihr Einfluß, ihr moralisches Gewicht gerade in Stockholm unendlich größer, eben weil das Waffenglück den Mittelmächten hold war? Das habe ich nach allen Seiten hin, bis ins einzelste der Problembündel hinabsteigend, meinen Freunden und Gegnern noch zu demonstrieren versucht. Doch Bernstein, der ja die Hauptlehre der Zimmerwalder, den grundsätzlichen Antipatriotismus, ablehnt, der zu klug ist, um nicht zu wissen, daß die wahre, die dauernde Internationale nichts geringeres als eine Rechtsordnung der Nationalitäten voraussetzt, der in Gesprächen mit seinem Freunde Jaurès über diesen Satz gewiß Einleuchtendes zu hören bekommen hat (denn er unterstrich ihn immer wieder): Bernstein wiederholt noch heute die unsinnige Behauptung, unsere Mehrheitssozialisten wollten die Schwächung der Internationalität, „um im Interesse der Landesparteien mehr oder weniger nationalistische Politik zu treiben." Bernstein wiederholt noch heute Anklagen, zu denen er im Herbst 1915, wo sie zuerst erhoben wurden, einiges, wenn auch ein sehr bedingtes Recht haben mochte; denn die Kritik unserer Diplomatie und unserer auswärtigen Politik seit zwei Jahrzehnten, mit ihrem Schwanken, ihrem Mangel an Konzentration, ihrer Schwäche gegen marinistische Nebeneinflüsse, ihrem Unvermögen, unserem Weltdrang eine bestimmte geographische Achse nach Westen oder nach Osten zu geben, mit ihrer unsagbar bösen Wirkung einer Schwächung unseres moralischen Ansehens in der Welt, – sie ist Gemeingut aller Parteien, besonders der bürgerlichen. Das Aufwärmen steht aufbauender Politik im Wege, ich habe hier im unbequemen Neutralien Beweise dafür. Sie halten nämlich die Erörterung bei den Vordergründen fest; sie halten den Blick, wie das Herumkramen in den farbigen Büchern, von den tiefsten Ursachen des Weltbrandes fern; sie nähren den an sich schon nicht geringen Pharisäismus und den unerträglich dummen Überlegenheitsdünkel der Westler, von denen viele hergeschickt scheinen – ich spreche von den Sozialisten unter

ihnen —, um die Splitter im Auge der mitteleuropäischen Brüder zu suchen, die Balken im eigenen in gottgegebenes Übermenschentum umzudeuteln.

Nein, Herr Bernstein, man dient mit allem dem nicht dem Frieden, Europa, der Menschheit, dem Grand-Etre, dessen Dienst doch der Hauptmotor in Ihrem reichen Leben gewesen ist. Sie hätten gerade hier in Stockholm bemerken müssen, wie stark Sie, der Sie sozialistischer Evolutionist sein wollen und ein Lebenlang gewesen sind, in die sektiererische Strömung geraten sind, daß Sie schließlich doch, wenigstens heute, auf die andere Seite gehören. Ihre Aufgabe wäre gewesen, in der Upmangatan zu vermitteln und der Solidarität zunächst im engeren deutschen Kreise die Steine aus dem Wege zu räumen. Und Sie hätten Ihren vielen neutralen Freunden, unter Bezwingung subjektiver Empfindlichkeiten, erklären müssen, daß ganz und gar nicht mehr gilt, was Sie vor zwei Jahren von einem Heineschen Artikel gesagt haben: er verlange für die sozialdemokratischen Landesparteien das Recht, auswärtige Politik und was damit zusammenhängt, also gegebenfalls auch Rüstungspolitik, gemäß den Interessengegensätzen zu betreiben, die zwischen den regierenden Schichten ihres Landes und denen anderer Länder obwalten.

Den 13. Juli

Ich habe Dr. Victor Adler, den Heiligen unter den lebenden Sozialisten, lange gemieden. Ich hatte Mitleid mit dem müden, alten, kranken Manne, der von Neugierigen umkreist wird, von früheren und neuen Bekannten, von aufrichtigen Gesinnungsgenossen und den andern, die eine journalistische Gefühlsgeschwätzigkeit zum Mißverständnis aller ernsten Dinge hier und anderswo führt.

Da schleppt sich nun der alte Herr, von seinem Stabe umgeben, mühsam über das Pflaster vom Grand Hotel, wo er als Nachbar der raffiniertesten Eleganz haust, die paar Schritte hinüber bis zum Opernhaus-Restaurant werden ihm über die Maßen sauer. Man spürt, wie der Rost der alten Maschine zusetzt, wie er einem edlen Menschen, der die Waffen noch nicht strecken darf, die Wirkung lähmt. Husten und Atembeschwerden machen ihm die Unterhaltung schwer; es liegt eine unsägliche Beklommenheit, eine Trauer wie von Ewigkeiten genährt über ihm. Er sitzt hier auf keiner Arche Noah, und er sieht die Friedenstauben entflattern. Aber er hört gern zu und streut selber auch gern Bemerkungen dazwischen.

Heute habe ich die Scheu überwunden. Ich muß erfahren, wie sich in diesem starken Kopfe und klugen Politiker das Memorandum unserer Minderheitsleute malt... Wir sitzen allein beim Mahl. Das ganze herrliche Panorama blinkt durchs Fenster, das Königsschloß auf dem Felsen, das gleißend grüne Wasser, die schwirrenden Möven, die lässigen nachmittaglichen Fähren und Segler, der Lug in die Weite, zu den grünen

Inselchen und den Häuschen der Friedensseligen. Die Tische ringsherum sind leer; Fliegen summen; die Kellner lehnen schläfrig in den Ecken; — der Tag neigt sich, er spielt in gebrochenen Lichtern, er geht zur Rüste. Die gütigen, etwas verquollenen Augen des Alten sehen mich hinter großen Gläsern wunschlos an. Man fühlt sich selber schlaff werden und Abschied nehmen.

Von allen Leuten, die hier sind, ist Victor Adler der skeptischste. Er hat lange Wochen hier versessen oder verhustet, da oben im vierten Stock des Grand Hotel, und er hat unendlich viel Zeit gehabt, die Möven nach dem Sinn... ja, dem Sinn von allem zu fragen. Deputationen und Abgesandte aus aller Herren Länder kamen und gingen, kilometerlange Erörterungen wurden gepflogen, tausend Programme und Gegenprogramme zu Protokoll genommen; aber die Sozialisten vom Vielverband blieben fern, und die Idee von Stockholm wartet immer noch auf Erlösung. Als alter Schüler von Meynert, dem berühmten Wiener Psychiater, hat Adler nicht die Gabe, sich etwas vorzulügen, und so täuscht er sich auch nicht über die Fähigkeit der Sozialisten, schöpferische Politik zu machen, das heißt vor allem Europa dem Frieden näher zu bringen. Was er mir über die Schwierigkeiten sagt, die dem Aufbau eines demokratischen Föderalismus in Österreich entgegenstehen, möchte ich hier nicht wiedergeben; es klingt mir gar zu schwarz. Er nennt die slawischen Nationalismen seiner Heimat hemmungslos; er zählt ihr still bewußtes Operieren mit den so klar verdächtigen Sympathien der Feinde, um das gutmeinende neue kaiserliche Regime als Hebel gegen elementare gesamtösterreichische und gesamteuropäische Interessen zu benutzen, die größte Gefahr der Stunde. Wo ist, ruft er aus, der Staatsmann, der ihnen den Sinn all des Leidens offenbar macht?...

Ich bin glücklich, meine Ansicht über das objektiv falsche Spiel unserer Minderheitsleute bestätigt zu hören. Sie leisteten hier Sektiererarbeit, keine Europäerpolitik. Die Formel, man müsse erst die kapitalistische Maschine sich tot laufen lassen, sehe inzwischen jeder, wo er bleibe, findet Adler abscheulich. Wie läßt sich die nackte Aufgabe von Stockholm, das nicht mehr zu steigernde Friedensbedürfnis Europas gegen die Maschine und ihre bisherigen Steuerleute zu organisieren, so kaltsinnig verkennen? Natürlich, erfüllbar ist sie nur, wenn zunächst innerhalb der Bruderparteien innerhalb Mitteleuropas die Solidarität wieder hergestellt und das Aktionsprogramm ausschließlich auf das radikale Bedürfnis des Tages zugestutzt sei.

Ich kann mich der Resignation Adlers nicht ganz hingeben. Ich meine: die Idee von Stockholm wird beschnitten, modifiziert, aber im letzten Kern und in ihrem letzten Sinn vielleicht doch erhalten — in andere als Proletarierhände übergehen und dadurch lebendig werden. Sie sei nicht zu

töten, weil und sofern die mechanische Kriegsführung kein rundes Resultat ergebe; und dann würden die bürgerlichen Massen, in Lebenshaltung proletarisiert und pauperisiert, zu ihr als Rettungsanker greifen. Der gütige Alte lächelt traurig und wunschlos, sein Positivismus ist nur noch stark genug, um die ungeheueren Widerstände zu überschauen. Er ist im Abschiednehmen.

Den 14. Juli

Camille Huysmanns, der Sekretär des zersetzten Internationalen Sozialistischen Büros, ist einer der Väter des Stockholmer Gedankens; vielleicht der Vater. Er pflegt die edelste Form der Neutralität: er ist nicht grundsätzlich antideutsch und hat — doch als Belgier — Belgien erlebt. Er ist ententefreundlich. Er ist westlich durch und durch, das heißt aber keineswegs: französisch. Denk- und Sprechtemperament sind niederdeutsch; die Zunge ist für das Französische zu schwer, seine Regsamkeit verhalten und gar nicht zu Ausbrüchen geneigt: westlich von diesem germanischen Typ, den der romanische Firnis berührt, aber nicht innerlich zersetzt hat, ist ein für allemal das grundverschiedene Verhältnis zur Autorität und zu den Autoritäten.

An den Menschen der germanischen Randländer ist überall die gleiche Beobachtung zu machen, in der Schweiz, in Holland, in Skandinavien. Man vergißt in Gefühl, Gesinnung, Kritik und Haltung nie, daß die Inhaber der politischen Macht Verwalter einer Suveränität sind, die von Natur wegen und auf ewig nicht ihnen gehört. Sie sind Beauftragte, Delegierte, zur Rechenschaftsablegung in jedem Augenblick verpflichtet; ihr Machtbesitz ist jederzeit kündbar. Das ist das gemeinsam Westliche an diesen Menschen; dem absolutistischen Autoritätsbegriff wurde in England durch die Puritanerrebellion im siebenzehnten Jahrhundert, in Frankreich durch die Große Revolution das Genick gebrochen. Der Sinn war nicht der — dieser blöde Glaube ist sogar noch schulgemäß —, die Autorität zu zerstören, sondern sie auf kontrollierbare Leistung, auf höchstwertige soziale Tüchtigkeit zu gründen. Das Ziel ist nirgends erreicht worden. Die neue Freiheit war eine Art neuer Versklavung. Aber vor dem Sklavenhalter von heute, dem Bourgeois und seinem Anhang, den intellektuellen Schmarotzern, wird die Autoritätsvergottung eine Lächerlichkeit; seine autoritären Allüren, sein Distanzgefühl, das Gottesgnadentum seines politischen Anspruchs empfindet der Westler als Frechheit und Herausforderung. Er fühlt sich menschlich, also auch politisch ihm ebenbürtig und wesensgleich. Im Gefühl und in der Vorstellung wenigstens ist die Identität zwischen Regierung und Regierten mithin vollzogen, das demokratische Grundgefühl trägt und hebt das Persönlichkeitsbewußtsein jedes einzelnen, es durchdringt die soziale Atmosphäre, unbeschadet der selbst-

verständlichen Differenzierung von Genie und Idioten, die nur mediokre Bürokratengehirne oder anmaßendes Kapitalsdespotentum für gefährdet halten.

Westlich in diesem Sinne ist also Camille Huysmanns und sind die anderen hier alle, das versteht sich in Deutschland offenbar noch immer nicht von selbst. Es ist der Sammelname für alles, was nicht deutsch und nicht russisch ist. Man drückt damit ein zweifellos siegreiches Menschenformat aus, es scheint sich nun sogar im Orient und jedenfalls in Rußland seine politischen Voraussetzungen zu schaffen, wie es sich überall seine technisch-ökonomischen Voraussetzungen geschaffen hat. Mit geistigen und sittlichen und organisatorischen Vorzügen besonderer Art hat dieses Format nichts zu tun; es garantiert keinen Vorsprung ‚an sich'; es hat die bekannten Sorten Verflachungen, Unzulänglichkeiten, Verseichtigungen und Untüchtigkeiten mit sich geführt: aber in der heutigen Welt- und Seelenlage ist es — man durchdenke sie doch endlich ganz — eine unerhörte moralische Macht geworden, es kämpft nicht nur als Lüge, als Phrase, als Schwindel, als Massensuggestion auf der anderen Seite, es lebt darum, trotz alles Niederziehenden, eine bauende, ein Neues gestaltende Gewalt, eine Verheißung darin, und sie klopft auch an die deutschen Pforten, um sich irgendwie mit unsren besonderen geistigen und organisatorischen und sittlichen Eigentümlichkeiten und Vorzügen zu amalgamieren.

Ich deutete das unverblümt so an, während ich mit dem ungewöhnlich klug horchenden Huysmanns in der Upman-gatan plaudere; ich bin nicht da, vorzutäuschen und Austausch von Bluffs zu pflegen. Aber ich nehme ihm energisch und mitleidlos jede Hoffnung, als könnte sich dieser Prozeß der deutschen ‚Verwestlichung' in chaotischen französischen oder russischen Formen abspielen, so wenig wie es denkbar wäre, daß die unerbittlich vor sich gehende ‚Verpreußung' Englands und der übrigen Welt, das heißt die Übernahme unserer sozialen und technischen Organisationsmethoden, auf ein buchstabengetreues Klischee unserer Art und Kunst hinausliefe. Herr Huysmanns hört andächtig zu. Er kennt und anerkennt das Deutsche, — dieses Deutsche.

Er ist kein Theoretiker, beileibe nicht; er stand und steht mit beiden Füßen in der Praxis, damals, als er mir vor Jahren mit heller Freude von ihrer sozialen Wirkung die genossenschaftlichen Einrichtungen der Maison du Peuple in Brüssel zeigte, wie heute, wo er mit heiligem Ernst und unerschütterlicher Gläubigkeit am Frieden — das ist für ihn die Neugeburt der Internationale, arbeitet. ‚Sehen Sie,' sagte er, ‚die geistigen, politischen, sozialen Ideen von 1789, die Ihre Professoren bei Ihnen eben so sehr in Verruf bringen, sind für uns Sozialisten nichts als der Vortrupp; ihre Vollendung soll dadurch zustande kommen, daß der Bund der organisierten

Proletariermassen sie in Verwaltung nimmt und in die Wirklichkeit überführt.' Ein unverbesserlicher Westler. Gehört nun aber, für die Ideen von 1789, der europäische Krieg zu den Mitteln der Erlösung oder der Verzögerung? Er läßt, gegen seine Gewohnheit, etwas den Kopf hängen und schweigt. Er rechnet sich nicht zu den Priestern der Vorsehung, die massenhaft in den Stockholmer Straßen herumlaufen.

Man kann sich nun denken, wie schwer hier seine Stellung zwischen den Parteien ist, und mit welchem Mißtrauen sein ehrlicher Wille zur Unparteilichkeit belastet ist. Mir ist sein Machiavellismus lächerlich klar; die kleinen taktischen Manöver gehören zur Technik der Lebenshaltung, ohne die heute und hier kein Mensch im Netz der abgerissenen Fäden, der gestörten Leitungen, der künstlich verbogenen Weltanschauungen, der pharisäisch verschleierten Machtgegensätze auch nur eine Sekunde weiterleben könnte, es sei denn, seine Seele steckte im Magen, und sein politischer Ehrgeiz wäre an die Mittel verpfändet, dem Unterleib zu götzendienern. Ich sage nur dieses: in Leuten dieses einfachen Schlages liegt ein gut Teil europäischer Zukunft. Die bankrotte Diplomatie nach Wienerkongreßmuster, die große Spinne, die im Gehirn gewisser Kanzlisten noch nistet, findet bei ihnen nur Verächter.

Huysmanns sagt sofort, was er wissen will. Ob die Mehrheits- oder die Minderheitssozialisten die Massen hinter sich hätten; ob der einflußreiche Teil der deutschen Bourgeoisie den Weg zum Volksstaat, zur Anerkennung der souveraineté du peuple und ihrem parlamentarischen Ausdruck aus Einsicht beschreiten oder sich nur widerwillig auf ihn werde stoßen lassen; ob zwischen Arbeit und Kapital eine Identität politischer Ziele möglich sei; ob auch in Deutschland ein ‚westliches' Rangverhältnis zwischen militärischer und Zivilgewalt Ereignis werden könne . . . Man hat keine Vorstellung bei uns, mit welcher Besessenheit diese Dinge hier besprochen und beschwatzt werden; man legt den Entscheidungen, die mutmaßlich bald fallen werden, neben — in amerikanischen und neutralen Kreisen sogar vor — denen des Machtkampfes das größte Gewicht bei; bei Berechnung des Kriegsendes werden sie in Ansatz gebracht. Natürlich meist mit den bekannten und wohlwollenden Hintergedanken; gleichviel. Ich zerstöre jede Hoffnung auf die Schwächung der deutschen Abwehrkräfte und Abwehrleidenschaft durch eine unvermeidliche Krisis, die die neue Verteilung der politischen Verantwortungen begleiten muß und wird; ich betone, daß gerade die siegreichen Nationaldemokraten, mit den Scheidemännern an der Spitze, so heftig sie Angliederungen fremden europäischen Bodens befehdeten, keinen Zollbreit deutschen Bodens hergeben würden, und daß sie grundsätzlich die elsässische Frage als international nicht anerkannten. ‚Verpflichtet denn die Anerkennung, sie gehöre vor ein

internationales Forum?' Der Einwurf gleitet ohne Echo vorüber, man wird hier stark in der Kunst, zu überhören. Huysmanns fragt klug und ich suche ehrlich zu antworten. Ab und zu wird er ganz positiv, — ‚wenn Ihr weise seid, wird man sich über Polen leicht einigen können;' ab und zu werde ich ganz stumm, zum Beispiel als der Belgier eine Entschädigung für Belgien als Selbstverständlichkeit behandelt; oder ich schalte sämtliche Fragen, die unsere inneren Verhältnisse und unsere politische Ideologie betreffen, in die entgegengesetzte Richtung um; ob denn die drüben für den europäischen Frieden reif seien, und welchen Festigkeitsgrad denn dort drüben die künstliche Einheit zwischen Arbeit und Kapital, zwischen Demokratie und Imperialismus habe. Ohne Internationale gebe es keinen europäischen Frieden; schön; aber wie, wenn ein Friede ohne Internationale zustande käme? Ich sehe, daß bei Huysmanns alle Gedanken in den heißen Wunsch münden: die offizielle deutsche Politik möchte, neben den militärischen und organisatorischen, endlich die moralischen Mittel finden, um zu verhüten, daß sich die Koalition gegen Deutschland verewige. Die Gefahr sei ungeheuer, für Deutschland und für Europa. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß Huysmanns, der Flamingant, die Verwaltungstrennung in Flandern und Wallonien für gründlich verfehlt und wirkungslos hält.

16. Juli

Was geht in Deutschland vor? Man bestürmt mich mit Fragen. Die Fenster sind dicht verhängt; die Zeitungen sprechen mit einem Knebel im Munde, sie lassen nur erkennen, daß die Kanzlerkrisis ins akute Stadium getreten ist. Hier interessiert allein, ob der offenbar unvermeidliche Personenwechsel einen Systemwechsel einleite — oder ihn verhindern solle. Kämpft Bethmann mit offenem Visier und gestützt auf eine feste Mehrheit im Reichstag für eine demokratische Neuordnung im deutschen Hause oder wirbelt der ganze Lärm um ein Knäuel halb persönlicher, halb sachlicher Streitobjekte? Die gedankenlosen russisch-französischen Analogien, mit denen hier nicht nur die Straße operiert, lehne ich lächelnd ab. Das Gefühl für unsere besondere Art im Moralischen und Politischen ist doch gar zu gering; und selbstverständlich hungert man nach dramatischen Vorgängen auf unsere Kosten. Aber was geht in Deutschland vor?

23. Juli

Die Reichstagsmehrheit hat eine Friedensresolution angenommen. Aus ists mit der bisher allbeherrschenden Vorstellung, als ob der Krieg — dieser Bündelkrieg; und es sind keine anderen im demokratischen Zeitalter hin-

fort denkbar – auch weiter die ultima ratio der Völker sein könne, wie er bisher die letzte Zuflucht und Ausflucht der Kanzleien und Kabinette gewesen ist.

Diese Resolution wird zunächst, glaube ich, unberechenbaren Erziehungswert haben, ihre augenblickliche Wirkung wird gering sein. Immerhin. Aber bedeutet die überraschende Erhebung des Dr. Michaelis, wie politische Köpfe hier mutmaßen, auf den Kanzlerposten etwa wirklich, daß der Sitz der politischen Initiative an einen anderen Ort gerückt ist?

Skodsborg, den 25. Juli 1917

Im Seebad Skodsborg, ein paar Kilometer nördlich von Kopenhagen, mache ich Station, ehe ich in die heimatliche Undurchsichtigkeit zurückkehre. Die drängende Ungeduld der letzten Tage hat sich entspannt. Ich werde schon zeitig genug erfahren, in welchem Ausmaße der neue Geist dort inthronisiert, zu welcher Reife die neue Erkenntnis gediehen ist. Denn das Schicksal dieses großen Krieges ist es, abzurechnen, Bilanzen zu ziehen, die politischen und staatsrechtlichen Theorien zu vereinfachen, in populären Vorstellungen zu denken und zu handeln, nachdem alles Geschehen auf die Leistungen und Gesinnungen des Volkes gestellt ist. Sucht nicht alle Bewußtheit einen Ausweg aus der Sackgasse, die das Duell zwischen Gewalt und Recht geführt hat? Gelingt es auch diesmal nicht, das politische Leben zu sozialisieren und humanisieren, darf es auch weiterhin unbeteiligt neben dem sittlichen Gesetz einhermarschieren: dann haben wir umsonst gelebt und erlebt. Aber noch ist der Tag nicht richtbar.

Hier will ich ausruhen, will seebaden und mich sonnen, will das Licht der grünen Wiesen einsaugen und unter knorrigen Rüstern Augenblicke zu Ewigkeiten dehnen, – obgleich kein Apoll mir die Gabe verlieh, nach dem Diktat gewisser Professoren den großen geschichtlichen Materialismus des Geschehens, die Notantriebe, die egoistischen Verschleierungen, als Sublimate platonischer Ideen zu genießen. Der Schatten, der sich während meiner letzten nordischen Tage auf die Idee von Stockholm gelegt hatte, hat mich fast krank gemacht. Ich mußte fliehen. Verregnete Tage in Drottningholm, dem buen retiro des Königs, hatten mich wenig beruhigt. Der kalte Prunk des Schlosses, das in kühler Einsamkeit und mit dem glitzernden Haufen bunter Requisiten ein Versailles vortäuschen will, machte mir nicht wärmer. Ist die Partie verloren?

Vor dem Spiel der Gegner, die erlösende aber schwer zu organisierende Idee der Konferenz auf Umwegen zu ersticken, war ich vor der Reise gewarnt worden. In der Tat, die von dem Organisationskomitee verschickten Fragebogen lasen sich allerdings verdächtig; an ihren Haken und Spitzen sollten die sozialistischen Mitteleuropäer aufgehängt und zu Verrätern ihrer

Volkstümer erzogen werden, während man sicher war, die Einheit zwischen den westöstlichen Proletariern neu verkitten zu können. Es war wie die Partitur des vermaledeiten Schuldchors, in dem der imperialistische Abhub der feindlichen Presse den Diskant hielt ...

Wie ein Aschenkegel liegt alles nun hinter mir, aber irgendwo sah ich den göttlichen Funken fortglimmen. Ich sagte mir: Es ist vielleicht doch gut, daß den Bourgeoisregierungen mißlungen ist, im jetzigen Stadium der russischen Revolution und des mehr geahnten als klar geschauten Europäerschicksals, die sämtlichen Zweige der europäischen Proletarierfamilie um einen Tisch zu setzen. Versteckt hinter ihrer imperialistischen Gardine, mit der bankrotten Phraseologie der Scheinidealisten im Munde, gaben sie vor, den Rechts- und Befreiungsgedanken nur durch die völlige Kapitulation des Gegners – eben der Mittelmächte – erlösen zu dürfen und erlösen zu können. Diesem Plane sollte Stockholm dienen: daher das geschickte Hinauszögern des Konferenztermines, bis man die Russen für eine Einheitsfront gegen uns gewonnen hätte. Unverbesserliche Gefühlsanbeter der Idee, Schwärmer mehr als Enthusiasten, die bauen wollen ohne den Elastizitätsmodul des Baumaterials – eben des Menschen, der ohne Übergänge Bestie und gutes Kind ist – zu kennen: diese Goldherzen durchschauten den Plan der Cityköpfchen nicht. Man wollte Bedingungen stellen, die die andern annehmen, auf die sie im Namen der heiligen Himmelsnamen verpflichtet werden sollten. Der gute Henderson hat aus der Schule geplaudert. Ein amerikanischer Bekannter sprach mit Ekel von dem Schwindel. Man wird erst später sehen, in welchem Maße Arbeiterdelegierte auf Ministersesseln in diesem Kriege versagt haben. Sie sind widerstandslos in die Fallstricke der Bourgeoisideologie geraten, sie haben die zukünftige Identität von Kapital und Arbeit, die in den großen Nationalstaaten erst Folge des Krieges sein wird, sich als Tatsache aufschwatzen lassen.

Ein bitterer Abschluß, nicht wahr? Aber ich erinnere mich, wie Immanuel Kant, der unsterbliche Verfasser des philosophischen Entwurfes zum ewigen Frieden, einmal das vivat justitia et pereat mundus übersetzt hat: ‚Es geschehe was recht ist, und wenn alle Schelme der Welt darüber zugrunde gehen.' Ich rede mir ein, – nein ich glaube, daß die Schelmereien der Kanzleien, die Urmütter des allgemeinen Mordens, selber die letzten Opfer sein werden. Eher kann die Idee von Stockholm uns nicht leuchten.

Skodsborg, den 27. Juli 1917

Im Badehotel habe ich die Bekanntschaft eines österreichischen Grafen gemacht, eines außerordentlichen Mannes. Er ist einer der reichsten Groß-

grundbesitzer der Donaumonarchie, in Böhmen, in Mähren und in Niederösterreich begütert. Allerhand Geschmeiß aus feindlichen und freundlichen Ländern sucht sich heranzudrängen, aber der Mann hat eine unnachahmliche Grazie, für sich zu bleiben. Ein aussterbender Typus. Der Adel langer Geschlechterreihen, die nicht zu schuften und nicht zu schwitzen brauchen, um sich zu beweisen, spricht aus dem blassen Gesicht des Sechzigers. Haltung und Geste sind vergeistigt; das graue, tiefliegende Auge schaut über die Alltagsregsamkeit hinaus ins Weite; der Gang ist ruhig rhythmisiert, die Affekte scheinen gezügelt, — man hat die Empfindung, als ob der zweckhafte egozentrische Wille völlig ausgeschieden sei. Welcher Unterschied zu den Hochbetitelten, die man sonst in den großen Häusern als gesellschaftliche hors d'oeuvre neben allerhand Salonliteraten und Finanzmagnaten genießen durfte. Mein Atem wird ruhiger, wenn ich ihn anschaue, meine Nerven spannen aus, die Gedanken spazieren wieder wie in den unwahrscheinlichsten Jugendtagen gemächlich ins Ideenland. Ja, so haben Technik, Maschinenarbeit, Großbetrieb, Welthandel, Weltwirtschaft, Weltpolitik, Demokratie, Parlamentarismus, Wahlkrämpfe, Presse, Spezialistentum, Berufsmenschentum, Kunstmarktbetrieb, Literaturbörse den Weltaspekt verändert. Es gibt Augenblicke, wo der vorwärts wollende Mensch, der alle diese Dinge bejahen muß, um sie zu überwinden, und der ehrlich an dem ungeheueren Werke der Massengestaltungen mitarbeitet, in die Romantik eines Rousseau oder Ruskin zurückgetrieben wird, weil in ihr der ewige Protest der menschlichen Sehnsucht laut wird, obwohl seine Ohnmacht in der Praxis sich tausendfach erprobt hat. In solchen Augenblicken erstrahlen Personen wie die des österreichischen Grandseigneurs im Lichte eines höheren Menschentumes, das uns entschwunden ist. Meine Erinnerung eilt nach Stockholm zurück, wo selbst das Aristokratische in glatte Banalität, in leere Höflichkeit, in leicht erlernbare Herrschaft über gefällige Umgangsformen mündete, — und wo die andern, die Sprecher der kummervollen Massenmillionen, ein Babel borstiger Widersprüche zusammensetzen, mit giftigen Zungen und scheelen Augen Schlachten schlagend und neue Welten erbauend.

Ich weiß wohl, das Gesamtbild revolutionierter Epochen ist nie schön gewesen. Erst im Rückschauenden dramatisiert sich die Wirrnis und steigen die interessanten und großen Gestalten über Schlamm und Flut. Aber bis auf die paar Russen wie Kerenski, den problematischen Wilson und den genialen Demagogen Lloyd George — an diese beiden sind wir doch schon seit einigen Jahren gewöhnt — bleibt uns dieses aufgewühlte Europa die interessanten und großen Spieler schuldig. Das ist es, was uns so resigniert macht. Auch das Neue soll uns offenbar als organisiertes Produkt mechanistisch beschert werden.

Warum klammert sich meine Phantasie an diesen ins Arische hinüberstilisierten Rabbinerkopf, der in rembrandtsches Halbdunkel getaucht ist? Der Kopf hat keine großen Maße, die Nase sitzt stumpf in einem bleichen Gesicht, in dem tote Punkte und Flecken die wegrollenden Jahre andeuten. Aber seine Harmonie ist so vollendet wie die Plauderkunst, die ich nun gelegentlich genießen darf. Ein entamteter deutscher Diplomat, der hier seine Ruhe genießt, hat die Bekanntschaft vermittelt, und so kann ich mich an den weichen zarten Händen, den leise bewegten Worten, der sicheren Perspektive der Anschauung, der klugen Ordnung langer Erlebnisse mit Kaisern und Königen, Dichtern, Künstlern und Politikern restlos erfreuen. Ich fühle, mit wie bösen Schicksalen beladen dieser emporgehobene Mensch einhergeht. Aber auch diese Schicksale stehen in Reih und Glied wie Selbstverständlichkeiten und werden nie durch Selbstbespiegelung entweiht. Alles Interesse geht auf dieses kranke Europa und das leidgetränkte Österreich im besonderen. Wie weltweit und elastisch ist der gesamtösterreichische Gedanke in ihm, er sieht die Rettung der Donaumonarchie und Mitteleuropas im Bekenntnis zu einem neuen übernationalen Geiste in der Nebenordnung der bisherigen Herrenvölker — der Deutschen und der Ungarn — mit den bisherigen Sklavenvölkern, die sich durch Fleiß, Erziehung, wirtschaftliche Konzentration, die nationale Flamme zu Macht und Geltung emporgezüchtet haben. An das Wunder Österreichs im Bahr'schen Sinne glaubt er nicht recht, er glaubt eher an die Peitsche der Not, die bis zur völligen Reife der österreichischen Völker ihres Amtes walten wird, und er vertraut auf Deutschlands unerschöpfliche Kraft, deren Atem so lange reichen wird, bis die Menschen seiner Heimat für die neuen Aufgaben und zur Entsagung und Versöhnung reif geworden werden sein. Das ist merkwürdigerweise für ihn auch *unser* wesentlichstes Kriegsziel.

Wie ein somnambules Geschöpf aus Maeterlincks Jugendwerken spricht der Graf über diese Dinge, auch wenn er Einzelheiten aus Karl Renners Erneuerungsplänen erörtert oder gar die Maßlosigkeiten des tschechischen Nationalismus schilt. Es weht in seiner Nähe wie aus den Aveugles herüber: Du mußt blind sein, um sehend zu werden.

Skodsborg, den 28. Juli

Wir essen zu dritt in Marienlyst. Ich erzähle, in wie halbgarem Zustande ich die Idee von Stockholm gefunden und verlassen habe. Der deutsche Exdiplomat, ein geistvoller Ironiker mit blitzschneller Assoziationskraft, der durch liebenswürdige Sticheleien mein Urteil über das aufregende Berliner revirement hervorzulocken sucht, hat während des Gespräches auf der Menukarte eine antike Urne gezeichnet, darauf die Worte geschrieben

waren: Hier ruht die Idee von Stockholm. Ich lasse beschämt den Kopf sinken — ‚he looked forlorn‘ schrieb ein Amerikaner nach einem Interview — wie wenn ich für die noch matte Flugkraft der Idee die Schuld trüge . . . Der Niederösterreicher schwenkt ab; er fragt mich, was ich von dem Kampf der Intellektuellen auf beiden Seiten des Grabens halte. Er zählt die Bücher auf, die ihn betrübt, die Namen, die ihn enttäuscht hätten, die gemeinsamen europäischen Ideen, die man, weil der nationale und wirtschaftliche Machtkampf die Psychose der Massenbelügung nötig macht, nationalistisch entstellt und umgebogen habe. Ich horche auf.

Bei uns in Deutschland, warf ich ein, lebten die Intellektuellen neben dem Leben her; sie schwelgten in Wort-, in Farben-, in Tonräuschen; sie schöpften nirgends aus erster Hand; nie fühlten sie, daß sie für das Schicksal der Gesamtheit mit verantwortlich seien. An der Bildung des kollektiven Willens mitzuarbeiten, fühlten sie sich nicht berufen. Die politische Publizistik denkerisch und stilistisch zu veredeln, galt als Zeitraub. Ein trauriges Kapitel, das die nicht abwaschbare Blamage ihrer Kriegsliteratur erklärt. Sprechen wir von anderem, von der Hauptsache. Zeigt der Kampf mit den mechanischen Mitteln, daß mit der Gewaltmaschine kein definitiver Sieg zu erfechten sei, dann wird man, aber erst dann, auf die im Tiefsten gemeinsame europäische Ideologie zurückgreifen und sehen, daß die nationalen Temperamente in demselben Kulturkreis deren Substanz nicht verändern konnten. Dann wird, aber erst dann, nachdem der gute Wille zur Vernichtung, Knebelung und Helotisierung des Gegenbundes auf Granit gebissen haben wird, das Weltwirtschaftsinteresse automatisch die Ideologie zu Hilfe rufen, mit Rousseau und Kant an der Spitze. Ich sehe, trotz Stockholm, das Dämmern des neuen Tages. So wird das neue Geschlecht vielleicht doch noch die Geburt einer wahrhaft einheitlichen europäischen Geschichte erleben. Beide Teile behaupten, dieses Ziel zu erstreben, eine Entwicklung, an deren Ende die Vereinigten Staaten von Europa stehen. Nur hat mich freilich Stockholm das Aber gelehrt: Deutschland oder besser die mitteleuropäischen Staaten sollen die Kosten der Schöpfung tragen. So wollen es die andern.

Was Sie von der im Tiefsten gemeinsamen europäischen Ideologie sagen, erwiderte der Graf, hat sich mir in den letzten Tagen bestätigt. Da fiel mir der Neudruck einer Schrift von Jeremias Bentham über die Grundsätze eines künftigen Völkerrechts und eines dauernden Friedens in die Hände (Principles of International Law). Die Handschriften des Verfassers tragen die Daten 1786—1789. Es ist ein Fragment, das der von unsern Kriegsphilosophen so hemmungslos verketzerte Engländer in einem Haufen unveröffentlichter Arbeiten ruhen ließ, obwohl es seine

menschlich wertvollsten Gedanken enthält. Merkwürdig, wie weit diesen unermüdlichen Denker die Gleichgültigkeit gegen seine literarischen Arbeiten trieb; er erinnert darin, aber freilich nur darin, an den unversöhnlichen Diderot, den reichsten und visionärsten aller Enzyklopädisten. In diesem Fragment also las und las ich, und meine Galle schwoll aus Ekel vor den Mördern eines großen und verdienten wissenschaftlichen Rufes. Mir fiel die rührende Stelle in John Stuart Mills Autobiographie ein, wo dieser edle Brite erzählt, was er Jeremias Bentham, seinem Lehrer, schulde. Er sei der erste gewesen, der dem schwankenden Jüngling Überzeugungen, der ihm einen Glauben, eine Religion, ein Lebensziel gegeben, der ihn den Dienst an der Menschheit gelehrt habe. Er habe ihn auf den Weg zur Weisheit geführt. Kann ein goldreines puritanisches Gemüt so von einem Lustkrämer sprechen? Daß nationalistisch erhitzte philosophische Dilettanten — zu denen ich einen über sein Fach hinaus geistreichen und anregenden Wirtschaftstheoretiker rechne, einen bekannten Berliner Professor, den ich vor der Katastrophe in europäischen Lüsten schwelgen sah —: daß sie Bentham gegen Nietzsche kontrastieren und an ihm die Niedrigkeit der englischen Krämerseele verdeutlichen, wäre zu ertragen. Aber daß ein Mann wie Wilhelm Wundt, dem der Fichteton doch unvergleichlich besser ansteht, in seiner Rügerede über den wahrhaften Krieg die schwersten Anklagen gegen Bentham erhebt, obwohl er seine unmittelbaren Deuter wie Locke, Hume, Shaftesbury, Hutcheson und Priestley als unsterbliche Bereicherer des philosophischen Denkens preist, ist beschämend. Nicht auf gebrechliche Werttheorien kommt es mir, dem Nichtfachmann, an, nicht auf die Begründung des Utilitarismus. Das ist Sache der Schulmeinungen und Schulkämpfe. Aber über die Antriebe und die Ziele, die Bentham der sozialen Praxis gibt, verbreiten die genannten Schriftsteller objektive Unwahrheiten. Sie sind darum nicht entschuldbarer, weil es Bentham nicht gelungen ist, von seinem subjektiven psychologischen Ausgangspunkt — der Lust und Unlust als Fundament des Seelenlebens — einen logisch befriedigenden Übergang zu einem opferbereiten Altruismus zu finden. Ganz ist das, scheint mir, bisher keinem Theoretiker gelungen. Das ist heute gleichgültig. Ich erwähnte das Fragment über die Grundsätze eines dauernden Friedens. Es ist mehr als das Dokument eines edlen Gemüts oder einer schönen Seele. Der Kopf, der es erdachte, die Feder, die es schrieb, der Wille, der das zwischenstaatliche Leben nach den Postulaten der Vernunft und des höheren, weiteren, reicheren, gemeinsameren Nutzens ordnen möchte, gehören einem philosophischen Politiker ersten Ranges. Wir kennen Kant; nun sollten wir auch diesen Engländer kennen lernen. Beide stehen seit über hundert Jahren an der Pforte einer neuen Zeit. An uns ist es heute, ihnen Einlaß zu gewähren . . .

Ich will selbst sehen und vergleichen, und habe mir Benthams Schrift ausgeliehen. Bei Ausbruch der Französischen Revolution waren ihre Grundgedanken fertig: die ewigen Kolonialkriege und die anglo-französische Todfeindschaft gaben Material und Anlaß. Herausgeber ist der Philosophieprofessor an der Prager Universität Oskar Kraus (verlegt bei Niemeyer in Halle), der ruhig, aber energisch gegen die Lügen des sogenannten Weltanschauungskampfes zu Felde zieht. Kants Traktat über den Ewigen Frieden ist erst 1795 erschienen; die europäische Umwälzung war mitten im Fluß; und die großen Befreiungsverheißungen hatten sich inzwischen blutrot gefärbt. Kants Schrift hat, mit Benthams verglichen, den Vorzug einer zyklopischen Unterkellerung. Narren sind, die sie als Beiwerk oder gar als Stammelei eines zerfallenen Greisengehirns in Verruf gebracht haben (wie Treitschke und seine Nachbeter). Sie verkennen, daß praktische Philosophie gar nicht anders als utilitarisch sein kann; daß das Maximum des Gemeinschaftsnutzens stets und unter allen Umständen das Ziel aller Gruppenführer und Staatenlenker gewesen ist und sein muß; daß vor dem Gewissen der einzelnen in der Masse die soziale Leistung, bis hinauf zum Opfertod, nie anders als mit dem Gemeinschaftsnutzen, dem Glück, dem Behagen der Menge, der ‚Vielzuvielen' motiviert wurde und motiviert werden kann. Das ist der Tatbestand, der mystische Aufschwung der überindividuellen Hingabe und sein nicht mehr zu analysierender Gefühlswert kann nie Einwand sein gegen Benthams nüchternformuliertes Prinzip der greatest happiness of the greatest number.

Es wäre nützlich, die Manifeste aller Regierungen an ihre Völker während des Krieges auf ihren ethischen Gehalt zu untersuchen: an der Wurzel liegt der Utilitarismus. Nur hat er Stufen, er steigt bis zu sublimierten Werten empor, im Politischen: zur Freiheit, im Sozialen: zur Gerechtigkeit. Das ist klar. Im heutigen Wirrwarr zum Beispiel ist er dem gemeinen Verstande nur darum als Idealismus denkbar, weil die Beziehung auf die Nation eine ferne und abgeleitete ist. Greift sie weiter hinauf und hinaus, bis zum Generalnenner der gemeinsamen Interessen des Bundes, dem man zugehört, so packt den Mann im Volke Verlegenheit: er ist zu ehrlich, um nicht den Bruch in der Rechnung zu sehen, der nicht aufgeht; und zu phantasielos, um die dereinstige Identität der Interessen — der größeren Gruppen, des Kulturkreises, der Menschheit — als möglich zu erkennen und als erstrebenswert zu empfinden. Die Transszendenz, mit der bei uns, als einem spezifisch deutschen Besitz, auch in diesen Prüfungstagen so reichlich operiert wird, in deren Namen man den Krieg als politisches Mittel für alle Zeiten heilig spricht und

zu den religiösen Mysterien des Lebens transsubstanziiert, liegt jenseits des utilitarischen Kreises, der das Morden verursacht hat und nun sein Netz weiter wirft. Mit dem Glauben, daß diese Überwindung nach dem furchtbaren Erlebnis dieser Jahre gelingt, wird freilich die utilitarische Denkweise überschritten und die Schwelle zur Transzendenz übertreten: es ist der Glaube an die Möglichkeit eines internationalen Gesetzbuchs, dessen Aufgabe wäre, den ‚allgemeinen und gleichmäßigen Nutzen aller Nationen' zu verwirklichen. Die Vorstellung, als ob ein Bentham oder Mill vor jede überindividuelle Leistung, damit sie geschehen könne, einen Nützlichkeitskalkül setzen, ist verrucht absichtliche Entstellung; sie preisen sie als Gipfel eines sinnvollen Lebens, als Forderung einer planvollen Erziehung zum Ausgleich zwischen Egoismus und Altruismus. Und die Vorstellung, als ob der Deutsche im Vergleich zu den Angehörigen der uns feindlichen Nationen eine qualitativ verschiedene und von allem Anfang anders geartete Sittlichkeit besitze, als ob die besondere Art seines nationalen Heroismus nicht auf seinem besondern nationalen Temperament — und der speziellen Blutmischung in seinen Adern — sondern auf der psychologischen Ausnahmestellung seiner Seele in der Natur beruhe, ist wissenschaftlich und philosophisch so wild, daß sie dem Recht unserer Sache und der Größe unserer Leistung bei den wenigen Freunden, die wir da draußen noch haben, Abbruch getan hat.

Wenn da oben von diesen Dingen die Rede war, habe ich böse Stunden erlebt, gerade weil keinem Einsichtigen einfiel, die Wucht, die Tiefe, die Griechheit, die transzendente Objektivität unseres metaphysischen Triebes zu bezweifeln. Ein großer Teil unserer Gelehrten, die Kriegsschriften verfaßten, ist darum schuld an der Wirkungslosigkeit unserer Propaganda; man floh sie, man machte die Demonstrierversuche des Besserseins lächerlich; erst neuerdings haben sich ihr Ton und ihre Taktik wesentlich geändert: aber es ist zu spät. Vielleicht gilt noch heute von gewissen Gelehrten, was Goethe an Merck schrieb: es sei ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu tun. Wie hätten sie sonst wagen dürfen, der Welt den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Kants kategorischem Imperativ und Benthams Formulierungen des Gemeinnutzens anzudemonstrieren? Es gehört, wie Professor Kraus hervorhebt und viele andere vor ihm gezeigt haben, es gehört wenig Scharfsinn dazu, einzusehen, daß sich Kants Gedanke ohne utilitarische Erwägungen überhaupt nicht rechtfertigen läßt. ‚Handle nach einer Maxime, welche zugleich als ein allgemeines Gesetz gelten kann.' Oder: ‚Ein praktisches Gesetz, was ich dafür erkenne, muß sich zur allgemeinen Gesetzgebung qualifizieren.' Selbst die Seelenkraft von Benthams Landsleuten reicht aus, solche Lehre zu begreifen.

Strichregen. Der Sund verhängt; der Wald hinter mir atmet kühl und dunkel. Amüsierkätzchen schleichen ins Hotel, wo die unvermeidlichen Zigeuner aus Budapest und Zwickau die starke Gedankenlosigkeit von sich überzeugter Amerikaner – sie sollen zur Gesandtschaft gehören und halten zur übrigen Philistergesellschaft Distanz – zu Lust und Leidenschaft aufkitzeln. Ein glücklicher Ort, wo öffentliches und Privatrecht noch zusammenfallen. Für dieses Phäakenvölkchen ist der Weltkrampf noch immer lediglich eine Zeitungssensation . .

Am Strand, bei der Musik der plätschernden Wellen, mußte ich an ein paar Notizen denken, die ich heute in Hebbels römischem Tagebuch gefunden habe. Er hatte im Raumer oder Galetti gelesen, die Landsknechte hätten im Dreißigjährigen Krieg die toten Weiber geschändet. Dem empfindsamen friesischen Recken schien es das Menschenmögliche zu überschreiten. Da kam Freund Rahl, der Maler, und belehrte ihn – es war im Rom der vierziger Jahre –, zur Zeit der Cholera sei da ähnliches vorgekommen: die Totengräber hätten alle schönen Mädchen vor der Beerdigung gemißbraucht. Ich weiß nicht, ob dies das heute Menschenmögliche erreicht . .

Mich fröstelt; ich hülle den müden Leib in Decken und lese im Jeremias Bentham des österreichischen Grafen. Wie wäre es, wenn im Friedensinstrument bestimmt würde, daß hinfort, statt der Schriften der nationalen Geschichtsschreiber, in den Schulen Kants Traktat und Benthams Fragment gelesen würde? Der Leser soll hören:

‚Die moralischen Empfindungen der Menschen in Dingen der nationalen Moral sind noch so weit von Vollkommenheit entfernt, daß in der Skala der Wertungen G e r e c h t i g k e i t noch nicht den V o r r a n g vor Gewalt errungen hat. Doch kann zufälligerweise dieses Vorurteil in gewisser Richtung meinem Vorschlag eher vorteilhaft als nachteilig werden. Die Wahrheit und der Gegenstand dieses Versuchs zwingen mich, zu meinen Landsleuten zu sagen: E s i s t a n E u c h, m i t d e r U m k e h r z u b e g i n n e n, I h r s e i d d i e g r ö ß t e n S ü n d e r. Aber die gleichen Erwägungen führen mich auch dazu, zu sagen: Ihr seid die stärkste unter den Nationen, wenn auch Gerechtigkeit nicht auf Eurer Seite ist, Stärke ist auf Eurer Seite, und gerade Eure Stärke ist es, die die Hauptursache Eurer Ungerechtigkeit gewesen ist. Wenn der Maßstab der sittlichen Billigung (moral approbation) zur Vollkommenheit gebracht worden wäre, wären solche (ungerechte) Grundsätze weit entfernt davon gewesen, populär zu sein, Klugheit hätte geboten, sie beiseite zu setzen und sie so viel wie möglich herabzustimmen. Demütigung wäre die Wirkung auf jene gewesen, denen sie richtig erschienen; Unwillen bei jenen, denen sie falsch erschienen wären. Aber wie ich bemerkt habe, die Menschen haben noch nicht

gelernt, in diesen Dingen ihre Gefühle mit der Stimme der Sittlichkeit in Einklang zu bringen. Sie fühlen größeren Stolz, wenn man sie für stark hält, als sie Unwillen empfinden, wenn man sie ungerecht nennt. Der Vorwurf der Ungerechtigkeit scheint eher schmeichelhaft, wenn man ihn in Verbindung mit seiner Ursache betrachtet. Ich fühle das an mir selber. Wenn aber ich, der ich als der erklärte und bisher einzige Anwalt der Sache der Gerechtigkeit in meinem Vaterlande registriert bin, der Gerechtigkeit einen geringeren Wert beimesse, als ihr zukommt, was kann ich von dem gewöhnlichen Schlag der Menschen erwarten?' Wo steht Jeremias Bentham, auf seiten Immanuel Kants oder des cant?

Alles, worum heute der Streit geht, ist hier von Bentham mit fabelhafter Umsicht zusammengetragen, durchdacht und erläutert, zum Beispiel die Verringerung und Festlegung der Streitkräfte der verschiedenen Nationen, die das europäische System bilden, und die internationalen Schiedsgerichte, die der Engländer auch ohne Zwangsgewalt noch für wirksam hält. Die kluge Menschenkenntnis dieses ‚radikalen Narren' — so nennt ihn Goethe, der ihn kaum kannte; es war auch nicht seine Aufgabe — hätte ich den Stockholmer Chorführern gewünscht. So sagt er beim Thema des gemeinsamen Gerichtshofes: Nachgiebigkeit gegen notorische Ungerechtigkeit ruft neue Ungerechtigkeit hervor. ‚Man errichte einen gemeinsamen Gerichtshof und die Notwendigkeit des Krieges folgt nicht mehr aus der Verschiedenheit der Meinungen. Gerecht oder ungerecht, die Entscheidung des Schiedsrichters wird das Ansehen, die Ehre der Streitpartei wahren. Kann die vorgeschlagene Einrichtung berechtigterweise phantastisch genannt werden, wenn von ihr bewiesen ist: daß sie im Interesse der beteiligten Parteien liegt; daß sie dieses Interesse bereits merklich empfinden; daß die Lage, in die sie dadurch kämen, keineswegs neu, noch anders wäre als die ursprüngliche Lage, von der sie ausgehen?' Schwierige und verwickelte Vereinbarungen seien bereits zustande gekommen, die nordamerikanische Union, der Deutsche Reichstag (1786!), der Schweizer Bund. Warum sollte eine europäische Brüderschaft nicht bestehen können? Natürlich müßten die Verhandlungen des internationalen Kongresses öffentlich sein: laut Grundsatz Nr. XIV solle die Geheimhaltung in der Geschäftsführung des Auswärtigen Amts in England nicht geduldet werden; sie sei ganz nutzlos und widerstrebe in gleicher Weise den Interessen der Freiheit wie des Friedens. Die Statuten der Union of Democratic Control sagen es nicht anders und begründen es schlechter. Wo man hinblickt, findet man Antworten auf heutige Fragen. Man weiß, wie allerorten das Problem des ungerechten Krieges das sittlich-starke Individuum in Konflikt bringt. „Da man das Unrecht," sagt Bentham, „und die Gefahr der Wiedervergeltung allgemein für nichts achtet, wäre die Verteidigung des Ministers immer die: ich habe nur

Euer Interesse verfolgt. Und der ununterrichtete und gedankenlose Teil der Nation, das ist die große Masse der Nation, würde wiederholen: Ja, unser Interesse hast Du gewahrt. Die Stimme der Nation über diese Dinge kann man nur in den Zeitungen suchen. Aber in diesem Punkte stimmt die Sprache aller Zeitungen überein: ‚Wir sind es, die immer recht haben, und es ist gar nicht möglich, daß es anders sei. Gegen uns haben alle anderen Nationen keine Rechte. Wenn wir nach den Regeln, nach denen zwischen Individuen gerichtet wird, recht haben, dann haben wir recht nach den Regeln der Gerechtigkeit; wenn das nicht ist, dann haben wir recht nach den Gesetzen des Patriotismus, der eine ehrwürdigere Tugend ist als die Gerechtigkeit."

29. Juli

Der Graf hebt hervor, daß die Spitzen von Benthams Traktat gegen England, den Seeräuberstaat, gerichtet sind. Für Bentham steht fest, daß nimmersatter Kolonialhunger und Handelsneid sein Vaterland zum bösen Nachbar aller anderen Staaten gemacht habe, — damals war Frankreich an der Reihe. Er empfiehlt folgende Maßregeln, die mit den Beschlüssen der Pariser Konferenz nicht völlig übereinstimmen: daß keine Meistbegünstigungen und Vorzugsstellungen gewährt würden; daß man sich nicht in Kriege einlasse, um sie zu erzwingen, nicht Alliancen schließen solle, um sie zu erkaufen; daß man einzelne Zweige des Handels nicht fördern solle: durch Verbot rivalisierender Gewerbe; durch deren Besteuerung; durch Prämien für den Handel, den man fördern wolle. Danach wäre seither auch handelspolitisch jeder Staat jedes Staates böser Nachbar geworden: die ganze Staatenwelt, wir Deutsche mit, hat sich anglisiert.

Meine Zeit ist um, ich lege beim Abschied das Buch in des Grafen Hände. Ist dauernder Friede oder dauernde Zerfleischung unser Los? Die Antwort, sagt der Graf, liegt heute vielleicht mehr bei Benthams Landsleuten als bei uns; wir wollen das Recht auf Selbstbesinnung und Selbstbestimmung innerhalb unserer Grenzen, das ist unser oberstes Kriegsziel, für dieses ist unser Gemüt reif; aber pharisäisch wäre es, Benthams Bitte nicht auch an unsere Kreise zu richten. Tun Sie das Ihrige, sie bekannt zu machen. Sie lautet:

„Oh meine Landsleute, reiniget Euere Augen von dem Schleier des Vorurteils, tilget aus Eueren Herzen die ‚schweren Flecken' übermäßigen Argwohns, falscher Ehrsucht, der Selbstsucht und Anmaßung. Die Operation mag schmerzlich sein, aber der Lohn ist köstlich. Wie die Hauptschwierigkeit, so wird die größte Ehre auf Euerer Seite sein."

Gedichte

Traum vom Balkon von Paul Zech

I

Vor meinem Fenster, weit ins Blau gerückt,
Liegt Sommerlandschaft wie ein Spielzeug hingebreitet;
O Riesenspielzeug, das mich schmeichlerisch verleitet
Das Stubendumpfe abzutun und alles, was mich drückt.

Schon fühl ich, wie mir immer klarer wird
Das fahl umsilberte Geheimnis jener Dinge,
Die eingesponnen sind im engen Ringe
Der Fläche, bis ich kühl und unbeirrt

Sie einzeln prüfend in den Händen wiege.
Und wie es niedergleitet aus der Hand,
Ärmlich und blind wie abgegriffner Tand,

Weiß ich —: daß nur mein Blut lebendig rinnt
Und daß ich Sonne bin und wie der Wind
Mich in das Innerste der Landschaft schmiege.

II

Manchmal des Mittags vom Schindanger her
Nachtäugige Totenvögel rauschen.
Ein Schatten verdunkelt das Ährenmeer
Und die Bäume furchtsam rauschen.

Das helle Dorf fährt hart aus dem Schlaf....
Wispern und Wimmern bricht durch das Fenster.
Und der Wind, der mit den Vögeln zusammentraf,
Ballt sich wie ein Gewitter über dem Fenster.

Und ein Schnitter tritt aus dem Haus
Und die Sense ist zackig zerbrochen.
Die schwarzen Vögel im Windgebraus
Stürzen herab wie gebrochen.

Und sie wittern im Garten ein Aas,
Die spitzen Schnäbel zerwühlen die Erde . . .
Drei rote Rosen tropfen ins Gras
Und der Nebel dampft breit aus der Erde.

III

Noch dampfen die besprengten Asphaltflächen,
Noch tröpfelt Silber von den Leitungsdrähten;
Und Schmelzflut aus den hagelübersäten
Dachrinnen donnert in erregten Bächen.

Die Fenster aber an den langen Fronten
Sind breit geweitet: Grasduft zu empfangen
Und Psalmen, die sich von den Wipfeln schwangen,
Wo schwarze Amseln ihr Gefieder sonnten.

Die Kinder, die die Mutterhände fast zerbrachen,
Als Blitze grell das Zimmer-Grau zerstachen:
Tun auf den Straßen ungeheuer ausgelassen.

Aus allen Läden drängen sich die blassen
Verkäuferinnen auf die Promenaden,
Wo Bänke schön bemalt und Rosenwunder laden.

IV

Am Abend stehn die Dinge nicht mehr blind
Und mauerhart in dem Darüberspülen
Gehetzter Stunden; Wind bringt von den Mühlen
Gekühlten Tau und geisterhaftes Blau.

Die Häuser haben Augen aufgetan,
Stern unter Sternen ist die Erde wieder,
Die Brücken tauchen in das Flußbett nieder
Und schwimmen in der Tiefe Kahn an Kahn.

Gestalten wachsen groß aus jedem Strauch,
Die Wipfel wehen fort wie träger Rauch
Und Täler werfen Berge ab, die lange drückten.

Die Menschen aber staunen mit entrückten
Gesichtern in der Sterne Silberschwall
Und sind wie Früchte reif und süß zum Fall.

Zwei Gedichte von Alfred Wolfenstein

I

Aus dem Dorfe schnappen Hunde dumpf wie Autohupen
Durch die laue Nacht wütend an mein Ohr,
An mein Bett pocht Wirtshausrumor,
Doch im Fenster winkt ein breiter Hügel Ruhe,
Schlaf schwankt dazwischen hin und her.

Ferne zwar mit matter Röte der Verfolgung
Sinkt die Stadt endlich nieder und verschallt,
Doch ihr Echo poltert bäurisch kalt
Aus den halben Häusern hier noch immer,
— Aus der weichen Straße ruft der Wald.

Klappernde Laterne trüb wie faules Holz
Flackert tückisch auf als denke sie
An der Städte nächtlich flammenden Stolz
— Wetterleuchten aus der Wildnis
Schlägt dazwischen seine Augen auf und zu.

Flüchtling, bang nach einer ganzen Welt, — flieh!
Zwiegemischter Ort, nicht Stadt, nicht Wald,
Leben schenkst du nicht und Träume nie!
Und ich stehe auf, taste fort
Wie aus eines Sumpfes irrem Licht, aus der Glocke fort,
Die mit halber Menschenstimme hallt.

In den Wald, der schweigend anbricht wie Geschick
Und gedankenlos und warm
Und rein empfängt den Ganzberührten,
Seinen Zackenarm mit aller Kraft um meine Gegenkraft
Wirft der Blitz und sinkt an meinen Blick,
Unberührt an einen Allberührten.

II

Die Bäume knarren im Sturm,
Der breit, ein geschleuderter Berg,
Wie Stein an Stein am krachenden Haus
Und Klirren der Fenster knirschend entlang saust
Vom Himmel hernieder aus mondgelber Faust.

Die knorrigen Zweige drohn
Ihrem Laub, dem winzigen Laub,
Es flieht gebunden rings um den Ast.
Wie ein Märtyrer zuckt zwischen Pfeil und Brand
Die Blüte zermahlen von Stamm und Wind.

Es entflackert das Gas gummizart,
Streckt sich libellenblau, beinah entwischt,
Wieder gepackt vom lichtlosen Pfahl.
Wütendgelb bohrt sich die Welt wie ein Keil in das eigene Fleisch,
Triumphiert aus dem messingnen Trichter der Härte mit totem Gekreisch.

Doch Geist . . er sitzt nicht machtlos im Leib wie am Pfahl die Laterne!
Er zittert nicht draußen am Stamme:
Durchdringend das eigene Fleisch mit Licht
Ganz hell wie ein Himmelskörper,
Mit Laub der Seele und fruchtender Tat:

Durchdringender Geist! auch die anderen Körper
Wirst du, rasch wie ein Gang durch Schatten,
Durchgehn, und weich allen Dingen und Qualen
Augen eröffnen,
Bis sich die härtesten ansehn und strahlen.

Das Abendmahl der Toten von Otto Zoff

Ich harrte allein an dem langen Tisch, der abendlich stand mit Tellern und Gläsern,
Siehe, da wars, daß die Tür sich öffnete und die schweigende Schar hereintrat.

Weil ich allein dasaß, hast du sie ausgesandt, mein Gott, aus deinen Zimmern,
Weil ich allein dasaß, vor Tellern und Gläsern allein, hast du noch einmal sie mir geschenkt.

Ach, zu meinem Tisch hin zögerten lang sie, tasteten schüchtern, und siehe: wieder erkannten sie staunend Linnen und Gläser,
An meinem Tische saßen sie kreishin schweigend, tief mit den Augen in mir.

Wenn auch mit Moder des Grabes um Stirne und Lippen, — o ihre
Augen hab ich erkannt,
Oh die geliebten Augen! Wieder brannten sie, meines Lebens blutende
Ampeln!

Und es durchfielen die Stunden uns, wie die Blätter den Herbst durch-
fallen, durchfielen leise das schweigende Gastmahl,
Während die Sterne kamen, während der Mond sich enthob den ahnungs-
losen Gebüschen des Abends.

Während die Sterne kamen, saßen sie schweigend um mich, die näch-
tigen Gäste,
Mählich die Scheu abstreifend und so sanft vom Winde des Lebens ge-
schaukelt, der von mir, ach von mir ausstrahlte auf sie.

Deren Wort nicht mehr schlägt, nicht tötet, sie, die verstummten Freunde,
die ewig guten nun, sie waren wieder bei mir geladen,
Und es war, als warteten sie, daß ich täte, daß ich zu ihnen ausbräche
aus mir.

Doch am höchsten Ende des Tisches, Auge in Aug' mir, lächelnd, als
schnitte ein Schwert das Herz durch,
Siehe, da lehnte sie, — die ich aus allen zuerst erblickt.

Und als wäre ein Duft von Moos noch, und als wäre ein Ziehen von
Schwalben
Sommerlich um die Stirn ihr gekränzt, ja, so war sie wiedergekommen.
Oh du Leid! Oh du Monstranze nie verbrannten Gedenkens!

Und schon strömte ich aus, maßlos in Tränen, die mein Gesicht ver-
schatteten,
Schluchzend brach ich das Brot in den Händen, schluchzend gab ich es
hin: Dies ist das Fleisch meines Lebens.

Schluchzend gab ich den Wein, ich bat sie alle, zu trinken, ich bat sie,
das Blut meines Lebens zu trinken,
Und sie aßen und tranken, während das Glück hinstürzte über ihr ver-
wartetes Antlitz.

Denn da schwanden sie schon, und beseligt noch naschend, und lächelnd,
und seufzend in ewigem Abschied,
Oh sie schwanden, und wandten sich lange, halb schon schlafend, über
den Augen schon sanft die Lider gedeckt.

***

Rundschau

Zur Kenntnis Rußlands

von Herman Kranold

1. N. Dascovici: La Question du Bosphore et des Dardanelles. Genf 1915, Georg & Cie. — 2. Denkschrift über die russische Agrarreform. 1909—1913. Verfaßt vom russischen Landwirtschaftsministerium, Petersburg 1914 (so auf dem Umschlag. Auf dem Titelblatt: „Uebersicht über die Arbeiten der Hauptverwaltung für Landeinrichtung und Ackerbau, 1909—1913, Petersburg 1914"). Weimar 1916, Kiepenheuer. — 3. Alfred Hettner: Rußland, eine geographische Betrachtung von Volk, Staat und Kultur. Zweite erweiterte Auflage des Werks „Das europäische Rußland." Leipzig und Berlin 1916, Teubner. — 4. Otto Hoetzsch: Rußland, eine Einführung auf Grund seiner Geschichte von 1904—1912. Nachdruck. Berlin 1915, Georg Reimer. — 5. Reinhard Junge: Das Problem der Europäisierung orientalischer Wirtschaft, dargestellt an den Verhältnissen der Sozialwirtschaft von Russisch-Turkestan. I. Band, Weimar 1915, Kiepenheuer. — 6. Th. G. Masaryk: Rußland und Europa, Studien über die geistigen Strömungen in Rußland. Erste Folge: Zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie. Soziologische Skizzen. 2 Bände. Jena 1913, Diederichs. — 7. Peter Maslow: Die Agrarfrage in Rußland. Die bäuerliche Wirtschaftsform und die ländlichen Arbeiter. Stuttgart 1907, Dietz. — 8. Karl Noetzel: Das heutige Rußland. Eine Einführung in das heutige Rußland an der Hand von Tolstois Leben und Werken. Erster Teil. München und Leipzig 1915, Georg Müller. — 9. Karl Noetzel und Alexander Barwinskyj: Die slavische Volksseele. Jena 1916, Diederichs. — 10. Wilhelm Reeb: Russische Geschichte. Sammlung Göschen Nr. 4. — 11. Adam Szelagowski: Der Kampf um die Ostsee (1544—1621). München 1916, Neue Deutsche Bücherei. — 12. D. Mackenzie Wallace: Russia. 3 Bände. Leipzig 1878, Tauchnitz. Dasselbe auch unter dem Titel: „Rußland" in deutscher Sprache in zwei Bänden, Würzburg 1906, Kabitzsch. — 13. Sering (Herausgeber), Rußlands Kultur und Volkswirtschaft. Berlin 1913, Goeschen.

Zahllose Ereignisse im Laufe dieses Krieges haben in der eindringlichsten Weise auch dem Skeptiker dargetan, daß unsere deutsche Unkenntnis von den russischen Angelegenheiten noch viel katastrophaler ist, als man bisher geglaubt hatte. Es gibt keine Phase dieses Krieges, die nicht mit der größten Bestimmtheit vorgetragene Prophe-

zeihungen ad absurdum geführt hätte. Zu Anfang hat man die Tatarennachrichten von beginnenden Aufständen in Rußland blutig ernst genommen und sich von diesen Aufständen, die es gar nicht gab, große Wirkungen versprochen. Und später hat man zwei Jahre lang von den großen Niederlagen Rußlands in Kurland, Litauen, Polen, Wolhynien und Galizien immer wieder den Ausbruch einer Revolution erhofft, die man sich ganz nach dem Schema der Unruhen von 1904/1905 vorstellte. Man sah überhaupt nicht, daß seitdem aus Rußland etwas ganz Anderes geworden ist, als es vordem war. Man vergaß die große russische Agrarreform Stolypins, Kokovcovs und Kriwošeins, oder wenn man überhaupt ihrer gedachte, so betrachtete man sie als eine quantité négligeable; als dann wirklich die russische Revolution kam, war man von ihrem Umfang, von dem Zeitpunkt ihres Auftretens, von der Art, in der sie verlief, und von ihren Triebkräften vollkommen überrascht. Man hatte geglaubt, daß blutige Streiks der großstädtischen Arbeiter und organisierte Brandstifter-Feldzüge in den ländlichen Gebieten das große Drama einleiten und sein Hauptstück bilden würden. Man hatte sich eingebildet, daß die große Masse des russischen Heeres sofort die Waffen strecken oder gegen die eigenen Landsleute richten würde. Man hatte eben an einen Zusammenbruch Rußlands unter wildesten Zuckungen anarchischer Auflösung gedacht, und es ist so ganz anders gekommen. Das zeigt wieder recht eindringlich, wie bitter nötig es ist, daß wir allmählich uns eine gründlichere Kenntnis der russischen Angelegenheiten zu verschaffen suchen, selbst auf die Gefahr hin, daß wir uns zu diesem Zwecke noch einmal ganz gründlich auf die Hosen setzen und lernen müssen. Dabei fehlt es nicht etwa an Lehrmitteln, auch nicht in deutscher Sprache. Sie sind vielmehr in überreichem Maße vorhanden, und ein politischer Pädagoge (ein Führer politischer Kinder) hat viel eher die Aufgabe, unter den vorhandenen Informationsmitteln über Rußland fürchterliche Musterung zu halten als die, neue Informationsquellen zu erschließen. Was er braucht, ist nicht die Wünschelrute des Entdeckers, sondern ist das Richtmaß.

Im Folgenden sollen nun einige beträchtliche Bücher über Rußland erwähnt und mit der gebotenen Kürze charakterisiert werden. Dabei ist es unmöglich, auf die Diskussion von Einzelangelegenheiten einzugehen, es kommt vielmehr darauf an, die Gesamtphysiognomie eines solchen Buches mit ein paar Worten herauszuarbeiten und so zu sagen, warum das Buch als Unterrichtsmittel, als Weg zur Erkenntnis Rußlands für den Deutschen, der sich bilden will, in Frage kommt.

Unter den älteren Büchern ist noch immer das beste das Werk von Wallace, das auch in drei Bänden bei Tauchnitz erschienen ist und von dem eine gute deutsche Übersetzung in immer neuer Bearbeitung mehrere

Male aufgelegt wurde. Dies Buch besitzt eine angenehme Lockerheit der Darstellung. Es führt plaudernd, gemütlich erzählend in die ganze Fremdartigkeit des russischen Wesens ein. Es häuft nicht gelehrte Notizen aufeinander, sondern es berichtet schlicht, was der Verfasser bei seinen langjährigen Aufenthalten in den meisten Teilen des europäischen Rußland selbst gesehen hat. Die beste Ausgabe ist die älteste. Die späteren Überarbeitungen sind zu stark durch die politische Stellung des Verfassers (der heute Herausgeber des mit Recht berüchtigten, aber immer hochinteressanten „Russian Supplement“ der „Times“ ist) beeinflußt. Hier wird der Leser wirklich hineingeführt in die Dinge, hier wird ihm nicht mehr zugemutet, als er ohne Vorkenntnisse verstehen kann, und hier wird zugleich ihm eine Grundlage gegeben für das Verständnis der ungeheuren Wandlungen, die sich in Rußland seit dem ersten Erscheinen dieses Buches vollzogen haben. Wer gar nichts über Rußland lesen will, als ein Werk, der sollte dieses Werk und nicht eins der anderen zur Hand nehmen. Er wird dann ganz von selbst Lust bekommen, den Dingen etwas näher auf den Grund zu gehen.

Daran anschließend wird man gut tun, sich einen Überblick über das zu verschaffen, was heutzutage eigentlich in Rußland los ist. Das kann man am besten tun, wenn man sich einigermaßen skeptisch der Führung Hoetzschs und Noetzels anvertraut. Hoetzschs Buch über Rußland gibt einen Überblick über die Neugestaltung Rußlands seit der Revolution von 1905. Es bietet eine historische Einleitung und dann eine Reihe Einzelabhandlungen über die wichtigsten Gebiete des russischen Lebens, insonderheit über die Gebiete des staatlichen Wirkens. Das Buch ist die Arbeit eines historischen Detaillisten, dem der synthetische Blick völlig abgeht. Es trägt aus immenser Kenntnis der Literatur und wohlassortierten Zettelkästen mit geschickter Gruppierung in manchmal fürchterlichem Deutsch eine Flut von Einzelheiten vor, versteht aber innerhalb des einzelnen Kapitels die massenhaft mitgeteilten Tatsachen wenigstens durch geistige Fädchen miteinander zu verspinnen. Es kann aber nicht genug empfohlen werden, auch in den Einzelheiten dem Urteil des Verfassers nicht zu sehr zu vertrauen. Er urteilt durchaus als deutscher Politiker; er überträgt seine prinzipiell bejahende Stellung zur deutschen Regierung auch auf die zarische; weil sie regiert, hat sie sein Vertrauen. Seine einzelnen Tatsachen-Angaben sind meist richtig; sie sind aber sehr häufig unvollständig; und diese Unvollständigkeit macht manchmal den Eindruck, als ob sie beabsichtigt sei. So kennt er z. B. über die russische Revolution die ausgefallensten Pamphlete von Soldschreibern der Ochrana, er ignoriert aber so gut wie vollständig die Literatur, die während der Krise von russischer revolutionärer Seite stromweis herausgebracht wurde. Auch seine deutschen

Quellen über die Revolution sind meist treu und bieder. Wichtige Erscheinungen von linksgerichteten deutschen Sachkennern läßt er unberücksichtigt liegen. Man wird also darauf gefaßt sein müssen, daß das aus Hoetzsch gewonnene Urteil weitgehender Korrekturen und vor allem Ergänzungen bedarf. Trotzdem ist sein Buch sehr nützlich, gerade weil es so gouvernemental ist, denn im übrigen wird die deutsche Literatur so gut wie vollständig vom Geiste der Emigration beherrscht.

Ganz außerhalb dieser Parteiungen steht Noetzels Einführung in russische Dinge an der Hand von Tolstois Werken. Sie versucht das geistige Rußland zu zeichnen; und es ist ganz richtig, gerade Tolstoi als Repräsentanten des russischen Genius herauszusuchen. Das hat Noetzel selbst sehr einleuchtend dargetan. Sein Buch ist auf Synthese gerichtet. Es will die vielen, scheinbar widerstreitenden und uns oft so fremdartig erscheinenden Züge des russischen Wesens zu einem einheitlichen Charakterbilde verarbeiten. Jeder Zug von Barbarentum findet hier sein Gegengewicht in Strebungen hoher Kultur. Jedes mongolische Charakteristikum wird aufgewogen durch Kulturkräfte des europäischen Menschen. Das alles ist im Einzelnen sorgsam an Hand hauptsächlich der Erlebnisse des Verfassers analysiert. Er hat viele Jahre lang in Rußland gelebt, scharfsichtige, unbestechliche und doch auch gütige Augen weit geöffnet, und es gelingt ihm, zu gleicher Zeit die trostlose Armut und den goldenen Überfluß dieser Welt uns greifbar nahezubringen. Wir sehen dies alles zusammen, einheitlich. Noetzel bleibt nicht bei der Analyse stehen, sondern er fügt die einzelnen Teile sorgsam aneinander und verknüpft sie, wo sie nicht ganz aufeinander passen wollen, wo Lücken zwischen ihnen bleiben, eng mit haltbaren geistigen Bändern. Wer das Buch in die Hand nimmt, mit dem festen Entschluß, sich ihm für eine Reihe von Stunden rückhaltlos hinzugeben, der wird reichsten Gewinn daraus ziehen, dem werden Vorurteile wie Schalen abfallen, und das voreilige Urteilen über Rußland wird ihm einigermaßen vergehen. Hoffen wir, daß das schöne Werk, von dem bisher nur der erste Band heraus ist, bald vollständig wird.

Auf diese Weise hat man eine Grundlage, von der aus man weitergehen kann. Man kann zwar auch hier stehen bleiben. Das Bewußtsein der Unzulänglichkeit des eigenen Urteils wird, wenn man diese Bücher gelesen hat, ganz wach geworden sein, und das ist ja schließlich der Anfang aller Bildung, wie schon der alte Sokrates so hübsch darzulegen wußte (ohne daß er freilich ahnte, daß er sich damit in einen introjizierten Widerspruch verfing); aber ich glaube nicht, daß der, der diese Lockspeise einmal geschluckt hat, noch abschwenken wird. Er wird nun erst recht Lust haben, sich in Rußland zu versenken, und er wird nun auch Mut

bekommen haben dazu. Solcher Mut ist aber auch wirklich nötig, denn das nächste Werk, das er nun vornehmen muß, ist zwar auch ein Torso, aber trotzdem ist es doch ein dicker zweibändiger Wälzer von über 900 Seiten engsten Druckes: Masaryks Soziologische Skizzen zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie.

Wer dies Buch beurteilen soll, der ist heutzutage in einer einigermaßen peinlichen Lage. Es läßt sich aber mit gutem Gewissen doch soviel sagen: diese beiden Bände sind im Grunde mißraten. Sie sind an zwei Fehlern des Verfassers gescheitert. Einmal an seiner Unfähigkeit, große, auf das gewissenhafteste und subtilste im Detail nachgezeichnete Einzelheiten zu einheitlichen Bildern zusammenzuschließen, und dann an seiner eigenen Unfähigkeit, zu dem Gegenstand seiner Studien eindeutig Stellung zu nehmen. Das wäre ja noch nicht so schlimm, denn schließlich geht es damit Hoetzsch auch nicht viel anders. Schlimm ist erst, daß diese Zusammenhanglosigkeit der Darstellung, diese Zwiespältigkeit der Urteile offenbar darauf beruht, daß der Verfasser unwahrhaftig schreibt. Er schreibt for show. Man wird auf keiner Seite das Gefühl los, daß er mit seinen Äußerungen irgendeinen verborgenen politischen Zweck verbindet. Das Buch ist gleichsam geschrieben von außen her, von einem Standpunkt aus, der auf das ängstlichste verborgen wird, und zwar deshalb verborgen wird, weil der Verfasser sich nicht getraut, ihn offen zu enthüllen. Das Buch hat infolgedessen etwas Peinliches und Abstoßendes. Man kann dies alles nicht beweisen, und vielleicht geht es auch manchem Leser nicht so wie mir, aber ich kann es nicht ändern: ich hatte, wenn ich da, was sehr häufig ist, von der russischen Barbarei, vom Asiatentum, vom Mongolentum heftige und scheltende Worte las, das ganz bestimmte Gefühl, daß der Verfasser das hineinschreibt, weil er fürchtet, man könne ihn für einen Russophilen erklären. Und auf der anderen Seite gibt es in diesem Buch massenhaft Bemerkungen, bei denen ich immer daran denken mußte, daß sie nach Petersburg oder Moskau gerichtet sind und augenzwinkernd andeuten sollen: Seht, in Wirklichkeit stehe ich doch ganz auf eurer Seite. Ich weiß nicht, ob dieser Eindruck durch die vielen Tatsachen, die über das Doppelleben Masaryks bekannt geworden sind, mit hervorgerufen worden ist. Ich meine bestimmt, daß ich ihn schon vorher gehabt habe, wenn ich auch zugebe, daß er sich mit der Zeit immer mehr verstärkt hat, und ich halte es auch für möglich, daß andere Leser auf diese Eigentümlichkeiten des Buches ganz anders reagieren; aber mein Eindruck ist nun einmal so.

Das ist um so bedauerlicher, als dieses Buch ganz entschieden nützlich und ohne allen Zweifel das Werk eines genialen Kopfes ist. Es birgt in seinen sehr ins Einzelne gehenden Studien so viel Feinsinn und Scharf-

sinn, daß man immer wieder staunt, daß man immer wieder trauert, welch ein großer Geist hier zerstört worden ist. Das Werk gibt eine Literaturgeschichte des russischen Geisteslebens seit dem Beginn der Regierung Nikolajs I. Es disponiert den ungeheuren Stoff einigermaßen geschickt und bringt ihn mit stupender Gelehrsamkeit vor. Deshalb ist es auch sehr zu begrüßen, daß das Werk erschienen ist, wenn wir uns auch wohl damit werden abfinden müssen, daß es ein Fragment bleibt. Der Verleger hat sich durch seinen Wagemut auch in dieser Sache wieder einmal ein großes Verdienst erworben. Zunächst um den Gelehrten, dann aber auch um den Laienleser. Es ist sehr zu wünschen, daß dieser sich nicht abhalten läßt, das Werk zu kaufen und emsig zu studieren. Er wird zwar mit vielen Hemmungen zu kämpfen haben, wenn er sie aber überwindet, so wird er auch, sobald er nur einigermaßen selbständig über das Gelesene nachzudenken vermag, eine außerordentliche Erweiterung seines geistigen Horizonts, nicht nur in russischen Angelegenheiten, sondern in menschlichen Angelegenheiten überhaupt, als Ergebnis seiner nicht geringen Mühen heimtragen.

Wenn man so einen Grund gelegt hat in der Erwerbung von Kenntnissen und dem Gewinnen einer Anschauung von russischem Sein und russischen Problemen, dann kann man sich allmählich daran machen, nun auch die Einzelgebiete weiter zu durchforschen; auch dafür steht soviel Literatur zu Gebote, daß Enthaltsamkeit weit eher gepredigt werden muß als übermäßiger Eifer. Am besten wird man tun, wenn man die bisher gewonnenen Eindrücke, die sich aus historischen, erzählenden, staatswissenschaftlichen und geistesgeschichtlichen Werken herleiten, zunächst einmal ergänzt nach der Seite der Geographie. Wer schon einige geographische Schulung, sei es auch nur elementarer Natur, mitbringt, der wird mit Nutzen das in zweiter, ganz neu bearbeiteter Auflage vorliegende Buch Hettners zu Rate ziehen. Dieses Buch betrifft in erster Linie die geographische Gliederung des Russischen Reiches; wenn man eine gute Karte (etwa die sechsblättrige aus Stielers Handatlas) zu Hilfe nimmt, so kann man aus Hettners Werk außerordentlich viel lernen. Besonders gut ist seine Auffassung vom russischen Gesamtreich, also seinem europäischen und asiatischen Gebiet als einer Einheit. An dieser Stelle wird man durch Lektüre seines Buches auch einen entschiedenen Schritt über den bisher behandelten Stoffkreis hinaus tun. Die vorher genannten Bücher befassen sich mit Sibirien und Transkaspien nur ganz vorübergehend. Irgend etwas Wichtiges und greifbar Vorstellbares erfährt man über diesen größeren und vor allem so ungeheuer zukunftsreichen Teil des Russischen Reiches nicht. Ja, man wird erst an diesem Punkte gewahr, daß es nicht ein einzelner Staat, sondern ein Imperium ist. Man wird hieraus erst die Brücke finden

zum Verständnis der auswärtigen Politik Rußlands. Freilich will auch Hettners Buch mit Vorsicht genossen sein. Es macht sich mancher Kompetenzüberschreitungen schuldig; vor allem, wo der Verfasser Ausflüge ins Wirtschaftliche und ins eigentlich Politische macht, da entgleist er oft in der schlimmsten Weise. Man wird aber in der Lage sein, wenn man nur genau liest, diese Kompetenzüberschreitungen jederzeit festzustellen und eine entsprechende Korrektur bei der Bildung der eigenen Meinung vorzunehmen.

Besonders wichtig ist es, dieses Buch dann noch zu ergänzen durch Junges dicken ersten Band über Turkestan. Auch hier findet man eine ausgiebige geographische Darstellung, auch hier werden die Zusammenhänge zwischen der geographischen Grundlage des behandelten Gebietes und der soziologischen Verfassung seiner Bewohner dargestellt. Hier geschieht das aber an einem räumlich begrenzteren Problem in sehr viel intensiverer Weise. Vor allen Dingen auch mit größerer Darstellungskraft und mit vorsichtigster Einhaltung der dem Sachverständnis des Verfassers gezogenen Grenzen. Freilich ist sein Sachverständnis auch umfangreicher. Es reicht durchaus zu für sein Unternehmen, das geradezu darauf abgestellt ist, am Beispiel der turkestanischen Wirtschaft und ihrer Entwicklung in den letzten fünf Jahrzehnten eine Soziologie des Orientalen zu geben. Daher kommt es auch, daß dies Buch nur scheinbar eine Spezialarbeit ist. In Wirklichkeit gibt es prinzipiell wichtige Aufschlüsse über den russischen Volkscharakter und über die Eigenart des russischen Lebens, weil es an einem Schulfall reinen Orientalentums uns die orientalische Komponente im russischen Volkscharakter begreifen lehrt. Die feinen Analysen der Zusammenhänge zwischen Wasserwirtschaft und Despotie, zwischen Despotie und wirtschaftlichen Antrieben, zwischen Handel und Religion, die der Verfasser breit, aber nirgends ermüdend anstellt, lehren uns erst die russische Despotie, die russische Wirtschaftsorganisation, die wirtschaftlichen Interessen des individuellen Russen voll verstehen. Bisher konnten wir ihm deshalb nicht näher kommen, weil eben dieses orientalische Element in seinem Charakter entsprechend der Eigenart des Bodens, den er bewohnt, des Klimas, in dem er lebt, und des Bluts, das er in seinen Adern hat, uns so fremd erscheint. Rußland ist, ganz kurz gesagt, zu drei Vierteln europäisierter Orient (übrigens Orient allerbester Qualität). Turkestan macht seit fünfzig Jahren vor unseren sehenden Augen diesen Europäisierungsprozeß, den Rußland schon beinahe ganz hinter sich hat, noch einmal in allen seinen Stufen durch. Es ist ein Land, als wenn der liebe Herrgott ein soziologisches Unterrichtsmittel allererster Qualität hätte schaffen wollen; daher wird man aus dem Buch Junges eine wesentliche Bereicherung seiner Erkenntnis der russischen societas schöpfen.

Damit ist die Reihe der größeren Werke, die ich empfehlen möchte, abgeschlossen. Von allgemeineren Gegenständen handelt unter den kleineren Arbeiten nur ein Aufsatz Noetzels in dem Bande: „Die slavische Volksseele". Dieser Aufsatz, „Vom einfachen russischen Volke" betitelt, gibt ganz kurz einen Auszug aus dem großen Buche des Verfassers. Er verzichtet ganz auf die Beweise und stellt nur die wichtigsten Lehrmeinungen Noetzels in sehr knapper Zusammenfassung dar. (Der zweite Aufsatz des Bändchens: Barwinskyjs „Das ukrainische Volk in seiner Dichtung", scheint mir ganz mißlungen.)

Zwei Einzelfragen sind es, deren Studium genaueres Eingehen auf Einzelprobleme erfordern: die Agrarfrage in Rußland und seine auswärtige Politik. Auch hier fehlt es nicht an guten Büchern. Informatorisch ziemlich zuverlässig ist Serings Sammlung von Vorträgen über die russische Landwirtschaft. Sie informiert ganz gut über die Tatsachen, wenn sie auch nicht zureicht. Eine eigentliche Verarbeitung des Stoffes nach der Seite der Urteile bietet sie aber weniger und was sie an solcher Verarbeitung bietet, das ist nicht gerade glücklich; es ist auch nicht schlecht, aber es hat den unverzeihlichen Fehler, ziemlich langstielig zu sein und sehr viel unnötige Umschweife zu machen. Trotzdem sollte man es lesen, eben deshalb, weil es, von guten Sachkennern bearbeitet, doch viele Einzelheiten bietet, die man anderswo nicht findet, deren man aber zum richtigen Verständnis der russischen Agrarfrage unbedingt bedarf. Darauf läßt man dann am besten Maslovs Buch über die Agrarfrage in Rußland von 1907 folgen. Hier ist nun die Mitteilung von Tatsachen dem Mitteilen von Urteilen ganz und gar untergeordnet. Die Urteile sind diktiert von einer sozialistischen Auffassung der Wirtschaftsentwicklung. Aber diese Auffassung ist mit großer Behutsamkeit zur Geltung gebracht und stört den fruchtbaren Gang der Darstellung nur hier und da ganz wenig. Das Buch hat in der deutschen Literatur seinesgleichen nicht und führt bei aufmerksamem Lesen einen großen Schritt weiter. Von hier aus rückwärts fallen dann auch viele Schlaglichter blitzartig über das, was in den vorher besprochenen Werken bereits zur Darstellung gelangt ist. Maslov gibt den Stand der russischen Agrarfragen ungefähr zur Zeit der Revolution und der ersten Zeit nach ihr. Daran knüpft man am besten die neuerdings übersetzte Denkschrift Krivošeïns über die russische Agrarreform in den Jahren 1909 bis 1913. Eine ganz kurze Arbeit aus dem Jahre 1914, aber von einem erstklassigen Sachkenner und imponierenden Kopfe verfaßt, gedrängt voll von Gedanken und gründlich systematisch verarbeitet. Die Kenntnisnahme von diesen wenigen Seiten wird ganz wesentlich dazu beitragen, die vielen falschen Urteile, die in Deutschland über die Problematik der russischen Landwirtschaft ver-

breitet sind und die sich gerade gegenwärtig wieder so recht unverschämt breit machen, in ihrer ganzen Armseligkeit und Unzulänglichkeit zu enthüllen.

Eine ungeheure Hochflut von Papier und Druckerschwärze hat sich von jeher über die russische auswärtige Politik ergossen. Hier ist der Tummelplatz aller Phrasen, hier das Stadion aller dunklen Gefühle, die um den Preis des Blödsinns miteinander wetteifern. Hier ist die Heimat des ach so guten Willens und der ach so schwachen Begabung. Die meisten dieser Bücher sind direkt schlecht. Besonders vor den Pamphleten der Rohrbach-Schule kann nicht dringend genug gewarnt werden, aber auch andere Schulen leisten Erkleckliches an falscher Auffassung und unvollkommener Kenntnis. Sehr zahlreich sind auch die Bücher, die, obwohl sachkundig bearbeitet und von zuverlässigem Urteil diktiert, doch für den Laien eigentlich wenig Interesse haben, weil sie viel zu sehr das bloße Wissen und viel zu wenig die Urteilskraft vermehren. In dieser letzteren Beziehung leisten unter den neuesten Sachen eigentlich nur zwei Bücher etwas, und leider ist das eine von ihnen noch nicht übersetzt. Das ist die französisch geschriebene, etwas langatmige Darstellung des Dardanellenproblems durch den Rumänen Dascovici. Sie fängt mit dem Ei der Leda an. Sie erzählt des längeren und breiteren von den Argonauten, den Heerführern innerhalb und außerhalb der Mauer Ilions und ähnlichen alten Sündern und braucht immerhin eine ganze Menge Seiten, bis sie eigentlich zur Sache, das heißt bis zum Auftreten der Türken im europäischen Geschichtskreise, gelangt. Von da aber ist sie vorzüglich. Sie bedient sich sorgfältig ausgesuchter Quellen, insbesondere auch zitiert sie die wichtigsten diplomatischen Aktenstücke, immer ganz knapp, nur in den unbedingt wesentlichen Sätzen; vor allem gibt sie einen höchst lebendigen Begriff davon, warum und wieso die Meerengenfrage eine so ungeheuer wichtige Frage der auswärtigen Politik Rußlands ist. Sie zeigt an der Geschichte dieser Frage im neunzehnten Jahrhundert, wie Rußlands Verhalten sich mit der Verschiebung seiner wirtschaftlichen Kräfte und seines ideologischen Überbaues allmählich anders zu der Frage des Bosporus und der Dardanellen stellte, und sie zeigt vor allen Dingen, wie doch hinter all diesen scheinbaren Wandlungen ein unbedingt geltendes geschichtliches Gesetz waltet. Die persönliche Stellung des Verfassers, eines ententophilen Rumänen, aber gleichzeitig abgesagten Russenfeindes, erhöht im Verein mit der höchst eleganten Diktion und der Latinität seiner klaren Einfachheit noch ganz entschieden den Reiz, den das Buch auf den Leser schon wegen seiner hohen sachlichen Bedeutung ausübt. Es gehört zu den schönsten Büchern über russische Angelegenheiten überhaupt.

Noch hübscher freilich ist Professor Szelagowskis Beschreibung des

Kampfes um die Ostsee, gut aus dem Polnischen übersetzt. Der Verfasser behandelt eine Parallelfrage zur Meerengenfrage: die Zerreibung des polnischen Großstaats zwischen dem mit ihm und miteinander um die Vorherrschaft in der Ostsee ringenden schwedischen und russischen Reich. Das Buch ist geschrieben unter dem Gesichtspunkt, einen Beitrag zur Geschichte Polens zu liefern. Es öffnet aber vor allem weit die Augen über die Art von Rußlands Eintritt in die Geschichte des europäischen Westens, es zeigt klar, wie bestimmend für anderthalb Jahrhunderte die Gewalt des russischen Dranges nach dem Meere über die ganze russische Außenpolitik war, und es zeigt das mit allen Schattierungen und Nüancen, mit höchster darstellerischer Kunst, ein Diamant mit tausend sorgsam angeschliffenen Facetten. Leider wird der Wert des Buches sehr stark dadurch beeinträchtigt, daß von vorn bis hinten auf seinen fast dreihundert Seiten keine einzige Quellenangabe auftaucht. Trotzdem aber kann auf Grund eingehender Prüfung die Angabe von Tatsachen als durchaus korrekt und die Ausdeutung der tatsächlichen Angaben als alle gebotenen Grenzen respektierend bezeichnet werden.

Ein bequemes Hilfsmittel bei all diesen Studien über Rußland stellt Reebs Abriß der russischen Geschichte in der Sammlung Göschen dar. Damit mag die Reihe der zu empfehlenden Bücher abgeschlossen werden.

Wer diesen Lehrgang in russischer Geschichte und russischer Gesellschaftslehre durchmacht, der wird weit davon entfernt sein, einen Fachgelehrten über irgendeine russische Spezialfrage abgeben zu können. Das ist ja aber auch nicht die Aufgabe des Laien. Dessen Aufgabe ist, dem erschütternden Geschehen der Gegenwart wenigstens mit einem blassen Dämmerschein von Verstehen und mit einem Anfluge von Gerechtigkeit zu folgen. Dazu wird der, der diesen Lehrgang durchgemacht hat, fähig sein. Wenn er dann tiefer eindringen will und sich vollsaugen mit der eigenartigen Schönheit russischen Lebens und russischen Ringens, dann lasse er all die gelehrten Bücher beiseite, dann sperre er all die Scharteken in einen feuersicheren Schrank und gehe hin und lese die großen russischen Dichter, von Puškin und Gogol über Dostojevskij und Tolstoi zu dem Giganten Turgenĕv, der zwar älter ist als die beiden Letztgenannten, aber auch ebenso riesenhaft über sie hinausragt, wie er gesünder und kräftiger, unbefangener und menschlicher, reiner und gütiger ist als sie. Aus diesen Werken wird dann nach solcher Vorbereitung mit Gelehrsamkeit erst die wahre Liebe zu Rußland, die lobende und strafende Liebe des Menschenbruders, erwachsen. Nach dem Kriege wird es vieler solcher Liebe bedürfen, um all das Elend des Krieges zu sühnen; gutmachen läßt es sich ja niemals wieder.

***

Einleitung zu den Gesammelten Schriften
von Alfred Kerr

Wahlspruch:
Dein Ausdrucksziel: das Knappere.
Der Inhalt: „Aude sapere!“

I

Ist es Wirklichkeit? Ich sehe zurück auf mein Leben und merke, daß ich ein Kritiker war.

Ich zog aus: festzustellen, was ist; zu greifen, was lockt; zu schaffen, was bleibt.

Vorwärtskommend meine Welt vorwärtszubringen.

Wann war das? Gestern.

II

Ein Zufall warf mich an den Strand, wo künstliche Gebildmacher hausen: Affen des sogenannten Schöpfers. Oft anziehend in ihrer Gespaßigkeit; in dem Drang, das Hiersein auf dem Boden eines Puppenstübchens nachzumachen. Nein: besser zu machen. (Was nicht schwer sein muß.)

Und indem sie mit ihren Mitteln die Schöpfung so kritisierten, hab ich die Kritisierer kritisiert und ihre Schöpfungen.

So wird Kritik der Schöpfer-Affen zu einer Kritik des Schöpfers.

Was mancher abgestempelte „Dichter“ seinen Spielpuppen verschämt zu sprechen gab: das sprach ich lieber selbst, aller Umschweife ledig; indem ich Leute, die manchmal Dichtermenschen waren, doch sich Menschendichter glaubten, auseinandernahm; wieder zusammenschob; wandeln oder kauern hieß. Ich selber kauernd und wandelnd ... hienieden.

Der Glaube war mir bei alledem eingebannt an den höchsten Flug der Kritik. Sie ist in dieser Welt das Oberste: wenn sie auch Kunst ist.

III

Was Dichtung zu geben hat, gab meine Dichtung der kritischen Kunst.

Fortan ist zu sagen: Dichtung zerfällt in Epik, Lyrik, Dramatik und Kritik.

Barden in Deutschland, Vortragsmeister haben den Sachbestand recht erfühlt, wenn sie meine Kritiken öffentlich sagten. Sie witterten hier Bekundungen eines Dichters, der kein Triebtrottel sein will, — sondern lehrt:

Entziehe dich dem Aberglauben,
Es müsse wer im Kunstgefild
Die Seelenwachheit runterschrauben.
(Damit er als Instinktler gilt!)

Du sollst die Welt vom Wahn erlösen –
Besteht sie gleich auf ihrem Schein:
Der Dichter müsse dauernd dösen
Und unzurechnungsfähig sein.

Der wahre criticus ist ein nicht unzurechnungsfähiger Dichter.

IV

Aus dem Grundbuch des Kritikers.

1. Erkennend eine Schönheit schaffen ... und alles ist erledigt. (Erkennend eine Schönheit schaffen ... und alles ist erledigt.)

Der Satz steht im zweiten Bande dieses Werks.

2. Im selben Bande heißt es:

Hier der Unterschied zwischen Bestrahlten und Betropften; die letzten können im geringsten nicht, was die andren können: in Schönheit nützen. Darauf kommt es an: in Schönheit nützen.

3. Mozart schrieb: „Bei uns in Deutschland ist der lange Geschmack; in der Tat ist es aber besser, kurz und gut." Ein Satz meiner Seele.

4. Was ist eines Kritikers Sendung? Er braucht (steht im zweiten Bande) die unwägbare Kraft, die von vielen im Grunde gehaßt wird – die Kraft: fortzureißen; zu singen; zu zünden; zu schweben. Er braucht Hände, Finger, Augen. Und die Macht, ein Dasein im Blitze zucken zu lassen ... als Gegenschöpfer.

5. Im dritten Bande dieses Werks heißt es:

Denn ich bin hier: eine Wirkung zu üben auf das Aussondern des Minderen, auf das Stützen des Wertvollen; jeden ernsten Versuch zu schirmen und jede reine Absicht (sofern sie gekonnt, nicht bloß gewollt ist; man ist Kunstrichter, nicht Wulstrichter).

Tastende stützen; den Irrungen der Affchen einen Damm schieben; sie herumwerfen; Ringenden helfen; Blender und Tamtamiten verspotten; einen reuigen Sünder so lieb haben wie einen Gerechten: das ist es, was ... nicht als Grundsatz vorschwebt, sondern als Praxis herauskommt.

V

6. Der criticus tut sich nicht als Weltenrichter auf. Er haßt, was ihn wurmt. Er liebt, was ihn lockt. Und sagt es. (Er haßt, was ihn wurmt. Er liebt, was ihn lockt. Und sagt es.)

Kritik des Hasses und der Liebe, verkündet im Vorwort vor dreizehn Jahren, wird hier fortgesetzt.

7. Der criticus hält es für dumm, ein Gesetzgeber – doch für klug, ein Gesetzfinder zu sein.

VI

8. In dem criticus lebt ein exaktester Anatom. Kein bloßer Impressionist.

(Vor dreizehn Jahren schrieb ich: „Ein Nur-Impressionist könnte sich als Kritiker begraben lassen. Impressionismus ist nicht Kritik, es gilt auch sachliche Förderungen.")

9. Ja, Kritik zergliedere sachlich Sachlichstes. Etwa: wie Bearbeitungen alter Stoffe zustandekommen; wie gering ihr Wert für heutige Menschen meistens ist. Bei Eulenberg, bei Hauptmann, bei Beer-Hofmann, bei Hofmannsthal zeigt sich das. Noch bei J. Bab e tutti quanti. Kritik macht klar, was über das Hineinrenken einer Lehre da Putziges zu vermerken ist. Kritik legt hier bloß, was über Geschichtsdramen und Sagenschauspiele für immer festzuhalten bleibt. Kritik enthäutet, wenn über ein Lustspiel von Hermann Bahr gesprochen wird, ein für allemal den Kern der Anekdotendramatisierung. Der Bogen des Odysseus von Hauptmann; Ödipus auf Kolonos; Gudrun; Lanvâl; Kaiser und Galiläer; die Kinder von Hermann Bahr: das werden im zweiten und im dritten Band Beispiele für ganze Gattungen. Kritik zeigt, wie es eine Tragik nicht gibt, — beim Betrachten des Trauerspiels vom Charolais; beim Betrachten von Hidalla. Kritik zeigt Gegnerschaft zwischen dem Intellektuellen und dem Drama bei der „Mali" Bernsteins, im vierten Band. Kritik zeigt (bei der Betrachtung von Hauptmanns Griselda), was über das Quallige der Dramenpsychologie Dauerndes zu buchen ist. Kritik zeigt, welches Prüfmittel (die Namensänderung) beim Bearbeiten der Sage, zur Hand bleibt: um den Eigenwert des vom Dichter Geschaffenen zu finden. Kritik zeigt: wie beim Drama Haftendes nur durch Gestellung von Sonderzügen durchgesetzt wird. Kritik zeigt alle Schwäche der sogenannten Kunstwissenschaft; (ich nenne nur aus dem vierten Bande die Auftrennung einer Wiedschen Kleinigkeit). Kritik zeigt, was beim Beklopfen eines Unbekannten, Unbedeutenden (Petzold nennt er sich und kommt im gleichen Bande vor) über die tausend zerrinnenden Möglichkeiten beim Dramenbau zu bedenken ist. Kritik zeigt, was über die hier so genannte Just-Technik beim Abhorchen vernehmbar wird — (Strindbergs Wetterleuchten ist als fehlerhaftes Musterbeispiel zwischendurch entlarvt). Kritik zeigt an zwei Namenlosen, nennet sie meinethalben Guinon und Bouchinet, wie ein Nichts zweier Nichtigen seelische Zuschauergesetze doch ergründen läßt. Kritik zeigt letztes Auseinandernehmen des Aneinandergefügten abermals bei der Betrachtung eines Nichtigen, Bataille genannt. Kritik zeigt, wie ein verfehltes Stück besser zu machen war, mit Einzelheiten im Technischen. (Nicht nur beim „Schneider Wibbel" im vierten Band, oder bei „Henriette Jacoby" im dritten.) Der echte Kritiker wird ein Kunstwerk allumspannen, sprengen, sein letztes Wesen vorpeitschen. Der kommende Kritiker weiß, daß es nicht zu behaupten gilt: dieses Stück ist gut; oder: dieses ist schlecht. Sondern: aus der

Art des Mistes auch die Möglichkeit der Blumen zu fühlen, die auf ihm wachsen könnten; deren Wurzeln schon in ihm sind ... Nach allem darf man kaum sagen, ein Impressionist sei hier am Werk.

VII

10. Der Kritiker zeigt (gern an leichtsinnigen Hunden, die auf der Wiese des Dramas flitzen und hinter denen manchmal etwas absonderlich Zaubervolles leuchtet, leuchtender als bei den als „groß" Bekannten) — der Kritiker zeigt am Schmarren das Ewige. Nicht nur bei Molnar oder bei Bisson. Am Schmarren das Ewige, und die Mittel, mit denen es gemacht ist.

11. Der Kritiker muß an irgendeinem Lavedan dartun können: was in einer geringgeschätzten, fast verachteten (aber nicht gekannten) Schar blutloser Schriftsteller an Ewigkeitswerten ruht. Sehn muß er, und sehn machen, was noch am letzten Kleinen (er sei aus Gallien oder sonstwoher) an Verwandtschaft mit Hebbel steckt. Und wären es Eintagsfliegen von irgendeinem Capus; irgendeinem Guitry.

12. Kritik umspannt Weltaspekten; Rassenentwicklung im Schauspiel; von Spaniern über Schwankfranzosen bis zu kommenden Negern.

13. Der Kritiker soll imstande sein, Wirkungen zu entblättern. Aber auch: sie wiederzuzeugen.

VIII

14. Der wahre Kritiker wird auf einer Handvoll Seiten mehr über einen Kerl sagen, als ein Buch zu geben vermag. Wahre Kritik erstrebt nie Vollständigkeit; sondern Wesentlichkeit.

15. Der Kritiker spricht von einem Stück ... und meint den ganzen Autor. Er spricht von einem Autor ... und meint sein halbes eignes Leben.

16. Meine Kritik zeigt, wie man Dichter nimmt, sie wendet, in ihre letzten Fugen fliegt, — kurz: wie man etwas, das jemand gebaut hat, von sich her abermals baut.

17. Wie soll man sich wider ein mißratenes Stück verhalten? —

Man soll ihm, nach Lage des Falls, zubilligen, was ihm ziemt. Wenn es Hoffnungen birgt, soll man sie stärken. Wenn es anspruchslos und schlecht ist, soll man es mit Lächeln abtun. Nur was anspruchsvoll kommt und schundhaft ist: dem frommt Schadenfroheit und Spott ..., wenn man zu alt nicht ist, ihn aufzubringen.

In jedem Winter sieht man hundert Dramen: um zwei herauszulesen, die vielleicht dauern könnten. Zwei? Hoffentlich: zwei. Soll man bei den achtundneunzig Nieten immer bloß ein mittelmäßiges, gleichbleibendes, ernsthaftes Gequatsch bringen? Versucht schon lieber, die blöd vergäng-

liche Leistung der Bretter zum Anlaß einer guten und vielleicht dauernden zu machen: damit von dem Abend etwas doch herauskomme.

In Heiterkeit. Erst wenn euch die Zähne ausfallen, umhüllt euch mit Würde; mißbilligt (fremden) Kritikerwitz; erklärt als unethisch, was euch mangelt; sucht anzuschwärzen, was ihr nicht vermögt; und ersetzt das castigare durch ein Gesabber.

„Als David kam ins Alter, da sang er fromme Psalter."

18. Der Kritiker hat keine Angst, als Tadler zu gelten. Jeder vernünftige Mensch ist gefaßt, daß die Mehrzahl aller Kritiken tadeln muß. Es wären sonst die mehrsten Stücke, die man spielt, lobenswürdig. Aber wieviele bleiben denn? also wie wenige sind zu rühmen!

Gesagt ist schon, daß es Unterschiede gibt innerhalb der tadelnswerten Masse. Je nach solchen Unterschieden arbeite der Kritiker. Handelt sich's um Fehler, — gut. Liegt aber ein Schwund an allem vor: was soll man da machen? Ich kann nicht jedes Stück noch einmal schreiben. Ich kann nicht Szene vor Szene nehmen und zweierlei dartun: erstens, wie sie ist; dann, wie sie sein müßte. Welche Möglichkeiten also gibt es? Mann kann (hie und da) die einfache Versicherung abgeben: caccatum non est pictum.

(Etliches von alledem steht im vierten Band.)

IX

19. Mein Werk ist nicht Literaturbetrachtung; sondern Ganglienbetrachtung.

20. Bei allem freut sich der criticus unterirdisch an der skurrilen Poesie, nichtsahnend von Poeten verleiblicht, — er hat eine grausig-putzige Menschenfreude: wenn hinter einem Stück der besessene Stümper vorguckt; wenn pfuschend ein Erdensohn wieder mottenhaft ins Dramenlicht rudert.

Mein Werk mit seinem Zergliedern ist ein Beleg: wo nicht für Hirnerkrankungen; so doch für Brägenabweichungen. Es ist eine Besserungsanstalt; oder ein Siechenheim; oder eine Anatomie, je nachdem; die Sassen ins Letzte gestuft; in den Spalten behellt von einem Strahl, der das Hirn durchlacht, mit dem Rückenmark spielt, Geschlecht und Gemächt umglimmt, durchflitzt, zerblitzt. Es ist eine Seelenwerkstatt. Dichterhirne hängen herum. Das Ganze fordert in seiner Gliederung, in seiner Besonnung des Einzelnen, in seiner Vielfalt, in seinem Bau den Platz neben göttlich dunkelsten und göttlich klarsten Komödien Dantischer Bezirke. Von einem heutigen Augenstern gesehn.

X

21. Ethos des Kritikers. Er sei vor allem ein Wahrheitssager. Im dritten Bande heißt es: „Man entfremdet sich noch die wenigen Freunde,

die man hat: indem man genau die Eindrücke wiedergibt, so man von ihrer Werke einem empfing." Im zweiten Bande heißt es: „Kritiker ist nicht, wer alle Verpuppungen mitmacht — nur weil sie vor sich gehn. (Kritiker ist, wer verkleidetem Durchschnitt ins Gesicht haut) . . . Kritiker ist nicht, wer alle Versandungen mitmacht — nur weil sie vor sich gehn."

22. Höchste Namen erwirken das Recht nie, vom Sachbestand abzulocken. Vergangene Dichtungsideale werden nicht geliebkost. Nur den Dingen wird in die Pupille geglotzt. Der Kritiker ehrt keinen anerzogenen Irrtum. Nicht bei der Betrachtung des Griechenvolks. Nicht beim Shakespeare. Nicht bei Molière.

23. Der echte Kritiker hat nicht falsche Achtung vor dem Chaos; er überschätzt kein Genialisches, das verhältnismäßig leicht hergestellt wird. Den Fall beklopft im dritten Bande die Don-Juan-Kritik. Der Kritiker sträubt sich auch, in gewisse Dichtungen mit Gewalt eine Einheit zu bringen (die der Poet nicht gehabt). Er fühlt, noch bei Kleist, das Zufallsmäßige des Schaffens — in das wir ein System geheimnissen.

XI

24. Weltgefühl des Kritikers. Er zeigt die Belanglosigkeit der Kunst. Hernach den Belang der Kunst. Dann, drittens, den Kampf der zwei Wallungen, der ewig in ihm herrscht. Auch die Sänftigung des Zwistes vor einem Brunnen, der rauscht. Mit einem Bewußtsein, das in Passau niedersteigt, — wenn eine Seele den Atem anhält, tastend und rastend.

25. Der falsche Kritiker zeigt, wie er Bauernstücke; der echte, wie er Bauern wertet. Ihre Verhimmelung belächelt er. Der wahre Kritiker höhnt allemal das Überschätzen der Einfalt. Einfalt erlangt jemand mit Gesinnung, er bedarf des Könnens nicht. Aber im Können steckt ja doch hinieden das größere Wunder; — beides wachse zusammen.

26. Der Kritiker sagt (im dritten Band):

Es versteht sich von selber, daß die Zukunft nicht nur des Dramas: unserer inneren Entwicklung überhaupt, niemals auf „herzlicher Einfachheit" ruhen kann. Es bedeutete die Näherung ans Einfältige. Ein Herabschrauben. Wir sind keine Kindbauern mehr. Sondern mit Augen wie Schießhunde — auch wo wir Erschütterungen durchleben.

Man mache sich nichts vor: wir sind hier, um diese Erschütterungen festzuhalten, anzupacken, zu beziffern, so zu überwinden. Nicht ihnen fromm und groß und treu und schlicht zu erliegen. Ich vermute, daß die „große Einfachheit" oft ein Akt des Willens, wo kein Können winkt, sein muß. Daß es nicht hierauf ankommen wird: die (vielen Schichten der Menschheit gemeinsamen) groben Grundzüge so recht voll Herzlichkeit mit einer großen Linie gradäugig zu zeichnen.

Sondern (bleibt sitzen) es kommt darauf an, kleinlich, kniff-lich, mißtrauisch, nachprüfend, bloßlegend, beklopfend ... und landgewinnend nach mühsamen Tiefseefahrten zu sein. Ein Sieger voll zehntausend Zerstuftheiten.

Keine Mißverständnisse. Der große, schlichte Zug hat eine fatale Ähnlichkeit ... mit der Gesinnung, statt mit dem Können. Etwas Inhaltsleeres. Ich will Sonderzüge, nicht Leerzüge. Der treueste Mensch (deren es viele gibt) soll zunächst ein ver-flucht guter Musikant sein.

Aus dem großen Können, aus dem vielgliedrig blitzenden Reichtum ergibt sich dann die Schlichtheit von selber. Dann erst! Lobsinget dem eroberten Feld gestufter Einzelheiten, des Geistreichen, des Schlagenden, des Errungenen. Es muß überleuchtet, durchwittert sein von einem lächelnd-großen Da-seinsgefühl. Nur dem gestuftesten Reichtum (in, in, in der Einfachheit) gehört künftig die Welt.

Das Geblüt macht letzterdings die Schlichtheit.

Was not tut, ist also nicht ein Gefühl, das aus technischen Künsten erzeugt wird: sondern unendlich viele Züge glitzernden Einzelreichtums, hinter denen ein (nie loszulösendes) Grund-gefühl steckt: ein Ich. Auf die Schlichtheit kommt es wenig an: bloß noch auf die allerreichste Schlichtheit. Darauf, daß nicht nur Einzelheiten da sind: sondern ein Kerl, der sie hat. Ecco.

XII

27. Der criticus pflanzt seine Begriffe vom Schwindel des Siegens und Lügens hin. Das wird ihm Hauptsache – nicht ein Dramatiker hochberühmt, von dem er bei solchem Anlaß redet.

28. Spricht irgendwo mangelnde Schöpfereindringlichkeit, so beklopft er die gebildschöpferische Kraft einer denkenden Hysterie – und entrollt den von ihm errungenen Vermutungsglauben an vivisezierende Assistenten, oberhalb der Erde, denen wir als Versuchsopfer ausgesetzt sind. An Kräfte, die fälschlich Gott genannt werden, obschon sie nur Götter sind; ohne „Götter" zu sein. So Gesatztes bleibt ihm wesensvoller als die (ganz erledigten) Ausgangspunkte.

XIII

29. Der Kritiker sieht (und verlangt) sich als einen Menschen, der, wie das Wort hier lautet – „niemals (und ob man das dümmste Stück eines schaffenden Idioten besprach) eine Zeile geschrieben, die kein Vor-wand gewesen wäre für das Peitschen einer Entwicklung." (Das ist es: nie eine Zeile geschrieben, die kein Vorwand gewesen wäre für das Peit-

schen einer Entwicklung.) Daneben heißt es: „Beschäftigungen mit der Kunst – ja. Bis aufs Herzblut. Aber sie waren fast immer ein Vorwand für den Kampf um eine kühne vernünftigere Menschenordnung." Lest, was der dritte Band über Gorki, Andrejeff, Tschechow, Caesar, Hebbel sagt. Der vierte: über den „König" dreier vergänglichen Gallier.

30. Im vierten Bande dieses Werkes steht: „Für den Kritiker bleibt es (im letzten Grunde) beinah wurst, ob er von einem rühmenswerten oder einem schwachen Drama spricht. Das rühmenswerte wie das schwache sind ein Vorwand... um zu sprechen; eine Lust loszuwerden; eine Lust zu zeugen; Forderungen zu stellen; an Ulk und Schmerz und Schönheit dieser Erde mitzutun."

31. Auch die Wertvollsten sind einem schaffenden Kritiker Anlässe zum Entfalten der eignen Predigt; der eignen Kunst.

32. Mein Werk ist nicht mit dem Schweiß einer Wissenschaftlichkeit kunstfern geschrieben. Sondern mit dem Blut eines Herzens. Der Zufall etlicher Dramen enthüllt ein Weltgefühl; und einen Betrachter.

XIV

33. Manches von Dem, was meine Kritik lehrt, berührt sich, wie man mir sagte, mit Dem, was Oskar Wilde lehrt. Warum faßten wir unabhängig voneinander diese Vorstellung, daß der Kritiker ein Künstler werden muß? Warum hat sie jeder von beiden so geliebt?

Ich kam darauf durch meine Kritiken. Ich schrieb ja nicht Kritiken, die soundso sein sollten. Sondern als ich meiner Kritiken etwa zweihundert gelesen hatte, fand ich aus ihnen, daß Kritik eine Kunst sei.

Erschien zwei voneinander Getrennten bloß deshalb der gleiche Drang: weil jeder in sich den Hunger nach Schönheit fühlte; die Kraft des Wortes; das Handgelenk des Zusammenfassers? Nein... sondern weil die Zeit erfüllet war. Weil, wie mir scheint, nach zweitausend nutzlosen Jahren der Kritik, dieses Gedankens Frührot fällig wird. Darum hab ich ihn gefaßt. Darum hat er mich gefaßt.

Längst vor dem Iren äußert Heinrich Heine denselben Gedanken: von der Kritik, die „kunstwertlicher" Art sein müsse, wenn sie nicht mit ihrer Zeit vergehen wolle. Sein Wort ist im zweiten Bande meines Werkes berührt. Der wahre criticus empfindet es von selber. Doch nicht auf das Aussprechen einer Lehre kommt es an: sondern auf ihr Durchsetzen. Dem Iren dämmerte zwar, wie mir: Kritik solle Kunst sein; doch ich hab's getan! Ich schuf diese Kritik. Die schärfste Gratkunst.

Zu Wilde sprech' ich mit Schiller: „Ich habe getan, was du – nur maltest." Und wenn ich einen Dichter zerlege wie einen Fisch, die Gräten vom Fleisch sondere, Nerven löse, Gerüstbilder schaffe, verborgenste Kanäl-

chen lüpfe: so weiß ich, daß in diesen Handlungen allen ein Stück äußerster Menschenkunst ist; und sie war nie zuvor in der Welt.

Oskar Wilde ist bei verwandten Erkenntnissen bloß ein Mann, der in farbig ausgestatteter Gedankenflucht wählerische Haltungen mimt.

Ja, dem Wilde flog zwar derselbe Ideenstaub von der Luft seiner Läufte zu; manchmal sind unsre Lehren von der Kritik als Kunst erstaunlich nah, wie die Gesichter zweier Vettern, so einander nie erblickt. Doch mit einem stärksten Unterschied. Oskar Wilde; kennerisch; antikelnd; mythologisch; ein Feiergeck ohne Derbheit, ohne schnelles Herz; geschmückt und fühlschwach; zu posig, um Sprungwucht zu haben; zu edeltranig, um zu hassen; zu haltungsbehutsam für den Blitz; zu lässig, um Stahl zu werden; dennoch ein umgoldeter Freund und Sippling morscheren Blutes, bei früherem Nachgeben, – Wilde kommt zum Blumig-Halbwahren: nicht zur Schmiedung. Zum Schaustellen: nicht zum Erobern.

Er ist ein Mensch, der fühllos auch dem Gedanken sich nähert, nicht ihn hart und heiß umfaßt; sondern bloß wie ein Tändeltupfer, der einen Anblick bieten möchte – während er kaum überzeugt ist. Dieser Oskar gibt... Weisungen über Kritiken. Ich gab solche, solche, solche Kritiken selber.

„Ich habe getan, was du – nur maltest."

XV

34. Nicht auf die Werke kommt es also an, die hier besprochen sind. Sondern auf Das, was darüber gesagt ist. Nicht Werte der Beurteilten, sondern des Beurteilers bilden den Grundbau. Nicht eine Beobachtung ist Mittelpunkt: sondern ein Wille.

35. Aus einem Gedanken macht der Stückmacher ein Stück. Der Schriftsteller einen Aufsatz. Ich einen Satz.

36. Im zweiten Bande dieses Werks heißt es: Wichtig scheint mir: den Schwachsinn der Kritiker zu fordern. Manchmal ist ihr Mangel, daß sie so viel höher stehn als abgestempelte Dichter; sich deshalb in deren Gesellschaft ein bißchen langweilen. Sie selber können sich alles viel herrlicher verschaffen: weil sie Worte prägen schöner, singender, tiefer als die sogenannten Verse der andren; weil sie Gestalten auferstehn lassen in fünfzig Zeilen, wessen die andren mit fünf Akten im geringsten nicht fähig sind... Zu fordern ist Schwachsinn der Kritiker.

XVI

37. Es gibt in Deutschland kein Stück so konzentrierten Schrifttums wie dieses Werk.

XVII

38. Dichter haben keine Sprachkraft. Sprachkraft ist in der Kritik.

39. Mein Werk bietet nicht etwa „die Geschichte des Dramas in der Zeit von... bis..." Sondern Kritiken in der Zeit vom Beginn des Verfassers bis zu seiner Akme.

40. Dies Werk ist zwar ein Werk „über" – aber zunächst ein Werk „von".

Die Arbeit lohnte sonst nicht: viel Geisteskraft an viel Geistesschwäche zu wenden; Sprachschmiedung an Sprachjammer; Schwebendes an Plumpheit; Schmuckloses an Vordrängertum; manche Kunst an manches Gottgeschlagensein.

41. In diesem Werke wird Kritik sichtbarer denn je als blutverbundene Schwester der andren Kunstgattungen. Emporgerauscht in himmlische Wiesen. Wo manches wie mathematisch aussieht, aber zu singen anhebt. Was einem Dreieck ähnelt, wird ein Dreiklang. Musik der Gefestigten. Musik der steigenden Überwinder. Musik des Stahls.

Das Geschmeidigste haust beim Geschmiedetsten. Hochzeit des Verstandes mit der Ahnung. Des harten Strichs mit der verröchelnden Farbe. Des Schneidenden mit dem Traum. Des Scharfen mit dem Klang. Des grausamen Umrisses mit dem Dämmer. Des Sichtens mit dem Fühlen. Des Erkennens mit dem Gleiten. Des Erzes mit der Pflanze. Der wildesten Wachheit mit dem Blutschlummer.

42. Ja, was ein Poet, ein angemeldeter und gestempelter, zeugt, bleibt schwammig. Hier ist die Kraft – und hier die Ferne. Hier des Saftes Saft... und sein festestes Gefäß.

XVIII

43. Wenn jemand sagt: „Der Verfasser und seine hervorragenden kritischen Aufsätze"..., den soll der Schlag treffen am schönsten Feiertag.

Wenn aber jemand sagt: „Der Verfasser und seine harten Dichtungen (die von den Besprochenen manchmal erreicht werden)"..., dem soll es wohl gehn hinieden; und soll sich Häuser bauen; und sein Andenken sei gesegnet.

44. Ich weiß, daß diesem Werke heut keine Beurteilung wird, die es im Kern wertet. Die Zeit ist kaum dafür. Die Freundlichsten werden sagen: „Eine reiche Fülle von trefflichen Zergliederungen zeitgenössischer Dramatiker..." Oder: „Manche gute Beobachtung findet sich besonders in..." Oder auch: „Die Kunst des Kritisierens ist hier seit Lessing am stärksten ausgebildet." Ich selber jedoch sage, was ich als ehrlicher Mensch im Grunde sagen muß: daß ich in die Welt Klänge gesetzt, so vorher nicht bestanden. Daß ich Möglichkeiten des Ausdrucks gab für eine schlaffere Menschheit. Daß ich auf einem bestimmten Gehölz baute, was keiner vor mir. Daß ich, die Zukunft im Geblüt, Extrakt aus Wassern

geholt; Weideland aus Tang und Salz und Geblüh des Meeres mit meinen Armen.

45. Ich erwarte somit keinen Erfolg. Die Schreibart fordert viel. Außerdem: wer in Tagesblättern manches hier Stehende vormals drucken ließ, hat Anerkennung nicht zu hoffen. Das ist bloß einer von uns. Die Achtung beginnt erst bei Trotteln, die öffentlich Durchfälle haben. Bei Zurückgebliebenen des Romanmarktes. Bei Klosettfabrikanten. Bei Mimentreibern. Bei Saalbesitzern. Bei neunzigjährigen Abonnenten.

Sei ein Jahrhundertschriftsteller und arbeite ständig auch an Zeitungen, — so sagen sie nicht: ein Dauerwert ist aus unsrer Mitte gekommen; sondern: was aus unsrer Mitte gekommen ist, kann es ein Dauerwert sein?

46. Ich nannte schon den andren Grund für den bevorstehenden Nichterfolg meines Werkes. In diesen Bänden herrscht eine harte Festigung aller Teile; eine Verdichtung, daß Frist und Blut vonnöten ist, hindurchzudringen; sich über Inhalte, die scheinbar lustigleicht sind, nur einen Überblick zu schaffen. Das ganze Werk ähnelt Kathedraleu, auf deren unscheinbarste Seitendächer man klimmen muß, um Durchgeführtestes, Fertigstes noch an jeder entlegenen Traufe zu finden.

Manche Spaßzupfung eines Rampenlümmels ist so eine Traufe. Bei solcher Gelegenheit wurde die Sprache vorwärtsgebracht.

47. Wenn ich Christian Schmidt hieße, würde man dies Gesamtwerk auf den Ruhm Deutschlands schlagen. Da ich so heiße, wie ich heiße (und nicht einmal so heiße, wie ich hieß), wird es von drei Vierteln umleugnet werden. Ich erwarte kaum etwas von einer Genießerschaft, in der schriftstellerische Existenzen wie Schminkeles Harden geduldet sind, so ein Seitenvollmacher mit edlem Personenklatsch; und solange man sich, neben der die Welt vorwärtshämmernden Art, eine platte Schweißdrüse gefallen läßt.

48. Nicht erfolglos wird mein Werk nur bei Euch sein, denen es damals geschenkt worden ist; und wieder geschenkt wird; bei allen, die heute jung sind.

Ihr fühlet: daß hier in der unendlich langen Bahn vom urhaften Fressens- und Begattungsruf bis zum Ausdrucksbild für leiseste Denkschwingungen . . . ihr fühlt, daß in der Entwicklung der Menschensprache hier ein Kilometerstein unverwechselbar leuchtet.

Es ist nicht zu widerlegen, was aus diesem Stein strahlt.

XIX

Vor dreizehn Jahren schrieb ich zum ersten Bande das Vorwort.

Seitdem wurde die Welt in Blutwiderlichstes verstrickt, das mich ehe-

mals geäußerte Meinungen trotzdem ... nicht nur weiter für wahr halten läßt. Sie sind vielmehr wahrer geworden.

Die Lebensdauer ihrer Wahrheit bleibt verlängert um so viel Zeit, wie notwendig ist, stinkende Nachwirkungen eines viehischen Begebnisses vergessen zu lassen; den elendesten Rückfall; den Vortrab der Spät-Entafften.

Vor dreizehn Jahren sprach ich von der Zivilisierung der Menschennatur, — diese Standpunkte sind in ihrer Giltigkeit nun verstärkt für dreizehn mal dreizehn Jahre.

XX

— —

Mein eignes Leben ist indes vorwärts gegangen. Solches heißt hienieden: abwärts. Es war ein Aufwärts. —

Zwischen dem ersten Band und den folgenden liegt Eingreifendes für mich. Der Tod einer Mutter. Ihr Name sei genannt: Helene, geb. Calé.

Dazwischen starrt ein Dasein an Wundern schwer, nicht immer in Deutschland verbracht; mit Ab und Auf; mit Stauungen und Glück; mit Suchen und Finden; mit Gefundenhaben und Weiterziehn.

Nie mit Enttäuschungen, immer mit Bestätigungen. (Was der Ärmste haben kann.)

Mit menschlich tausendfacher Magie. Mit Krach in Wintern, Lust in Sommern. Mit einigem Haarausfall. Mit allertiefstem Bejahen; und leiblicher (nicht zu großer) Neugier auf das böse Ende. Mit sinnendem Flug zwischen arabischen Küsten, Drontheim, Niagara, Jerusalem, kanarischer Brandung, Schleswig-Holstein, Bayern und Schlesien.

Mit oft unwahrscheinlichem Glück.

Mit dem unwahrscheinlichsten in diesem Jahr; in diesem Sommer; da dieses Vorwort hingesetzt wird. Und wenn der Gipfel des letzten Glücks nicht in Ewigkeiten ragt, sondern Staub werden muß: so sollst Du doch, die es mir geschenkt hat, gegrüßt sein hier und bei meinem letzten Atemzug.

Nimm einen Dank für Das, was du gabst; gib ein Verzeihen für Das, was ich nahm. Am Sirius treffen wir uns.

... Ich schaue zurück auf mein Leben. Das Ganze hat man, wie jede Einzelheit, sprechend oder stumm verbucht; hergebeugt oder weggeboxt; geküßt oder bespuckt — aber meistens geküßt.

Ja, wenn man in möglichster Wachheit und wahnlos, richtend-sichtenden Mutes, zwar das Unzureichende stärker fühlt als andre Menschen: so fühlt man doch die Schönheit gleichfalls stärker; und vermag sie besser

zu sagen; leidenschaftlicher und gestufter und inniger und erkenntlicher — wenn man ein Kritiker ist.

XXI

Ich sehe zurück. Ich war ein Kritiker.

An der Nordsee,
Sommer 1917

Alfred Kerr

Degas

von Julius Elias

Jetzt hat den dreiundachtzigjährigen Edgar Degas der Tod geholt. War es aber der Teufel, der ihn holte, so ist es gewiß jener dämonische Alte gewesen, der, verwittert, im Fuchshut der wilden Jagd voranreitet, einst der höchste Herr des Himmels war und Wotan hieß. Der germanische Satan holte den schlimmsten Deutschenhasser, der sich, ein intimer Freund des Generals Mercier, in der Zeit der „Affäre" nebenbei zum erbitterten Antidreyfusard und Antisemiten hinaufgeärgert hatte. Es war ein nationalistisch wild empörter Greis, ein galliger Sonderling, der da starb. In den letzten Jahrzehnten schloß er sich in sein Atelier wie in eine feste Burg ein und ließ kaum jemand zu sich. Weil er sein Gift allein verspritzen wollte, sagten die einen; weil er einsam mit seiner Kunst und seinen Sammlungen sein wollte, diagnostizierten die anderen. Und diese anderen waren wohl die besseren Degaskenner.

Mögen die grilligen Ausflüsse seines politischen Temperamentes auch zur Beurteilung des Menschen Degas mitgehören (sie beleuchten übrigens weniger seine Menschlichkeit, als seine Bürgerlichkeit), — hier gehen sie uns doch wenig an. Seine ausschweifende Germanophobie kann unsere aufrichtige Überzeugung nicht schwächen: daß dieser Edgar Degas das größte und vollendetste Malergenie der Zeit gewesen ist.

Und es gibt in der Geschichte nicht viel Künstler, die die Kunst mit reineren Händen angefaßt haben als er. Mindestens ebenso tief wie in politischen Sachen, von denen er ja doch im Grunde nichts verstand, konnte die Kraft seines Hasses in künstlerischen Dingen sitzen, von denen er sehr viel verstand. Der Haß auf die thronende Unkunst, auf Kompromisse, Übertünchungen und Surrogate, auf den akademischen Zopf, auf die gespreizte Mittelmäßigkeit, auf die Medaillen- und Ordensjäger, auf die Macher und Handwerker, auf jenes Ausstellungswesen, das abstempelt und einen Rang verleiht, auf die Abbildungsseuche und ihre

ruhmsüchtige Publizität, auf die Publikumsanbetung, — auf diese ganze triviale „cuisine bourgeoise“ der Kunst. Es gingen nicht nur die kaltblütigsten Bosheiten und Sarkasmen von ihm um; er gab auch selber ein Beispiel. Bei seinen Lebzeiten war es nicht möglich, eine Gesamtschau seines Werkes fertig zu bringen; er hatte seit 1886 nicht mehr ausgestellt. Ausstellungen nannte er „Verbrechen“, und er verbannte sogar die Kunsthändler von seinem Angesicht, die seine Bilder in ihren Schaufenstern zu zeigen wagten. Faksimiles seiner Arbeiten waren ihm ein Greuel: selbst Meister der Reproduktion wie Clot und André Marty mußten zu den feinsten Kriegslisten greifen. Mit schwerer Mühe rang ihm Goupil das Werk der „Vingt dessins“ ab, eines der stärksten Dokumente moderner Zeichenkunst. Den Museen, der Rückständigkeit beamteter Kunsthistoriker in neuerer Malerei galt sein besonderer Zorn; als man ein Bild von ihm für den Luxembourg begehrte, höhnte Degas: „Ich danke schön, — ich will nicht auf die Wache geschleppt werden von diesen Schutzmännern der Kunst.“ Vor der nachträglichen Bewertung der Künstler durch die großen Auktionen hatte er nicht den geringsten Respekt. Auf der berühmten Versteigerung Rouart wurde eins seiner Pastelle dem amerikanischen Fräulein Havemeyer für 435000 Franken zugeschlagen. Irgendein Herr gratuliert ihm: der Meister müsse sich über den Riesenerfolg doch sehr freuen. Später sagte Degas: „Was denkt sich der Kerl eigentlich? Ich mich freuen? Mir ist nicht anders zumute als einem Renngaul, der dem Besitzer seines Stalles 435000 Franken eingetragen hat.“

Selbst Antonin Proust konnte Degas 1889 nicht bewegen, an der „Retrospektive“ der Weltausstellung teilzunehmen. Mit 1870 schlossen seine „Salons“; er verachtete fortan grimmig den „Salon“, und der Salon auch ihn, der keine Konzessionen machte. Denn Degas war so lange ein geschätzter und von den Ausstellungsjuroren unbehelligter Maler, als er, sozusagen der Akademie zugestaltet, seine sehr deutlichen, zeichnerisch sichtbar gegründeten, von altmeisterlichem Geist erfüllten Figuren, Bildnisse und Szenen des zwar gegenwärtigen, doch sehr distanzierten Lebens malte. Als er sich aber selbst gefunden hatte, als er dem à-peu-près, dem frei Studienhaften, huldigte, das heißt als er seine breiten, weichen, flüssigen, handwerklich kaum analysierbaren, mit der Magie der Edelsteine wetteifernden Wunder schuf, in denen die Zeichnung dem inneren Gesetz der Farbe dient, da traf auch ihn der Bann des Künstler- und Kunstpöbels, der jene ersten Impressionisten zu Paaren trieb. „Quand même,“ sagte Degas und schlug sich zur Sippe der Verfemten, mehr aus Trotz und Eigensinn, als weil er sich innerlich mit ihnen verbunden fühlte, während Manet den Kampf um den „Salon“ niemals aufgegeben hat, wie er ja auch über das rote Bändchen glücklich war, das Degas lächelnd

zurückgewiesen hatte. Manet hat niemals bei den „Impressionisten" ausgestellt, indessen Degas unter den acht Ausstellungen an sieben teilnahm, um, nach dem Abschluß der Epoche, den Namen „Impressionist" entschieden abzulehnen. Zur „Weltanschauung" des Impressionismus hätte er sich wohl bekannt; der Richtung aber widersetzte sich seine Eigenwilligkeit, die sich im linearen und farbigen Aufbau des Bildes ihre bestimmte Eigenart vorbehielt. Überdies hat er den Grundlehrsatz der Impressionisten, „en plein air" zu malen, niemals angenommen. Degas erzählte später, nicht ohne Rankune, dem rührenden Kunstmittler Jean Dolent, wie ihn Manet oft von den Impressionisten habe weglocken wollen: „Expose donc avec nous, tu auras une mention" .....

Auf die „ehrenvollen Erwähnungen" hat Degas gepfiffen. Er liebte sich weit mehr die offene Anfeindung; sah er doch mit höhnischer Wollust, daß sie durch geheime Nachahmungen ausgeglichen wurde. Er sagte: „On nous fusille, mais on fouille nos poches." Diese Verachtung der Anpassungsfähigkeiten führte ihn sogar soweit, seinem Freund Manet „Diebstahl" vorzuwerfen: bevor er seine (des Degas) Rennbilder gesehen, habe Manet niemals ein Pferd gemalt. Das ist natürlich Übertreibung. Seine andere Behauptung aber, Manet habe auch Claude Monet „bestohlen" (wie Degas einmal Max Liebermann versicherte), entbehrt weniger der Begründung, wenn man von der Degasprägung „bestohlen" absieht: die historische Feststellung, Manet habe das Pleinair entdeckt und die Lichtbotschaft gebracht, wird durch eine künftige Biographie Claude Monets als unhistorisch erschüttert werden. Ich habe über diese Frage vor Jahr und Tag in „Kunst und Künstler" persönliche und unschwer kontrollierbare Angaben Claude Monets mitteilen können. Der Feststellung, seine eigene Wendung zum traditionslosen Realismus, zur schönen Materie habe sich in Abhängigkeit von Manet vollzogen, setzte Degas immer eine Art Entrüstung entgegen: über ihnen beiden sei der Zeitgeist zugleich und gleich intensiv gewesen; als unmittelbare Quelle seiner neuen Erkenntnis bezeichnete er ein Buch: die Kunstbibel der Goncourts, den Roman „Manette Salomon" (1867). Und wird wohl recht gehabt haben.

Der ätzende und zersetzende Skeptizismus des Degas war nicht, wie man glauben machen will, eine überscharfe Ausscheidung seines Intellekts, vielmehr die Kehrseite eines Ideals, das in kalten Fiebern bei ihm nach innen glühte. Klassische Größe war in seiner Demut vor der Kunst. „Wäre ich ein reicher Mann," rief er in einem Anfall tiefer Selbstüberlegenheit, „so würde ich meine sämtlichen Bilder aufkaufen und dann alle mit dem Fuß durchstoßen." Er machte dabei die überzeugendste Bewegung mit dem Stiefelabsatz. Und fast immer hatten die Überschwenglichkeiten der Verneinung bei ihm positive Gegengewichte. Er war ein

Deutschenhasser und Judenfresser – gewiß. Aber die absonderliche Mentalität machte vor künstlerischen Wertungen Halt. Ich hatte zwei Begegnungen mit Degas: eigentlich ganz flüchtige, nichtssagende. Aber die Erinnerung hat dennoch Anlaß, bei ihnen zu verweilen. Einmal traf ich ihn bei meinem alten Freunde Portier, im Bilderstübchen der Rue Lepic. Degas war schon zum Aufbruch bereit; kurze Vorstellung, gleichgültige Begrüßungsformeln. Doch da erhaschte ich das Wort: „Also Dienstag, lieber Portier, bei unserem Mozart.“ Ich erfuhr später, daß Degas mit drei Freunden einen privatesten Kammermusikabend eingerichtet hatte, an dem zumeist deutsche Musik gemacht wurde. Und dann: an einem jener vielen schönen Spätnachmittage intimen Kunstgenusses, die ich in der Rue Laffitte verbringen durfte, rief mich Vater Durand-Ruel in sein kleines Privatbüro. Dort fand ich Degas. Die feine schmächtige Gestalt hing lässig im Stuhl, auf dem Kopf einen etwas stilisierten Chapeau melon, einen weißen Faulard um den Hals geschlungen, den Stock zwischen den Beinen. Nach kurzer Erklärung, daß er es damals bei Portier eilig gehabt habe, glitt Degas elegant zur deutschen Kunst über. Er gehöre insofern zu den altfränkischen Pariser Künstlern, als er sich mit deutscher Malerei einigermaßen beschäftigt habe. Er habe, wie ich wohl wisse, Holbeins „Anna von Cleve“ kopiert; er stelle Cornelius sehr hoch (was für den Ingresfanatiker sehr begreiflich war, – aber dennoch zuckte ich unwillkürlich die Achseln). „Nun ja,“ sagte Degas, „die Mystik, die Archäologie usw., aber der Mann gehörte doch zu den allergrößten Zeichnern.“ Er habe ferner die Menzelausstellung (1885) im Tuileriengarten genau studiert: ein wirklicher Realist, très-complexe, und nicht bloß, wie die französische Kritik orakelte, ein „Vignettist“. (Es wäre lustig zu untersuchen, ob und wie weit Menzel feine Lebensspuren im Werk des Degas hinterlassen hat). An Leibl schätze er die ungewöhnliche Zeichnung; Kühl sei geistreich; als Maler aber stelle er Liebermann am höchsten; er habe alles gesehen, was in Paris von ihm aufgetaucht sei (Liebermann selbst gegenüber hat Degas die „badenden Jungen“ mit Wohlgefallen analysiert). Der Alte hatte offenbar eine sanfte Stunde. Es fehlten alle Degassarkasmen, auf die ich mich gefreut hatte. Wars ein kleines gütiges Komplott zwischen Degas und meinem Durand-Ruel? . . .

Dieser Meister hat einen langen Weg gehabt, bis sein Genie jenes unerhört Zwingende und Persönliche, jeder geschichtlichen Einordnung Spottende empfing. Auf dem langen Wege durchs Handwerk hat sich sein Temperament einigermaßen abgekühlt und zu einem fast brutalen Unabhängigkeitssinn verdichtet. Der Weg war nicht vergeblich; denn dieses Metier ist auch später die eiserne Grundlage seines Künstlergewissens und jener immer neuen Schönheitswirkungen gewesen, die von seiner

Malerei ausgehen. Er ist der unbarmherzigste Seher unter den modernen Malern geworden. Die Welt, die sein Auge umspannte, hat er sich von Anbeginn nicht weit gezogen. Sein unvergleichlich entwickelter Verstand gebot ihm, „im kleinsten Punkte die größte Kraft zu sammeln." Der Rennplatz, der Zirkus, das Café-Konzert, das Theater und der intime Toilettenraum der Pariserin umspannten, man möchte fast sagen: umschnürten fest und weich sein Bild, das man zunächst bei seinem Auftreten „Sittenbild" nannte, nach Art der Guys, Gavarni, Daumier, um später vor der Unerbittlichkeit seiner Gesinnung sowohl wie vor der absoluten Herrschaft der malerischen Konzeption, vor dieser erstaunlichen Tendenzlosigkeit und Sensationslosigkeit das abgegriffene Wort wieder fallen zu lassen. Alle diese Vorgänger waren als Sittenschilderer mehr oder weniger erregte Feuilletonisten; sie hatten einen Fonds von Mitleid, hatten im Auge das ὑγρόν, jene vom Lächeln verklärte Feuchte, und sie hatten die hastige, vom Augenblick befeuerte Schrift. Dieser „amoureux de la foule et de l'incognito" aber isolierte sich sofort von seinem Gegenstand; er legte eine kühle und abkühlende Schicht zwischen sich und ihn, um ganz nur Maler sein zu können. Denn es kam ihm gar nicht darauf an, irgendwie beleuchtete Dokumente des Lebens zu geben, die sozusagen einen doppelten Boden haben – oben die sehr gute Zeichnung oder Malerei, und klappt man auf, eine Weltanschauung, ethisch oder sozial oder menschlich gerichtet –, er wollte einfach Bilder machen, schlichte, unerschrockene Abbilder der Wirklichkeit, die vorn so schön und hinten so häßlich ist. Er brauchte keine Fassaden abzureißen, um das Gehäuse zu sehen. Seine Malerei war ein Schlag gegen alle Literatur. Sein Herz war gepanzert, sein Auge von falkenheller Eisigkeit. Er genoß, wandelnd durch eine engvertraute Welt, seine künstlerischen Freuden kalt, leidenschaftslos, fast phlegmatisch, – aber in seinen Fingerspitzen war eine Seele: hier konzentrierte sich die Glut der malerischen Zeugung, die ganze Kraft der sinnlichen Erfahrung. Der Pastellstift – das wesentliche Ausdrucksmittel seiner Vollendung – gewinnt das intensivste, suggestivste Leben; die Steigerungen der Farbe sind nahezu architektonisch angelegt; auf dem Gipfelpunkt der obersten Schicht empfängt sie einen fast überirdischen Glanz und Schimmer, ob nun künstliche Belichtung regiert, wie in den Theaterszenen, ob die Tageshelle oder das Clair-obscur der Innenräume. Diese Beschäftigung unserer Phantasie durch den sinnlichsten Geschmack der Farbe, durch die Vibration der zwischen graziös und grotesk, zwischen schön und abstoßend, zwischen ausgeglichen und roh unendlich differenzierten, zufälligen menschlichen Bewegung ist die Poesie des Degas. Diese Poesie wurde sehr spät erkannt. Als er, um den Philistern eins zu versetzen, 1886 bei den „Indépendants" neben fünf Bildern auch eine „Pastellfolge" ausstellte: „Zehn Akte von

Frauen, die sich baden, sich waschen, sich abtrocknen, sich frottieren, ihr Haar kämmen oder sich frisieren lassen," da gab es ein Wutgeheul. Seht, das ist euer Ideal der Frau, wollte Degas sagen, so sieht die klassische Körperlichkeit des Weibes in Wirklichkeit aus; gedunsen, verrenkt, die Linie unrhythmisch aufgelöst, greulich entfesselt hinter der unwahren Maske des Tages — ein entschminktes Theater. Diese Grausamkeit ist nichts anderes als die Gerechtigkeit seiner Poesie. Und das Theater selbst? Hinter der Scheinwelt der Bühne, deren romantische Magie er mit dem blühendsten Charme schildert, steckt die Grimasse, das Elend, — ein Betrieb, dessen tägliche Übung den Menschen in der äußersten Entwürdigung zeigt. War in Degas etwas von einem Philosophen, so war es die Philosophie des Baudelaire und seiner „Fleurs du mal", die still in ihm wirkte.

Ob Degas an der entsetzlichen Wahrheit, die er aus dem Zwang seines Genies geben mußte, schwer getragen hat? In jener höchsten Schönheit, womit er sie gab, lag eine Art Selbstberuhigung. Aber von diesem rauhen, dunklen Mann, den man noch in seiner Grabesruh stören würde, wollte man seinem sorgsam verborgenen Leben nachgehen, wird ein sehr merkwürdiges Wort überliefert. In seiner Gegenwart wurde einmal von Eugène Carrière gesprochen, dessen Schaffen, von Melancholie überwältigt, sich im Halbdunkel vollzogen und auf den Reiz der Farben verzichtet habe; und doch habe er selbst gewiß die Natur und das Sonnenlicht und das Grün der Wiesen und die rosige Frische der Menschenantlitze innig geliebt. Da meinte Degas: „Toutes les belles choses ne sont-elles pas faites de renoncement?"

Das wird es gewesen sein. Was den vielen anderen als Herzenskälte, als Zynismus erschien, das war die Entsagung und die Fähigkeit, zu entsagen.

Gedanken Machiavellis*

Ausgewählt und übersetzt von Emil Schaeffer

Vom Staatswesen

Die meisten Menschen stimmen einem Gesetz, das auf eine Neuordnung der Dinge abzielt, niemals bei, wenn dessen Notwendigkeit nicht offenbar ist; und da diese Notwendigkeit sich nur in Zeiten der

* Die hier unter sachlichen Gesichtspunkten vereinigten Gedanken sind durchweg Machiavellis „Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio" entnommen. Eine Auslese, die sich auf das Gesamtwerk des Florentiner Kanzlers erstreckt, soll einer selbständigen Publikation vorbehalten bleiben.

Gefahr einstellt, so geht ein Staat leicht zugrunde, bevor er seine Vollkommenheit erreicht hat. (1, Kapitel 2.)

Die Herrschaft eines Fürsten wird leicht eine Tyrannis, jene einer Optimatenpartei leicht zur Oligarchie, aus der Demokratie entwickelt sich unschwer die Zügellosigkeit ... Deshalb hüteten, solche Mängel ahnend, die klugen Gesetzgeber sich vor jeder dieser drei Regierungsformen im Einzelnen und wählten eine aus allen dreien zusammengesetzte. Diese erachteten sie für die festeste und dauerhafteste, da Fürstentum, Optimaten und Volksherrschaft, im selben Staate vereinigt, einander gegenseitig kontrollieren. (1, Kapitel 2.)

Nur unter dem Zwange der Notwendigkeit tun Menschen etwas Gutes; haben sie freie Wahl und können handeln, wie es ihnen beliebt, so herrscht augenblicks Verwirrung und Unordnung. Darum sagt man, Hunger und Armut machen die Menschen betriebsam, Gesetze machen sie gut. (1, Kapitel 3.)

Verurteilt man die Kämpfe zwischen den Aristokraten und dem Volke, so beachtet man ... das Schreien und Toben bei diesen Kämpfen mehr als die guten Wirkungen, die sie zur Folge haben, und erwägt nicht, daß in jedem Staatswesen zwei verschiedene Tendenzen existieren, eine aristokratische und eine volkstümliche, und daß aus der Zwietracht dieser beiden alle Gesetze zugunsten der Freiheit entstehen. (1, Kapitel 4.)

Man weiß nicht, welche Menschenklasse dem Staate mehr Schaden bringt, ob diejenigen, die erwerben möchten, was sie nicht haben, oder jene anderen, die längst erworbene Vorrechte festhalten wollen. (1, Kapitel 5.)

.... Verleumdungen (der Regierenden) .... sind in jedem Staatswesen verabscheuungswürdig und man darf, sie zu unterdrücken, vor keinem Mittel zurückschrecken. Man wird ihnen nicht wirksamer entgegentreten als wenn man Anklagen im weitesten Umfange gestattet; denn diese nützen dem Staate im selben Maße wie Verleumdungen ihm schaden und zwischen beiden ist folgender Unterschied: Verleumdungen bedürfen keiner Zeugenaussagen noch irgendeines besonderen Wahrheitsbeweises, so daß jeder jeden verleumden kann. Mit den Anklagen verhält es sich anders. Hier müssen vollgültige Zeugen und Tatsachen die Richtigkeit der Klage beweisen. Man klagt vor Behörden, vor dem Volke, vor einem Gerichtshof, man verleumdet auf Straßen und Plätzen. (Wörtlich per le piazze e per le logge.) (1, Kapitel 8.)

Niemals wird ein kluger Kopf an dem Außergewöhnlichen einer Tat Anstoß nehmen, durch die jemand ein Königreich gegründet oder eine

Republik geschaffen hat .... Denn Tadel verdient nur, wer gewalttätig ist im Zerstören, nicht aber, wer es beim Aufbauen ist. (1, Kapitel 9.)

Reiche, die auf der Tüchtigkeit eines einzigen Mannes beruhen, haben kurze Dauer; denn mit dem Manne sterben seine Fähigkeiten ..... Darum hängt das Heil der Republiken oder Monarchien nicht von einem Herrn ab, der sie bei Lebzeiten weise lenkt, sondern von einem solchen, dessen Institutionen ihnen auch nach seinem Tode die Existenz erhalten. (1, Kapitel 11.)

Niemals ist es klug, Verträge zu schließen, deren Bruch man fürchten kann oder muß. (1, Kapitel 22.)

Niemand – (das heißt kein Herrscher) – verschiebe auf die Stunde der Gefahr, sich das Volk zu gewinnen .....; denn die Allgemeinheit wird glauben, das Gute nicht von dir, sondern von deinen Gegnern empfangen zu haben, und da sie fürchten muß, daß du, wenn die Not einmal vorbei, wieder nimmst, was du nur unter einem Zwange schenktest, so wird sie keinerlei Verpflichtung dir gegenüber empfinden. (1, Kapitel 31.)

Wer Gegenwärtiges und Vergangenes überdenkt, gewahrt leicht, daß die Wünsche und Neigungen aller Staaten und aller Völker die gleichen sind und daß dies immer so war. Wer darum die Geschehnisse der Vergangenheit mit sorgsamem Fleiße untersucht, wird in jedem Staate die Zukunft voraussehen können und von den Alten bereits angewendete Schutzmaßregeln treffen oder, sollte er keine finden, gemäß der Ähnlichkeit des Falles, auf neue sinnen. Aber solche Betrachtungen werden entweder vernachlässigt oder drängen sich denen, die lesen, nicht auf oder, wäre dies auch der Fall, so gelangen sie nicht zur Kenntnis der Regierenden, woraus dann folgt, daß zu allen Zeiten der nämliche Jammer (scandoli) herrscht. (1, Kapitel 39.)

Republiken und Herrscher müssen sich den Anschein geben, als täten sie aus Großmut, wozu die Not sie zwingt. (1, Kapitel 50, Überschrift.)

Zu Entschlüssen, die scheinbar eine Feigheit oder einen Verlust bedeuten, wird man ein Volk nur schwer bereden, selbst wenn sie Rettung und Gewinn bergen. (1, Kapitel 53.)

Oftmals ist die Menge kühn im Reden gegen die Beschlüsse ihres Fürsten. Wenn sie aber die Strafe vor Augen sehen, traut einer dem andern nicht und sie beeilen sich mit dem Gehorchen. Woraus erhellt, daß nicht viel darauf zu geben ist, was ein Volk von seiner guten oder schlechten Stimmung sagt .... (1, Kapitel 57.)

Verträge bricht man um des Nutzens willen. (1, Kapitel 59.)

Die Welt ist stets dieselbe geblieben und immer gab es so viel Gutes wie Böses. Aber dieses Böse und dieses Gute wechselte von Land zu Land. (2, Einleitung.)

Nicht das Wohl des Einzelnen, sondern das Wohl der Gesamtheit macht die Staaten groß. (2, Kapitel 2.)

In einer Zweifelslage, wo der Entschluß Mut erfordert, wird stets Zweideutigkeit obwalten, wenn schwache Männer beraten und beschließen sollen. (2, Kapitel 15.)

Die Ursachen der Zwietracht in einem Staate sind meistens Frieden und müßige Ruhe; Furcht und Krieg schaffen Einigkeit. (2, Kapitel 26.)

Wer die Alleinherrschaft an sich reißt und den Brutus nicht tötet, oder wer eine Republik gründet und die Söhne des Brutus nicht tötet, wird sich nur eine kurze Frist halten. (3, Kapitel 3.)

Wenn die Menschen gut regiert werden, suchen und erstreben sie keine andere Freiheit. (3, Kapitel 5.)

Nur in gefährlichen Zeiten geht man aus, wirkliche Tüchtigkeit zu suchen. In gewöhnlichen Zeitläuften stehen nicht die Tüchtigen, sondern jene anderen mehr in Gunst, die sich auf Reichtümer oder Familienverbindungen stützen. (3, Kapitel 16, Überschrift.)

Kein Fürst beklage sich über Verfehlungen seiner Untertanen. Denn entweder verursacht seine Nachlässigkeit diese Verfehlungen oder er ist selbst von ähnlichen Untugenden befleckt. (3, Kapitel 29.)

Ich halte keinen Betrug für ehrenvoll, der dich ein gegebenes Wort und einen beschworenen Vertrag brechen heißt. Magst du auf diese Weise bisweilen ein Reich und die Herrschaft erringen... Ruhm wirst du niemals dadurch erlangen. (3, Kapitel 40.)

Es war in Staatsdingen allzeit verderblich, einen Mittelweg einzuschlagen, wodurch man weder Freunde erwirbt noch Feinde beseitigt. (3, Kapitel 40.)

Weil alles, was auf der Welt geschieht, durch Menschen vollbracht wird, die stets dieselben Leidenschaften haben und hatten, so führt alles mit Notwendigkeit zum gleichen Ziel. (3, Kapitel 43.)

Vom Kriege

Nicht allein in Lacedämon kommen Krieger zur Welt, sondern überall wo Menschen geboren werden. Nur muß sich einer finden, der sie kriegstüchtig zu machen versteht. (1, Kapitel 21.)

Um nicht mißtrauisch oder undankbar werden zu müssen, soll ein Herrscher in eigener Person seine Feldzüge leiten .... Siegt er, so fallen Ruhm und Eroberungen ihm allein zu. Ist er jedoch nicht dabei und gebührt der Glorienschein einem anderen, so wird er, seiner Meinung nach, der Eroberung nicht froh werden können, bis er nicht jenen Ruhm des andern, den er selbst nicht zu gewinnen wußte, verdunkelt hat, und wird undankbar und ungerecht sein. (1, Kapitel 30.)

Wenn ich einen Fürsten bekriegen will und zwischen uns bestehen seit langem bindende Abmachungen, so werde ich mich anders rechtfertigen und meinem Tun einen besseren Anstrich geben, wenn ich nicht ihn selber, sondern einen seiner Freunde angreife. Denn ich weiß sehr wohl: Falle ich über seinen Freund her, so gerät er in Harnisch und mein Ziel, der Kampf mit ihm selber, ist erreicht. Nimmt er es aber gelassen hin, so offenbart er sich als schwach oder treulos, indem er einen seiner Schutzbefohlenen nicht verteidigt. (2, Kapitel 9.)

Da jeder einen Krieg, wann es ihm gut dünkt, beginnen, aber nicht ebenso beendigen kann, muß ein Fürst vorher seine Kräfte berechnen und danach sein Handeln einrichten. (2, Kapitel 10.)

Wenn die Länder eines Fürsten weitab liegen oder seine Heere infolge des Mangels an Ordnung oder aus irgendeinem anderen Grunde dir nicht helfen können, so bringen solche Bündnisse dem Staate, der sich darauf verläßt, mehr Ansehen als wirklichen Nutzen. (2, Kapitel 10.)

Hast du mehrere Feinde, so wird es immer klug gehandelt sein, einem von diesen, wenn auch der Krieg schon begonnen hat, etwas von deinem Besitz abzutreten, um ihn dir wieder zu gewinnen oder ihn von den anderen gegen dich verbündeten Mächten loszulösen. (2, Kapitel 10.)

Von allen unglücklichen Staaten ist jener am unglücklichsten ... der es dahin gebracht hat, weder Frieden machen, noch den Krieg fortführen zu können. Dahin gelangt ein Staat, wenn ihn die Friedensbedingungen allzu sehr schädigen oder wenn er den Kampf weiter führen will und notwendig entweder die Beute eines Verbündeten oder seines Gegners werden muß. In solche Lage bringen ihn schlechte Politik, schlechte Verträge und die falsche Einschätzung seiner Kräfte. (2, Kapitel 23.)

Verächtliche Worte gegen den Feind erzeugt zumeist der Übermut des Sieges oder die trügerische Hoffnung auf einen solchen. (2, Kapitel 27.)

Als nach dem Siege bei Cannae Hannibals Gesandte (vor dem Rate der Alten in Karthago) seine Taten priesen, fragte Hanno: „Ist ein Römer gekommen, um Frieden zu bitten, oder hat sich ein Distrikt Latiums oder

der Kolonien gegen die Römer erhoben?" Und als die Gesandten das eine wie das andere verneinten, antwortete Hanno: „Dieser Krieg ist noch genau der nämliche, der er war." (2, Kapitel 30.)

Besser ist es, ein Unternehmen nur einem Manne von normaler Klugheit anzuvertrauen als zweien, die beide sehr hervorragend und beide mit der gleichen Befehlsgewalt ausgestattet sind. (3, Kapitel 15.)

Häufig umnebelt das Verlangen zu siegen die Menschen in solchem Maße, daß ihre Augen nur sehen, was günstig für sie scheint. (3, Kapitel 48.)

Von den Menschen

Alle Angelegenheiten der Menschen sind in Bewegung und können nicht im Zustande der Ruhe verharren; sie müssen steigen oder fallen und zu vielen Dingen, zu denen keine vernünftige Ursache dich treibt, zwingt Notwendigkeit. (1, Kapitel 6.)

Die Gesamtheit der Menschen läßt sich ebenso sehr mit dem Scheine der Dinge abspeisen wie mit dem, was ist; ja, häufig gerät sie durch den Schein in stärkere Bewegung als durch das Wesen. (1, Kapitel 24.)

Die Menschen handeln oft ... wie manche kleinere Raubvögel, die so sehr vom Triebe nach einer Beute beherrscht werden, die zu erlangen ihre Natur sie treibt, daß sie den größeren Raubvogel nicht gewahren, der über ihnen schwebt, um sie zu morden. (1, Kapitel 40.)

Ich habe oftmals nachgedacht über die Ursache des Mißgeschickes und des Glücks der Menschen und wie beides bedingt ist durch die Art ihres Sich-Hereinfindens in die Zeitverhältnisse .... Denn ein Mann, der an eine bestimmte Art des Handelns gewöhnt, sich niemals ändert, muß notwendig untergehen, wenn die veränderten Zeitläufte mit seiner Art nicht mehr im Einklang sind. (3, Kapitel 9.)

Große Menschen bleiben in jeder Lebenslage sich selber gleich. Mag das Glück sie erheben oder niederwerfen, sie ändern sich nicht, sondern behalten ihren festen Sinn, der so eng verbunden ist mit ihrer Art zu leben, daß jedermann leicht erkennt, das Schicksal habe keine Macht über sie. Anders betragen sich schwache Menschen, die, aufgebläht und berauscht vom Glück, alles Gute, dessen sie sich erfreuen dürfen, Fähigkeiten zuschreiben, die sie niemals kannten. So werden sie ihrer ganzen Umgebung unerträglich und verhaßt, was wiederum eine plötzliche Änderung ihres Loses bewirkt. Sobald sie aber dieser ins Antlitz schauen, fallen sie augenblicks in den anderen Fehler und werden feige und erbärmlich. (3, Kap. 31.)

Titel geben den Menschen keinen Glanz, sondern die Menschen dem Titel. (3, Kapitel 38.)

Von Religion und Vaterland

Unsere Religion hat mehr die demütigen und beschaulichen Männer verherrlicht als die tätigen. Sie hat als höchstes Gut frommen Sinn, Selbsterniedrigung und Verachten des Irdischen bezeichnet. Das Heidentum erblickte es in der Seelengröße, der rüstigen Kraft des Körpers und in allem, was die Menschen zu Helden macht. Und wenn unser Glaube dich tapfer heischt, fordert er die Fähigkeit des Leiden-Könnens eher von dir als eine kühne Tat. Diese Lebensauffassung hat scheinbar die Welt schwächlich gemacht und sie den Frevlern zur Beute gegeben, die nun in Sicherheit ihr Wesen treiben können, da sie ja sehen, wie die gesamte Menschheit, um ins Paradies einzugehen, mehr darauf bedacht ist, Schläge zu erdulden als zu rächen. Und wenn es den Anschein hat, als sei die Welt weibisch geworden und waffenlos die Gottheit, so rührt dies ohne Zweifel nur von der Feigheit der Menschen her, die unsere Religion nach ihrer Bequemlichkeit und nicht gemäß der Tüchtigkeit ausgelegt haben. Denn hätten sie in Betracht gezogen, daß der Glaube gestattet, das Vaterland zu erhöhen und zu verteidigen, so würden sie auch eingesehen haben, wie er verlangt, daß wir es lieben und ehren und daß wir zu Männern werden müssen, die fähig sind, es schirmen zu können. (2, Kapitel 2.)

Wo es um Sein oder Nichtsein der Heimat geht, darf nicht gefragt werden nach gerecht oder ungerecht, mitleidsvoll oder grausam, lobenswürdig oder schmachbedeckt, sondern alle Rücksichten müssen samt und sonders zurücktreten vor dem Entschluß, dem Vaterlande das Leben zu retten und die Freiheit zu erhalten. (3, Kapitel 41.)

Über Literatur

von Johannes V. Jensen

Warum schreibt man eigentlich? Was will man mit seiner jahrein jahraus galoppierenden Feder? Es gibt einbringendere Berufe als Bücher schreiben — und dennoch, rein als Broterwerb betrachtet, gehört die Schriftstellerei keineswegs zu den schlechtesten Lebenswegen, erstklassige Dichter haben Vermögen verdient, sogar zu ihren Lebzeiten — denn das mit

dem Genie, das sein Leben verkannt in der Kneipe verbringt, gehört der Vergangenheit und den Kneipen an — sogar in kleinen Ländern; in großen Ländern und mit einer Sprache, die viele lesen, verdient ein Durchschnittsschriftsteller ebenso viel wie ein guter Kaufmann. Daß man sich einem Beruf opfert und darum ökonomische Entbehrungen ertragen muß, ist nichts als ein sentimentaler Aufputz von weniger erfolgreichen Professionsmitgliedern. Selbst Stümper, die sich darauf verstehen, alte beliebte Themen zu variieren, mag der Humbug auch noch so grob in die Augen springen, verdienen ein ganz hübsches Geld. Die Spekulation in brennenden aktuellen Fragen, zum Beispiel Nationalismus, ist eine recht nette Einnahmequelle. Natürlich alles in bescheidenen Grenzen; wenige Dichter fahren mit eigenem Automobil. Wenn man sehr reich werden will und im Handumdrehen, muß man sogar noch in anderem als Nationalismus spekulieren.

Ursprünglich fühlte ich mich zu verschiedenen Berufen hingezogen, studierte Medizin, aber hätte wohl eigentlich Forschungsreisender werden müssen: ich blieb bei der Schriftstellerei als der unabhängigsten aller Tätigkeiten — wohlgemerkt, wenn man sich nicht aus eigenem Willen zum Sprachrohr irgendeines Programms macht. Ich habe als Schriftsteller einen hohen Grad von Unabhängigkeit genossen, bin ein freier Mann ohne Vorgesetzte gewesen, ohne feste Arbeitszeit, habe reisen können, wann ich wollte, meine zwanzigjährige Schriftstellertätigkeit war eigentlich eine Ferienzeit. Vielleicht hat man mich sogar zu zuviel Selbstbehauptung getrieben, in diesem Lande, wo man Selbständigkeit haßt, ich isolierte mich nicht aus eigenem Drang, sondern hätte mich gern einer Arbeit angeschlossen, bei der wir viele gewesen wären. Bürgerliche Arbeit, Taten, haben mir gefehlt, es wäre mir lieber gewesen, im, anstatt außerhalb des Niveaus zu stehen. Ich habe immer eine unglückliche Liebe zur Presse gehabt und hätte gern eine Zeitung getrieben. Die Umstände haben mich davon ausgeschlossen. Ich halte Journalistik — füge aber hinzu, in einer Form wie man sie in Dänemark nicht kennt — für die höchste Art von Literatur. Bücher sind nur lange Artikel. Den Schwerpunkt des Daseins habe ich anderswo als im Ruhm gefunden.

Talent — alle haben Talent. Der innere Beweggrund, weshalb man schreibt, ist ein Trieb, der durch die ganze Natur geht, der Drang, sich zur Schau zu stellen, sich zu wenden und zu drehen und alle seine Federn zu zeigen. Jeder Mensch hat das Bedürfnis, sein Wesen herauszubringen und es durch andere zu verstehen; man wird mit gewissen Dimensionen und Verhältnissen in sich geboren und es befriedigt, wenn man Dinge außerhalb sich selbst damit prägen kann, durch Farbe und Form, oder reinen Geist, also beziehungsweise durch Kunst und Literatur.

Die sittliche Motivierung, weshalb man schreibt, kann von nah oder fern geholt werden. Einige schreiben für ihr Land, andere für die Welt, ein großer Teil glaubt, daß er in religiöser Hinsicht auf die Menschheit einwirken kann, andere wieder meinen, daß heidnische Propaganda die Welt besser macht. Die meisten haben wahrscheinlich die unmittelbare Überzeugung, daß, wenn sie nur schreiben und etwas gedruckt herausbringen, die Wirkung nicht ausbleiben kann –, aber gesetzt den Fall, daß ihr vernichtendes Buch gar nicht gelesen wird! Die Welt bleibt trotzdem bestehen. Die große Masse, die Million minus einen, liest überhaupt nicht. Literatur oder geistige Einwirkung erreicht die Menschheit erst aus zweiter oder dritter Hand, man hat Beispiele dafür, daß es Jahrhunderte dauert, bis der einfachste Gedanke in die Allgemeinheit eindringt, oder bis ein einmal vorhandener ausgerottet ist.

Nichtsdestoweniger ist es die Literatur, die das Weltbild gradweise verändert. Wenn man nicht den festen Glauben hätte, einst von seinem Gedanken wieder etwas zu hören, müßte man sich schämen, Bücher ins Blaue hinauszusenden; wie jener König im Morgenland schießt man einen Pfeil aus dem Fenster und hat damit getan, was man tun konnte; am selben Tage liegt, mit Gottes Hilfe, ein Heer geschlagen vor der Stadt. Ich meine, was einmal gesagt worden ist, hat etwas gewirkt, ebenso wie Licht in dem Bruchteil einer Sekunde auf der photographischen Platte wirkt, ob man sie hervorruft oder nicht.

Bereits vor zwanzig Jahren hatte ich eine Theorie, die es mir möglich machte, ohne Popularität, ohne Kameradschaft zu arbeiten, in der festen Überzeugung, daß etwas, in das man Energie hineinlegt, Spuren hinterlassen wird. Diese Theorie, auf die ich noch jetzt schwöre, geht darauf aus, daß, wenn man einmal in anderen eine Vorstellung zum Bewußtsein gebracht hat, mag sie auch noch so unklar sein und vergessen werden, so wird dieselbe Vorstellung, wenn sie wiederkehrt, eine Nuance anders verlaufen, ja, man wird bis zu einem gewissen Grade anders handeln, weil man das zweitemal denkt, oder mit Modifikation denkt. Wenn auf die eine oder andere Weise etwas mit den Zellen geschehen ist, mag es auch noch so unmerklich sein, dann ist der ganze Organismus verrückt, wie wenig es sich auch zeigt. Hierauf beruht alle Entwickelung, Hemmung sowohl wie Freimachung von gefesselten Fähigkeiten, aus diesem Grunde ist das menschliche Gehirn groß geworden. Und hier sucht die Literatur ihre Berechtigung. Sie kann auf geistigen, unergründlichen Wegen vorangehen und ihre Saat streuen, denn das, was die Ereignisse bestimmt, fängt im Kopf an. Darum ist es unwesentlich, ob man die Literatur in verschiedene Richtungen, Realismus oder Romantik, einteilt; Menschen nur zu schildern wie sie sind, ist geisttötend, sie zu schildern

wie sie waren oder wie man sie sich wünscht, ein Zeitvertreib. Menschenschilderung ist gar nicht die vornehmste Aufgabe der Literatur, obgleich sie sich dessen bedienen kann, sie liegt in etwas viel Subtilerem und Kräftigerem, in einem Bild, das der Menschengeist aus sich herausstößt, und das so gut wie lebend ist. Seine Methode hier näher zu erklären, hieße aber die Illusion verfehlen, die man gerade anstrebt.

Daß eine „Ausgeburt der Phantasie" mehr als Wind, daß etwas, was der Seele zugeführt wird, sich durchsetzen und den Körper, den Gang des Lebens prägen kann, habe ich später bei anderen bekräftigt gefunden. Eine der neuesten biologischen Hypothesen, von Seinon, geht auf dasselbe hinaus, er führt jedes Wachstum auf ein Gedächtnis des Stoffes zurück. Das, wovon eine Zelle einmal geprägt ist, kann sie nicht wieder los werden, und wenn sie es los werden will, muß sie sich verändern.

Ich werde in meinem Leben noch allerhand zu schreiben haben und es ist auch fernerhin mein fester Glaube, daß man etwas ausrichten kann, wenn man seine Pfeile aus dem Fenster schießt.

Junius / Bismarcks Erbe in der Reichsverfassung

In einer Sitzung des Verfassungsausschusses des Reichstages, in der über die Aufhebung des § 9 der Reichsverfassung beraten wurde — Mitgliedschaft im Bundesrat ist mit einem Sitz im Parlament unverträglich —, hat sich der Vertreter der Regierung auf eine Schrift von Erich Kaufmann, ordentlichem Professor des Rechts an der Berliner Universität, berufen, um seine ablehnende Haltung gegen die Wünsche der Parlamentsmehrheit zu motivieren.

‚Bismarcks Erbe in der Reichsverfassung' nennt der Gelehrte seine Arbeit (bei Julius Springer, Berlin 1917). Sie ist einem besorgten Herzen und leidenschaftlichem patriotischen Eifer geboren, und sticht in Ton und Haltung von der billigen antidemokratischen Polemik sehr angenehm ab, obwohl sie ihrer Tendenz nach den Bismärckischen Bau der Bundesverfassung als Ewigkeitswerk hinstellt, die Bismärckische Trennung und Vereinigung der Gewalten in Kaiser (Reichskanzler), Bundesrat und Reichstag als die einzig mögliche Gestaltung des deutschen Einheitsstaates preist, und die Bismärckische Regelung der Beziehung zwischen Unitarismus und Föderalismus, mit allem Historischen, das ihr voraus-

ging und sie begleitete, als den Gipfel seiner Leistung, als den köstlichsten Kern seines Vermächtnisses zu erweisen sucht.

In der wertvollen Schrift steckt natürlich auch die Politik eines rückschauenden, an Geschichte und Jurisprudenz geschulten Menschen. Für Geschichte und formale Jurisprudenz ist aber eben keine Zeit. Es ist Wahnsinn, zu glauben, daß Krittelsucht, Hyperkritik, dogmatische Rechthaberei das Erbe Bismarcks leichtfertig verstreuen will; daß uns schwächende Suggestionen vom Auslande her eine demokratische Besessenheit bei uns entfacht hätten, die blindwütig deutsche Wälle niederreiße, daß der Drang, die Reichsverfassung dem Bedürfnis der Gegenwart, dem Bedürfnis eines sich endlos hinziehenden Daseinskampfes anzupassen, eben durch Parlamentarisierung der Regierung, oder durch andere Versuche, zwischen dieser und der Volksvertretung durch Blutmischung mehr Identität des Fühlens und Wollens herzustellen: daß dieser Drang das Reich unterminiere und seinen Verfall einleite. Professor Kaufmanns Ausgangspunkt ist darum grundfalsch, und er allein interessiert mich hier. Wenn kein Professor die Verfassungsideen von 1789 und 1914 als Objekte des Völkerringens bezeichnet hätte, wenn kein anglo-amerikanischer cant das Evangelium der demokratischen Freiheit nach westlichem Muster (sofern es ein einheitliches gibt) dem deutschen Volke zur ‚Rettung' angeboten hätte, wenn kein unreiner Versuch unternommen worden wäre, von außen her uns die Wege zum Heil zu zeigen, — die deutsche Verfassungsfrage hätte sich trotzdem in den Vordergrund des politischen Nachdenkens gedrängt, weil die Umstände, unter denen dieser ungeheuerliche Krieg ausbrach, von selbst und mit Macht zu einer Revision der Wertschätzung derer führen, denen nach der Kompetenzverteilung der Verfassung die alleinige Leitung der nationalen Geschicke zukommt, und die die Verantwortung für sie dem deutschen Volke gegenüber haben. Die Starrheit, Unmodernität und tief verstimmende Unelastizität der preußischen Verfassung, die nicht weiter bestehen durfte, wenn die Reichsverfassung elastisch und vertrauenswürdig bleiben wollte, sei in diesem Zusammenhange nur nebenbei erwähnt; auch sie war ein Strauchelstein in unserm politischen Leben, vom Auslande brauchten wir auf sie nicht aufmerksam gemacht zu werden. Woher dann also das gesteigerte Mißtrauen in diese reichsdeutsche Leitung vor Ausbruch des Krieges — ein zum Beispiel von den sogenannten Alldeutschen systematisch genährtes Mißtrauen —, wenn der ganze Staat im vollsten Sinne des Wortes seine Kraft und sein Daseinsrecht bewährt hatte (S. 4)? Herr Kaufmann sollte wissen, daß Wendungen dieser Art ein Spiel mit Worten sind, berechnet auf unpolitische und gegen das Wesen des politischen Lebens immun gemachte Personen und Kreise. Der Staat als solcher, der Staat in abstracto,

der Staat, wie er in einer überlieferten und von einem staatsmännischen Genius lebendig erhaltenen papiernen Urkunde besteht, hat sich nicht so ohne weiteres und ohne Abstriche bewährt; — er hat sich nirgends so ohne weiteres bewährt, weder in England, noch in Frankreich, noch in Italien, nicht einmal — in Rußland; überall steigt die Flut des Mißtrauens gegen die bisherige Kompetenzverteilung, gegen die bisherigen Träger der politischen Verantwortungen, gegen den Reifegrad und die Brauchbarkeit der bisherigen Obrigkeit; überall regt sich, mit währendem Morden und Streiten, die Kampfstimmung, überall bröckelt die Einheitsfront nach innen. Was sich bewährt hat, insbesondere bei uns Deutschen, ist, trotz des wachsenden Mißtrauens in die politische Weisheit der Reichsleitung, der unzerbrechliche, immer fester und stählerner werdende Wille zur Einheit, ist der deutsche Unitarismus nach außen; was sich bewährt hat, sind unsere genossenschaftlichen und gesellschaftlichen Organisationen, sind alle Einrichtungen, die der bauenden Initiative der einzelnen und ihrer Gruppen zu danken sind; was sich bewährt hat, ist die Bürokratie, soweit sie d i e n e n d ist, — wo sie im übergreifenden, auf das internationale Leben sich beziehenden Sinne tätig und leitend war, hat sie versagt. Und bewährt hat sich, vor allem, Heer und Flotte, die großen machtpolitischen Organisationen, in denen alle deutschen Spezialtugenden rege und lebendig waren und sind. Gerade weil dies so ist, haben sich Kritik und Selbstbesinnung und der vielleicht nicht ganz unbegreifliche Wille zum Selbstschutz den Einrichtungen zugewendet, die als Klammer aller staatlichen und gesellschaftlichen Teilorganisationen gedacht sind, und die man als Staat im engeren Sinne zu begreifen pflegt. Und da ist, ohne die Hilfe von internationalen Doktrinen und kosmopolitische Ideen — wann endlich werden sich konservative Denker so fader Schlagworte begeben —, ganz spontan der Gedanke aufgetaucht, es möchte Bismarcks Erbe in der Reichsverfassung, ohne die Garantie, daß ein bismärckischer Genius stets zur Hand sei, um sie zu handhaben, ein Erbe mit Stacheln sein, ein Erbe, für dessen Nutznießung neue, dem tragischen Zeitbedürfnis angepaßte Regeln aufgestellt werden müßten. Das Problem ist: daß der Bundesrat in seiner Allmacht und der Reichstag in seiner Ohnmacht nicht mehr länger nebeneinander existieren können. Mit kaufmännischen Beschwörungsformeln wird es nicht gelöst. So viel für heute.

Anmerkungen

Ein Buch über deutsche Malerei

So selten sind inmitten eines kaum überschaubaren Wustes von historischer Forschung und ästhetischer Ergründung die Bücher über bildende Kunst, die ihr in ausbreitender, veranschaulichender Darstellung dienen wollen, daß jedes gute Werk dieser Art allen, die im Reiche der Kunst wissenden Auges zu wandern streben, ein Fest bedeutet. Eine falsche Auffassung von Selbständigkeit mag die Hauptursache dieses Mißverhältnisses zwischen Häufung und Vertiefung, zwischen Forschung und Zusammenfassung bilden, das, eine allgemeine Erscheinung der Gegenwart, insbesondere in der Kunstliteratur Platz gegriffen hat. Jene wissenschaftliche Selbständigkeit, wie sie schon von den Dissertationen gefordert wird, hat mit schöpferischer Kraft gar nichts zu tun und ist zumeist nur eine fleißige, mehr oder weniger mechanische Anwendung ererbter Methode auf ein nicht selten lediglich wegen seiner geringen Bedeutung bisher unbearbeitet gebliebenes Thema. Die Anerkennung zünftiger Kreise vergißt gern über den Selbständigen die Schöpferischen, deren Aufgabe es nicht ist, glücklich noch einen Ziegelstein herbei zu schaffen, sondern aus den vielen vorhandenen den Bau zu versuchen.

In seinem Werk „Zwei Jahrhunderte deutscher Malerei" (Bruckmann, München 1916) spricht Curt Glaser gewiß nicht als ein bahnbrechender, tiefgründiger Geist zu uns, wohl aber als einer jener seltenen schöpferischen Gestalter des wissenschaftlichen Materials, deren zusammenfassende Kraft die Forschungen der Historiker und die Erkenntnisse der Formpsychologen unserer künstlerischen Einsicht erst fruchtbar zu machen vermag. Er löst die Aufgabe der Darstellung in einer nach allen Seiten zugleich so befriedigenden Weise, daß man sein schönes, vom Verleger in vorbildlicher Gediegenheit ausgestattetes Buch nur mit dem Gefühl herzlicher Dankbarkeit aus der Hand stellen kann. Neben den immerhin häufigeren monographischen Darstellungen von Rang ist die Zahl wertvoller Arbeiten über zeitlich oder lokal bestimmte Gebiete der bildenden Kunst allzu beschränkt, und wer sich einen synthetischen und differenzierenden Über- und Einblick in das bildnerische Schaffen einer Epoche oder Gemeinschaft erwerben will, sieht sich meist vergebens nach einem Lehrer und Leiter um. Nun, hier sei auf eines der belehrendsten und klärendsten Bücher der ganzen Art aufmerksam gemacht.

Von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts führt Glaser durch die deutsche Tafelmalerei, den einzelnen Künstler, die lokalen Schulen, die Stilphasen gleichermaßen prägnant kennzeichnend und bei deutlichster Sonderung auf die gemeinsame Wurzel zurückleitend. Den allgemeinen, sich jenseits individueller und völkischer Besonderheit vollziehenden Wandlungen der Bildform gilt das erste Interesse des Verfassers. Sein Weg führt ihn aber nicht wie etwa Heinrich Wölfflin auf eine Kunstgeschichte ohne Namen hin, sondern gerade in der glänzenden, knappen und durchaus künstlerisch schauenden Charakteristik und vergleichenden Aneinandergliederung der Persönlich-

keiten liegt der besondere Reiz und der größte Lehrwert der Darstellung. Daß es Glaser zugleich in bei aller Kürze nie nüchterner Weise gelingt, die wichtigsten Fragen der einschlägigen Urheberforschung zu streifen und unaufdringlich überall die nähere Literatur anzugeben, macht das Buch — so lesbar und aus einem Guß es ist — überdies zu einem vorzüglichen Nachschlagewerk, orientierend im einfachsten wie in höherem Sinne; von der Orientierung im höchsten, kunstphilosophischen Sinne hält es sich mit dem Takt des um seine Grenzen Wissenden zurück, der als die notwendige Ergänzung einer ökonomischen Universalität das Ganze bindet.

Dem einzelnen Künstler wird sein Platz im Rahmen des epochalen Stils angewiesen, seine Bedeutung für die örtliche Entwicklung, seine künstlerische Herkunft und Schulung, seine Auswirkung ermessen, seine spezifische Form gekennzeichnet. Alle Einzeldarstellung aber ist umschlossen von der Schilderung der allgemeinen Stilmetamorphose, deren innere Gesetzmäßigkeit unerörtert bleibt neben dem jeweiligen, in allen Zügen sorgfältig festgehaltenen Gesichtsausdruck der Jahrzehnte. Sie eint das Mosaik der Einzelheiten zu einem dichten Geflecht, das in seiner klaren, anschmiegsamen Verbundenheit und klassischruhigen Abgewogenheit der Darstellung den Verfasser als einen vom Geiste jenes Holbein Berührten erweist, in dessen fester und feinfühliger Nachzeichnung das schöne Werk abschließend gipfelt.

Willi Wolfradt

Krisis Europas

Völlig belanglos, wie der Augenblick entschieden wird. Nicht äußerer Landbesitz, Machtbesitz ist Letztes. Nur Inneres.

Jeder frage sich: Soll das Wohl von Gruppen Richtschnur bleiben, und alle aus Einzelnen, für Alle, geschaffnen Werte, heidnisch, christlich, völkisch, für immer nichts sein, als Anstrich von beliebigen Wünschbarkeiten der Wohlsüchtigen?

Oder kann wieder der Mensch die Mitte des Seins, der Erhalter des göttlichen Ringens werden?

Wagt man nicht mehr mit den Härten des äußeren Kosmos, mit den Tiefen der inneren Psyche reinste Abrechnung zu halten, die auch in jedem Augenblick des Geschehens stimmt: will man nicht mehr sich als den Ausdruck jedes innen errungenen Augenblickes in der Welt durchsetzen, dann exstirpiere man jene Welten der Ideale, dann verkrieche man sich im Wohl der Gesellung und wende skrupellos allen Trug, alle Falschheit an, sich selbst von jenem als höchst erkannten materiellen Gut immer noch ein Teilchen mehr zu ergattern, als die Andren, und genüge so der Forderung, die jeden Menschen zu einem Fürsten schaffen wollte. Mit dieser Gesellschaft suche man jedes Weh aus der Welt zu schaffen, bis auf jene kleinen Wiedervergeltungen, die man eigner Dummheit zuschreibt.

Bricht aber einmal gehäuft alles Weh als eigne Macht über dem Himmel aus, wie heute, dann vergehen wir ratlos mit trügerischem Fluch und Racheschwur. Also: Weder im Wohl der Gesellung noch im Wohl schrankenlosen Eigenweges ist Kultur zu erringen. Lang Ausgewogenes will nicht in Ironie und Bespottung der Mitwelt in Selbstbespieglung vergehen, sondern als Mann stehen. Lebend.

Dies Wenige muß innen dem bewußt sein, der mitgehen will einen Weg, auf dem ein Einsamer die Geistwerdung Europas in den letzten geschichtlichen Perioden belichtet.*

Mit solcher Schärfe sind die Geistgroßen kaum je zusammengefaßt zu Sprüchen. Sie alle als Einzelne von

*Rudolf Pannwitz, Krisis der europäischen Kultur. Nürnberg 1917.

Grund auf sind in ihm mitgeworden, keiner zu niedrem Nutzen eingejocht. Wollte man auch ohne Zweck hören, sehen, man könnte durch keinen besseren Mentor den Unsterblichen vorgestellt werden, man hätte höchste Freude von diesen Sichten in Vergangnes.

Aber wichtiger ist: Fühlen, daß ein Mann auftritt, sich zeigt, der in der europäischen Kultkrisis noch das Gefühl vollster Verantwortung besitzt, der auch heute, da die höchsten Fiebergrade uns schrecken, wagen möchte, zu handeln. Nach heillosen Jahrzehnten einer, der hoffen möchte, aus verfälschten Hausfassaden Steine zu gewinnen, ja, noch die bauenden Kräfte wieder zu wecken. Einer, der ratlose Kräfte noch einmal zu Werk stacheln könnte, bevor die Agonie beginnt.

Da heißt es: Wird man weiter blind dem Wohl der Gesellung nachrennen und die Gedanken Dieses und der Kommenden exstirpieren, um nicht als Tor zu erscheinen: Wohl. Man versuche das.

Oder aber könnte sein, daß die Erkenntnis, unsre Wege seien verkreist, schmerzhaft genug geworden ist, so daß man sich leiten lassen will in Umwälzungen, deren Richtung und Ende nicht überblickt werden dürfen, bevor nicht völlig Auskreisiges, Exzentrisches gewagt ist. Ist das möglich?

Aber der Staat, der vielleicht törichter Diplomatie Millionen Menschen opfern muß, weil er in sich keinen Raum für das Weh hatte, kann auch nicht zwischen tausend Hemmenden einen Bauenden beherbergen. Stätten sind zu schaffen, an denen grenzenlos der Eine Versuche wagen kann, zu denen sich Viele bieten. Sei der Staat selbstlos genug, neben den Universitäten Kultstätten Einzelner aufgehen zu lassen: dann wird keiner der Gereiften streben, latente Weltreiche zu erobern. Man entfessele den Ehrgeiz der Höhe, Gesundes werden zu lassen, dann wird die Breite vom Gesunden angezogen werden. Eine Pyramide wird von der Spitze her gebaut, nämlich von der gefaßten Idee. Man täusche sich nicht.

E. F.

Die Zuchthausballade

Eine literarhistorische Kuriosität ist es, daß die erste deutsche Übertragung der Zuchthausballade, von Oscar Wilde, veröffentlicht 1900 in der „Wiener Rundschau", so gut wie unbekannt blieb, bis der Urheber sie 1916 aufs neue herausgab. Unter den „Orplid-Büchern" (als deren sechsundzwanzigstes, erschienen im Axel Juncker Verlag, Berlin-Charlottenburg, mit Zeichnungen von Otto Schmalhausen geschmückt) hat Arthur Holitscher seine „Deutsche Nachdichtung" als literarisch sensationellen Sonderdruck für immer dem Dunkel der Schublade entzogen.

Nur ein Mensch, der sehnenden Herzens den lebendigen Menschen hinter dem geschaffenen Werk sucht, konnte das tief Eingeschachtete wittern. So liest sich Holitschers Übertragung der Zuchthausballade nicht glatt herunter wie die überall bekannten populären Ballhorniaden, sondern sie enthält machtvolle Schönheiten, das ist, Formungen, mit solchem Glanz eigener Schöpfung, derengleichen aufzuweisen jene naturgemäß niemals in der Lage sind. Holitscher allein hat das eigentümliche Balladeske, die harte Fügung der sprachlichen, in starken Gleichnissen fixierten Gefühlsbilder, die zuweilen auch dem sogenannten Volkston eignet, zweifellos in dem Grade getroffen, daß pointierte Stellen in seiner Wiedergabe so unmittelbar sich einprägen, wie es gewerbliche Übersetzerarbeit eben nicht bewirken kann; infolgedessen gibt diese Eindeutschung in der Tat mehr von der Ur-Form als die späteren, meist von falschem Start zu falschem Ziel strebenden Versuche.

In der Zuchthausballade klingt wohl eine entscheidende Daseinserschütterung

nach, doch keineswegs im Sinne des Zusammenbruches zuvor gehegter Ideale. Vielmehr ist dieses Gedicht als eine schmerzlichem Zwang folgende Hervorkehrung des Innersten eines Gemütes anzusehen, das bis dahin, infolge einer Belastung durch empfindsame Vorurteile, zu schamhaft war, dieses Innerste zu entblößen. Wildes frühere Geste des Blasé war weniger für die Welt als für das Ich, damit allerdings doch wider die Welt, erfunden; die Zeit in Reading brach die Fähigkeit zur Geste nicht, aber sie nötigte ein Ich, das von der Welt und also auch von den ihr gegenüber gehegten Empfindsamkeiten sich verlassen sah, zu jener Art des Monologs, der einer naiven Kunst oft selbstverständlich ist. Das Bewußtsein einer von Qualen erzeugten Unbefangenheit in der Wahl der Ausdrucksmittel ist daher eine der tiefsten Kräfte der gleichwohl vom Wege einer durchaus geistigen Kunst nirgends abgewichenen Dichtung. Ohne das Erlebnis von Reading wäre es Wilde gewiß nicht bald beigefallen, eine sozusagen ekstatische Synthese der Begriffe Heiligkeit und Verbrechertum zu vollziehen, welche zwischen den Zeilen der Ballade fortwährend zu verspüren ist, als der esoterische, nämlich im innersten Gehäuse des poetischen Subjekts geglühte Kern des Ganzen. Indem aber diese Fügung über Wilde hereinbrach, wurde sein Gemüt frei von früheren Banden, und er erlebte noch kurz vor dem Erlöschen, daß Freiheit nichts anderes ist als unentrinnbare Nötigung, aus mystischem Quell mächtig emporgestiegen.

Will Scheller

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Der Kampf um den Frieden

von Samuel Saenger

Nach allerhand Irrfahrten und Odysseen sitzt man wieder am heimatlichen Herde und zieht Bilanzen, zum vierten Male. Man wird kalt und kritisch gegen Wünsche und Hoffnungen, man verbeißt sich immer hitziger in die Aufgabe, den ungeheueren Immoralismus des Weltkrieges wie ein Unbeteiligter aus letzten Ursachen zu begreifen und ihn nach Art eines Naturphänomens zu zergliedern, um dem Fluch parteiischer und papierner Entstellung zu entrinnen; um Distanz zu gewinnen; um mit der Kälte, der Ruhe, der Neugier, ja dem Zynismus des Geschichtspsychologen nach zwanzig oder dreißig Jahren für sein Urteil den Ort zu finden. Aber — das alles ist ja doch nur eine halbe Ehrlichkeit. Denn die Not frißt weiter und tiefer; der politische Wille lebt auch unter der Maske der Objektivität. Er kennt nur die eine Tugend der Aktivität. Er strebt über einzelne Forderungen und Wünschbarkeiten hinaus zur Gesamtkonstruktion eines beruhigten europäischen Lebens, eines Daseins, das endlich einmal wieder vom Denken in Gewalttätigkeiten gereinigt sei, und aus dem Schlamm und der Unreine dieser Dunkelzeit in die durch Religion, Wissenschaft und Kunst getragene ewige Ordnung hinaufführe.

Ein Jahr ists her, seit die Mittelmächte ihr Friedensangebot machten. Wir wissen, daß der Wille zur Verständigung ehrlich gemeint war; und wenn darin auch das starke Pochen auf Sieg und den Ausweis der Kriegskarte von vornherein überstiegene Hoffnungen verbaute, wenn die Anklänge an verbrauchte Formeln einer bankrotten Staatsideologie auch Bedenken erregen mußten, so war doch die Heftigkeit und die Grundsätzlichkeit der Ablehnung durch die führende Macht des Gegenbundes über Erwarten groß. Nach mehr als zweijährigem Getöse der Waffen schien sich eine Art Gottesurteil herausgehoben zu haben. Der mitteleuropäische Block stand, auf allen Seiten bedrängt und umwettert, aufrecht da; man spürte die Erschütterung des zarischen Ungeheuers voraus, sein Westrand begann zu bröckeln; der slawische, der halbslawische und der lateinische Balkan war, mitsamt den Donaumündungen, in den Kreis der

Zentralmächte einbezogen und im europäischen Westen die Abwehrstellung behauptet. Wenn in klarer Voraussicht möglicher und wahrscheinlicher Dinge aller Nachdruck auf den Willen zur internationalen Rechtsbasis, als dem Einen was nottut, gelegt worden wäre, hätte die Wirkung des Angebotes und der Ablehnung uns wohl moralisch günstiger sein können. Vorbei.

Trotzdem glaubten wir nicht, daß unser Horizont sich noch enger vermauern ließe; denn drüben, jenseits der Atlantik, lebte der Mann des guten Willens, der hohen Worte, — lebte Woodrow Wilson, der mit unermüdlicher Geschäftigkeit das hohe Lied vom Frieden ohne Sieg, von der Nebenordnung der großen und kleinen Völker, von den freien Meeren, von dem Neubau des Völkerrechts, von der Einheit und Zusammengehörigkeit der Kulturgüter und Kulturmenschen sang. Das Bild dieses Mannes schwankte damals im Urteil der Zeitgenossen, wie es noch heute schwankt. Er war vielen von uns ein Falschspieler, er war aber auch vielen Amerikanern von Bildung und politischer Vorurteilslosigkeit ein Mann der Scheinfreiheit, der in seinen Entschließungen durch seine allzu starke Anglisierung, durch allzu enge private Beziehungen mit britischen Menschen und durch ein erstaunliches Maß von Unkenntnis europäischer Dinge gelähmt war. Hier war die Meinung vertreten, daß dem Präsidenten der großen Republik, eine Zeitlang mindestens, ein ehrlicher Wille zum Friedenstiften und zu subjektiver Aufrichtigkeit zugebilligt werden mußte, — ‚so wie er sie auffaßte'. Mit dieser Einschränkung hatten wir politisch zu rechnen, gerade *weil* wir durchschauten, aus welchen Gründen die nordamerikanische Union sich in Stimmung und Gesinnung der andren Seite zuneigte — zuneigen *mußte* — und die groben Verletzungen des internationalen Wegerechts durch England als Selbstverständlichkeiten hinnahm. Wilsons Ideologie hatte trotzdem echten Klang und seine Botschaften an den Senat waren immerhin menschlich gefärbte Dokumente, wie sie aus den Kanzleien der europäischen Großstaaten nicht hervorzugehen pflegten. Für uns war das Problem: waren die Bekundungen dieses mächtigen Mannes — der mächtig war, weil ein Riesenvolk, eine Riesenwirtschaft, also ein machtpolitischer Faktor von noch unüberschaubaren Massen auf ihn alles Vertrauen und alle Machtverwaltung auf vier lange Jahre übertragen hatte — waren sie nur raffiniertes machiavellistisches Spiel, um das ermattende England, die Heimat seiner Seele, vor unserm letzten tödlichen Streich (dem U-Boot) zu schützen, oder stammten sie aus der Überzeugung, daß bei der vorhandenen Kräfteverteilung auch der fortgesetzte Machtkampf unentschieden bleiben und daher jede wünschenswerte Neuordnung Europas gefährden müsse? Von der Entscheidung dieser Frage hing Ungeheures ab, es war offenbar, daß der Übertritt der Vereinigten Staaten zu dem von England geführten Block unsere Iso-

lierung auf dem Planeten endgültig und unwiderruflich machen würde, und daß ihre Überwindung und der Durchbruch ins Freie die Ansprüche an unsre moralischen und geistigen Kräfte ins Unbegreifliche und Unermeßliche steigern würden. Im Augenblick dieser Problemstellung existierte die Schuldfrage, die sich über zwei Jahre in den Vordergründen gewälzt hatte, nicht mehr; dies alte Europa versank in Massenmord und Blutmeeren, ein neues erstand und nun war die Frage: sollte das Gewicht Amerikas und des ihm hörigen Planeten es mit oder gegen uns schaffen helfen? Als die Entscheidung getroffen und der 1. Februar großes, schicksalschweres Definitivum geworden war, haben vielleicht nicht allzu viele Mitteleuropäer eine klare Vorstellung davon gehabt, wie schwer in der Geschichte dieses Krieges dieses Datum wiege, und daß es das Erlebnis des 4. August 1914 potenziert wiederhole. Aber dunkel gefühlt haben es die Millionen deutscher Menschen schon, welches heroische Maß an Selbstbeherrschung, Kampfmoral und Vertrauen das Schicksal ihnen abforderte.

Die von vornherein alle Problembündel des Weltkrieges dem machtpolitischen Duell zwischen England und Deutschland untergeordnet hatten, erhielten so ihre nachträgliche Bestätigung. Das große Entweder-Oder der imperialistischen Zeitepoche trat nackt vor uns und die Analogienkrämer konnten sich nun ungehemmt aus dem hundertjährigen Zweikampf zwischen Rom und Karthago ihre Weisungen und Tröstungen holen. Der Kampf um die Entscheidung war nun vorbei; er war mit äußerster Heftigkeit, mit einer alle politischen Leidenschaften aufwühlenden Rücksichtslosigkeit geführt worden und zwar, wie noch nie in preußisch-deutscher Geschichte, unter lautester und vordringlichster Beteiligung der nicht-verfassungsmäßigen Träger der Verantwortung. Es war ein Novum. Zwischen Kaiser, Bundesrat und Reichstag, die angewiesen sind, nach den Bestimmungen von Bismarcks umständlichem Verfassungswerk, in gemeinsamer Entschließung die Achse eines einheitlichen Willens festzulegen, suchte man von außen einen Keil zu treiben, die hier umkämpfte politische Leitung des Krieges durch terroristische Mittel der Agitation von außen zu beeinflussen, und die schon lange als demokratisch beargwöhnte Mehrheit des Reichstags als nicht national genug oder gar insgeheim englandfreundlich zu entwerten. In den Köpfen bestgesinnter Patrioten, deren Gemüt sehr oft von dem Glauben an die sofortige Wirksamkeit drastischer Mittel beherrscht ist und die die politischen Folgen solchen Glaubens nicht zu ermessen vermögen, fing es zu gären an, und der Unmut wurde geschickt auf den ‚demokratischen Reichstag' abgelenkt. Der liebe Burgfrieden, das zarte Geschöpf der großen nationalen Aufwallung in den Augusttagen, lag zwar wie eine zertretene Pflanze am Boden, aber die offene und geheime Arbeit großer und viel vermögender Wirtschaftsverbände, ihrer Presse, ihrer Millionen, ihres bürokratischen Anhangs

schien belohnt und von den berufenen Verwaltern des deutschen Geschickes ihr Recht erhalten zu haben. Es war dabei für den stillen Beobachter, der das Abrollen der kriegerischen Unternehmungen nur von außen und ohne Psychologie beschaute, vielleicht das wunderbarste Erlebnis, zu sehen, mit welch ruhiger Fassung die Masse des deutschen Volkes diese entscheidende Wendung in seiner internationalen Lage hinnahm. Der Glaube an die Siegeskraft unserer militärischen Technik und ihrer genialen Verwendung feierte ihren größten Triumph. Es lag ein Großes darin.

So war man in den zweiten Abschnitt des Weltkriegs getreten. Die Regierung Bethmann Hollwegs formulierte ihn nun bewußt, allen sonstigen Unklarheiten zum Trotz, als Kampf um den ehrenvollen Frieden.

Das war geschehen, während die Ernährungsschwierigkeiten im Inlande stiegen, die Kohlrübe die Stimmung unter der Bevölkerung beherrschte, der Zivildienst ihren zum Militärdienst untauglichen Teil ergriff und die staatlichen Organisationen bis in den letzten Winkel des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens griffen. Das ist ein inhaltschweres Kapitel für sich. Hier interessiert vor allem die große innere politische Linie, die den Krieg begleitete, der, weltgeschichtlich betrachtet, für uns ja kein andres und lohnenderes Ziel haben konnte als dieses: Deutschland in dem von den angelsächsischen Staaten geführten Bunde die Gleichberechtigung und Österreich-Ungarn das Recht auf Selbstbestimmung für den Umbau seiner Nationalitätenordnung zu erkämpfen. So weitmaschig diese Formeln waren: sie lenkten doch wenigstens In- und Ausland auf das Wesentliche unsrer Forderung, sie schüttelten das Annexionistische ‚an sich' gründlich ab, sie zielten auf Verständigung und Ausgleich, sie deuteten schließlich auch an — wenn auch verschwommen und verschämt —, daß unsre mitteleuropäischen Interessen gar keiner besonderen territorialen Sicherungen sondern ganz anderer Dinge als Kilometerzuwachs bedurften, um lebens- und entwicklungsfähig zu sein, nämlich ungehinderte Markt- und Seerechte. Nach allerhand Nebelworten hatte sich schließlich auch der fünfte Kanzler nach mehr als zwei Jahren Weltkriegserfahrung zu ihnen bekannt, seine Politik bekam nun auch nach außen hin ein bestimmteres Gesicht, ohne daß man sagen konnte, sie hätte der militärischen Kriegführung konkrete Aufgaben gestellt. Von allem Anfang aber ruchbar und schon während des burgfreundlichen Idylls beargwöhnt waren seine freundschaftlichen Beziehungen zur Linken bis zur gewerkschaftlichen Demokratie hin. Er pries unumwunden ihre unschätzbaren nationalen Verdienste; im Verkehr mit Gewerkschaftsleuten und Sozialisten hatte er freie, offene, unbürokratische Politiker kennen gelernt, Patrioten ohne Gepränge und Selbstlob, Menschen des neuen Schlages, die von unten nach oben drängten. Der Kanzler scheute nun sogar vor Vergleichen mit den Beamtenpolitikern seiner Umgebung nicht mehr zurück: und dieser Umstand

war es hauptsächlich, der, zusammen mit den Mängeln seiner Diplomatik, in seiner eignen Schicht die Fronde gegen ihn zuerst auf die Beine brachte. Das geschah, obwohl der Staatsmann aus seiner Erkenntnis keine positiven Folgerungen zog und er das bestehende blutsfremde Verhältnis zwischen Regierungswillen und Volkswillen, wenigstens grundsätzlich, noch lange für ein allen anderen europäischen Systemen überlegenes erklärte. Seine Gesinnungen und Bekundungen aber genügten, um die Fronde zu nähren. Die innerpolitische Führung des Reiches durch Herrn Bethmann Hollweg stieß darum täglich, je mehr sich die außenpolitische Lage verwickelte und verdunkelte, auf stärkeren Widerstand. Er suchte vorsichtig tastend seinen Weg zwischen der feudalen und schwerindustriellen Opposition auf der Rechten, den annexionistischen Imperialisten also, und den Parteien der Linken. Was fesselte diese an Herrn von Bethmann? Seine urbanen Formen, sein sittliches Grundwesen, sein Maßhalten, sein Bekenntnis zum Neuen Geist und zur Notwendigkeit einer radikalen Erneuerung an Haupt und Gliedern im Innern; seine Diplomatie haben sie nie bewundert, und der Kraft seines politischen Willens haben sie nie sonderlich getraut. Lange Zeit ermaßen auch sie nicht, wie unerbittlich die Forderung der Zeit nach einem Staatsmann von eisernem Rückgrat, konzentriertem Willen und klaren Zielen sei; wie sich jedes Schwanken und jede Nachgiebigkeit gegen geheime und verfassungswidrige Einflüsse auf die Staatsleitung räche; wie dringend nötig, schon nach den Erfahrungen der ersten Kriegszeit, eine neue Verteilung staatsbürgerlicher Rechte in Preußen und dem Reiche sei. Aber als auch sie erkannten, daß eine platonische Sympathie für den Neuen Geist, der — man drehe die Worte wie man will — unbürokratisch, also demokratisch sein mußte, daß eine neue Verteilung der Verantwortungen für des Reichs Geschicke noch keine staatsmännische Leistung sei, war die Fronde gegen diesen liberalistischen Kanzler so angeschwollen, daß ihn zu schützen und zu decken ihnen Ehrenpflicht schien: man war parlamentarisch ja so bescheiden und ahnte kaum erst, in welchem besonderen Sinne eine demokratische Umorganisierung wichtigstes Kriegsmittel werden könnte. In der Tat: die Fronde war eine Art Nebenregierung mit fabelhaft geleiteter Agitation und Presse geworden. Die Flucht in die Öffentlichkeit gab nur vorübergehend Erleichterung. Gerade in der Zeit nach Verkündigung des unumschränkten U-Bootkrieges schwoll sie zur Flut an; in den Augen der nebenregierenden Verbände und Vereine schadete es dem Kanzler gradezu, daß er ihm endlich zustimmte.

Es gab ein Mittel, nur eines, den Sturm zu beschwören, die verworrene öffentliche Meinung zu beruhigen, die Minierarbeit der geheimen Unteragenten um ihren Erfolg zu bringen: von dem gefährdeten Kanzler hätte die Initiative zur Schaffung eines Blocks der Linken ausgehen sollen:

auf sie mußte er sich stützen können. Er durfte nicht glauben, ohne Führung, ohne Armee und Fahne sich — und Deutschland — behaupten zu können; und er durfte nicht warten, bis die bitterste Not eine Parlamentsmehrheit schüfe und ihr ein Programm der einfachen graden Linie aus wenigen Punkten aufzwänge. Ein blaßbleicher guter Wille in der Idee war zu Ohnmacht und zu Untergang verurteilt. Die russische Revolution schien indes unsre außenpolitische Lage unerwartet und radikal zu erleichtern, ein weltpolitisches Ereignis von unmittelbarsten Folgen und unberechenbarer Fernwirkung lockte wie ein Himmelsbote zu höchster Aktivität, der Sieg des demokratischen Gedankens, — gleichgültig, wie seine Ausführung durch die slawische Menschheit aussehen mochte — wies auf den einzigen Weg, auf dem die Entwicklung aller großen Völker, die durch den kapitalistisch-industriellen und imperialistischen Engpaß getrieben werden, offensichtlich zu erreichen war: aber die Verheißung der Osterbotschaft genügte nicht, um den Kredit eines Kanzlers zu festigen und zu stützen, eines Staatsmannes ohne einen parlamentarischen Block, der seine Politik stützt und dessen Vertrauensmann er ist, und ohne ein mit ihm vereinbartes Arbeits- und Richtungsprogramm. Ob bis zuletzt die Erinnerung an sein früheres Ideal einer ‚parteilosen' Regierung — diese leerste aller politischen Attrappen — Herrn von Bethmann Hollwegs Tat- und Entschlußkraft gelähmt habe, ist heute eine müßige Frage. Als er fiel, war plötzlich, ohne sein Zutun, aber in feindlicher Regie, eine Parlamentsmehrheit da: und seine eigenen Freunde zählten zu ihr. Die Friedensresolution dieser Mehrheit entsprach zwar seinen Herzenswünschen und seiner Einsicht, wie er auch innigst überzeugt war, daß eine solche gemäß den Wünschen und den Bedürfnissen unserer Donauverbündeten abgefaßt sein müsse; um so tragischer war seine Beseitigung. Es war gleich deutlich, daß der Personenwechsel vorgenommen worden war, um den Systemwechsel zu verhindern; die Umstände, unter denen der neue Kanzler, Herr Dr. Michaelis, auf seinen Posten und vor diese Mehrheit gestellt wurde, bewiesen es. Aber eine posthume Rechtfertigung des Herrn von Bethmann Hollweg ist das nicht. Schon allein der Umstand, daß er sich mit dem Genius des Herrn Helfferich umgab, um seine Autorität zu stärken, zeugt wider seinen politischen Instinkt.

Die sachlichen und persönlichen Einzelheiten dieser Bethmann-Krise wird man so leicht nicht vergessen, sie haben die Mängel und Schäden unsrer Regierungsmaschine taghell beleuchtet. Denn sie hat sich als unfähig erwiesen, die Mannschaft am Steuer rasch und sicher und aus den Beständen öffentlich bewiesener Männer zu erneuern: die doch nicht sämtlich Parlamentarier zu sein brauchen, um mit einer Parlamentsmehrheit, die ihnen ein bestimmtes Programm zur Ausführung anvertraut, Politik

zu machen. Alle Einwände gegen den Parlamentarismus unterschreibe ich, sie sind zu Bergen gehäuft und jeder dumme Junge kann mit ihnen jonglieren; aber es sind Einwände gegen die ganze neuere Entwicklung, gegen die in Stände, Berufe, Parteien und Klassen zerrissene Gesellschaft, die ihre endgültige Organisation jenseits der kapitalistischen Klassen sucht; gegen den Strom der geistigen und wirtschaftlichen Emanzipationen von Massenmillionen, die ohne das Gefühl – meinetwegen: die Illusion – der Mit- und Selbstbestimmung ihres politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schicksals nicht mehr leben wollen noch können. Es war schon im Frieden eine Unerträglichkeit, daß den Repräsentanten dieser Millionen zu Gehorsam und Folgeleistung immer wieder Obrigkeiten entgegengestellt wurden, deren Kompetenz einzig in den Verhältnissen einer früheren sozialen Schichtung liegt, und daß auf Beamtenkollegien die letzte politische Macht und das Recht der politischen Initiative übertragen ist; daß Begriff und Tätigkeitsart von Verwaltung und Regierung vermengt wird; daß hinter der Fiktion einer unparteiischen oder parteilosen Regierung sich das Interesse der agrarischen und industriellen Feudalität verbirgt, um von diesem dunklen, unkontrollierbaren aber sicheren Orte aus die nationale Politik wesentlich zu bestimmen und an die Initiativrechte der Krone die bekannten idealen Ansprüche zu stellen; daß das Ausspielen der Parteien im Parlament gegeneinander und die Kompromißtheorie der mittleren Linie dieser verschämten Regierungskunst höchste Weisheit war; daß auf die Dauer eine grundsätzliche Trennung von parlamentarischer Tätigkeit und politischer Verantwortung und Initiative das Niveau des Parlamentes senken, die Erziehung zu politischem Denken und Handeln erschweren, das öffentliche Leben demoralisieren würde. Das alles ist Wahrheit; die Entmannung des Reichstags durch Bismarcks gewalttätiges Genie ist Ereignis geworden; unter seinen Mitgliedern sind die starken politischen Köpfe und Temperamente rar, ganz rar, und darum gewöhnte er sich ruhig an diese Degradierung. Und er begnügte sich, eine ungefähre Zusammenfassung der politischen Parteien zu sein, das heißt von Interessengruppen mit aufgeklebten Ideologien alten und neuen Datums, und nahm Exekutive und Verwaltung als ein Fremdes, Jenseitiges, ein für allemal Übergeordnetes: als ewiges Gesetz hin.

Dieses ganze Macht- und Rangverhältnis beruhte auf Voraussetzungen, die mit Bismarcks Grundlegung und Handhabung des Konstitutionalismus hinfällig geworden waren. Es ruhte auf vorkapitalistischen und vorimperialistischen Prämissen. Es rechnete nicht mit den neuen messerscharfen Gegensätzen des organisierten Finanz- und Industriekapitals und der organisierten Fabrikdemokratie. Es übersah, daß bei dem unvermeidlichen Kampf um den Staat, als Werkzeug für die Durchsozialisierung der Gesamtwirtschaft, die seitherige Gegenüber- und Gegeneinanderstellung von Macht-

und Verwaltungsapparat auf der einen, dem parlamentarischen Kontrollapparat auf der anderen Seite entwicklungsgeschichtlich eine Lüge geworden war. Und staatsrechtliche Lügen halten vor Realitäten nicht stand, nur bedarf es des großen Anstoßes von außen, um sie weithin sichtbar und fühlbar zu machen. Die bürgerliche Linke, die Vertretung des kapitalistischen Individualismus und der liberalistischen Kulturbeflissenheiten, hatte in den Anfängen der Bismarckära den gleichen parlamentarischen Ehrgeiz wie ihre Klassengenossinnen in den Westländern gehabt, gegen ihre, der Roture, Ansprüche, hatten Krone, Feudalität und Bürokratie die Canaille zur Hilfe gerufen; in diese Epoche fällt die Wirksamkeit Lassalles. Am Ende der Bismarckära waren die Aspirationen der bürgerlichen Linken überholt, sie lebte in Ängsten vor der Fabrikdemokratie; ihre Oberschicht war, nachdem sich das Kapital im Großbetrieb vertrustet hatte, eine neue Herrenschicht geworden (Typus: Hugenberg, Thyssen, Stinnes), sie hatte sich zu den anderen Herrenschichten gestellt und suchte hinfort das Parlament durch ihre Sekretäre zu beherrschen: was von dieser bürgerlichen, individualistischen Linken noch lebte, war politisch tot. Aber die Fabrikdemokratie, die den Staat als höchstes und allumfassendes Organisationsprinzip betrachtete, konnte und durfte sich grundsätzlich mit der Degradierung des Parlaments nicht abfinden und stellte ihre Forderungen: der Kampf um den Staat wurde von neuem, nur von grundsätzlich anderer Basis als in den Schwarmtagen von Achtundvierzig, zu einem Kampf um die Parlamentsrechte. Es kam der Weltkrieg und riß die Schleier weg. Wie das Verhältnis dieser Demokratie, die im neuen Reich unendlich fester gefügt ist als irgendwo in der Welt und die unzerstörbarste Realität unseres sozialen Lebens ist: wie ihr Verhältnis zum Staat ganz positiv, ganz bejahend geworden ist, so ist auch ihr Anspruch auf einen Machtanteil am Staate, auf eine neue Machtverteilung im Staate mit ihrer nationalen Leistung unabweisbar geworden. Der Kampf darum wäre so wie so um das und in dem Parlament ausgefochten worden, auch ohne Weltkrieg; denn der Weg zur organisierten Gesellschaft und dem sozialisierten Staat führt politisch durch das Parlament. Romantik, falsche Pietät, die professorale Unfähigkeit, die umbrechende und umbauende Gewalt des ökonomischen Mechanismus zu sehen, verdunkelten lange den Weg und die Richtung. Als aber die Katastrophe offenbar machte, wie die Weisheit der Regierungsmenschen und Regierungsmethoden in der Nähe aussahen, als der Nimbus ihres politischen Gottesgnadentums zerstört war, als sich die politische Kriegführung durch diese Männer und Methoden so schwächlich, unsicher, erfindungsarm erwies, wie sich die militärische geistig und technisch zielstrebig und überlegen zeigte, und als man die Sicherheit gewann, daß die Entscheidungen erst nach jahrelangem,

zähestem Ringen fallen würden: da wurde die Forderung nach Erweiterung der Parlamentsrechte, nach Parlamentarisierung der Regierung eine Selbstverständlichkeit. Die Nation als Ganzes, das Volk, die Massenmillionen, das organisierte Proletariat: sie alle mußten, gerade weil sie sachtüchtig und ausgezeichnet diszipliniert waren, darauf bedacht sein, auch die politische Maschine schnell und gründlich zu modernisieren, damit sie die Fabelleistung des militärischen Apparats in Politik umzusetzen, damit sie diese nach den Bedürfnissen, Wünschen, Idealen und Illusionen einer neuen europäischen Staatengesellschaft zu orientieren vermöchte.

Die Zusammenhänge sind sonnenklar; kein Dogma trieb, kein vom Machtteufel besessener Parteiegoismus, nicht Nachahmung englischer oder gar französischer Vorbilder, es war nichts als der Zwang und Drang von innen; der ungeheuerliche Krieg war nur der Anlaß, der eine unvermeidliche Entwicklung reif zum Abschluß machte. Der Umbau des Obrigkeitsstaates mußte also einsetzen, die Rufe nach dem toten Bismarck und seinem staatsrechtlichen Dualismus könnten so wenig helfen, wie moralisierende Beschwichtigungsreden den imperialistischen Vulkanismus zum Stillehalten und Ausdemwegetreten zu beschwören vermochten. Der Vorwurf der Nachäffung ist bösartig. Die Grundsteine zum englischen System wurden im siebzehnten Jahrhundert gelegt, im Parlament schuf sich die Oberschicht einen einheitlichen, ihr gefügigen Willensapparat; auf dieser Basis wurde das Imperium, die Weltherrschaft errichtet und den Briten der Stempel eines Herrenvolkes aufgedrückt; die Demokratie organisierte sich erst seit Beginn der Maschinenzeit, also weit später, und ihre sozialwirtschaftliche Organisationsreife steht in wesentlichen Dingen hinter der deutschen zurück. Wir haben, umgekehrt, zu einem Bündel von Partikularstaaten mühsam und spät eine unitarische Fassade geschaffen, der einheitliche Willensapparat war, auf dem Umwege über ein künstliches und verkniffenes System von Hemmungen und Ausbalanzierungen (checks and balances), von vornherein auf den gewiß nicht leichten Verkehr des Hegemonialstaates Preußen mit den übrigen Bundesstaaten — besonders den süddeutschen — zugeschnitten; aber die Kompetenzen des Gesamtreiches stiegen unaufhörlich, natürlich zumeist wegen der außenpolitischen Ausstrahlungen und Spannungen. Heer, Flotte, Sozialpolitik, das allumfassende Versicherungs- und Versammlungsrecht wurden durchaus unpartikularistisch aus den Säften ganz Deutschlands genährt, Finanz- und Handelspolitik rissen das bevölkerungsreiche aber kapitalarme Land in den weltpolitischen Strudel, — was Wunder, daß das Gemeinsame, das Unitarische an der Reichsleitung alles politische Interesse aufsog und kein Respekt vor der überlieferten Verteilung der Regierungs- und Hoheits-

rechte zwischen dem Reiche und den Bundesstaaten die Bewegung auf den gemeindeutschen Unitarismus seiner Zwangsläufigkeit zu entkleiden vermochten. Heute, wo sich unter dem Faustgriff des Weltkrampfes seine Verpflichtungen und Verantwortungen ins Unermeßliche und noch nicht Berechenbare gehäuft haben, ist er, der gemeindeutsche Unitarismus, die große Tatsache unseres innerpolitischen Lebens geworden. Er erzwingt sich ein einziges, aus Bundesrat und Reichstag verschmolzenes Willenszentrum. Er schleudert erbarmungslos den Schneckenbau der berühmten checks and balances aus dem Wege unserer Freiheit und unserer Zukunft. Er zerbricht die Fessel des Paragraphen 9 der Reichsverfassung, der die Blutnähe und Blutmischung von Bundesrat und Reichstag aufhalten und ewig Beamtenweisheit über Politikerweisheit stellen möchte. Er verknüpft Gesetzgebung und Exekutive organisch miteinander. Er schafft die materiellen Voraussetzungen des Vertrauens zwischen Gesetzgebungskörper und Vollzugsgewalt, wie zwischen Volk und Regierung. Und er gibt uns, er allein, mit seinem einheitlichen politischen Generalstab, das dauernde Fundament für eine einheitliche innere Front. Das heißt, die Notwendigkeiten des Weltkriegs schweißen zusammen, was auch sonst keine Gewalt der Erde noch lange hätte auseinanderhalten können: Staat und Volk, Nation und Demokratie.

Alle Krisen dieses Sommers sind Phasen dieses Entwicklungsprozesses. Alle Versuche, die Krisen durch halbe Maßregeln, zurückgehaltenen Willen, absichtliches Mißverstehen der Zeitforderungen und untaugliche Auswahl der leitenden Persönlichkeiten zu überwinden, mündeten in neue und schärfere Verlegenheiten. Der Ausweg der aus Mitgliedern des Bundesrats und des Reichstags gemischten Kommissionen, um ‚wenigstens' — welche Naivität! Nichts ist drinnen, nichts ist draußen! — gemeinsame auswärtige Politik zu machen; aber was in Ausschüssen und im Plenum nebenherlief, trieb immermehr in den Sumpf des Mißtrauens, der Uneinheitlichkeit, der Betriebsamkeiten der Unverantwortlichen hinter dunklen Kulissen, kurz, des politischen Kabinetts- und Geheimbetriebs, den man in gewissen Kreisen noch immer für aristokratisch hält. Nun ist man endlich, während die Völker des verbündeten Mitteleuropa auf das von Carlyle Königin des Kontinents genannte Land blicken, auf den festen Damm getreten, süddeutsche Parlamentarier haben sich an die Spitze der Reichsregierung gestellt, man hißt mit noch zögernder Hand, aber man hißt doch die demokratische Fahne, die eine Ära moralischer Eroberungen nach innen und nach außen einzuleiten verspricht. Begreift man nun, was das in diesem Augenblick des Weltkrieges bedeutet, wo Chaos im Osten, die Züchtigung frech verlogener Westlerdemagogie in Italien, das kritische Erwachen der russischen Randvölker und der habsburgischen Slawen unserem Kampf um Freiheit und Frieden die Straße öffnen?

Der Heiligenhof

Roman von Hermann Stehr

(Schluß)

Der Brindeisenerhof lag verfallen und grämlich in der stillen Mittagssonne, einsam, als sei jedes Leben längst in ihm erloschen. Sein morsches Tor war geschlossen, kein Gesicht zeigte sich am Fenster. Helene fühlte ein Bangen in sich aufsteigen, und als sie von dem Zufahrtswege in die neue Chaussee einbogen, bat sie Gottlieb, schnell zu fahren, denn ihr war, als könne sie zu spät kommen. Bald aber mußte sie über ihren Einfall lächeln, denn überhastete Eile mußte nur dazu führen, daß sie vor der festgesetzten Zeit an dem besprochenen Punkte vorüberkam und damit Peter verfehlte. Als sie darum durch Hemsterhus waren und sich dem Walde näherten, ließ sie die Gangart des Pferdes mäßigen und gab sich dem Zauber des mittagstillen Waldes hin, dessen Bäume sich in verschlafenem Traume kaum merklich bewegten. An der Zwieselkiefer fuhr ein schmerzendes Zucken in ihr auf, und sie mußte zurücksehen, ob Peter etwa schon hinter dem Stamm auf sie lauere. Aber der Platz war leer, und Helene lehnte sich in einer leisen Enttäuschung zurück, fühlte sich müde werden, schloß die Augen, und durch eine traumvolle Unruhe hindurch hörte sie immerfort das große, stete Brausen des Waldes, das auch klang wie fernes Rauschen eines mächtigen Wassers, auf sie eindringen.

Sie traf die Schneiderin nicht zu Hause und mußte sich von deren betagten Mutter maßnehmen lassen. Enttäuscht stieg sie die enge Holzstiege wieder hinunter. Ihr war weh ums Herz, daß sie nicht in das stille, weiße Gesicht der alten Jungfrau hatte sehen und ihren Namen nicht hatte aussprechen können. Schon auf der Straße kehrte sie um, hastete eilig die Treppe wieder hinauf, öffnete die Tür und sagte: „Bitte, Frau Seiler, sagen Sie mir, wann kommt Fräulein Babette heim?" Sie achtete aber gar nicht auf die Erklärungen der Greisin, sondern stand mit wogender Brust und sog die weltverlorene Stille der übersauberen Stube in sich ein. Dann ging sie zögernd davon und machte sich Vorwürfe, warum sie nicht einen Augenblick sich auf einen Stuhl gesetzt habe, um den leisen Zauber des Schneiderstübchens länger zu genießen. Auch der Gang zu dem Schnittwarenhändler war erfolglos. Man hatte wohl einige Musseline auf Vorrat, die so weich und duftig waren, wie sie wünschte. Aber ein solch zartes Hellblau sei eine ausgefallene Farbe, das verlange niemand in der Gegend und deswegen könne es nicht geführt werden. Höchstens der Großhändler Stenzel in Dingden könne vielleicht so etwas in seinem Laden haben.

Helene traten die Tränen in die Augen, als sie die Straße hinunter dem Gasthaus zuschritt, in dem Gottlieb eingekehrt war. Sie erwog, ob es nicht angängig sei, jetzt gleich nach Dingden hinüberzufahren, hörte aber von Meixner, daß man über Hemsterhus zurück müsse und dann vor dem Abend kaum in Dingden ankomme, auch wenn er das Pferd treten lasse, was das Zeug halte. Helene fuhr sich kummervoll über die Augen und strengte sich an, einen Ausweg zu finden. Aber es kam dabei nichts heraus, als daß sie nur immer Peter niedergeschlagen und kummervoll von sich gehen sah, weil sie ihm nicht zeigen konnte, wie sie eigentlich war. Und ihm alles sagen, von allen Sorgen sprechen, die sie sich um seinetwillen machte, nein, das hätte sie wohl noch vor einer Woche fertig gebracht, aber jetzt war ihr das nicht mehr möglich. Sie erhob sich wie aus einer Betäubung und sah, daß die Uhr schon über die dritte Stunde hinausgerückt war. Noch eine Viertelstunde nur, und sie mußte Peter im Walde verfehlen. Gottlieb erschrak über die jagende Hast, von der Helene nach dem langen, versunkenen Dasitzen gepackt wurde, riß das Pferd aus dem Stall, und kaum fünf Minuten später schoß das Gefährt mit den beiden davon. Das Herz des Heiligenhofleinleins war wie von heißer Flugasche erfüllt, die von einem Brande aufstiebt. Sie sah alles durch graues Staubgewölk, Gottlieb, der, zurückgestemmt, das galoppierende Pferd fest im Zügel hielt und es doch mit Zurufen und Peitschenkreisen auch antrieb, die Bäume, die, ruckend in die Höhe gerissen, vorbeieilten, und wartete nur immer gespannt, ob nicht bald der mächtige, geteilte Schirm der Zwieselkiefer über dem Walde zu ermitteln sei. Meixner mußte einen Verdacht geschöpft haben, daß dieser Baum in irgendeinem Zusammenhange mit dem so plötzlich veränderten Wesen Helenes stehe. Denn, als die graugrüne Kieferkuppe in der Ferne aufstieg, ließ er das dampfende Pferd langsamer gehen. Sowie man aber in deren Nähe gekommen war, erhob er sich, schrie und peitschte so auf das Tier ein, daß der Staub wieder aufwirbelte und der Wagen in höllischer Eile dahinrasselte. Helene sah, wie plötzlich ein Mann hinter dem Baum hervorsprang und gestikulierend auf das Gefährt zulief, schrie gell den Namen Peters und Gottliebs, und als dieser das Pferd nur noch mehr antrieb, traf sie Anstalten, aus dem jagenden Gefährt herauszuspringen. Da riß Meixner das Tier mit einem Ruck zurück und musterte, bitter und blaß, das Lenlein, das ihm wegen des unsinnigen Fahrens mit verlegener Stimme Vorwürfe machte und dabei, Tränen in den Augen, ein glückliches Lächeln um den Mund, Peter zuwinkte, der mit großen Schritten langsam herankam.

„Eine dolle Fahrt," sagte er unter höhnischem Lächeln an den Wagen herantretend, „das kann einen ja umbringen. Gottlieb, was fällt dir denn

ein! Das ist ja die reine Kaputfuhre. Hahaha! Guten Tag, Lenlein! Ja ja, auch blaß, wie? Haha!" Er reichte ihr die Hand, nahm den Hut ab, und trocknete sich das schweißüberströmte Gesicht.

Helene blickte bestürzt auf seine unruhigen, umzuckten Augen, seinen nervösen Mund, sah ihn zwischen den spöttisch hervorgeschnarrten Worten die Lippen mit den Zähnen nagen und legte bekümmert ihre Hand auf seine Linke, mit der er sich am Wagen anhielt . .

„Willst du nicht hereinkommen?" fragte sie furchtsam. Er schüttelte nur den Kopf. „Oder wollen wir zusammen zu Fuß gehen, wenn du zu erhitzt bist? Gottlieb kann langsam vorausfahren und wartet in der Hemsterhuser Schenke. Ich habe im Dorfe noch Besorgungen zu machen."

„Hemsterhuser Schenke ist gut," murmelte Peter Brindeisener bitter.

„Was sagst du, Lieber?" fragte Helene schüchtern.

„Ach, nicht nötig. Meine Liebe, nur keine Umstände. Nicht nötig. Halten wirs nur, wie es immer gewesen ist. Du fährst, ich gehe zu Fuß neben her. So, das ist das beste. Darum, Gottlieb, langsam Hott und Hü."

Meixner zupfte das Pferd in Gang und Peter, die Hand am Wagen, schritt aufgereckten Leibes, weit ausholend, nebenher.

Helene schaute manchmal verstohlen auf den Zerstörten, der finster, das Auge in die Ferne gerichtet, ohne ein Wort neben dem Wagen ging.

Auf einmal ließ er die Hand vom Wagen fallen, schwenkte ausgelassen den Arm in die Luft und fing an, mit seiner schönen Stimme ein Studentenlied zu singen:

„Bin ein fahrender Gesell,
kenne keine Sorgen.
Labt mich heut ein Felsenquell,
Tut es Rheinwein morgen."

„Gefällt dir das, liebes Lenlein?" fragte er nach dem ersten Vers.

Das hübelheilige Mädchen schaute ihn angstvoll an.

„Nicht lustig, mein Kind? So so. Nun, also, eine wehmütige Platte."

Und er sang:

„Der Sang ist verschollen,
der Wein ist verraucht.
Stumm irr ich und trübe umher. . ."

Aber das Lenlein ertrug die schwermütige Melodie nicht. Qualvoll schrie sie:

„Um Gottes willen, Peter, hör auf. Ich muß sonst sterben."

In Brindeiseners Lebenshaus waren Fenster und Türen eingeschlagen,

beim Aufschrei des Lenleins zerriß aber doch der finstere, wilde Taumel, mit dem er sich fühllos machte. Er sah erschüttert herum, trat an die Zurückgesunkene heran, fuhr ihr liebkosend mit der Hand über die Wange und sagte bebend: „Armes, liebstes Lenlein. Ich kann nicht dafür."

Dann trat er wieder zurück und ging zusammengesunken, vor sich hin grübelnd neben dem Wagen, bis sie aus dem Walde herauskamen und die ersten Dächer von Hemsterhus zu sehen waren. Als sie langsam die Wegbiegung hinfuhren, mit der die Bocholter Straße in die neue Chaussee mündet, sah Peter durch die Bäume des Gartenstreifens Mathinka Meixner von dem Fenster des Gasthauses zurücktreten. Da verzog sich sein Gesicht in bitterem Krampf. „Auch das noch! Nun, also Schluß," schoß es ihm durch den Kopf. Er trat an den Wagen, um Abschied zu nehmen und davonzueilen. Aber als er das Lenlein sah, die bleich, wie geistesabwesend im Wagen lehnte und, von seinem jähen Herantreten aufgescheucht, ihm kümmerlich zulächelte, verließ ihn auf einen Augenblick die Verhärtung seines Gemütes und er brachte es nicht über sich, der Wunden mit brüskem Davongehen noch einen Stoß zu versetzen. „Komm, liebes Lenlein," sagte er weich, „du bist von der Aufregung ja ganz mitgenommen. Liebes, liebes Kind. Sei mir nicht böse. Aber das Leben wirtschaftet mit mir nicht gut."

Sie waren nun vor der Schenke angekommen. Aber Helene rührte sich nicht, sie saß regungslos, als wolle sie nicht mehr aufstehen und lächelte nur tapfer. „Komm, wir wollen einen Augenblick hineingehen. Da trinkst du einen Kaffee, wir plaudern wie sonst, du erholst dich, und Gottlieb macht indessen für dich die Besorgungen."

„Ja, ja, Peter," antwortete sie endlich gehorsam, „wenn du meinst. Es ist wohl das beste."

Sie erhob sich langsam und ging wie verschlafen mit ihm in das Gasthaus, nachdem sie Gottlieb eine Besorgung aufgegeben hatte. Als sie an der Haustür angekommen waren, sagte sie leise: „Du, Peter, war das nicht das Mathinklein, vom Meixner Elis aus Querhoven?" und auf seine Bejahung schüttelte sie schmerzvoll den Kopf. „Mir tut das arme Mädchen leid. Sie soll so schön sein, und die Leute reden so viel Schlimmes über sie. Sei nicht hart zu ihr, lieber Peter. Aber nun komm, mir ist schon wieder ganz gut." Brindeisener öffnete ihr die Tür und dachte dabei: „Ich Lump, ich Lump, gemeiner."

Die große Gaststube war vollkommen leer. Auf mehreren Tischen, die für besseren Besuch bestimmt waren, lagen saubere, rotgewürfelte Tücher. An den Wänden hingen bunte Plakate: „Trinkt alten Dessauer." — „Dortmunder Union." — „Salem Aleikum Gold. Etwas für Kenner."

Mit einem Blick hatte Peter beim Hereintreten das Mathinklein gestreift, die hoch, geschmückt, voll im Schenkhaus stand. Aber er wandte sich sofort ab, sprach Belangloses mit dem Lenlein und las dabei die Anpreisungen an den Wänden. Dabei dirigierte er sie an einen hinteren Tisch. Mathinka Meixner verfolgte mit geringschätzigem Lächeln die betretene, schüchterne Art, in der Helene zwischen den Tischen hin an ihren Platz ging. Nachdem die beiden sich gesetzt hatten, trat Mathinka Meixner in aufreizender, frischer Keckheit, mit leichter Handbewegung die Frisur ihres reichen, dunklen Haares zurechtdrückend, an den Tisch und fragte nach einer liebenswürdigen Einleitung mit dem gewinnendsten Lächeln „nach dem Wunsch der Herrschaften", ganz so, als sei sie noch Direktrice in einem großen Geschäft.

Das Lenlein wagte nicht, zu ihr aufzublicken, sondern beschäftigte sich mit ihrem Handtäschchen. Peter Brindeisener ging eine rote Woge übers Gesicht, und mit vorbeiflüchtendem Blick bestellte er für Helene eine Tasse Kaffee, für sich ein Glas Bier und ein Dutzend Zigaretten. Als das Bier vor ihm stand, ergriff er das Glas, schüttete es halb in seinen Schlund, rauchte sich eine Zigarette an, lehnte sich mit unwilligem Auflachen zurück und da Lenlein, über dies neue Losfahren erschreckt, zu ihm aufsah, sagte er laut, wie in der Fortsetzung einer unterbrochenen Unterhaltung: „Es ist ja Unsinn!" Das hübelheilige Mädchen verfärbte sich, ergriff seine Hand und flüsterte bittend: „Gut sein, lieber Peter, gut sein." Er aber neigte sich nahe zu ihr und begann leidenschaftlich und leise auf sie einzureden: „Sieh mal, Lenlein, es ist nicht anders, was hilfts? Jawohl, sehe man dem brutalen Leben festen Auges in die Visage, wollte sagen Gesicht. Festen Auges, ohne Gefühlsmengerei, dann hilft alles, alles nichts. Wenn man bestehen will, bleibt einem am Ende nichts übrig, als, gleich dem König Salomo, lachend alles puren Unsinn zu nennen."

„Und mich," wollte das Lenlein gekrampften Herzens fragen, „und unsere Liebe?"

Aber Mathinka Meixner brachte den Kaffee, und das Lenlein ergriff mit zitternder Hand den Löffel, rührte betäubt das schwarze, bittere Getränk um und trank schweigend. Denn sie hatte in der Verwirrtheit vergessen, Zucker und Sahne hineinzutun.

Peter Brindeisener fing einen spöttischen Blick des Mathinkleins auf, sah ihren vollen Busen, ihre schlanke Taille, den schönen Hals, die heißen Augen, erbleichte einen Hauch und begann wieder, halbärgerlich und überstürzt, auf Helene einzureden. Er wurde tiefer und tiefer in seine Zerrissenheit zurückgerissen und zerfetzte spottend, höhnisch, lustig, wie ein Irrsinniger sich selbst blutig schlägt, alles Schöne, Heilige und Hohe seines Lebens in unbändiger Gier. Dabei trank er unmäßig.

Das Mathinklein beobachtete die wachsende Erregung des wildernden, blonden, sehnigen Mannes und das einsinkende, unscheinbare Lenlein, das ratlos und stumpf dasaß, und was sie beim Eintritt der beiden nur überschattet hatte, davon wurde sie jetzt ätzend in die Brust gepackt. Daß der Sintlinger ihren Vater in den Schandtot getrieben habe und das käsig blasse, blöde Mädchen, das Lenlein, schuld war am Scheitern ihrer ersten Liebeshingabe an Peter Brindeisener in jener Fluchtnacht nach dem Hemsterhuser Aufruhr, der ihrem Vater das Leben gekostet hatte.

Eine unbezähmbare Leidenschaft, Haß und Rache gegen Helene erfaßte sie, und sie brach in unbändig höhnisches Lachen aus.

Da richtete sich Helene Sintlinger auf, schloß einen Moment die Augen und sagte dann gütig und ruhig zu Peter: „Nun muß ich aber gehen und die Besorgungen machen. Lebe wohl, Peter."

Sie nahm das Täschchen an sich und ging leise und kühl davon.

Starr aufgerichtet, mit großen, fast entsetzten Augen schaute ihr Peter Brindeisener nach, dann stützte er den Kopf in beide Hände und verfiel in finsteres Grübeln. Nun war er durch das dunkle Tor hinausgewandert, und die Welt war zugeschlagen.

„So, jetzt kann ich gehen," murmelte er dumpf. Auf einen Laut vom Schenkhaus hin hob er schwer den Kopf und sah, daß das Mathinklein ihn betörend heiß und bereit anglühte.

„Da mach keine Augen, Mathinklein," sagte er in verwittertem Gram, „das ist eine andere, wie wir beiden. Verstehst du? Da sind wir zwei bloß lumpiges Gemüse. Ja ja! Und Gott der Herr stürzte Luzifer und seinen Anhang in die Hölle hinab. Wie es zu lesen ist in der Genesis."

Dann kehrte er sich ab, versank in Brüten und trank weiter; aber er wurde nicht trunken. In der Nacht brach er endlich auf.

Es war heller Mondschein. Als er den Sintlingerhof in dem kühlen Schimmer auf seinem Hügel liegen sah, sprang er über den Graben und stieg durch den Obstgarten zu ihm hinan.

„Einmal kann ich noch tun, als ob ich lebendig wär," sann er, „und unter den Fenstern der Heiligen sitzen."

Er bog um die Ecke und ließ sich auf das Bänklein unter den Linden nieder, im tiefen Schatten, im Zustand vollkommener Ausgeleertheit.

Dann und wann blies es in den Linden schwach auf, als stoße ein Schlafender leise den Atem aus. Im Mondlicht draußen zitterte und flitterte es wie von lautlosen Insektenflügeln. Aus der Erde rundum stieg das Gemummel Pans.

Da wurde das Fenster über ihm geöffnet, und das Lenlein beugte sich weit heraus. So verharrte sie regungslos, wohl eine halbe Stunde, wie ihm deuchte.

Dann sang sie, leise, fast in sich hinein:

„Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.
Drum sag ichs noch einmal:
Schön sind die Jugendjahr',
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr."

Als sei der Mondschein über der Welt tönend geworden, so sang sie das ganze Lied, klar, beseligt, ohne Schmerz und ohne Schatten.

Dann zog sie sich zurück und schloß ruhig das Fenster.

Peter Brindeisener aber lief davon wie ein Gehetzter.

Am anderen Morgen sahen Waldarbeiter ein rotseidenes Umschlagtuch auf dem Buchteich schwimmen.

Sie fischten es heraus, und am Abend wußte die ganze Gegend, daß das Sintlingerlenlein im Wasser den Tod gefunden hatte.

Der Buchteich, in dem das Heiligenhoflenlein den Tod gesucht und gefunden hatte, war ein verdrossener, großer Waldspiegel, mit bräunlichem Wasser. Ein starker Bach ergoß sich in ihn, ohne einen sichtbaren Abfluß zu finden. In der Mitte des Wassers schwankte nur ein schwaches, trichterndes Kreisen hin und her, woraus zu erkennen war, daß der Bach dort durch einen Felsenspalt unterirdisch abströme. Unter dem Volke ging die Sage, daß der Buchteich nichts wieder hergebe, was sein stiller Strudel einmal gefaßt habe.

Und so geschah es in der Tat mit Helene, die sich in ihn für immer schlafen gelegt hatte.

Die Querhovener eilten wohl noch am selben Tage, da das Unglück geschah, mit Stangen, Netzen und langen Haken herbei und durchsuchten, von den Knechten des Sintlingerhofes unterstützt, jeden Winkel des unheimlichen Wassers. Selbst in der Nacht ruhten sie nicht ganz, und am nächsten Morgen nahmen sie die traurige Arbeit wieder auf, ebenso angetrieben von ihrem Mitleid und der Liebe zu dem wunderwürdigen Mädchen als von der Sorge um die unglücklichen Eltern. Denn die Heiligenhofbäuerin hatte in einem fort die schreiende Verzweiflung, der Sintlinger stand umher, als sei sein Fleisch zu Holz geworden. Er hatte Augen wie Stein und einen Mund ohne Laut, fast ohne Atem.

Der Weber Staupitz, das damalige Oberhaupt der Querhovener, kam Tag und Nacht nicht aus den Kleidern. Und waren die Männer bis zum Gliederzittern ermüdet, so eilte er ins Dorf und trommelte neue Sucher von der häuslichen Arbeit weg. Er selbst aber war wie aus Stahl. Seit achtundvierzig Stunden hatten sich seine Augen noch nicht im Schlaf geschlossen. Aber er ruhte nicht, denn er hatte es sich und

allen Querhovenern auf die Seele gebunden, es koste, was es wolle, das hübelheilige Mädchen dem Wasser zu entreißen, um ihr und dem Heiligenbauer den Dank dafür abzustatten, daß sie ihnen das Leben eines neuen, höheren Geistes geschenkt hatten. So stöberten sie ohne Aufhören jeden Spalt durch, untersuchten jede Baumwurzel und ruhten selbst nicht, wenn sie auf Augenblicke an dem Ufer saßen, um wieder zu Kräften zu kommen. Denn dann sannen sie auf neue Mittel, das Lenlein doch noch in ein Grab zu retten. Am dritten Tage gegen den Abend sank doch ihr Mut. Aber Staupitz feuerte die Hoffnungslosen an, den letzten Versuch zu machen und mit dem kleinen Floß, das sie sich gezimmert hatten, einmal mitten in den Strudel zu fahren und dort mit schweren Eisenhaken an langen Seilen den unterirdischen Abfluß gründlich zu durchforschen. Staupitz stand vorn hart am Rande der zusammengeklammerten Stämme und spähte bleichen Gesichts mit überwachten, flimmernden Augen in die Tiefe. Die anderen stachen indes mit langen Stangen das Fahrzeug weiter.

So waren sie schon nahe an die Mitte herangekommen. Da verfärbte sich auf einmal der fromme Weber noch mehr, packte den Eisenhaken so fest, daß seine Knöchel weiß wurden und starrte mit allen Zeichen schauervoller Betroffenheit in die Tiefe. Denn dort sah er leibhaftig das hübelheilige Mädchen liegen, nicht kalkig, zerdunsen, leichenhaft, nein, in einem seligen Ruhen, als sei sie gar nicht tot, sondern schlafe nur. Leuchtendes Himmelsblau war wie ein schwellendes Bett unter sie gebreitet, und rot angeglühte Wölkchen standen regungslos wie verzückte Engelsgesichter um sie.

Staupitz war so ergriffen, daß er nicht sprechen konnte, sondern er winkte seine Genossen mit den Händen herbei. Die aber schüttelten die Köpfe, denn sie sahen nichts, und als sie den Weber endlich mit lauten Worten fragten, was es denn gäbe, erlosch das Bild auch in seinen Augen. Er fand die Sprache wieder und meldete, was ihm geschehen sei. Da machten sich die übrigen Männer denn sogleich daran, die Leiche der Heiligen heraufzuholen, stachen, kratzten und rissen mit Haken an dem Grunde herum. Staupitz aber saß mit großen, verklärten Augen abseits und rührte keine Hand mehr, und als sie nach langer Mühe nur ein vermodertes Stück Holz heraufbrachten, erhob er sich lächelnd und ließ sofort ans Ufer zurückfahren.

Das Floß wurde auseinandergeschlagen, die Geräte zusammengerafft. Die Querhovener gingen noch denselben Abend in den Heiligenhof und erzählten, unter welchen Umständen sie das Lenlein gesehen hätten. Dann kehrten sie erschüttert nach Querhoven zurück. Seitdem hörte man auf, nach dem Heiligenhoflenlein zu suchen. Denn von Querhoven aus verbreitete sich die Nachricht, das Sintlingerlenlein sei durch das Wasser in den Himmel

eingegangen. Und wer ein reines Herz habe, der sehe sie auf dem Grunde des Buchteiches in lauter himmlischem Gewölk liegen.

Trotzdem die Kirche diese Verherrlichung des Freitodes als einen Teufelsspuk ketzerischen Aberglaubens bekämpfte, sahen doch immer mehr das hübelheilige Mädchen verklärt im Wasser liegen und beobachteten, daß manchmal auch über Nacht aus dem finstern Wasser ein blasses Leuchten dringe.

Auch der Kräutersammler Georg Hunatay, der Märtyrer der Liebe aus dem weit entfernten Schmalenbach, erschien trotz seines hohen Alters müde, mühselig auf zwei Stöcke gestützt. Den Tag über holte er Blumen von den Wiesen, ganze Bürden voll, am liebsten die blaue Wiesenskabiose. Sobald es gegen den Abend ging, kehrte er ans Ufer des ruhigen Waldteiches zurück und warf unter leisem Singen und trauervollen, krausen Worten des Tiefsinns die Blumen ins Wasser, bis der Teichspiegel aussah wie eine einzige blühende Wiese.

Aber das Heiligenhoflenlein erschien ihm weder bei Tage noch in der Nacht. Nach drei Tagen dieses vergeblichen Totendienstes brach er in Schluchzen aus und kehrte nach Schmalenbach zurück. Nun sei die Liebe für immer auf Erden gestorben, ohne daß er sie je einmal gesehen habe, sagte er gramvoll, da sei es auch Zeit für ihn, daß er sterbe. Er schloß sein Haus und ließ sich nicht mehr blicken.

Die ganze Gegend wurde von dem Schicksal des Heiligenhoflenleins erfaßt, und alle fühlten sich aus der Seele her seltsam erhoben und erschüttert. Und als gar während einer Sonntagspredigt in der Hemsterhuser Kirche, gerade da der Pfarrer Dr. Spiller gegen den Schandtod aus verblendeter Weltliebe wetterte, eine weiße Taube im hohen Schiff aufflog, den eifernden Priester wild umkreiste, und dann durch ein Fenster ins Freie schoß, daß das Glas klirrend zur Erde fiel, nahmen auch viele Katholiken dies für ein Anzeichen der makellosen Reinheit des Sintlingerlenleins und hüteten sich, die Querhovener Menschenchristen weiter zu verspotten, weil sie Helene für eine Heilige hielten. Denn bei den Katholiken bedeutet die weiße Taube das Sinnbild des Heiligen Geistes. Da also der Pfarrer durch seine Predigt das Lenlein vom Hübel verunglimpft habe, sei der Heilige Geist an jenem Tage aus der Kirche vertrieben worden.

Durch all diese Vorgänge wurde die Schmerzverzweiflung von der Heiligenhofbäuerin genommen. Sie sah in dem Leben und Tode ihres Kindes die unabwendbare Führung göttlicher Ratschlüsse und erkannte, daß das frühe Ende des Lenleins die einzige Rettung vor dem unglücksvollen Leben bedeutete, das ihr an der Seite Peter Brindeiseners unverweigerlich beschieden gewesen wäre.

Aber wie Blumen ihre höchste Schönheit von der Sonne erhalten, so kommen die Frauen nur durch die Liebe zur tiefsten Kraft, und Johanna wäre nicht imstande gewesen, mit eigener Gewalt sich der Finsternis ihres Unglücks zu entziehen. Doch betrachtete sie ihren geliebten Andreas, den verehrten Mann, den alle noch immer den Heiligenhofbauer nannten, wie er als ein ganz Zerstörter umherging, wand sich ihr Herz vor barmherziger Liebe in der Brust, und sie duldete nie mehr, daß Schmerz und Klage sie übermannten. Allein ob sie sich auch wieder rüstig in den Tag raffte und den Sintlinger auf alle Weise ermunterte, nachdem dem Tod geopfert sei, sich auch wieder dem Leben zuzukehren, die abgründische Düsterkeit wich nicht von dem Heiligenbauern. Von seinen Lippen kam kein Wort, aus seinen Augen kein Blick. Seine Wirtschaft war nicht mehr für ihn da. Wenn er lag, schlief er nicht, und bewegte er sich, glich er doch mehr einem Abgeschiedenen.

Nur wenn er am Rand des Hügels stand und in brütender Starrheit über den Grenzweg in den Brindeisenerhof sah, kam eine solche Wildheit in ihn, daß sein Gesicht weißfleckig wurde und er mit reißenden Schritten sich von der Stelle in den Hof oder aufs Feld flüchten mußte. Aber gerade der Haß und die Rachsucht gegen das Geschlecht des anderen Fremdhofes sollte ihn auf den Weg der Erlösung führen.

Denn eines Abends stand der Sintlinger wieder vor seinem Tore und wartete in wilder Gier, daß geschehe, was er schon unzähligemal beobachtet und erlitten hatte, damit er endlich die Kraft dazu finde, das Gift auszuspeien, das ihn zerfraß.

Da sah er wieder den alten Brindeisener aus dem verfallenen Hofe schleichen, der in der Dämmerung lag, wie ein mächtiger, zusammengefaulter Reisighaufen. Der alte Anton, nun schon weit über neunzig, ging gebückt, so daß seine langen, herunterhängenden Arme mit den Fingerspitzen fast den Boden berührten und er mehr einem uralten, aufrechtgehenden Großtier ähnlich war. Manchmal blieb er stehen, schnoberte mißtrauisch in die Luft und versank dann in das Trödeln, das ihn bei einbrechender Nacht immer um den Hof führte, seit er mutterseelenallein hauste, weil Jakob im Gefängnis saß, Peter mit Mathinka Meixner irgendwohin davongegangen war und sein Weib sich seit langem wie eine vergessene Hündin im Tode von ihm verloren hatte.

Da griff er an einer halb zerfallenen Radwer umher, dort versuchte er, ein zerdorrtes Rad an einen umgesunkenen Wagen zu stecken. Baumelnde Zaunlatten drückte er in Nagelstümpfe, daß sie bis zum nächsten Windstoß für befestigt gelten konnten. Mit einer halbgestielten Düngergabel fing er an, einen Unrathaufen umzustechen, rüttelte an Gerümpelstößen, lachte höhnisch, geriet in Wut, daß sein Fluchen wie Pfeifen klang, und

mäßigte sich dann wieder in ein eintöniges, tiefes Gebrummel hinein, als sei er nur ein endloser Gang, in dem der verfangene Wind mißmutig einen Ausgang sucht.

Und wie jeden Abend fuhr er zuletzt auf, sah den Sintlinger wieder drüben im Dunkel stehen, zog seinen Leib an einem Apfelbaum gewaltsam auseinander, lachte grell und schrie dann:

„Andreas, Andreas, wo bist du? — Hahaha!"

Und da der Sintlinger nur schwieg und nur wild hinüberstarrte, fuhr er in seinem Spott fort:

„Aha, dir hat der Heilige Geist wieder in den Kopf gesch . . .! He? Nasensäufer, verfluchter Hurenbrüter."

So ging das Schimpfen fort und wurde immer grausiger, bis der Sintlinger sich gewaltsam losriß und in den Hof eilte.

Der alte Brindeisener tobte noch eine Weile und kroch endlich irgendwo durch eine Luke ins Haus. Aber damit hatte sich seine Wut noch nicht ausgespielt. In die Stube zurückgekehrt, lehnte er sich aus dem Fenster und sang nach einer improvisierten Melodie sein Hohnlied zum Heiligenhof herüber. An diesem Abend sang er: „Die Sintlinger wachsen wie Schöllkraut aus dem Dünger. Der Satan schmeißt sie in die Welt und holt sie wieder, wenn sie reif von Hundswut sind.

Bald sind sie Brandstifter, bald Teufelsfreunde und endlich blinde Huren.

Sie sollen alle im Wasser ersaufen oder an ihrem eigenen Dreck erwürgen."

Der Sintliger horchte gierig auf alles vom Bett aus, ächzte, grub wimmernd den Kopf in die Kissen und riß ihn dann wieder jäh empor.

Endlich packte ihn eine solche Wut, daß alles um ihn tanzte:

„Gut," sagte er zu sich, „ist der Tolle über mir, so hat er mich eben, und wenn ich dies wahnsinnige, alte, gröhlende Tier in einen feuernen Käfig sperre, so bedeutet das nicht mehr, als brenne ich Schwaben mit einem Span aus."

Der Haß war wie ein richtiger Taumel in ihm.

Er stieg leise aus dem Bett, kleidete sich an, steckte ein Pack Streichhölzer in die Tasche, öffnete leise die Tür und trat lautlos in den Flur, kalt, in den Klammern eines inneren Frostes. Aber, kaum glaubte er zwei Schritte gegen die hinabführende Treppe getan zu haben, als er an eine Wand rannte, so, als habe sich der Ausgang ins Freie plötzlich geheimnisvoll zugemauert. Dieser unvermutete Anprall an eine unvermutete Mauer wirkte wie ein Schlag des Entsetzens, daß der Ring der geistigen Finsternis in ihm sprang und sein Bewußtsein aus dem Taumel der Rachsucht auftauchte.

Lächelnd blieb er stehen und horchte in das nachtstille, große Haus, ob noch irgend jemand wach sei und ihn gehört habe. Es war ihm wohl, als klängen Schritte über den Hof, das Beipförtchen klirrte auch leise. Aber er hielt diese Geräusche doch nur für eine halluzinatorische Nachwirkung des überstandenen Willenskrampfes, trat in sein Zimmer zurück und schlief erleichtert ein.

Am anderen Morgen fand man die Leiche des alten Zenker hinter der Scheuer des Brindeisenerhofes liegen, die Hände verkrampft nach dem Stroh ausgestreckt, das aus einem Loche der Wand hervorquoll. Das tote Auge aufgerissen und stier, der zahnlose Mund noch immer ingrimmig zusammengebissen.

So hatte der Sintlinger in der Nacht doch nicht den Spuk seiner eigenen Schritte gehört, sondern des Greises Geist war, von den Rachestrudeln des Heiligenbauers erfaßt, zu der Brandstiftung getrieben worden, und der getreue Diener hatte dabei den Tod gefunden. Vielleicht ahnte der Sintlinger etwas von dem geheimnisvollen Zusammenhang, der zum Segen oder Fluch die ganze Welt der Menschheit beherrscht und durch den die gleichgespannten Geister im Guten und Bösen nicht isoliert, sondern miteinander verbunden sind und, ohne es zu wissen, voneinander abhängen, dergestalt, daß jede Untat durch die Kreise geheimnisvoller Wellen irgendwo einen Gleichgefährdeten tiefer in Verstrickungen spült und nichts, auch das geheimste Gute nicht, verloren geht, sondern an irgendeinem Orte als eine unfaßbare Tröstung einen gebeugten Lichtringer aufrichtet.

Als der Sintlinger sich diesen Gedanken klar zu eigen gemacht hatte, erhellten sich ihm das erstemal wieder schwach die Umrisse der Seelenwelt, die seit langen Monaten, erst in Dunkel und zuletzt in vollkommene Nacht, verschwunden gewesen war.

Deswegen rührte ihn auch das Geschwätz der Leute tiefer und anders an und ließ ihn zugleich ruhig, da geraunt wurde, der alte Zenker sei von ihm auf den Brindeisenerhof geschickt worden, dem alten Fremdbauern das Lästermaul für immer mit Feuer zuzustopfen. Er ließ seinem getreuen Wirtschafter das feierlichste Begräbnis herrichten und, weil alle Querhovener zum Grabgeleit erschienen waren, ging er mit seinem Weibe als erster hinter der Leiche wie ein Herr und Meister vor ihnen her.

Nachdem das Grab sich über dem Alten geschlossen hatte, eröffnete er seiner Frau den Entschluß, daß er nicht mehr länger auf dem Hofe seiner Väter bleiben könne, wolle er sich nicht der Gefahr aussetzen, nach allem Unglück gar noch Schimpf und Schande über sich und alle zu bringen, die mit ihm verbunden waren. Überdies, sein Leben sei abgeschlossen und ihm bleibe weiter nichts zu tun übrig, als seiner Seele zu dienen.

Wegen der Dienste, die Meixner Gottlieb ihm und seinem Lenlein erwiesen hatte, und als Dank an den alten Zenker, dessen Schwestersohn er war, übergab ihm der Sintlinger den Heiligenhof zunächst pachtweise. Nur die Wiese am Grenzwege, einige anstoßende Ackerbreiten und den Wald dahinter behielt er für sich. Dort baute er sich ein einfaches, bequemes Wohnhaus, das dem Gutswohnhaus auf dem Heiligenhof entfernt glich. Nur lief hier der Frontspieß in ein Türmchen aus und das weit herübergezogene Dach beschattete eine Altane.

Er nahm außer dem nötigen Hausrat nichts vom Hofe mit als die Glocke.

Die läutete er nun wie einst sein bekehrter Ahn, der tolle Jakob Sintlinger, mit dessen Leben seine Art und sein Schicksal eine solche Ähnlichkeit hatte. Zu allen drei Tagzeiten ließ auch er getreulich ihre Stimme ertönen.

Wohl war die andere Umgebung schuld, der nahe Wald und die langen Abhänge, die sich von drei Seiten gegen das Haus neigten, daß der Klang der Glocke nun weicher, verhaltener, wie aus der Ferne schwebend, anzuhören war.

Aber die Leute von Hemsterhus, Brederode und Querhoven, sogar bis nach Dingden hin, nachdem sie dem Geläut einige Tage gelauscht hatten, sagten, die Glocke habe durch den Umzug eine menschliche Stimme bekommen. So ungefähr habe die Schwerdtner Josefa gesungen, so unfaßbar ergreifend und weil sie sich erinnerten, daß das Leierweib, die gestorben war, erst durch das hübelheilige Lenlein einen anderen Liedton empfangen habe, entstand in kurzem die Sage, so oft der Heiligenbauer die Glocke läute, singe das tote Lenlein, seine Tochter, in den Lüften mit, und endlich geschah es, daß der Sintlinger selbst daran glaubte.

Er schloß beim Läuten die Augen und der Klang des Glöckleins führte ihn hinauf und hinaus in alle Welt. Alles war ein geheimnisvoller Wohllaut, alles in Klang getaucht, in den Klang der Stimme seines Kindes, das ihn bei Lebzeiten so tief in das Jenseitige der Welt geführt hatte, daß er heute nicht mehr verstand, was er damals gesonnen hatte. Solange sein Lenlein durch die Stimme der Glocke zu ihm sprach, überkam ihn die alte Seligkeitsempfindung des ganzen Weltallsbesitzes durch seine Seele. Die übrige Zeit lebte er nur im Zwielicht seiner einstigen Helle.

Doch kamen auch oft genug schwere Tage. Sobald dann die Glocke verklungen war, wurde sein Ohr hörnen, sein Auge stumpf, sein Kopf wie eine beinerne Nuß und sein Herz ging leer wie eine Pleuder, durch die das Getreide gelaufen ist.

Meistens fiel den alten Heiligenbauer dieses Gefühl der Weltallseinsam-

keit in den hohen Mittagsstunden an. Dann zog er wohl wie sonst sanft und göttlich an dem Glockenstrick, griff mit verschmachtetem Ohr nach dem Klang in den Lüften und ließ den Widerstoß des tönenden Schwunges durch die Arme in seine Brust rinnen. Aber das sonnenhafte Stäuben wollte nicht aus seiner Seele aufsteigen und alles in ihm blieb erstorben wie in einem verfallenen Haus. Da packte ihn jedesmal der Schmerz, daß er an dem Strick riß, wie einer, der die ganze Welt um Hilfe anruft. An solchen Tagen gellte die Glocke aus dem Heiligenwinkel wie ein verzweifelter Schrei und wimmerte sich endlich bang und wehe ins Verstummen hinein.

In Hemsterhus, Brederode und Querhoven, wenn sie die Glocke also toben hörten, verbleichten die Mütter, rissen ihre Kinder vom Spiele weg in die Stube, schlossen Tür und Fenster und sagten erschrocken: „Kommt, seid still, der Heiligenbauer schreit."

Allemal aber, wenn die Not dieser Seelenverlassenheit des Sintlingers so gestiegen war, daß er sich keinen Rat mehr wußte, so ergriff er die Hand Johannas, schloß die Augen und sagte leise: „Nun habe ich nur noch einen Wunsch auf Erden. Der Faber möchte kommen und noch einmal mit mir reden. Das ist der einzige, der mir noch helfen kann."

Darauf verbrachte er tagelang von früh bis abends auf der Altane seines Hauses, mit nichts anderem beschäftigt, als die geneigte Waldwiese hinab auf die neue Chaussee, den früheren Grenzweg, zu sehen und jeden genau zu beäugen, der vorüberging — oder fuhr. Denn es war die Faberwiese, wo er sein Altenhaus gebaut hatte, oberhalb des Tümpels, an dem er vor zwanzig Jahren einst in der Nacht den zu Tode erschöpften Herner Rebellen das erste und einzige Mal getroffen hatte.

Da saß der Heiligenbauer nun und sein Warten wurde gegen den Herbst eines Jahres so leidenschaftlich und ungeduldig, daß Johanna fürchtete, ihr lieber Andreas könne doch noch vor dem Tode mit seinem Verstande unter die Räder kommen. Denn auf die Ankunft eines Wildfremden so warten, als habe er seinen Besuch angemeldet, dünkte ihr schon nicht ganz geheuer und weil sie sich erinnerte, wie oft im Laufe der Jahre ihr Mann in Zorn und Verachtung gerade über den Faber ausgebrochen war, erschien ihr die besessene Erwartung gerade dieses Mannes oft wie der erste Anhauch einer Verrückung.

Doch die hartnäckige Sehnsucht des Heiligenbauers behielt recht.

Denn in jenem Jahre hatte sich wieder einmal das Verhältnis zwischen der Arbeiterschaft und den Unternehmern in dem rheinisch-westfälischen Industriezentrum in eine unerträgliche Spannung erhitzt, die alle Betriebe durchseuchte, daß man mit einem allgemeinen Streik größten Stiles rechnete. Unter denen, die aufs leidenschaftlichste an der Verständigung

in diesem unsinnigen Kampf arbeiteten, stand der Name Franz Fabers obenan. Und als nach langwierigsten Unterhandlungen die Ruhe wieder hergestellt war, erschien es dem Sintlinger unausweichlich sicher, daß Faber seinem verjährten Versprechen nachkommen und ihn aufsuchen mußte, obwohl der Heiligenbauer keine anderen Anstalten traf, als nur seine schmerzhafte Sehnsucht nach ihm von Tag zu Tag zu steigern. Und wirklich, in der Abendhelle des nächsten Tages sah er einen ungewöhnlich großen Mann über den Querhovener Hügel den Fußweg gegen den früheren Grenzweg zu herabsteigen und langsam und würdig wie ein König gegen seine Besitzung herankommen. Er trug den Hut in der Hand, sein langer Mantel wehte im Winde, der ihm auch manchmal den riesigen Vollbart über die Achsel trieb. An dem Strauchhaufen neben dem Tümpel blieb er eine Weile betrachtend stehen und durchschritt dann nachdenklich vollends die Wiese.

Da wußte er, daß sein Wunsch in Erfüllung gegangen sei; denn dies konnte kein andrer als Franz Faber sein.

Aber indem er sich nun schnell durch den neu angelegten Garten dem Ankömmling entgegenbewegte, um noch vor ihm am unteren Pförtchen anzugelangen, verließ ihn jede Aufregung der Erwartung. Eine weiche Aufgelöstheit bemächtigte sich des Sintlingers, und da er den Riegel des Türchens zurückschob, zitterte seine Hand und vor den Augen wurde es ihm dunkel vor Tränen.

Johanna, die den eiligen Aufbruch ihres Mannes von der Stube her bemerkt hatte, war auf die Altane getreten und sah, wie der Sintlinger dem großen Fremden die Hand entgegenstreckte. Aber noch ehe der andere sie ergreifen konnte, fing ihr Mann an zu taumeln, und der Fremde breitete die Arme aus, um ihn vor dem Umsinken zu bewahren.

Sie stieß einen Schrei aus und sprang die Stufen der Altane hinab, durch den Garten, den beiden entgegen, denn die Gute glaubte, ihrem Manne sei ein Unglück zugestoßen. Und wirklich, als sie sich den beiden eiligen Ganges näherte, sah sie den Sintlinger blaß, noch wie betäubt von halber Ohnmacht, aber doch mit beglücktem Lächeln, wenn auch geschlossenen Auges am Arme des Fremden hängend herankommen. Faber winkte ihr, sich nicht zu beunruhigen, grüßte sie gütig und gab ihr durch Zeichen zu verstehen, sich aller lauten Worte zu enthalten. Oben angekommmen, bat er sie ebenso stumm ihn mit dem Sintlinger fürs erste allein zu lassen. Dann saß er lange schweigend bei dem Erschütterten und hielt seine Hand in der seinen. Aber der Heiligenbauer sah fortwährend vor sich nieder und vermochte nicht, den andern anzusehen. Nur dann und wann ging über das Gesicht ihres Mannes ein Zug, der, aus Bitternis und Seligkeit gemischt, auch aussah, wie ein Lächeln glückvoller Unterlegenheit.

Und jedesmal wenn ein solch letzter Anfall von zerbrochenem Stolz über den Sintlinger kam, bemerkte die Bäuerin, daß der Fremde, den viele noch immer den Herner Rebellen nannten, seine Hand beruhigend auf ihres Mannes Achsel legte, und am Rucken des großen Bartes erkannte sie, daß er ihm gut zusprach. Nein, das war kein Narr, wie ihn der Sintlinger so oft gescholten, noch weniger ein böser Verführer und Zerstörer, er saß da, wie ein großer, gütiger Menschenvater und die Seele der einfachen, reinen Frau empfand, daß ihr lieber Andreas nun geborgen sei, da der Faber zu ihnen gefunden hatte. Dann ging sie von dem Fenster weg und begab sich in die Küche, um das Abendbrot zu rüsten.

Und nicht lange, so hörte sie die beiden erst leise, dann immer lebhafter miteinander sprechen.

Als sie mit dem Gericht fertig war und zu den Männern trat, erhob sich der Sintlinger, nahm ihre Hand und führte sie dem Gaste zu, indem er sprach: „Nun, lieber Faber, siehe, das ist meine Frau, meine Johanna, der treueste und beste Mensch, der all mein Leben mitgetragen hat. Liebe sie auch, sie verdient es, wahrhaftig, mehr als ich. Denn ich habe es dir ja gesagt, wie sehr ich dich in den Jahren verlacht, verhöhnt und sogar gehaßt habe und sie weiß auch davon ein Lied zu singen."

Dann setzten sich die drei zu Tisch und es wurde in Wahrheit ein festliches Mahl der Seelen. Johanna umsorgte den Gast mit einer tochterhaften Freude und der Heiligenbauer hing glänzenden Auges an seinen Lippen, so daß Faber das Herz aufging. Alle Sperrwände, die Menschen gewöhnlich um sich aufrichten, wenn sie zusammenkommen, fielen. Da sie das einfache Mahl beendet hatten, war es schon ganz dunkel geworden, und der aufgehende Mond malte bleiche Lichtkreise durch das Fenster, der nahe Wald brauste seinen leisen Traumgesang herein und die Stimme Fabers, der aus seinem Leben erzählte, ging geruhig wie das Getön eines fernen großen Wassers.

Dann erhoben sie sich. Johanna ging zu Bett. Die beiden Männer stiegen in den Garten hinab. Johanna sah sie lange bei gedämpftem Gespräch auf den Gängen hin und wieder gehen. Darauf betraten sie durch das Pförtchen die Wiese. Die Heiligenhofbäuerin hörte die Haspe klingen als falle eine silberne Kugel zur Erde. Da mußte sie beglückt lächeln und schlief ein.

In dieser Nacht gingen der Heiligenbauer und Faber an allen Plätzen umher, die ihnen bei der ersten Zusammenkunft vor zwanzig Jahren merkwürdig geworden waren, vom stillen Tümpel am Strauchhaufen überschritten sie den Graben, wandelten das kleine Tälchen entlang, stiegen zum Heiligenhof hinauf, saßen unter den Linden am Sintlingerstein, schauten auf den verfallenen Brindeisenerhof hinüber, sahen zu den Fenstern in

des Lenleins Stube und verloren sich über die hohe Kippe ein Stück in den Wald.

Der Sintlinger breitete sein ganzes Leben vor Faber aus, wie er mitten in den Wildheiten des Daseins durch die Geburt seines engelhaften Kindes erweckt und von ihr in unsagbar lichte Höhen geführt worden sei. Wie dann Dunkelheiten, Schatten und endlich Nacht ihn umfangen hätten und er nun nach dem Tode seines Lenleins verirrt und zerstört dastehe und nicht mehr wisse, wohin zu wandern sei. Der Heiligenbauer verlor die letzte Scheu und sprach von all seinem Geheimsten ohne Beschönigung und Eitelkeit.

Als er geendet hatte, legte ihm der Weise das Rätsel seines Lebens, allen Irrtum seines Geistes aus und zeigte, daß das, was ihm geschehen, notwendig ihm widerfahren mußte.

„Warum mußte es sein, daß du vor dir verschwandest, weißt du das?" fragte er.

Der Sintlinger schüttelte das Haupt.

„Nun, die Glocke, die du alle Tage läutest, tönt dir nicht ihre, nicht deine eigene Stimme und nicht deinen Geist, sondern die Stimme und den Geist deiner gestorbenen Tochter.

Und so, wie es jetzt ist, war es, als das Lenlein noch auf Erden lebte. Auch damals lebtest du ihr Leben, sannst mit ihrem Geiste und fühltest mit ihrem Herzen. Dein Leben aber, dein Geist und dein Herz blieben an dem Orte, wo sie gewesen waren, ehe dein Kind geboren wurde. Denn wie hätte es dich sonst so zerstören können. Du fandest Weisheit und wurdest nicht weise, lebtest die Tugend eines anderen Herzens, wähntest dich frei und warst gefangen.

Darum, als ein Wandel über dein Kind kam und als sie zuletzt im Tode vor deinen Augen verschwand, mußte alles sich vor dir verwandeln und verschwinden, daß du nichts mehr erkanntest, wie einer, der im Traum auf einem Wagen fährt, herunterfällt und nun nicht weiß, wo er sich befindet. Doch alles, was du gesonnen, andern gesagt und das meiste, was du gelebt hast, ist wahr und gut. Nur wisse, man kann auch auf einem Irrwege auf den Gipfel eines Berges kommen, von dem man sich allerdings dann unversehens wieder verliert.

Also, wenn du nicht weiter, wie du sagst, tot sein willst, in deinem Leben, so mußt du nun ein zweites Mal und jetzt mit eigenen Kräften erwerben, was du durch dein heiliges Kind besessen hast."

Nach diesen Worten Fabers seufzte der Heiligenbauer schwer auf und sagte dann: „Es ist hart, was du redest."

„Ja, kein Stein ist so hart, als das Leben der Menschen," fuhr Faber fort, „aber auch keine Frucht auf Erden hat seine Süßigkeit, wenn wir

es recht lenken. Denn kein Mensch darf so des anderen sein, daß er sich selbst von sich verliert, nicht der Sohn des Vaters, das Kind seinen Eltern oder die Geliebte dem Bräutigam oder wie die Alten sagten: Wenn dein Auge dich ärgert, reiß es aus und wirf es von dir. Im Tiefsten und Wahrhaftigsten ist der Mensch nur Gottes und gehört nur ihm. Denn der Mensch ist etwas so Hohes, daß er nur auf diese einzige Weise sich selbst gehören kann."

Da unterbrach ihn der Heiligenbauer mit der Frage:

„Wer ist das, Gott?"

Faber antwortete:

„Eine Frage, auf die es weder im Denken noch durch Worte einen endgültigen Bescheid geben kann, nie, nie, in alle Ewigkeit nicht, als nur im Tode, soll man nicht stellen. Denn die Verhältnisse in unserm Verstande sind nicht genau die Verhältnisse weder unseres tiefsten Wesens, noch außer uns. Aber zu diesem Geheimnis schon bei Lebzeiten zu gelangen, gibt es zwei Türen. Die eine ist das, was wir unsere Seele nennen, die andere die Welt um uns. Doch, wem Welt nicht Seele wird, findet durch sie niemals zu Gott, solange er lebt."

Es entstand eine lange Pause. Der Mond war im Untergehen und sein Licht dunstete rotfahl durch den Wald. Der Sintlinger atmete schwer und immer schwerer. Endlich fragte er: „Aber warum gab mir Gott in meinem Lenlein einen Engel und nahm sie so wieder von mir, so, so furchtbar?"

Da aber antwortete Faber ernst:

„Das Weltall tanzt nicht um den Menschen. Die Jahreszeiten scheren sich um uns nicht, nicht Sturm, Regen, Sonne und Sterne. Die Welt ist nicht unsertwegen geschaffen und kein Gott ist je auf die Erde gestiegen, uns zu erlösen. Diesen alten, eitlen Sündenwahn müssen wir abtun. Was sind denn die Schicksale der Menschen anderes, als Kreislein auf einem Teich, die vergehen und kommen?"

In diesem Augenblick ging der Heiligenbauer von Faber weg, stieg in den Graben des Weges und setzte sich dort nieder. Als Faber zu ihm trat, um zu sehen, was er mache, hörte er ihn dumpf zu sich murmeln.

„Was ist dir denn, Sintlinger? Sprich."

Endlich antwortete der Heiligenbauer gramvoll: „Faber, Faber! Alles, was du sagst, habe ich einmal gewußt. Oh, und nun ist alles ausgelöst in mir, alles, alles."

Da redete ihm der Weise tröstend und liebreich zu, faßte ihn unter den Schultern und zog ihn zu sich herauf. Dann gingen sie stumm in des Sintlingers Haus. Denn der Morgen war schon nahe und beide waren schon ermüdet.

Der Heiligenbauer gab ihm vor dem Schlafengehen noch die Tagebuchblätter, in denen vieles von dem geschrieben stand, was er gesonnen hatte, damit der Weise noch tiefer wisse, wie es um den Sintlinger stand und ihn ganz ans Lichte führen könne.

Am andern Tage blieb Faber bis nahe vor den Mittag in seinem Zimmer. Die Hausmagd, die gegen Johannas Verbot, einigemal sich an seiner Tür zu schaffen machte, fand sie immer verschlossen und endlich begannen der Heiligenbauer und sein Weib sich zu besorgen, ihrem Gaste könne etwas zugestoßen sein.

Aber gegen elf schritt er die kurze Treppe herunter auf die beiden zu, die im Hausflur standen und sich leise berieten, was zu tun sei. Er trug des Sintlingers Blätter in der Rechten und in seinem Gesicht war ein Glanz, daß es ehrfurchtgebietend und ergreifend aussah, wie ein Gebirge in dem unirdischen Licht der Höhe. Als er des Sintlingers ansichtig wurde, eilte er auf ihn zu und rief: „Bruder, was hast du gelitten! Gott und wie glücklich bist du gewesen und um wievieles wirst du noch glücklicher werden, wenn alles überwunden ist, was jetzt auf dir liegt."

Er umarmte ihn und versicherte immer wieder stürmisch und in berauschten Worten, der Heiligenbauer babe in Wahrheit die Zeit gesehen, die himmelhohe Zeit, vor der die Menschheit stehe. Der große Mann geriet in ein solch brausendes Flammen der Freude, daß der Sintlinger wie betäubt wurde und zu Boden sehen mußte. Gleich einem Menschen, der lange im Finstern gesessen und unvermutet in die hellste Sonne tritt, war ihm, ungläubig, voll furchtsamer, schmerzender Hoffnung.

So blieb es die zwei Tage, die Faber noch im Hause des Sintlinger verweilte. Aber alle tiefen Zweifel des Heiligenbauers zergingen wie Schatten in dem reinen Lichte dieses durchläuterten Geistes. Die beiden Männer redeten über alles, was den Ernst und das Suchen der Menschen seit Jahren beschäftigt, über den wahren Sinn dessen, was man heute Sünde und Tugend, böse und gut nennt, über Lohn und Strafe, das wahre Schicksal der Menschen, und immer und immer mündeten die Worte Fabers in die Versicherung, daß es eigentlich nur jubelnde, glückvolle Menschen auf Erden geben sollte. „Denn niemand bricht das Herz, wenn die Nacht kommt, keiner stirbt vor Gram wegen des Winters," sagte er gegen das Ende hin. „Aber wenn einer sein Geld verliert, wenn sein Haus abbrennt, beim Tode lieber Menschen, wegen Alter oder Krankheit geraten fast alle in ein glückloses, zerstörtes Gemüt. Und doch ist alles, was an oder in dem Menschen geschieht, so gerecht wie der Wechsel der Tag- und Jahreszeiten. Die Gerechtigkeit Gottes durchdringt alles Leben des Menschen und der Menschheit, wie dem Gesetz der Schwere alles auf Erden unterworfen ist, in einem Sinn allerdings, der unserm

Verstand nicht zugänglich ist und den man nur ahnen kann in den Augenblicken, in denen es uns gelingt, so tief in uns hineinzusinken, daß alle Gedanken wie Staub einer aufgewirbelten Straße um uns verschwinden.

Heiligenbauer, Sintlinger, und dieser göttlichen, allwaltenden Gerechtigkeit muß sich der Mensch zu seinem Leben mit den andern Menschen bemächtigen. Eher ist sein Glück nicht vollkommen auf Erden."

Und weil der Sintlinger meinte, dies könne unmöglich ein Mensch erreichen, und sei es auch der tiefste, geschweige die einfachen Leute, und demnach wären alle zu einem minderen und unvollkommenen Glück auf Erden verurteilt. Weil der Sintlinger das nicht einsehen konnte, erklärte Faber seine Lehre ausführlich, indem er zunächst an den alltäglichen Dingen der Natur bewies, an Bäumen, Tieren, Sternen, Blumen, von denen wir auch im Grunde nicht wüßten, wer und was sie seien, denen wir aber im tiefsten gerecht würden, wenn wir uns im Herzen ihrer bemächtigten, das heißt, wenn wir sie liebten. So verstehe sich auch kein Mensch selber ganz und verzeihe sich doch alles Unrecht, weil er an sich glaube und sich liebe. Was aber den einzigen Zugang zu den Wesen der Natur und uns selber bilde, das sei auch der einzige Weg, allen Menschen gerecht zu werden, der, indem man sie liebe. Denn es gäbe ja keinen bösen Menschen, sondern nur unglückliche, und der schlechteste sei zugleich der bemitleidenswerteste.

Davon redeten die beiden, als Faber von dem Sintlinger Abschied genommen hatte und wieder unter die Menschen hinauswanderte. Und der Heiligenbauer fühlte wohl, warum der große Mann grade darüber so ausführlich redete. Denn er hatte sich ja immer, am schroffsten aber in seinen letzten dunklen Jahren, von allen abgesondert. Deswegen ging er eine Weile schweigend neben ihm und blickte gedankenvoll vor sich hin.

Faber sah ihm aufmerksam zu. Dann legte er ihm die Hand auf die Achsel und sagte: „Aber niemand glaube, wenn er einmal zu dieser Liebe gekommen ist, so besitze er sie alle Tage seines Lebens bis zum Tode und dürfe nichts mehr besorgen.

Oh nein, jeden Augenblick seines Lebens stirbt der Mensch und wird neu geboren, und auch unsere Liebe muß mit jedem Tage neu entzündet werden, wie auch in jeder Sekunde die Welt untergeht und neu entsteht. Der Quellgrund, der sich nie erschöpft, der mehr als alles und doch in allem ist, oh Lieber, der ist in dir, in mir, in der Blume, im Stein, im Tier, in der Sonne. In allem ist Gott. Wie kostbar ist dies, mein lieber Sintlinger! Sei guten Mutes, die Höhe, die einst dein war, wird dir herrlicher wieder geschenkt werden."

Dann wollte Faber dem Heiligenbauer die Tagebuchblätter zurückgeben, die er versehentlich eingepackt hatte. Aber der Sintlinger bat, sie zu behalten; denn nun er ihn gehört habe, brauche er nichts anderes mehr.

Da nahmen sie noch einmal herzlichen Abschied von einander, und Faber ging im Walde weiter nach dem Rheine zu davon. Auf dem Nachhausewege übersann der Heiligenbauer das geheimnisvolle Schicksal, das ihm beschieden war, gleichsam der Vorläufer Fabers geworden zu sein, eines Mannes, den er verlacht, verhöhnt, mißachtet und zuletzt gar gehaßt hatte und der ihn in einem rätselhaften Seelenkampfe doch und zwar gleichsam durch den Widerstand überwunden, den er selber geleistet hatte.

„Ja, ja," sagte er mit glücklichem Lächeln, „so wirds vielleicht in alle Menschen-Ewigkeit bleiben. Ein jeder von uns ist immer nur der Laut der Schritte eines größeren, der nach uns kommt."

Und wie auf dem Nachhausewege ging die Saat, die Faber gesät, nun auch im ganzen Leben des Sintlingers auf. Er schloß sich in immer größerer Güte und Milde allen Menschen auf. Auch den Querhovener Menschenchristen näherte er sich mehr und mehr und diente seinen alten, tiefen Gedanken und seinem Werk, indem er sie auf alle Weise innerlich und äußerlich förderte. Gottlieb Meixner aber liebte er wie seinen eigenen Sohn und das Mayerlein, die seine Ehefrau geworden, wie seine Schwiegertochter, nachdem er erfahren hatte, daß die beiden in der Nacht vor dem Sehendwerden von seinem Lenlein zusammengegeben und gesegnet worden seien. Und als den beiden das erste Kind geboren wurde, war es ihm, als blühe ein Teil seines und Lenleins Wesen und auch das Herz seines lieben Weibes weiter auf dem Hofe seiner Väter.

Trotzdem verlangte ihn je und je nach seinem Kinde, und er läutete das Glöcklein weiter, daß des Lenleins Stimme in den Lüften erwache und es zwischen Himmel und Erde zu seiner Seele rede.

Niemals mehr kam das wilde, heisere Toben über die Glocke, daß es klang, als schreie sie verzweifelt über den Hügel. Sie tönte immer heiter wie die Stimme eines Kindes, und jetzt, wenn sich ihr Laut sanft durch die Täler und über die Hügel schwang, sagten die Leute in den Stuben zueinander: „Horcht, das Heiligenlenlein singt," hörten auf zu sprechen, traten vor die Haustür und lauschten mit betrachtsamer Erhobenheit.

Ende

1615

Deutschlands wirtschaftliche Kriegsbilanz

von Franz Oppenheimer

Der Weltkrieg hat das deutsche Reich bisher an baren Aufwendungen ungefähr 90—100 Milliarden gekostet, wenn man die Zerstörung der zeitweilig von den Feinden besetzten Grenzprovinzen (Ostpreußen und Elsaß) mit in Rechnung zieht. Dazu hat das Reich eine zweite gewaltige Last auf sich geladen in der Verpflichtung, für die Kriegsversehrten und die Hinterbliebenen der Kriegstoten zu sorgen. Wollte man nach dem Muster von 1871 für diesen Zweck einen Invalidenfonds anlegen, der bestimmungsgemäß zu der Zeit aufgezehrt sein soll, wo der letzte Berechtigte zu seinen Vätern gesammelt ist, so würde ungefähr eine Summe von wohl 30—40 Milliarden erforderlich sein. Genau läßt sie sich heute nicht schätzen, weil wir die Zahl der Versehrten und Toten nicht sicher kennen und nicht wissen, mit wieviel schweren oder leichten Kriegsfolgen wir bei den Verletzten und Kranken zu rechnen haben. Aber es kommt ja auf eine Handvoll Milliarden heute leider nicht an.

Nun gibt es viele Leute, die glauben, der Nationalreichtum Deutschlands habe sich um diese ganze ungeheuere Summe verringert. Wenn sie recht hätten, so sähe es böse aus. Denn dieser gesamte Volksreichtum wurde vor dem Kriege auf 300—350 Milliarden Mark geschätzt. Ich will diese Schätzungen hier nicht bemängeln, obgleich sie notorisch auf ganz unzureichenden Grundlagen beruhen. Nehmen wir sie als ungefähr richtig an, und rechnen wir, daß der Krieg bis zu dem leider noch nicht absehbaren Frieden alles in allem an unmittelbaren Kosten und erwachsenden Lasten 150 Milliarden verschlingen wird, so wäre die Hälfte oder etwas darunter des deutschen Nationalvermögens verloren.

Nun ist jene Meinung zum Glück falsch. Den Ausgaben für Kriegszwecke auf der einen Seite stehen Mehreinnahmen und Minderausgaben auf der anderen Seite gegenüber, so daß das Defizit beträchtlich kleiner ausfällt, als jener Pessimismus fürchtet. Wir wollen uns an einem leicht verständlichen Beispiel orientieren:

Ein wohlhabender Mann, der bisher ein Einkommen von 100000 Mark gehabt und davon 10000 Mark jährlich auf die hohe Kante gelegt hat, wird von einer schweren Krankheit befallen und ist gezwungen, sich einer Operation bei einem ersten Chirurgen zu unterziehen. Die Operation und Spitalbehandlung kostet ihn 30000 Mark: ihr folgt noch eine mehrmonatliche Nachkur zuerst in einem kostspieligen Sanatorium und dann in einem teuren Höhenkurort. Alles in allem findet sich das Erkrankungs- und Genesungs-Konto dieses Mannes, der sorgfältig Buch führt, mit

50000 Mark belastet. Die Krankheit entspricht dem Kriege, die Nachkur dem Invalidenfonds.

Ist das Vermögen dieses Patienten um die gleichen 50000 Mark vermindert? Offenbar nicht. Zunächst wollen wir uns erinnern, daß er in normalen Zeiten 10000 Mark jährlich erspart hat. Selbst wenn sonst alles beim alten geblieben wäre, hätte er also doch nur 40000 Mark eingebüßt. Die Bemerkung ist nicht unwichtig, denn man hat vor dem Kriege die jährliche Ersparnis der deutschen Volkswirtschaft auf zirka 10 Milliarden geschätzt. Wenn sonst alles beim alten geblieben wäre, hätte Deutschland bis heute in $3^1/_2$ Kriegsjahren rund $32^1/_2$ Milliarden der Kriegskosten nicht aus Verminderung seines Stammvermögens, sondern aus Mitteln decken können, die es sonst auf die hohe Kante zu legen vermochte.

So auch unser Patient, zu dem wir jetzt zurückkehren. Es ist bei ihm eben nicht alles beim alten geblieben. Die Krankheit hat ihm nicht nur Mehrausgaben, sondern auch Minderausgaben verursacht. Solange er gesund war, hielt er sich ein Reitpferd, ein Automobil, führte ein großes Haus, machte alljährlich mit seiner Familie eine oder zwei kostspielige Vergnügungsreisen, kleidete sich und die Seinen seinen gesellschaftlichen Ansprüchen gemäß usw. usw. All das ist während der Krankheits- und Genesungszeit naturgemäß sehr stark eingeschränkt worden; das Haushaltskonto weist am Jahresschluß eine beträchtlich geringere Schlußsumme auf, als in normalen Zeiten.

Nehmen wir nun an, unser Patient sei nicht Rentner, sondern Inhaber irgendeines großen Betriebes. Dann ist es durchaus möglich, daß die Mehrausgaben auf Krankheits- und Genesungskonto zu einem weiteren Teile bedeckt, bei besonderem Glück sogar überdeckt worden sind durch höhere Reineinnahmen aus dem Geschäftsbetriebe. Ja, sogar das ist möglich, daß diese Mehreinnahmen mit der Erkrankung in ursächlichem Zusammenhange stehen. Vielleicht ist unser Freund so gestärkt und erfrischt zu seiner Tätigkeit zurückgekehrt, daß er sein Geschäft in erhöhte Blüte zu bringen vermochte; vielleicht hat ihn die Beschäftigung mit medizinischen Dingen auf eine glückliche Idee gebracht oder er hat in einem Mitpatienten eine besonders wichtige geschäftliche Beziehung gefunden.

Um wieviel sein Vermögen während des Unglücksjahres sich wirklich vermindert hat, wird er bis zum Tage des Bilanzschlusses nicht genau angeben können. Er wird nur sagen können, daß es sich entfernt nicht um den ganzen Betrag vermindert haben kann, der auf Konto Krankheit verbucht ist. Dann wird er per 31. Dezember Folio für Folio seines Hauptbuches aufrechnen, Gewinn- und Verlustkonto und Bilanz aufstellen und mit einem tiefen Aufatmen sagen: „Ich bin mit einem blauen Auge davon gekommen."

Nun, auch bei unserem Deutschland ist während des Weltkrieges „nicht alles beim Alten geblieben". Auch hier hat der Krieg nicht nur die gewaltigen Mehrausgaben auf Kriegs- und Invalidenkonto gebracht, sondern er hat auf anderen Blättern des Hauptbuches Minderausgaben und Mehreinnahmen verursacht, die die eigentlichen Kriegskosten soweit aufwiegen, daß auch wir, wenn wir nach dem hoffentlich nicht mehr allzu fernen Frieden die Bücher abschließen, auch mit einem Aufatmen werden sagen dürfen: „Wir sind mit einem blauen Auge davongekommen."

Diese Bilanz heute auf Heller und Pfennig zu ziehen, ist unmöglich. Es fehlen uns die rechnerischen Unterlagen. Aber was wir wissen (zum Beispiel die Ergebnisse der Besteuerung), genügt doch wohl, um gewisse Schätzungen anzustellen, die uns gerade so beruhigen dürfen, wie unseren Patienten seine Schätzung vor dem Bilanztage tat. Versuchen wir einmal, uns solche nur approximative Bilanz zu entwerfen, indem wir uns des bekannten nationalökonomischen Denkmittels bedienen, uns eine Nation als eine Firma vorzustellen. Der britische Nationalökonom Marshall hat in diesem Sinne von John Bull & Cie. gesprochen. Wir wollen dementsprechend von Michel Deutsch & Cie. reden und uns vergegenwärtigen, was etwa der Geschäftsführer dieser Firma in der Versammlung der Teilhaber berichten würde:

„Meine Herren, die abgelaufene Epoche unserer Gebarung seit 1. August 1914 wird beherrscht durch den Weltkrieg, in den man uns verwickelt hat. Wenn Sie das Gewinn- und Verlustkonto betrachten, so finden Sie, daß das Kriegskonto auf der einen Seite mit der ungeheuren Summe von schon jetzt 95 Milliarden Mark belastet ist. Dabei müssen wir leider mit der Fortdauer dieser Ausgaben für wenigstens einige Monate rechnen. Außerdem wird die Versorgung der Kriegsversehrten und der Hinterbliebenen jährlich eine gewaltige Summe verschlingen, wohl 1½—2 Milliarden. Wenn wir diese Last kapitalisieren, so kommen wir auf Kriegskosten insgesamt, falls der Friede nicht mehr allzu lange auf sich warten läßt, von rund 140—150 Milliarden.

Da solche Ausgaben natürlich nicht aus den laufenden Einnahmen gedeckt werden konnten, sind die erforderlichen Mittel durch Kreditoperationen beschafft worden. Das Reich hat rund 60 Milliarden auf Kriegsanleihe aufgenommen, dazu kommt eine schwebende Schuld von einigen Milliarden, bestehend aus Schatzscheinen und noch unbezahlten Rechnungen für Kriegslieferungen und einem erhöhten Notenumlauf der Reichsbank. Sie finden diese Posten in der Bilanz unter den Passiven, Folio Reichsschuld.

Glücklicherweise stehen diesen Riesenposten auf Verlustkonto eine ganze Anzahl bedeutender Posten gegenüber, Mehrgewinne und Minderausgaben

im Vergleich mit den Friedensbilanzen, die das Kriegskonto zwar nicht ganz, aber doch zu einem Teile kompensieren.

Betrachten wir zunächst das Produktionskonto. Der Krieg hat auf unsere verschiedenen Betriebe sehr verschieden eingewirkt. Eine Anzahl von ihnen hat so gut wie ganz stillgelegt werden müssen, wie zum Beispiel die Seeschiffahrt, der Seehandel, Import wie Export, und große Teile des Außen-Landhandels. Ferner viele Luxusindustrien aus Mangel an Absatz und Arbeitskräften, und andere Industrien aus Mangel an unentbehrlichen Rohstoffen, vor allem im Textilzweige, wo namentlich Baumwolle und Wolle, aber auch Jute, Seide, Hanf usw. ganz fehlten oder sehr knapp waren. Andere Zweige waren und sind mit Hochdruck tätig, vor allem diejenigen, die für Kriegszwecke produzieren, namentlich Eisen- und Kohlenbergwerke, Waffen- und Munitionsindustrie, Bau von Automobilen, Feldbahnen, chemische und optische Gewerbe, Lederindustrie usw. Einige Betriebszweige, so die Stickstofferzeugung, Gummi- und Kampfererzeugung, konnten wir im großen unter günstigen Bedingungen neu einrichten.

Voll beschäftigt waren auch alle Zweige der binnenländischen Nahrungsmittelproduktion, die reißenden Absatz bei sehr guten Preisen hatten. Auch das binnenländische Transportgewerbe hat sich von der ersten Bestürzung schnell erholt und jetzt bereits den Stand vor dem Kriege überschritten.

Die Vermehrung der Güterproduktion in den durch den Krieg begünstigten Zweigen hätte noch größeren Umfang annehmen können, wenn nicht ein Mangel an einigen notwendigen Materialien bestanden hätte; so zum Beispiel leidet der Seeschiffsbau für Kriegs- und Friedenszwecke daran, daß Kupfer, Zinn und Zink, Aluminium usw. nicht in genügenden Mengen geschafft werden können. Ebenso leidet die Landwirtschaft unter dem Mangel an Kunstdüngemitteln und Kraftfuttermitteln; durch den ersten wird die Pflanzenerzeugung, durch den zweiten die Erzeugung von Fleisch- und Molkereiprodukten empfindlich zurückgehalten.

Den Mangel an Arbeitskräften, der durch die Einberufung von etwa 10 Millionen Männern des arbeitsfähigsten Alters hervorgerufen ist, konnten wir zum Teil kompensieren, und zwar durch frühere Einberufung der jugendlichen und spätere Entlassung der alten Leute, durch vermehrte Arbeitszeit und vermehrte Arbeitsanspannung, für die wir der patriotischen Haltung der Arbeiterschaft dankbar zu sein haben. Ferner haben wir viele Hunderttausende weiblicher Arbeitskräfte neu eingestellt, eine nicht sehr große Anzahl von Arbeitern aus dem neutralen Auslande und den besetzten Gebieten heranziehen können, und die zahlreichen Kriegsgefangenen, zum Teil auch deutsche Zivil-Strafgefangene, nach Möglichkeit an die Arbeit gestellt. Wo es irgend möglich war, haben wir schließlich durch Verbesserung der Maschinerie menschliche Arbeitskräfte ersetzt.

Trotz alledem ist natürlich die Gesamtproduktion der Menge nach sehr bedeutend hinter der der Friedensperiode zurückgeblieben. Aber für unsere Bilanz entscheidet nicht die Menge, sondern der Wert. Und dieser Wert ist für die meisten Produkte enorm gestiegen. Das gilt zunächst für die persönlichen Leistungen, die sogenannten „Dienste". Die Arbeitslöhne haben einen unerhört hohen Stand erreicht, so daß man zweifeln kann, ob die Gesamtsumme der an die verminderte gesamte Arbeiterschaft bezahlten Löhne geringer ist als im Frieden. Diese Mehrgeld-Einnahme des größten Teiles des Volkes, das heißt unserer Teilhaber, ist für einen Teil der Kriegsausgaben verantwortlich und kompensiert daher diesen Teil.

Das gleiche gilt für den Wert der produzierten Güter. Sie sind nicht nur im Verhältnis zu den erhöhten Arbeitslöhnen, sondern weit darüber hinaus im Preise gestiegen und haben ihren Erzeugern beträchtlich höhere Gewinne abgeworfen. Auch diese Gewinne stehen im Gewinn- und Verlustkonto einem Teil der Ausgaben auf Kriegskonto gegenüber. Alles in allem genommen, ist es vielleicht nicht allzu kühn anzunehmen, daß der Gesamtwert der deutschen Produktion während des Krieges nicht sehr viel geringer gewesen ist als während einer gleichen Friedensepoche.

Diese günstige Preisgestaltung hat das Gewinn- und Verlustkonto noch bei einem anderen Posten sehr günstig beeinflußt, und zwar beim Verkauf der Lagerbestände.

Wenn Sie unter den Aktiven der Bilanz den Posten „Inventar, Lagerbestände usw." der letzten Friedensbilanz mit dem heutigen Bestande vergleichen, so finden Sie, daß er um mehrere Milliarden abgenommen hat. Der Krieg hat Deutschland sozusagen entgütert. Nicht nur, daß unsere Läger und Speicher bei den Produzenten und im Groß- wie im Kleinhandel, in der Mühlenindustrie, wie in den Häfen so gut wie ausverkauft sind; nicht nur, daß das lebende Inventar der Landwirtschaft, weniger an Rindern, aber sehr stark an Pferden und an schlachtreifen Schweinen, einen bedeutenden Rückgang zeigt; wir haben darüber hinaus auch solche Güter, die längst aufgehört hatten, Ware zu sein, wieder in den Strom der Volkswirtschaft einbezogen, indem wir aus den Schränken und Bodenkammern der Privatwirtschaften die Vorräte an Wolle und Baumwolle, Kupfer, Zinn und Nickel herausnahmen, indem wir die Kupferdächer abdeckten usw., indem wir die Schläuche und Mäntel fast aller Automobile und Fahrräder usw. usw. im ganzen Reiche einzogen.

Wenn Sie nur die Bilanz betrachten, so erscheint es als ungünstig, daß dieser ungeheuere Posten in den Aktiven so stark gesunken ist. Wenn Sie aber den Eingang aus verkauften Vorräten, wie er aus dem Gewinn- und Verlust- Konto hervorgeht, mit dem Wert dieser Vorräte vergleichen, wie er in der letzten Friedensbilanz geschätzt war, so erkennen

Sie, daß sie viel mehr als in jener Friedensschätzung erbracht haben. Nicht nur kurante Ware ist zu sehr guten Preisen schlank abgesetzt worden, sondern auch die ältesten Ladenhüter fanden willige und gut zahlende Abnehmer. Und darüber hinaus wurden auch noch die schon völlig abgeschriebenen, in der Friedensbilanz gar nicht mehr angeführten Vorräte der Privathaushaltungen zu Gelde gemacht. Man wird diesen unerwarteten Gewinn mit vielen Hunderten von Millionen bewerten dürfen.

Zu diesen Mehreinnahmen im Gewinn- und Verlustkonto kommen nun noch eine Reihe von Minderausgaben, die sehr stark zu Buche schlagen und das Saldo günstig beeinflussen.

Der größte Posten, der hier in Betracht kommt, ist der Privatgebrauch der deutschen Familien.

Hier ist vor allem zu erwägen, daß das Reich für eine ungeheuere Anzahl von Männern die Versorgungslast übernommen hat, die sonst den Familien zugefallen wäre. Nehmen wir nur an, daß alles in allem zehn Millionen Mann im Kriegsdienst stehen, und daß es in Friedenszeiten durchschnittlich nur 50 Mark gekostet hätte, um einen erwachsenen Mann zu ernähren, zu behausen, zu bekleiden und mit Alkohol, Tabak und sonstigen Vergnügungen zu versorgen, so beträgt die Last, die das Reich auf Kriegskonto den Familienhaushaltungen abgenommen hat, um die sozusagen das Konto: Privatgebrauch der Firmeninhaber weniger belastet worden ist, monatlich eine halbe Milliarde Mark, und in den 40 Kriegsmonaten nicht weniger als 20 Milliarden, berechnet nach Friedenspreisen!

Dazu kommt nun, daß das Reich etwa eine Million Pferde in den Kriegsdienst gestellt hat. Wenn wir rechnen, daß es nur 40 Mark monatlich kostete, um ein Pferd zu ernähren und zu pflegen, so kommen wir doch rund auf eine halbe Milliarde jährlich und in den 40 Kriegsmonaten auf ungefähr anderthalbe Milliarden Mark, mit denen das Kriegskonto belastet, von denen aber das private Haushaltkonto entlastet worden ist. Rechnen wir nun noch dazu, was das Reich an Automobilen, Kraftfahrrädern usw. eingezogen hat, die sonst Privatleute unterhalten haben, und wie viele sonst privat benutzte Gebäude für Bureauzwecke, Lagerzwecke, Lazarettzwecke usw. das Reich gemietet hat, dann können wir die Gesamtheit dieser Posten für die bisherige Kriegsdauer gewiß auf zirka 22—23 Milliarden schätzen, das heißt auf etwa den vierten Teil der bis jetzt erwachsenen unmittelbaren Gesamtkosten.

Freilich ist hierbei zu bedenken, daß durch die schon erwähnte Preissteigerung für alle Güter und Dienste auch die Privathaushaltungen auf ihrer Ausgabeseite schwer belastet worden sind. Wenn sie dasselbe Quantum und dieselbe Qualität von Gütern und Diensten wie im Frieden

hätten verbrauchen wollen und können, so wäre die Ersparnis mindestens kompensiert worden, die daraus folgte, daß das Reich die Ernährung der Männer usw. übernahm. Aber die allermeisten deutschen Haushaltungen haben das Quantum und Quale der von ihnen konsumierten Dienste und Güter stark herabgesetzt. Was die große Masse anlangt, so hat sie vielfach geringere Wohnungen bezogen oder hat sich zu mehr Köpfen in den Wohnungen eingerichtet, zum Beispiel durch Hereinnahme von Kriegerfrauen und Kindern in die Familien der Eltern. Wo die alten Wohnungen beibehalten worden sind, sind vielfach die Hauswirte zu starken Mietsverzichten gezwungen worden. Jedenfalls sind an diesem Posten, der im durchschnittlichen Arbeiterhaushalt zwischen 25 und 35 Prozent der Ausgaben ausmacht, bedeutende Summen gespart worden und keinesfalls sind Mehrkosten erwachsen. Was nun die Nahrung anlangt, so zwang sich eine Verminderung der Qualität und leider oft genug der Quantität durch die Verhältnisse auf. Es ist nicht erforderlich, Sie an alle die Mittel der „Streckung" zu erinnern, die ja nichts weiter bedeuteten als eine Herabsetzung der Qualität. Es mag sein, daß von der Zeit an, wo die Aushungerungspraktiken Englands gegen uns erst eigentlich wirksam wurden, die Ausgaben für die verminderte und verschlechterte Nahrung größer waren, als in Friedenszeiten für die reichlichere und bessere: aber in den ersten zwei Kriegsjahren dürften, alles in allem genommen, die Geldausgaben für Ernährungszwecke nicht größer gewesen sein als im Frieden. Wir haben entbehrt, wir haben das, was wir erhalten, teuer bezahlen müssen: aber die Gesamtausgabe ist wohl im Durchschnitt eher unter der Friedensausgabe geblieben. (Alkoholverbrauch sonst dreiundeinhalb Milliarden.) Exakt statistisch lassen sich diese Dinge nicht fassen, zumal viele Familien der Unterklasse, die heute ungewohnt hohe Lohneinnahmen haben, trotz der hohen Preise mehr und besser essen und trinken als im Frieden.

Was für Wohnung und Nahrung der Unterklasse gilt, gilt im wesentlichen auch für die der Mittelklasse. Hier aber betraf die Einschränkung außerdem noch die Bedürfnisse des höheren Behagens. Man hat sich in Kleidung und Schuhzeug, in Neuanschaffung von Geräten und Möbeln, in Geselligkeit, Reisen, Vergnügungen und Fahrtausgaben, in Büchern, Zeitschriften und Porti — Feldpostbriefe sind portofrei! — nach äußerster Möglichkeit eingeschränkt, teils „weil der Kopf nicht danach stand," teils, weil die Preise für Kleidung usw. enorm anzogen, teils weil gewisse Dinge überhaupt nicht zu haben waren. Manch' einer würde gelegentlich eine Droschke oder ein Automobil nehmen, wenn eins zu haben wäre, und mancher hätte im Sommer eine Erholungsreise ins Ausland gemacht, wenn er einen Paß erhalten hätte.

Die reichen Klassen werden sich in der Wohnung und durchschnittlich nach einer kurzen Begeisterungsperiode wohl auch in der Nahrung kaum mehr eingeschränkt haben, als der Mangel an Stoffen es ihnen aufzwang. Aber sie haben die eigentlichen Ausgaben des Luxus aufgeben müssen. Automobile und Luxuspferde hat der Staat eingezogen; kostspielige Auslandsreisen sind unmöglich, großartige Geselligkeit verbietet der Ernst der Zeit, und so fallen auch große Toilettenausgaben fort.

Es lohnt nicht, diese Dinge noch genauer ins Auge zu fassen. Alles in allem glaube ich doch, daß trotz aller Preissteigerung das gesamte deutsche Volk auf sein Privathaushaltungskonto während der verflossenen dreiundeinviertel Jahr eine runde Summe weniger als in gleicher Friedenszeit ausgegeben hat, die ein Pessimist auf ein paar Hundert Millionen, ein Optimist auf ein paar Milliarden schätzen mag, trotz aller Preissteigerungen. Wenn Sie Zweifel haben, so wollen Sie bedenken, daß hier jede Durchschnittsersparnis pro Kopf mit 67 Millionen multipliziert werden muß. Wenn pro Kopf des Volkes jährlich 15 Mark gespart werden, so macht das fast genau eine Milliarde und in dreiundeinviertel Jahren dreiundeinviertel Milliarden aus. Es ist aber wohl möglich, — und der Erfolg der Kriegsanleihen deutet darauf hin — daß durchschnittlich pro Kopf mehr als 15 Mark, vielleicht das Doppelte oder gar Dreifache erspart worden sind.

Ein fernerer Posten der Ausgabeseite auf Gewinn- und Verlustkonto, der gegenüber den letzten Friedensabschlüssen sehr beträchtlich herabgegangen ist, ist der Posten der sogenannten faux-frais. Wir hatten erstlich kaum Streiks und Arbeitsstockungen. Wir waren ferner in Friedenszeiten gezwungen, sehr große Summen auf Geschäftspropaganda auszugeben. Die Kosten für Agenten, Reisende, Inserate und sonstige Reklame beliefen sich auf viele Hunderte von Millionen. Das ist heute so gut wie ganz fortgefallen. Die Verbindung zwischen dem Produzenten und dem stärksten aller Konsumenten, dem Reich, funktioniert heute im wesentlichen ohne Vermittler, und auch gegenüber den privaten Kunden bedarf es bei dem enormen Warenhunger der Vermittler kaum.

Schließlich ist noch auf einen sonst wenig beachteten Posten des Gewinn- und Verlustkontos aufmerksam zu machen, und das ist das Konto „Schwund, Verlust, Leckage". Dieser Posten ist gegenüber der Friedensbilanz ganz enorm gesunken. Und zwar aus zwei Gründen. Erstens sind wir in Friedenszeiten, unserem Wohlstand entsprechend, entschieden ein wenig leichtsinnig gewesen. Namentlich in den privaten Haushaltungen sind ganz ungeheuere Werte ohne Nutzen in Verlust geraten. Für Hunderte von Millionen sind zum Beispiel allein an Fetten mit dem Spülwasser fortgeschüttet worden. Auch sonst hatten wir sehr verschwenderische

Nahrungssitten. Wir haben zum Beispiel früher feine Mehle bevorzugt, das heißt fast alle Nährsalze und den größten Teil des Eiweißes in die Kleie gehen lassen; wenigstens 20 Prozent des Nährwertes unserer Kartoffeln sind durch Fäulnis und „Veratmung" in den Mieten und große Mengen ferner bei der Schälung verloren gegangen; vor allem haben wir bei der Verwandlung von Planzeneiweiß in Fleischeiweiß durch Verfütterung 50—60 Prozent der Kalorien verloren. All das haben wir nach Kräften abgestellt, und zwar nicht nur, weil wir der sonst verlorenen Stoffe dringend bedurften, sondern weil der zweite Grund der großen Sorglosigkeit der Friedenszeit fortfiel: alle diese damals verworfenen Dinge haben einen so hohen Preis erhalten, daß es heute lohnt, sie wirtschaftlich zu verwalten. Diese höhere Sorgfalt drückt sich in unserem Konto in einer erstaunlichen Ziffer aus.

Und dabei ist hier nur ein Teil der durch größere Sorgfalt geretteten Werte ausgewiesen. Ein anderer Teil steckt auf der Gegenseite im Reingewinn des Produktionskonto. Wir haben nämlich eine große Anzahl von Naturgaben und sonst als wertlos verworfene Abfallstoffe zu verwerten gelernt. Ich erinnere an die Gewinnung von Stickstoff aus der Luft, die vor dem Krieg nur in geringem Maße stattfand, an die Gewinnung von Fett aus Knochen, von Ölen aus allen möglichen Pflanzensamen und Fruchtkernen, an die Gewinnung von Gespinstfasern aus Nesseln, Stroh und anderen Pflanzen, an die Verwertung von Hefe zu Futterzwecken usw. usw.

Damit sind die Hauptposten des Gewinn- und Verlustkontos erörtert. Wenn wir demnächst in der Lage sein werden, an die Stelle der bloßen Schätzung feste Zahlen einzusetzen, dürfte sich herausstellen, daß dieses Konto mit einem Verlust abschließt, der sehr viel geringer ist, als man wohl fürchten konnte.

Betrachten wir nun die Bilanz. Wir müssen auch hier Posten für Posten vergleichen.

Unter den Passiven steht zunächst der Vermögensbestand des deutschen Volkes per 1. August 1914 mit, wie Sie bereits wissen, zirka 320 Milliarden Mark. Dazu kommen die Schulden der Nation. Die fundierte Reichsschuld stand vor dem Kriege mit rund fünf Milliarden zu Buch; sie ist seitdem durch die Kriegsanleihen auf etwa 70 Milliarden gewachsen. Gewachsen sind auch die Kreditoren. Wir sprachen schon davon, daß eine gewisse Summe von Schatzscheinen ausgegeben ist, daß der Notenumlauf der Reichsbank sich vermehrt hat. Sehr angenehm dabei ist, daß nur relativ geringe Beträge unserer Kriegsanleihen vom Auslande aufgenommen worden sind, trotzdem der bei der großen Sicherheit der Anlage enorme Zinsfuß lockte; wer heute mit holländischen Gulden oder

Schweizer Francs deutsche Kriegsanleihe kauft, hat enorme Gewinnchancen. Dieser Teil der Kriegsschuld bildet eine wirkliche Schuld Deutschlands, weil es dem Auslande geschuldet und nicht durch während des Krieges entstandene Gegenposten kompensiert wird, während es sich bei der im Inlande untergebrachten Kriegsanleihe nur um einen durchlaufenden Posten handelt.

In dieser Beziehung stehen John Bull und seine Assoziés viel ungünstiger als Michel Deutsch, weil sie in ungeheuer viel größerem Maße ihre ausländischen Kreditoren vermehrt haben.

Zu diesem Punkte ist ferner in Betracht zu ziehen, daß Städte usw. für Kriegsfürsorge sehr große Summen verausgabt haben, die ihnen zum Teil vom Reiche ersetzt werden müssen. Aber auch der Rest, soweit er nicht aus laufenden Einnahmen hat gedeckt werden können und die Schuldenlast der Kommunen und Einzelstaaten vermehrt hat, gehört unter die Passiven unserer Bilanz des Nationalvermögens.

Was nun die Aktiven anlangt, so ist zum Glück die wirtschaftliche Basis des deutschen Wohlstandes bis auf kleine Teile vom Krieg unberührt geblieben. Die Verluste, die Ostpreußen erlitten hat, sind zum größten Teil bereits ersetzt und unter Kriegskosten verbucht. Die Verluste des Elsaß werden mit etwa einer Milliarde geschätzt, die unter Passiven zu buchen sind, ebenso wie der Rest der ostpreußischen Forderung. In allen übrigen Landesteilen aber sind Felder und Forsten und Gebäude unzerstört geblieben. Unsere gesamte Gütererzeugung ist, wie schon gesagt, in vollem Betriebe. Der eine Hauptteil des deutschen Reichtums ist also im wesentlichen in seinem Bestande erhalten geblieben.

Schlimmer steht es mit dem zweiten Hauptteil des deutschen Volksreichtums, mit der menschlichen Arbeitskraft. Die Lücken, die der Krieg in den Bestand unserer Mannheit gerissen hat, sind fürchterlich. Viele Hunderttausende sind tot, noch viel mehr Hunderttausende durch Verwundung und Erkrankung in ihrer Leistungsfähigkeit geschwächt. Es ist nicht unsere Aufgabe, an dieser Stelle all der Schmerzen und des Kummers zu gedenken, die diese Verluste gebracht haben; es ist heute auch noch nicht möglich, die schicksalsschwere Frage zu beantworten, ob unser Volk durch diese Verluste als biologische Einheit unwiderruflich schwer geschädigt worden ist, um so weniger als wir heute noch nicht wissen können, ob nach dem Frieden alles geschehen wird, was möglich ist, um die entstandenen Schäden auszugleichen. Eine vernünftige Wohnungsreform, eine energische Siedlungspolitik auf dem Wege der inneren Kolonisation, eine weitherzige und reich ausgerüstete Säuglings- und Mütterfürsorge, eine starke Sozialpolitik kann Unendliches leisten und selbst unheilbar Scheinendes dennoch heilen. Aber von alledem haben wir hier

nicht zu sprechen, sondern nur von der wirtschaftlichen Seite dieser traurigen Dinge, von ihrer bilanzmäßig nüchternen Bewertung.

Wir wollen uns nicht auf statistische Spielereien einlassen und den durchschnittlichen „Wert" des Menschen berechnen, wie das der berühmte preußische Statistiker Engel einmal versucht hat. Aber das eine ist klar, daß hier Milliarden und Milliarden an Erziehungskosten verloren gegangen sind.

Jedoch auch hier nicht ohne Kompensation. Es ist während des Krieges auch unerhörte Erziehungsarbeit geleistet worden. Unzählige ungelernte Arbeiter, vor allen Dingen unsere Frauen, sind zu angelernten und sogar zu gelernten Arbeitern erzogen worden. Und wir hoffen alle, daß auch den Männern, die gesund aus dem Schützengraben zurückkommen, dieser lange harte Krieg ein Erzieher, auch in wirtschaftlichen Dingen, geworden ist, daß er sie Genügsamkeit, Anpassungsfähigkeit, Entschlußkraft und unzählige kleine Geschicklichkeiten gelehrt hat, die ihrer privaten Wirtschaft und damit der Volkswirtschaft zunutze kommen werden. Auch rein körperlich werden sehr viele von denen, die durch alle Unbilden und Strapazen hindurch gekommen sind, stärker und gewandter und das heißt höher qualifiziert als arbeitende Produzenten geworden sein. Schon das wird einen bedeutenden Teil der Erziehungs- das heißt Qualifikationsverluste kompensieren.

Dazu kommt ein Wichtiges. Qualifikation heißt wissenschaftlich nichts anderes als die Fähigkeit, ein bestimmtes Einkommen zu erwerben. Wessen Leistung höher bewertet wird, der ist höher qualifiziert. Und von diesem Standpunkt aus wird sehr wahrscheinlich die gesamte deutsche Arbeiterschaft nach dem Frieden höher qualifiziert sein, als vor dem Kriege. Man kann nicht aus der europäischen Mannheit zehn, vielleicht fünfzehn Millionen Männer der produktivsten Altersklassen durch Tod, Verkrüppelung und Krankheit ausschalten, ohne daß die Löhne gewaltig steigen; und zwar nicht nur die in Geld ausgedrückten Normallöhne, sondern selbstverständlich die in der Menge der dafür käuflichen Güter ausgedrückten Reallöhne. So wird der Wert der deutschen Arbeit nach dem Kriege, trotz der Verminderung der Zahl, wahrscheinlich größer sein als vorher; und das allein entscheidet vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus. Die erhöhte Kaufkraft dieser Masse wird einen gewaltigen neuen Binnenmarkt für die deutsche Industrie und Landwirtschaft darstellen, der den Verlust mancher Außenmärkte aufwiegen, ja mehr als aufwiegen wird.

Wir hatten vor dem Kriege rund 20 Millionen deutscher Arbeiter mit einem Gesamtlohneinkommen von rund 20 Milliarden Mark. Steigt ihr Reallohn auch nur um 25 Prozent, was wir für eine sehr pessimistische Schätzung halten, so bedeutet das einen neuen Binnenmarkt von 5 Mil-

liarden – und unser Gesamtexport im besten Jahre vor dem Kriege belief sich auf rund 10 Milliarden!

Der nächste Posten in den Aktiven ist schon erörtert worden. Die Inventur der Waren aller Art ist gegen die Vorbilanz um viele Milliarden gesunken. Das ist eine Verminderung des Vermögensbestandes, die uns nach dem Kriege entsprechende Ausgaben verursachen wird, bis die deutsche Volkswirtschaft sozusagen wieder in normalem Futterzustande ist, das heißt bis ihre Vorräte auf den erforderlichen Stand gebracht sind, der einen glatten Ablauf der Produktion und Verteilung gewährleistet.

Die Debitoren sind stark gesunken. Wir haben erstens, soweit wie wir dazu in der Lage waren, Guthaben an das Ausland in großer Menge verkauft, haben wohl auch einige Schulden für Warenlieferungen kontrahiert, die erst nach Friedensschluß fällig werden. Und wir werden zweitens gezwungen sein, sehr große Posten auf Debitoren ganz abzuschreiben oder wenigstens als unsichere Forderung auf Delcredere-Konto zu buchen. Sie kennen die wirtschaftlichen Maßnahmen, die England und seine Verbündeten gegen die deutschen Firmen in aller Welt ergriffen haben, die Liquidation der Geschäfte, den Raub der Patente usw. Vieles wird auch vielleicht im wirtschaftlichen Zusammenbruch, zum Beispiel Rußlands, von deutschen Auslandsguthaben verloren gehen. Auch der Raub unserer Seeschiffe gehört auf dieses Konto.

Wir kommen nun zu einem recht bedenklichen Posten. Wenn unsere Firma kleiner wäre, so würde man sagen müssen, daß sie während der Kriegszeit nicht die erforderlichen Abschreibungen und Rückstellungen gemacht und ihren Reservefonds nicht vermehrt hat. Ein so gewaltiger Konzern wie wir macht aber keine Abschreibungen, sowenig wie eine große Reederei ihre Schiffe versichert. Wir legen die nötigen Reserven, indem wir Jahr für Jahr aus den laufenden Mitteln die bestehenden Anlagen verbessern, ersetzen und vermehren, und dadurch den Wert unseres gesamten fixen Kapitals an Gebäuden, Maschinen, Straßen, Schienenwegen, Häfen, Schiffahrtsstraßen, rollendem Material usw. usw. nicht nur auf seinem Bestande erhalten, sondern vergrößern. Dazu haben uns in der verflossenen Epoche die Zeit, die Materialien, die Mittel und die verfügbaren Menschenkräfte schmerzlich gefehlt. Wir waren gezwungen, mit diesem kostbaren Material Raubbau zu treiben. Was hier versäumt werden mußte, muß in der Friedenszeit ohne Verzug nachgeholt werden, damit die Leistungsfähigkeit unserer Wirtschaft nicht dauernd Schaden nehme. Wir werden Milliarden aufzuwenden haben, um die Hunderttausende verfallender oder doch nur notdürftig instand gehaltener Wohnhäuser und Betriebsgebäude voll wieder herzustellen, um das sehr stark strapazierte rollende Material und den Unterbau unserer Eisenbahnen zu

voller Leistungsfähigkeit zurückzubringen, um die abgenützten Maschinen herzustellen und dort, wo sie veraltet sind, durch leistungsfähigere zu ersetzen. Wenn die Löhne, wie erwartet werden muß, stark steigen, wird gerade hier eine kolossale Neubeschaffung eintreten müssen nach dem bekannten Wirtschaftsgesetz, welches in Ländern hoher Löhne leistungsfähigere Maschinen einerseits wirtschaftlich möglich, weil rentabel macht, und anderseits dem Unternehmer aus Ersparnisgründen aufzwingt.

Alles in allem handelt es sich hier um gewaltige Summen, um die unsere Aktiven im inneren Werte gesunken sind; und wir werden die bekannten Folgen jeden Raubbaues zu tragen haben: der verspätete Ersatz und Neuaufbau wird viel teurer zu stehen kommen, als wenn er allmählich entsprechend der Abnützung vorgenommen worden wäre.

Wir haben nunmehr alle wichtigeren Posten unseres Abschlusses betrachtet und dürfen sagen, daß er weit besser ausgefallen ist, als man fürchten mußte. Die ungeheuren Kriegskosten sind zu einem großen Teile bestritten worden aus echter Ersparnis der Nation, das heißt dem Inbegriff sämtlicher privaten Wirtschaftssubjekte. Sie haben durchschnittlich mehr verdient und weniger verbraucht als in Friedenszeiten. Diese gesamten Ersparnisse sind der Reichsregierung als Kriegsanleihen zur Verfügung gestellt worden und bilden daher einen durchlaufenden Posten der Bilanz: was das Reich ärmer geworden ist, ist bis auf einen geringen Teil die Volkswirtschaft reicher geworden.

Als wirklichen Verlust des Nationalvermögens haben wir außer dem Verlust an Leben und Gesundheit zu buchen die Verringerung unseres Guthabens an das Ausland und die Vermehrung unserer Schulden an das Ausland, an sich gewaltige Posten, die aber in normaler Friedenszeit in kurzer Frist aus den normalen Ersparnissen des Volkes wettgemacht werden können. Und dasselbe gilt von dem letzten wirklichen Verlustposten, der Entwertung des fixen Kapitals der Nation.

Wenn wir zusammenfassen, so dürfen wir sagen, daß der Krieg uns empfindliche Wunden geschlagen hat, daß aber keine ins Mark geht und die Gesundheit und Wirkungskraft des Wirtschaftskörpers bedroht. Wir dürfen der Zukunft getrost entgegensehen.

Der Ansturm der Feinde ist abgeschlagen, die Grundlage der deutschen Arbeit unerschüttert. Der Frieden wird und muß in nicht allzu ferner Zukunft kommen, und dann werden wir unsere Arbeit wieder aufnehmen können und dürfen Gutes hoffen, wenn die Führung nicht versagt. Der Krieg hat uns nicht nur Wunden geschlagen, sondern auch einen reichen Gewinn an produktiven Kräften gebracht. Wir haben nicht nur eine Anzahl wichtiger Zweige der Nationalindustrie neu geschaffen, oder wenigstens hoch entwickelt, die uns von Auslandsbezügen unabhängig machen

werden, wie z. B. für Salpeter, Kampfer, hoffentlich für Kautschuk, zum Teil für Jute, vielleicht für Seide; sondern der Krieg hat auch für viele deutsche Industrien eine Propaganda gemacht, die unseren Konkurrenten noch sehr unangenehm auf die Nerven fallen wird. Die deutsche Erzeugung von Waffen, Flugzeugen, Automobilen, Seeschiffen, namentlich U-Booten für Kriegs- und Friedenszwecke, Chemikalien und optischen Instrumenten hat jede Konkurrenz geschlagen und wird den Weltmarkt noch mehr beherrschen als zuvor.

Vor allem aber hat uns der Krieg schon jetzt eine der Hauptbedingungen wirtschaftlicher Wohlfahrt gebracht: größere Eintracht und gegenseitige Anerkennung; die große volkswirtschaftliche Maschine wird mit geringeren Reibungen arbeiten. Er hat uns ferner größeres Selbstbewußtsein der großen Masse gebracht, und das wird uns die zweite große Hauptbedingung wirtschaftlicher Wohlfahrt eintragen: mehr Freiheit im Inneren, mehr Verantwortlichkeit der Führenden.

Die Bedingungen sind günstig für die Hebung des Kulturstandes der Nation. Wenn wir, und das ist zu hoffen, eine weitherzige Sozialpolitik, eine entschlossene Bevölkerungs- und Siedlungspolitik, eine vernünftige Handelspolitik haben werden; wenn uns vor allen Dingen eine Steuerpolitik der großen Züge beschert sein wird, die die Volkswirtschaft nicht lähmt, sondern befruchtet — dann gehen wir wahrscheinlich einer großen Blüte entgegen. Selbst wenn der selbstmörderische Plan unserer Gegner ins Werk gesetzt werden sollte, uns zu boykottieren, werden wir im Aufschwung des Binnenmarktes und im wachsenden Verkehr mit den Neutralen Ersatz und wahrscheinlich reichen Ersatz finden. Baugewerbe, Seeschiffbau, Exporthandel und Exportgewerbe und bald auch der Importhandel werden bis zum äußersten angespannt sein und werden uns reichlich beschäftigen, bis die Weltwirtschaft die zerrissenen Maschen ihres Netzes wieder geknüpft haben wird. Und dann wird in einem hoffentlich für lange Zeit hinaus befriedeten Europa die im Sturm erprobte deutsche Volkswirtschaft nach wie vor die erste Stelle einnehmen . . ."

Der Erste

Schauspiel von Reinhard Goering

Personen:

Antonio, Priester. Paula, ein junges Weib. Des ersteren Dienerin. Der zweiten Schwägerin. Ein Fährmannssohn, später der Verurteilte. Volk. Weiber. Henker, Henkersknecht. Kinder. Das Stück spielt im Mittelalter.

I

Zimmer

Dienerin: Es ist wahr: er braucht jeden Monat eine neue. Was er damit macht, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß er kein Freund ist von Geschriebenem oder Gedrucktem.

Schwägerin: Man sagt auch, er ist gewalttätig und streng.

Dienerin: O, er ist gut. Er ist gut wie die weiche, starke Milch.

Schwägerin: Ein solcher kann uns nicht helfen.

Dienerin: Es gibt nichts, was er nicht könnte. Es gibt weit und breit keinen, dem er nicht geholfen hätte. Er rettet sie, wo er kann. Er ist da, wenn sie nicht weiter können. Seine Seele leiht er, wo sie sie haben wollen. Am meisten aber hilft er ihnen mit den Händen und mit dem Leib. Er dient allen.

Schwägerin: Was soll ein Diener uns? Es muß ein Herr sein. Einer, der mehr ist als wir, der sie zwingt. Vor dem sie Angst hat. Denn unser lacht sie. Sie hat keine Furcht.

Dienerin: Du sprichst von der Schwester deines Mannes, sagst du?

Schwägerin: Ja, von ihr. Glaube, die ist ein Ungeheuer, sie zerfrißt mein Haus. Sie macht mein Haus eng. Eine, die tanzt, wenn ich weine, und weint, wenn wir lachen.

Dienerin: Was macht sie denn bei dir? Arbeitet sie bei dir?

Schwägerin: Wenn sie das nicht täte! Sie arbeitet, das ist verwunderlich. Aber sie macht auch mehr Unrecht als zwei.

Dienerin: Nun warte hier. Da wird er dir helfen.

Schwägerin: Wie lange bist du bei ihm?

Dienerin: Acht Jahre.

Schwägerin: Man sagt, er schweigt manchmal wochenlang und er redet kurz. Ist er schön?

Dienerin: Du hast doch deinen Mann. Was fragst du?

Schwägerin: So fragt meines Mannes Schwester immer. Von der habe ich es wohl gelernt. Sie sagt, die Schönen sind schwach und die anderen haben Kraft.

Dienerin: Du wirst ihn ja sehen und kannst selbst urteilen. O weh, weh! Was ist da? Da ist er mit dem Stier.

Schwägerin: Ei, wie er ihn hält. Bei den Hörnern. Aber er wird ihn nicht zwingen können. Der Stier drückt ihn an die Wand.

Dienerin: Er fällt, er fällt.

(Beide Frauen ab. Dann Antonio mit Schwägerin.)

Antonio: Was willst du also?

Schwägerin: Meines Mannes Schwester wohnt bei mir im Haus. Und sie reißt das Haus ein, sie schafft Mißgang, sie ist toll und wir gehen zugrund.

Antonio: Das ist Einbildung. Sprich deutlich. So leicht geht niemand zugrund.

Schwägerin: Ich weiß nicht, was es ist. Es ist alles wie wankend und nicht mehr so, wie es war, wenn sie da ist.

Antonio: Und was soll ich dabei tun?

Schwägerin: Helfen.

Antonio: Man kann nur selbst sich helfen. Daß ein anderer helfen könne, ist Einbildung bis auf sehr wenige Fälle. Warum habe ich dich noch nie gesehen?

Schwägerin: Wir sind erst seit zwei Monaten hier, mein Mann, ich und meine Schwägerin.

Antonio: Wo wohnst du?

Schwägerin: Drüben am Fluß das letzte kleine Haus.

Antonio: Gut. Jetzt kannst du gehen.

(Schwägerin ab.)

Antonio: Dieser Stier hat mich was gelehrt. Ich hatte ihn und drehte ihm den Kopf zur Seite. Wie er schielte, der Kerl! Ich hatte mit meinen Zehen eine Ritze zwischen den Steinen und stemmte gegen. Es war unfehlbar. Da lag ich im Dreck. Bauf! Dich! Kann man nicht einmal seinen eigenen Armen trauen! Was sagt das Buch dazu? Das Buch! Mich ärgert mein Auge nicht! Ich reiße es nicht aus. Ich zerreiße dies Blatt und dies. Mich ärgert anderes. Voll Einbildungen stecken wir und dunstig ist das Bild der Welt und unser selbst. Die wirklichen Dinge stecken wie Kiesel in einem Morast von falschen Lehren, Schaum, den die Sehnsucht aufbläst. Selbst unser eigenes Fleisch ist so ausstaffiert mit falschen Tugenden, verhüllt uns selbst mit blödem Beiwerk und so krank, daß wir — — — fallen und stolpern über nichts.

Ich hatte die Hörner fest in den Fingern. Ich wog ihn im rechten Knie, den Kerl. Jawohl, ich spürte deinen ganzen Widerstand im rechten Knie, mein Freund, und hahaha! stemmte hoch. Da lag ich im Dreck. Hol

dich die Pest. Warum soll ich nicht im Dreck liegen. Warum die Scheu vor dem Im-Dreck-liegen. Es ist alles Einbildung. Wir müssen Herr sein über all solchen Dunst.

(Geschrei hinter der Szene. Die Schwägerin kommt herein.)

Schwägerin: Sie schwimmt. Warum bist du nicht gekommen? Sie ist in das Wasser gegangen. Keiner hat sie getrieben. Wir sind nicht schuld. Es ist zu spät. Sie ist im Fluß!

Antonio: Daraus kann man sie doch wieder herausholen, wie!? Wo etwas maßlos ist, steckt immer ein Weib.

(Beide ab.)

2

Flußufer

Antonio: Löscht die Laternen! Wir sehen mehr in reiner Dunkelheit. Was dort treibt, ist Holz. Bestätigt's.

Leute: Ja, es ist Holz.

Antonio: Wenn sie erscheint, hole ich sie heraus. Es ist zwecklos, daß einer von euch hineinsteigt. Ihr kennt mich. Ich hole sie.

(Er beginnt sich zu entkleiden. Am anderen Ufer erscheint der Fährmann und entkleidet sich gleichfalls.)

Antonio: Holla! Wer ist das dort drüben? Warum entkleidest du dich?

Fährmann: Ich entkleide mich.

Antonio: Behalte dein Zeug am Leibe. Ich hole sie allein aus dem Wasser. Das Wasser ist kalt.

Fährmann: Das braucht niemand mir zu sagen.

Antonio: Steh ab von deinem Vorsatz. Du begibst dich ohne Not in Gefahr und wirst darin umkommen.

Fährmann: Scheu du die Gefahr. Steh du ab. Dies ist nicht dein Amt.

Antonio: Wer bist du? Kennt einer den Mann?

Leute: Es ist der Sohn vom Fährmann. Er ist der Geliebte der Ertrunkenen. Man hat sie zusammen gesehen.

Fährmann: Jawohl, das bin ich. Sie ist mein. Es ist mein Recht, sie aus dem Wasser zu ziehen. Du sollst sie mir nicht anrühren. Sie ist mein, sie hat mich geliebt.

Antonio: Das bildest du dir ein. Warum ist sie denn ins Wasser gegangen? Weiche! Störe nicht dies Rettungswerk, es gerät dir zum Übel.

(Beide steigen ins Wasser.)

Stimmen: Da kommt sie. Da schwimmt sie. Da ist sie.

Fährmann: Sie ist mein! Sie ist mein. Laß ab. Paula, hör, Paula!

Hörst du noch? Ich komme dich holen, du gehörst mir. Komm hierher, Paula!

Antonio: Du kommst zu spät.

(Zieht sie aus dem Wasser.)

Antonio: Komm, Sünderin. Das Wasser ist kalt und naß. Nichts für dich! Ist noch Leben in dir, so wollen wir es wieder wecken. Dann haben wir dich nicht umsonst aus dem Wasser geholt.

(Man hört die Schreie des Fährmanns.)

Antonio: Wer schreit so?

Leute: Es ist der Sohn des Fährmanns. Er ist fortgegangen.

Antonio: Warum schreit er so?

Leute: Er ist heftig und hat sie sehr geliebt. Lebt sie noch?

Antonio: Ja, sie lebt, sie atmet –

Leute: Sie ist warm! – Spürst du ihr Herz?

Antonio: Still. – Ich spüre das Herz. Ja, ich spüre das Herz. Schnell, wo ist das Haus, daß ich sie hintrage!

Leute: Dort ist es. Wirst du müde? Sollen wir tragen?

Antonio: Vorwärts! Was ist das – mir wird heiß. Meine Hände fangen an zu zittern! Ist das Wirklichkeit? Ist das Einbildung? Was für ein weiches Ding liegt da an meiner Brust. Es biegt sich, wo ich die Hand habe. Was ist los mit mir. Ich werde sie fallen lassen – –

Leute: Was ist dir? Wird sie dir zu schwer?

Antonio: Mir ist nichts. Schnell vorwärts!!!

Leute: Da ist das Haus. Du schwankst schon.

Antonio: Ich komme bis hin. Danke.

(Alle ab. Nach kurzem tritt Antonio wieder auf.)

Antonio: Zittern und Zittern lieben! Von dieser Puppe ging ein Feuer aus, das mir das Blut verkehrt. Es ist noch wie ein Rausch in diesen Armen. Wir tragen Vulkane in uns, glühend, verborgen, fruchtbar, ungeahnt und so eine Puppe kann sie wecken. Pest – dies war süß und so, daß ich ins Zittern kam. Was ist es? Wenn aus dem Wasser hier eine Stimme sich lockend erhöbe und ich folgte ihr, so ersöffe ich. Teufel, es ist Aufruhr und Fieber in meinen Knochen. Ich sehe nicht, was von einem Weibe kommen könnte. Doch wenn da etwas ist, was ist, so soll nur sein, was ist – mehr nicht.

(Fährmann erscheint wieder.)

Fährmann: Sie war mein. Sie war meine Braut. Sie gehörte mir

Antonio: Wer da? Wer redet dort?

Fährmann: Bist du es? Du hast angerührt, was mein ist. Du sollst es büßen. Warte!

Antonio: Du steckst voller Hirngespinste. Ich nicht. Ich werde warten.

Zimmer

Dienerin: Warst du bei ihr?

Antonio: Schweig. Nein.

Dienerin: Heute morgen sandte sie wieder die Schwägerin, du solltest kommen.

Antonio: Hast du gesagt, daß ich nicht zu ihr käme?

Dienerin: Ja. – Aber – warum nicht?

Antonio: Es bleibt dabei: ich gehe nicht zu ihr. Sie mag kommen, wenn sie etwas von mir will.

(Dienerin ab.)

Antonio: Was wissen wir von dem, der Schluß macht mit sich selbst? Kann nicht im Leben Würde so sehr getroffen werden, daß Sterben würdiger ist? Unbekümmertes, traumloses Leben ohne Einbildung! Wo ist es mehr, als wo es sich selbst bestimmt. Man tötet sich zu wenig, dünkt mich. Wahrhaft, mir ist, ich schritt im dichten Nebel und brachte Nebel. Daß mir die Augen aufgingen!!

(Dienerin tritt ein.)

Dienerin: Es ist jemand da!

Antonio: Ist wieder ein Kind krank oder eine Alte ängstlich?

Dienerin: Es ist ein junges Weib, das dich sprechen will.

Antonio: Jetzt? Nein! Doch. Laß sie herein!

(Paula tritt ein.)

Paula: Warum willst du mich nicht zu dir lassen?

(Dienerin ab.)

Paula: Bist du es, der mich gerettet hat? Du? Derselbe, ja du?

Antonio: Was fragst du noch? Was willst du?

Paula: Das! (Speit ihn an.) Wer gibt dir Recht, mich zu retten! Bist du mein Herr?! Ich schwamm gut im Wasser. Mir war wohl darin, wohl wie in keinem Bett. Was steigst du ins Wasser! Was steigst du in mein Bett! Träumer! Hast du Recht, mich aus dem Wasser zu holen. Du bist ja beinahe umgefallen, sagen sie. Steht auch in deinem Buche, daß du auch den Menschen tun darfst, was sie nicht wollen? Warum kamst du nicht zu mir? Hast du ein schlechtes Gewissen? Weißt du, was mich getrieben hat und was mich getreten hat? Du Besserer! Du Sündenvergeber. Du grüner Junge. Jungfrau!

(Speit ihn wieder an.)

Paula: Soll ich noch einmal –

Antonio: Spei!

(Paula speit ein drittes Mal.)

Paula: Was ist mit dir? Ich speie dich an und du wehrst dich nicht. Soll ich noch einmal? Warum sprichst du nicht? Warum läßt du dir alles gefallen? Warum lässest du dich anspeien? Pah! Dies ist kein Mann.

(Will gehen, kehrt zurück.)

Was hast du? Du bist bleich. Warum tust du mir nichts? Du zitterst!

Antonio: Geh.

Paula: Warum soll ich gehen?

Antonio: Geh.

Paula: Ich will – laß mich dir dein Gesicht abwischen.

Antonio: Was ich an dir tat – – – –

Paula: Was du mir tatst – –

Antonio: Ich sehe jetzt die Dinge, wie sie sind.

Paula: Was siehst du da?

Antonio: Was ich an dir tat, ist – –

Paula: Ist – –

Antonio: Was hast du vor? Warum kommst du her? Geh! Geh!

Paula: Ich glaube, was du mir tatest – ist – das – Schönste – was – mir – einer – tun – konnte. – – Hörst du!

Antonio: Was – sagst – du – ist das Schönste – das einer – dem andern tun – kann –

Paula: Sieh mich nicht an! Du! Du veränderst dich! Höre. Ich habe dich beleidigt und angespien. Ich bin ein Mensch, hörst du, dem nur Menschen helfen können. Mich hatten alle verlassen. Verstehst du?

Antonio: Nein, ich verstehe nicht.

Paula: Warum hast du mich herausgezogen!?

Antonio: Warum?

Paula: Du!

Antonio: Was geht vor mit mir?

Paula: Du!

Antonio: Was geht vor mit uns?

Paula: Was siehst du mich so an?

Antonio: Als ich dich im Arme hatte an jenem Abend – – –

Paula: Laß mich, nein, laß mich!

Antonio: Ist etwas verhängt worden über mich?

Paula: Und was war das?

Antonio: Das – was – ich – nun – tun – muß.

Paula: O du! du! du!

Antonio: Und ich glaube, das ist nicht Einbildung.

Antonio: Führ' sie herein!

(Schwägerin tritt ein.)

Schwägerin: Gott segne dich, Mann. Es ist alles gut. Es ist alles in Ordnung. Du bist uns vom guten Schicksal geschickt worden. Sie ist wie verwandelt. Kein Mensch hat geahnt, wie gut sie sein kann. Das hast du getan.

Antonio: Übertreibe nicht so, Weib. Es geht euch also besser zu Haus?

Schwägerin: Es ist alles gut. Nur bitte, laß nicht nach mit ihr. Sie soll immer wieder zu dir gehen, bis alles fest wird in ihr und damit alles immer gut bleibt. Wirst du dich ihrer weiter annehmen?

Antonio: Wenn du so bittest — —

Schwägerin: Es ist gut. Habe Dank, habe Dank.

(Ab.)

(Dienerin tritt ein.)

Dienerin: Ich muß dir sagen: Seit das Weib, das du aus dem Wasser gezogen hast, zu dir kommt, ist es nicht mehr geheuer im Haus.

Antonio: Wird dir bange unter meinem Dach?

Dienerin: Ich will nur sagen, daß jemand hier herumschleicht und späht. Bald ist er fort, bald wieder da. Türen sind auf, die man geschlossen hat, und Fenster nur angelegt, die man verriegelt hat. Ich weiß nicht, was vorgeht.

Antonio: Genügt es nicht, wenn ich es weiß?

Dienerin: Du weißt, daß einer späht und schleicht — —

Antonio: Es ist vielleicht nur Täuschung und Einbildung von dir. Sei ganz ruhig.

Dienerin: Auch du bist anders.

Antonio: Ich bin doch stets derselbe, sollte ich meinen, und werde mir auch gleich bleiben, denke ich.

Dienerin: Da höre ich jemand eintreten.

Antonio: Sag ihr, sie solle hereinkommen.

(Dienerin ab.)

(Paula tritt ein.)

Paula: So haben wir es nun erreicht! Mein Einziger, mein Süßer!

Antonio: Ja, wir sind nun am Ziel. Doch was für Namen gibst du mir?!

Paula: Darf ich dich nicht nennen, wie ich will?

Antonio: Ja, wenn du willst nur, was ich wünsche!

Paula: Einzig und allein das. Nur eins will ich für mich!

Antonio: Eins ist alles.

Paula: Wissen, daß du mich liebst.

Antonio: Närrin! Weißt du, daß Traum Traum ist? Weißt du, daß Liebe — Liebe ist, nicht ebensogut?

Paula: O ja, ich weiß! Mir ist, als könnten die Leute es mir ansehen. Und dir, sehen sie es dir nicht an? Aber die Nacht so allein dort in der Kammer am Fluß — ohne dich: das ist entsetzlich. Geht es dir nicht auch so, daß du dich sehnst?

Antonio: Warum davon reden, da es nicht anders sein kann?

Paula: Es könnte anders sein.

Antonio: Komm her, komm her auf meine Knie! Wem gehört diese Falte da? Und diese — und Bein — und Fuß — und Arm und Hand und Schoß und Mund und Aug und Ohr und Haar — —

Paula: Du bringst mich um.

Antonio: Tut es dir leid? Und diesen Ellbogen. Zeig diesen Ellbogen.

Paula: Man merkt, ich bin das erste Weib, das du hast.

Antonio: Das letzte vielleicht auch.

Paula: O, willst du mich zum Narren halten.

Antonio: Warum sollte ich anders reden, als ich es meine!?

Paula: Erzähle, was du empfandest, als du mich damals trugst. Man sagt mir, du sahest seltsam aus.

Antonio: Ich sage dir lieber, was ich empfinde, wenn ich dich jetzt trage, siehst du.

Paula: O halt, halt, halt!

(Er trägt sie ins Nebenzimmer, das Fenster wird aufgestoßen. Der Fährmann sieht herein.)

Fährmann: Ha! Ha! Ha! Ha! Ha — aaaaaaaa. Noch nicht?!

(Fährmann verschwindet. Antonio und Paula kehren zurück.)

Paula: Was für ein Lachen war das eben?

Antonio: Des unseren Echo!

Paula: Du bist nicht anders wie die anderen.

Antonio: Das ist Weibs-Weisheit.

Paula: Sie sagen, daß ich gar nicht wiederzuerkennen sei, und sie glauben, daß du mich durch deine Worte und Ermahnungen ganz in der Hand hast. Zum Totlachen, ist's nicht so?

Antonio: Nicht über andere Leute lachen!

Paula: Man hat dich an vier verschiedenen Orten gesehen diese Nacht. Ich habe es schon gehört.

Antonio: Ja, ich war auf vier Dörfern diese Nacht.

Paula: Was hast du da getan?

Antonio: Was soll ich da getan haben? Meine Pflicht!

Paula: Waren es junge? Nein, werde nicht böse. Ich will dir auch sagen, was sie noch sagen. Sie sagen, du wirst immer stärker und klüger, und ohne dich ginge es ihnen viel schlechter.

Antonio: Ja, es macht Freude, zu helfen und zu raten. Man muß mit der Tat zeigen, wie man es meint. Handeln können ist alles.

Paula: Laß mich wieder auf deinen Knien sitzen.

Antonio: Komm.

Paula: Sag, nennst du das auch deine Pflicht tun?

Antonio: Du bist des Teufels, Mädchen.

Paula: Nein, mir scheint nur, es ist ein großer Unterschied, ob ein Weib liebt oder ein Mann.

Antonio: Liebe ist Liebe, dünkt mich.

Paula: Uns ist sie alles, euch nichts.

Antonio: Liebe ist Liebe für uns, dünkt mich.

Paula: Aber –

Antonio: Aber –

Paula: Ich bin dumm. Ich bin ganz krank vor Liebe zu dir! Weißt du und wenn du dann immer – – du sollst mir eins versprechen, hörst du?

Antonio: Versprechen gar?

Paula: Daß du dich nie wieder in Gefahr begibst.

Antonio: Ich werde die Gefahr nicht suchen. Mir ist mein Leben wertvoller geworden, seit ich dich habe.

Paula: Mein Guter! Du kannst die Leute sich etwas selbst helfen lassen. Du bist nicht dazu da, dich auf ihre Leiter zu stellen, wenn es brennt.

Antonio: Sondern sie verbrennen zu lassen, wenn sie im Feuer sitzen.

Paula: Dazu bist du nicht da.

Antonio: Weiß man je, wozu man da war?

Paula: Einer für den anderen.

(Der Fährmann öffnet wieder das Fenster.)

Fährmann: Ha! Ha! Ha! Ha! Ha! – aaaaa!

(Verschwindet.)

Paula: Hu, das war grausig.

Antonio: Kennst du den Mann da?

Paula: Ich kenne diesen Mann!

5

Zimmer

Paula: Warum lügst du?

Dienerin: Ich lüge nicht. Er ist nicht da.

Paula: Er ist wieder fort! Schon wieder treffe ich ihn nicht.
Dienerin: Hat er nicht ein Recht zu gehen, wann und wohin er will?
Paula: Was habe ich dir getan?
Dienerin: Geh wieder nach Hause. Er ist nicht da.
Paula: Ich habe kein Zuhause. Ich will auf ihn warten.
Dienerin: Du und der, der hier immer herumschleicht, gehört zusammen.
Paula: Lies diesen Zettel. Das gilt für ihn so gut wie für mich. Darüber muß ich mit ihm sprechen.
Dienerin: O Himmel, wo hast du das her? Wer hat das geschrieben?
Paula: Läßt du mich nun warten?
Dienerin: Warte, solange du willst. Aber glaube nicht, daß es dir lange gut geht. Ich weiß nicht, wer du bist und was du tust, aber von dir kommt alles Übel.
Paula: Bewahre, daß durch mich Unheil käme. Es geht ihm doch gut, nicht wahr?
Dienerin: Du mußt es ja wissen.
(Dienerin ab.)
Paula: O, wir sollten die Männer in Käfige einsperren, damit wir sie länger behalten wie einen Tag. Aber sie würden uns doch hintergehen. Was tötet so wie Liebe! Doch wir sind aneinander gebunden, Verräter. Wie es dem einen ist, muß es dem andern auch sein. Was den einen trifft, soll den andern auch treffen.
(Der Fährmann öffnet die Tür.)
Fährmann: Bist du allein? Wo ist er?
Paula: Dieb, Mörder, was habe ich mit dir zu schaffen?
Fährmann: Sei still. Ich habe mit dir zu schaffen. Wart nur, was ich mit dir zu schaffen haben werde!
Paula: Was willst du mir tun? Ich habe dir nichts getan. Darf ich nicht hingehen, wohin ich will und wo es mir besser gefällt?
Fährmann: Das ist deine Schuld, daß es dir besser anderswo gefällt.
Paula: Geh, ich kenne dich nicht.
Fährmann: Kennst mich nicht. Du sollst mich kennen lernen. Ist er drin?
Paula: Rühr ihn an! Ich rate dir! Du kennst mich! Rühr du an, was du nicht anrühren sollst!
Fährmann: Ja, rühre nicht an, was du nicht anrühren sollst.
Paula: Warst du das?
(Zeigt ihm den Zettel.)
Fährmann: Kennst du meine Schrift nicht mehr?

Paula: Narr, er wird dich hinlegen, daß du Gnade und Erbarmen schreist. Pack dich!

(Fährmann ab.)

Paula: Das all ist schauerlich. Liebe ist wie ein Abgrund, über den zwei sich zueinander beugen. Wann fallen sie?

(Antonio tritt ein.)

Antonio: Da bist du ja, Paula.

Paula: Da bin ich.

Antonio: Wie lange, daß wir einander entbehrten!

Paula: Sehr lange.

Antonio: Wie schön du bist!

Paula: Findest du mich schön?

Antonio: Schöner von Tag zu Tag.

Paula: Warum lässest du mich zwei Tage allein, zwei Tage umsonst schön sein!?

Antonio: Bist du mir deshalb gram?

Paula: Wo warst du?

Antonio: Bei Leuten.

Paula: Denen du halfst.

Antonio: Soweit zu helfen war.

Paula: Für alle bist du da und allen gehörst du.

Antonio: Doch dir am meisten.

Paula: Und wo warst du gestern?

Antonio: Weit fort. Komm nun um so näher. Willst du nicht?

Paula: Es plagt mich etwas.

Antonio: Plag dich selbst nicht und du wirst nicht geplagt.

Paula: Wie weise du mit einem Male bist.

Antonio: Halte nur still.

Paula: Ich will nicht.

Antonio: So willst du nicht. Es gibt also auch solche, die nicht wollen.

Paula: Wie du mir, so ich dir.

Antonio: Also, sei gut zu mir.

Paula: Bist du es denn? Du bist –

Antonio: Was bin ich?

Paula: Ein Satan.

Antonio: Ich bin es nicht, aber glaube mir: alle haben wir etwas von ihm in uns und können es werden, wenn man uns stört.

Paula: Wenn man euch stört. Worin?

Antonio: In dem, was uns das Wichtigste ist, in dem, was wir von ganzem Herzen wollen.

Paula: Und was ist dir dieses Wichtigste?

Antonio: Es ist Geheimnis.

Paula: Willst du es mir nicht sagen? Gibt es Geheimnisse zwischen uns?

Antonio: Es ist ein Geheimnis von mir selber.

Paula: Dann sprich mit mir darüber; vielleicht wird es dir selbst dann offenbar, was es ist. Dies eine sage mir und ich will dich nie mehr plagen, nie mehr sagen, daß du mich nicht genug liebst, dich nie mehr quälen, denn ich weiß wohl, daß ich dich quäle.

Antonio: Ich weiß nicht, was es ist. Ich kann nur sagen: Der König hat weniger Beruf im Lande hier als ich. Und daraus entspringen Aufgaben gegen sich selbst und zugleich Fähigkeiten.

Paula: Du bist stolz.

Antonio: Ich werde langsam sicher meiner selbst.

Paula: Dank meiner. Es wär' schön, wenn du mich liebtest.

Antonio: Fängst du wieder von Liebe zu reden an! Verbringe ich nicht halbe Tage mit dir? Halte ich dich von meinem Bett fern, mangelt es dir an Zärtlichkeiten? Was ist es, was in deiner Einbildung wie Liebe aussieht. Du machst aus ihr einen unförmigen Berg und ein hirnloses Ding wie ein Huhn.

Paula: Und was machst du aus ihr? Was ist sie für dich?

Antonio: Vielleicht ein Ding, das man sucht, um es los zu werden.

Paula: Siehe da!

Antonio: Sicher aber eine Katze, die man an den Bettpfosten festbinden soll.

Paula: Festbinden!!

Antonio: Einer sagte: Ein Ding, das mehr bewirkt, wo es nicht ist, als wo es ist.

Paula: Festbinden, sagst du!?

Antonio: Wenn es nötig ist.

Paula: Ans Bett festbinden.

Antonio: Ist das so schlimm?

Paula: Dich reut wohl, daß du dich mit mir eingelassen hast?

Antonio: Paula! Kind, komm her. Genug Scherz. Hier faß an mein Herz. Daß es so ruhig geht, das bist du! Willst du mehr sein?

Paula: Ich will, daß du nur lebst, wenn ich lebe, daß du nur da bist, wenn ich da bin, und daß du stirbst, wenn ich sterbe.

Antonio: Was Sterben jetzt! Sprich vom Leben, das gefällt mir besser.

Paula: Der Tod steht immer hinter dem Ofen. Da lies.

(Weist das Blatt Papier.)

Antonio: Darauf lachen wir.

Paula: Lachst du!! Ein anderer würde zittern.

Antonio: Ich habe einmal gezittert, als ich dich im Arme hatte. Das ist jetzt vorbei. Jetzt gehen wir unseren Weg und fürchten niemand und nichts. Wehe, wer in den Weg tritt!

Paula: Liebster! Herrlicher! So gefällst du mir. Sind wir beide nicht zusammen wie ein Löwe und eine Löwin? Was würdest du tun, Löwe, wenn die Löwin in deinen Weg träte!?

Antonio: Du? Was sagst du da jetzt!? Man sollte euch die Zunge ausreißen, ehe man euch nimmt.

Paula: Ich glaube fast, du dachtest schon daran.

Antonio: Woran?

Paula: Daß ich dir hinderlich wäre.

Antonio: Aber du dachtest daran.

Paula: Es ist alles Einbildung, alles Einbildung, o weh!

Antonio: Fort mit den Einbildungen! Das sind unsere wahren Feinde.

(Dienerin tritt ein.)

Dienerin: Die Schwägerin ist da.

Antonio: Laß sie herein.

(Schwägerin tritt ein.)

Antonio: In dieser späten Stunde!

Schwägerin: Man sagt mir, du seiest zu jeder Stunde und für jeden zu sprechen.

Antonio: Was willst du?

Schwägerin: Allein mit dir reden.

Antonio: Geh hinaus und warte draußen.

(Paula geht.)

Schwägerin: Sie redet nachts. Sie steht auf und läuft herum und redet.

Antonio: Was redet sie?

Schwägerin: Wirres Zeug, was man nicht versteht. Nur einen Namen nennt sie immer wieder und den versteht man.

Antonio: Einen Namen?

Schwägerin: Deinen.

Antonio: Wie kommt sie dazu, meinen Namen zu nennen?

Schwägerin: Früher nannte sie oft den Namen des Sohnes vom Fährmann. Nicht soviel wie deinen. Das war ihr Geliebter.

Antonio: Was für ein Mensch ist das?

Schwägerin: Ein schöner Mann, sehr heftig. Er hatte Angst vor ihr und sie vor ihm in der ersten Zeit.

Antonio: Und was soll ich in dieser ganzen Sache, Weib!

Schwägerin: Die Leute können reden. Du mußt es ihr austreiben oder sie in dein Haus nehmen.

Antonio: Wie meinst du?

Schwägerin: Wenn sie in deinem Hause ist, wird sie nicht mehr reden nachts.

Antonio: Du kannst gehen.

(Schwägerin ab.)

Antonio: Wir sollen Lügner sein!

(Paula tritt ein.)

Paula: Was wollte sie?

Antonio: Sie sagte, daß du mich nachts rufst.

Paula: Sonst nichts?

Antonio: Nein.

Paula: Sagte sie nicht, daß du mich zu dir nehmen sollst?

Antonio: Doch, das sagte sie, doch das ist unmöglich.

Paula: Warum nicht?

Antonio: Bei dir ist es zur Raserei geworden. Du bist maßlos. Liebe ist dein Geschäft und du willst es zu meinem machen.

Paula: Ich bin, was ich bin.

Antonio: Ein Weib.

Paula: Du etwa ein Mann?

Antonio: Was sagst du da? Wenn du bei anderen Männern mehr findest, was deiner Art entspricht, so will ich dich nicht halten.

Paula: Was tun wir? Halt ein, halt ein. Komm, küß mich!

Antonio: Begreife euch wer kann!

Paula: Küß mich! Küß mich! Sag, sind wir nicht viel mehr aneinander gebunden als irgendwelche andere, durch die Schuld, die wir haben?

Antonio: Wir haben keine Schuld.

Paula: Die du hast.

Antonio: Du irrst. Ich habe keine Schuld.

Paula: Fängst du an, alles zu leugnen!

Antonio: Habe ich geleugnet, was du mir wirklich bist mit deiner Liebe?

Paula: Noch nicht.

Antonio: Nie werde ich es tun.

Paula: Ich gab mich dir ganz. Aber nie warst du ganz mein.

Antonio: Ich folgte ohne Arg dem, was uns trieb. Vielleicht ist das, was du Liebe nennst, eine Einbildung.

Paula: Ich kenne die Liebe besser als du.

Antonio: Besser als ich!

Paula: Von einem, der kein Träumer ist und der sich darauf versteht.

Antonio: Träumer ich! Wenn du sie so gut kennst, warum lehrtest du sie mich nicht?

Paula: Laß uns jetzt aufhören, flehe ich.

Antonio: So hör' doch auf! Vielleicht aber gab es in mir wirklich Dinge, die träumerischer Art waren.

Paula: Wie weh das tut. O Süßer, Böser, o, wie weh!

Antonio: Wenn sie da waren, so gab es sie. Ich habe sie getötet.

Paula: Weil du mich ungenügend befandest?

Antonio: Weil es nicht Zeit für Träume ist. Es gibt anderes.

Paula: Das ist nicht wahr. Das ist nicht wahr! Es gibt nichts anderes. Du lügst. Du willst mir weh tun. Sag, daß dies alles nicht ist und daß wir es vergessen! Ich bin ein einfaches kindliches Weib! Ich kann nicht gegen dich an. Ich liebe dich bloß und fühle mich verstoßen von dir. Darum sprich schnell. Willst du mich töten? Tu's! Willst du mich fortschicken? Soll ich gehen? Wirst du mich dann lieben, wenn ich gegangen bin? Erkennst du jetzt nicht mein wahres Wesen? Sprich, wirst du mich lieben, wenn ich fort bin und nie wiederkomme. An was denkst du? Warum sprichst du nicht?

Antonio: Was ist denn eigentlich?

Paula: Höre du! Höre, du bist in meiner Hand!

Antonio: Was meinst du damit?

Paula: Wenn ich aufmache und schreie?

Antonio: Das meinst du damit!

Paula: Liebst du mich noch?

Antonio: Wir rasen beide!

Paula: Ob du mich liebst, das will ich wissen.

Antonio: Ich glaube, man sollte euch totschlagen nach dem ersten Mal.

Paula: Was liebst du denn? Die Bauern, bei denen du herumläufst?

Antonio: Nun schweig!

Paula: Denen du den Mist fährst und die Balken schleppst und sie heimlich darüber lachen.

Antonio: Rede nicht mehr.

Paula: Warum? Was liebst du denn? Die Kinder lehren, worüber sie lachen, wenn sie groß sind?

Antonio: Stell dich nicht in den Weg!! Stell dich nicht in den Weg!

Paula: Oder Jungfrauenpflicht.

Antonio: Mein Gott, war das Liebe!

Paula: Zuviel Liebe! Zuviel! Oder — die — heimliche — oder die heimliche — Krone.

Antonio: Weib! Weib! Weib, du bist schädlich. Komm!

(Er erdrosselt sie auf einem Stuhl.)

(Der Fährmann tritt schleichend ein mit einer Axt.)

Fährmann: Erst du!

(Versetzt der toten Paula einen Hieb.)

Fährmann: Dann Du!

Antonio: Mein Freund?

(Antonio packt ihn, Leute kommen.)

Antonio: Bindet ihn. Er hat das Weib da erschlagen.

6

Zimmer

Antonio: Es ging etwas schnell. Zu sehen ist nichts. Kein Blut daran. Gefährlich und bedrohlich sind nur Schäume, Träume, Einbildung, Gesichte, Seltsamkeiten, von denen man sagt, daß sie aus Blut entstehen. Was sicher nicht wahr ist. Diese Dinge sind nichts, wenn der Geist klar bleibt und fest und weiß, wohin er will. Auf diesen Stuhl setze ich mich ganz wie früher. Die Brücken über dem Fluß sind nicht schmäler. Mit jeder Last kommt man darüber. Sie wollen Leben, als wäre Leben ein Märchen. Ich konnte lächeln als Kind wie Kinder und von meinen Händen sagt man sogar, sie seien besonders weich. Von dieser Weiche muß noch in meinen Händen sein und lächeln werden wir wieder. Nur nicht an Märchen glauben. Wer zwei tötet, muß leben für drei.

(Dienerin tritt ein.)

Dienerin: Der Bote ist da.

Antonio: Ich komme.

7

Gerichtssaal

Richter: Angeklagter, wolltest du auch den Priester erschlagen?

Fährmann: Den am meisten.

(Unruhe der Zuhörer.)

(Antonio tritt ein.)

Richter: Du sollst als Zeuge aussagen. Leiste den Eid.

(Antonio schwört.)

Richter: Sage aus.

Antonio: Ich befand mich am Tage der Tat in meinem Arbeitszimmer mit der Getöteten und war dabei, sie zu unterweisen.

Fährmann: Unterweisen. Ha Ha Ha unterweisen! Worin?

Antonio: Sie saß in dem Stuhl, den ich gezeigt habe am Fenster. Ich drehte ihr den Rücken. Plötzlich hörte ich ein Knacken und wandte mich um. Da stand der Fährmann mir mit dem Beil gegenüber. Ich machte ihn unschädlich. Dann sah ich, daß er der Getöteten einen Hieb versetzt hatte, und sah auch, daß sie tot war. Als Männer ins Zimmer kamen, übergab ich ihnen den Täter.

Richter: Es sind die Männer dort. Sie sagen aus, du habest dazu gesagt: Er hat das Weib da erschlagen.

Antonio: Das habe ich gesagt.

Richter: Du glaubst also, daß das Weib durch den Schlag mit dem Beil getötet worden ist.

Antonio: Ja — das — glaube — ich.

Richter: Es ist gut.

Fährmann: So ist es gut?

Richter: Du kannst gehen, Priester.

Fährmann: Was hast du sie gelehrt? He, worin hast du sie unterrichtet?

Antonio: Ich bitte, noch einmal reden zu dürfen.

Richter: Rede.

Antonio: Lege dem Fährmann nicht Mord zur Last, sondern Totschlag.

Richter: Warum bittest du so?

Leute: Still — Still.

(Der Fährmann ist aufgestanden.)

Fährmann: Hat er für mich gebeten? Ich weiß nicht — ? Was soll das —? Du höre: Spielst du eigentlich mit uns allen?

(Getümmel der Zuhörer.)

Antonio: Ich wiederhole meine Bitte. Kann ich jetzt gehen?

Richter: Das kannst du.

Fährmann: Ich habe sie ermorden wollen und ihn am meisten.

Richter: Ruf die Geschworenen auf, Schreiber.

Leute: Heil, Priester! Wir stützen dich. Du bist unser. Heil dir!

Antonio: Genug, genug. Laßt mich allein, Leute! (ab.)

8

Zimmer

Dienerin und eine Frau

Dienerin: Die ersten Tage war es, als ob er unter dem Schreck noch gelitten hätte. Ich hörte ihn sagen etwas wie: Das Erste ist überstanden, oder: Der Wagen ist nicht ins Rollen gekommen, oder: Es ist ein Märchen.

Aber dann hat er sich schnell erholt und jetzt sieht ihm keiner mehr etwas an von der Sache. Er arbeitet für drei.

Frau: Hat er die Kinder wieder bestellt?

Dienerin: Ja, die Kinder machen ihm jetzt eine besondere Freude und ich will dir sagen: damals, wie er so immer „Märchen" sagte, das hängt mit den Kindern zusammen.

Frau: Was für Kinder sollen denn heute kommen?

Dienerin: Die vom Dorfe drüben. Sie sind das erstemal bei ihm. Still, da kommt er zurück.

(Antonio tritt auf. Frauen ab.)

Antonio: Daß es Herbst wird nach dem Sommer, daß ein Berg noch steht am nächsten Morgen und der Fluß noch da ist, darauf kann man sich einigermaßen verlassen. Man sollte sich ebenso gut auf sich selbst verlassen können und es wäre kein Kunststück, Berge zu versetzen.

(Dienerin tritt auf.)

Antonio: Was willst du? Ich gehe gleich wieder.

Dienerin: Aber die Kinder sind doch bestellt.

Antonio: Die Kinder, ja die Kinder! Ich komme gleich zurück.

(Antonio ab. Frau zurück.)

Dienerin: So geht es Tag und Nacht.

Frau: Wenn nur der Fährmann schon gehängt wäre. Das ganze Land wartet darauf.

Dienerin: Es soll morgen geschehen. Wir wissen es, denn er soll ihn begleiten und mit ihm beten.

Frau: Da kommen die Kinder.

(Mütter mit Kindern treten auf.)

Erste Mutter: Hier bringen wir unsere Kinder.

Zweite Mutter: Was will er mit unseren Kindern machen?

Frau: Wißt ihr, daß der Fährmann morgen gehängt wird?

Erste Mutter: Geschieht ihm recht.

Zweite Mutter: Wenn man wüßte, daß einem sein Kind auch mal so etwas würde, schlüge man es lieber gleich tot, jetzt schon.

Frau: Der Fährmann wird auch eine Mutter gehabt haben und einmal so ausgesehen haben wie deins da.

Mutter: Wie meines nicht.

Mutter: Habt ihr schon gesehen, wie einer gehängt wird?

(Antonio tritt auf.)

Antonio: Brut! Brut! Gebt eure Kinder und geht.

(Weiber ab.)

Antonio: Laßt mich euch sehen. Laßt mich euch anfassen. Laßt mich euch prüfen. Du da geh auf und ab im Zimmer. Bring mir das Buch.

Dir schenke ich diesen Ball und du gib mir, was du da in der Hand hast. Gib's mir! Wie heißt du? Es ist gut. Sie sind gerade gewachsen, biegsam und unverdorben. Hoffentlich unverdorben. Es ist noch alles in gutem Zustande an ihnen. Sagt: Warum soll man nicht lügen?

(Die Kinder antworten kindlich.)

Antonio: Falsch. Ihr sollt zu stolz sein um zu lügen. Ihr seid frei geboren. Vor wem habt ihr Angst, daß ihr lügt? Es soll keine Menschen mehr geben, die Angst haben. Lügen die Berge etwa? Nichts in der Welt lügt, sondern ist wie es ist.

(Auf dem Stuhle erscheint die Gestalt Paulas.)

Antonio: Ha, wer ist das!

Kinder: Was siehst du? Warum schaust du so dorthin?

Antonio: Nichts, Kinder. Mir war, als säße dort ein Rabe auf dem Stuhl. Jetzt ist er wieder fort.

(Die Gestalt Paulas ist verschwunden.)

Kinder: Lehre uns noch etwas.

Antonio: Sag noch ein Gebot.

Kind: Du sollst nicht töten.

Antonio: Wer sagt das?

Kind: Was siehst du dorthin? Ist der Rabe wieder da?

Antonio: Mir ist nicht wohl. Kommt zu mir, Kinder. Setzt euch auf meinen Schoß. Erzählt mir etwas, faßt mich an. Erzähl: Es war einmal. Was ist mit mir? Bin ich so weit, bei Kindern Schutz zu suchen? Blasen sind Blasen. Weg damit. Geschehenes ist geschehen. Und dies war wenig gegen das, was noch zu tun ist und getan wird.

(Paulas Gestalt erscheint von neuem.)

Antonio: Haltet mich fest, Kinder. Was willst du? Warum so in liebender Gestalt? In zürnender seh ich dich besser.

Kinder: Ich fürchte mich. Laß mich. Du tust mir weh.

(Kinder gehen davon.)

Antonio: Das ist das Üble an starken Taten, daß sie aus dem Unwirklichen die Dinge locken und den Geist sich selbst entfremden, jedes Maß verändernd. Ich tue dasselbe wie sonst, doch es ist nicht mehr dasselbe. Oder ist es doch dasselbe und sagt nur meine Angst, es sei nicht mehr dasselbe? Wo ist Einbildung, wo was ist.

Geh von dem Stuhl dort, du! Sitz nicht. Sitzen ist Eigenschaft von Leib und Fleisch und Blut. Geh fort von diesem Stuhl. Ich oder du. Steh auf.

Schatten Paulas: Was mühst du dich umsonst?

Antonio: Du kannst auch sprechen! Das ist Wahn! Wahn! Ich morde dich noch einmal.

(Antonio setzt sich auf den Stuhl. Der Schatten ist verschwunden. Dienerin tritt ein.)

Dienerin: Ein Mann verlangt dich.

Antonio: Er soll kommen. Er soll kommen!!

(Antonio geht heraus und kommt dann zurück.)

Antonio: Ich wurde alles: Lügner, Mörder, Schänder. Nichts von dem allen war an mir. In diesen Morast schritt ich, um den Stoff in mir zu formen zu etwas Ganzem. Ich hoffe, ich durchschreite ihn und komme nicht um darin. Ich habe alles bestanden bisher. Nun ist der letzte Schritt zu tun, unsicherer als die anderen. Ich will ihn tun. Danach hoffe ich rein und schön dem vollen Abbild eines Menschen zu begegnen. Dann will ich diese Schale wüster Taten von mir tun und jeder unbestimmten Sehnsucht bar, die mir ein Weib erweckt hat, tun, was ich kann. Nicht mehr erschütterbar. Doch einer muß tot sein vorher.

9
Gefängniszelle

Fährmann: Hätt ich gewußt, daß er Kraft für viere hat, hätte ich ihn zuerst geschlagen und dann sie. Und weil ich das nicht wußte, soll ich hängen! Wer ist schuld an allem? Wer spielt mit allen? Ich muß ihn haben. Heda! Kommt er oder kommt er nicht. Hast du ihn rufen lassen?

(Antonio tritt auf.)

Antonio: Du verlangst nach mir.

Fährmann: Hast du Angst? Ich bin gefesselt. Komm herein. Sag, lehre mich, was du das Luder gelehrt hast, als ich es tat, und sage mir, warum du bei dem Richter für mich gebeten hast.

Antonio: Bist du in solcher Laune?

Fährmann: Du Heuchler und Schleicher, bist du nicht schuld an allem?

Antonio: Warum beschimpfst du mich? Willst du, daß ich mich morgen freue, wenn ich dich hängen sehe?

Fährmann: Du hast recht, wahrhaftig. Hör, willst du mir ausbrechen helfen?

Antonio: Warum sollte ich das?

Fährmann: Du hast wieder recht. Du bist stark, Freund — ich darf dich doch Freund nennen — du gefällst mir. Wann soll es geschehen?

Antonio: Morgen um fünf.

Fährmann: Tut es weh?

Antonio: Nicht viel mehr als ein Beilhieb.

Fährmann: Mensch, bei Gott, du gefällst mir, Kerl! Du hast deinen

Beruf verfehlt. Arme Seelen stärken, alte Weiber trösten und keine jungen. Hör' mal. Oder hast du alle so unterrichtet wie das Luder? Freund, wenn ich morgen mit fünfundzwanzig sterben soll, so habe ich doch mein Teil hinter mir. Vielleicht konntest du mich noch beneiden. Doch wer kennt euch. Warum hast du dich nicht früher gezeigt, wie du bist. Es war nicht schön, daß du mir diese grade wegnahmst, aber hätte ich dich gekannt, dir hätte ich es verziehen. Du lachst? Hollah! Dann will ich morgen auch lachen. Sag, zimmern sie schon? Was ist dir? Macht dir das Wort Zimmern solches Leibgrimmen? Höre, bewegt sind immer nur die Zuschauer!

Antonio: Ich glaube, es ist die Luft. Mir wird übel.

Fährmann: Bauer! Ich kann das Wort Luft nicht hören. Mir wird übel von deiner Übelkeit. Sag mal, sag, gehe nicht —! Die Sonne geht wohl schon unter.

Antonio: Ich — glaube — sie ging unter eben.

Fährmann: Glaubst. Du bist frei und siehst das nicht! Es soll ganz süß sein, gehängt zu werden, sagt man. Rede doch, hast du was auf dem Gewissen? Sprich dich aus. Ich erscheine morgen vor Gottes Thron. Ah, die Sonne geht unter, die Sonne geht fort. Hast du keinen Trost, du? Wie erträgst du es, zu leben, wenn ich sterbe? Steht das Dorf noch?

Antonio: Die Luft, die Luft.

Fährmann: Da hast du das Wort vor die Füße.

(Übergibt sich, Antonio geht hinaus.)

Fährmann: Ja, scher dich zum Teufel.

(Sinkt hin. Durch die offene Tür sieht man Antonio stehen.)

Antonio: Es ist alles zum Teufel. Vorsatz, Wille, Natur. Alles weg. Am liebsten hängte ich schon statt seiner.

(Antonio ab.)

Fährmann: Priester! Priester! Bist du noch da? Ich nicht! O, o! Ich schreie und jammere und liege am Boden. Mich verlangt nach dir. Komm! Du sollst kommen!

(Der Priester kehrt zurück.)

Antonio: Lieg nicht so auf dem Boden, Mensch!

Fährmann: Ich soll sterben, ich soll sterben.

Antonio: Steh auf, es gibt viel Schlimmeres als sterben, sag ich dir.

Fährmann: Geschwätz, Wahnsinn, Schwäche. Es gibt nichts Schlimmeres.

Antonio: Steh auf.

Fährmann: Gib deine Hand.

Antonio: Meine Hand! Was willst du mit ihr?

Fährmann: Gib mir deine Hand.

Antonio: Was willst du mit ihr? Sie ist voller Schuld.

Fährmann: Gleichwohl, gib sie mir.
Antonio: Laß, es klebt Blut daran.
Fährmann: Dann erst recht gib sie mir.
Antonio: Blut klebt daran, hörst du?
Fährmann: Ich weiß es.
(Antonio springt zurück.)
Antonio: Bist du wahnsinnig!
Fährmann: Ich weiß es. Deshalb darfst du sie mir nicht versagen.
Antonio: Soll ich –
(Gibt ihm die Hand.)
Fährmann: O was für eine schöne warme Hand. Mir war es, du wolltest mich eben erwürgen, aber es sah nur so aus. Was für eine gute Hand. Nicht loslassen, nicht loslassen.
Antonio: Sprich, Mann, was weißt du von mir?
Fährmann: Warum erschrickst du? Ich kann dir nicht mehr schaden. Laß nicht los.
Antonio: Sprich, was weißt du?
Fährmann: Laß mir die Hand.
Antonio: Sage oder ich lasse los.
Fährmann: Ich schwöre dir, ich weiß nichts. Aber verstoß mich nicht. Ich will so festhalten und schlafen.
Antonio: Geht es vorwärts, geht es rückwärts? Wo bin ich? Was geschieht? Wohin fahren wir? Das Schiff ist steuerlos. Ich sehe eine eintönige Masse und höre ein eintöniges Lied. Ist es letztes Wachen? Ist es schon Schlaf? Der Sand fällt und der Sand fällt. Es wird Morgen werden und hell. Warum wird es immer wieder Morgen?

10
Zelle

Fährmann (an der Wand mit ausgebreiteten Armen): Der Hase, da ist er! Die Hunde, da sind sie! Lauf, lauf, lauf, lauf, du mußt daran glauben. An dieser Wand will ich kleben, so, so. Abziehbildchen, Abziehbildchen. Ich will auf diese Wand gemalt sein.
(Geräusch. Antonio, später Knechte.)
Antonio: Wo ist er? Schnell. Jetzt schnell.
Fährmann: Langsam, langsam. Ich will auf diese Wand gemalt sein. Ich will auf diese Wand gemalt sein.
Antonio: Ohren zu. Augen weg. Schnell, nur schnell.
Fährmann: Langsam, langsam.
Antonio: Es muß geschehen, hörst du. Sei stark und suche nicht Mitleid zu wecken. Du wirst keins finden.

Fährmann: Wer ist das?
Antonio: Stirb, wie es sich gehört, hörst du!
Fährmann: Ich will an diese Wand gemalt sein.
Antonio: Teufel, Kerl! Von dir ist nichts zu erwarten.
(Knechte kommen, der Fährmann wird entfesselt.)
Knechte: Komm!
(Fährmann folgt ohne ein Wort. Sie gehen hinaus.)
Fährmann: Der da soll still sein.

II

Richtplatz

Volk. Galgen.

Erster: Sobald die Glocke läutet, verlassen sie das Gefängnis.

Zweiter: Da läutet die Glocke.

Dritter: Es wird so gemacht: Er muß auf das Gerüst gehen. Der Priester begleitet ihn und betet mit ihm. Dann kommt der Henker und zieht ihm den Sack über den Kopf. Dann spricht der Priester noch einmal mit ihm, dann bekommt er die Schlinge umgelegt, wird an den Rand geführt und dann stößt ihn der Henker hinüber.

Vierter: Still, still. Da kommen sie.

Fünfter: Da ist der Fährmann. Er ist wie Wachs. Aber Antonio ist noch bleicher.

Sechster: Das ist der Priester nicht mehr.

Siebenter: Still. Still.

(Der Zug mit dem Fährmann, Antonio, den Knechten tritt auf.)

Antonio: Hörst du, es ist alles Einbildung. Geht es jetzt? Siehst du, was die Einbildung Macht über uns hat. Geht es jetzt?

Fährmann: Ja, es geht.

Antonio: Das Unmögliche wird möglich für dich und mich.

Fährmann: Es geht ganz gut.

Antonio: Den Weg zu Ende gehen, dann ist es ein Weg.

Fährmann: Ich habe nur eine Angst, daß ich noch einmal schwach und schlapp werde im letzten Augenblick. Es ist mir so, als sei alles Schlimme jetzt verschwunden, aber ich fürchte, daß es wieder emportauchen wird.

Antonio: Es muß unten bleiben, hörst du, es muß unten bleiben. Was sein muß, muß sein.

Fährmann: Du hast kein Mitleid.

Antonio: Schweig davon. Zuviel vielleicht.

Fährmann: Warum aber muß es sein?

Antonio: Steh nicht still. Geh weiter. Schwanke nicht, hörst du, schwanke nicht.

Fährmann: Ich habe ihn gesehen, meine Beine wollen nicht mehr.
Antonio: Was hast du gesehen?
Fährmann: Ihn.
Antonio: Ist es so schlimm? Die Menge sieht dich; halte dich aufrecht.
Fährmann: Meine Beine wollen nicht mehr. Sie wollen nicht.
Antonio: Es wird mir zuviel. Willst du noch, daß ich dich trage? Mach ein Ende. Komm.
Fährmann: Mir ist ganz kalt im Leib.
Antonio: Mann, stirb, wie es sich ziemt zu sterben; wenn du das nicht kannst, schlag keinen tot.
Fährmann: Ich komme schon.
Erster Mann: Sieht es nicht aus, als zerrt er ihn zum Galgen?
Zweiter Mann: Unsinn, er hat selbst für ihn zweimal gebetet.
Antonio: Es ist alles nur Einbildung, höre. Der Galgen, deine Furcht davor, der ganze Krempel. Alles!
Fährmann: Ich bin schon tot.
Antonio: Es sind nur noch sieben Schritte.
Fährmann: Sieben Schritte, nein, nein. Ich will nicht. Wer hilft mir. Niemand.
Antonio: Schrei nicht so.
Fährmann: Ich will nicht. Nein, man soll mich nicht so hart anfassen. Ich will nicht so hart angefaßt werden.
Antonio: Tut ihm nicht weh.
Fährmann: Noch ein Schritt. Geh du vor. Du zitterst.
Antonio: Ich zittere nicht.
Fährmann: Warum zitterst du so?
Antonio: Laß uns zusammengehen.
Fährmann: Jetzt geschieht es. Jetzt geschieht es.
(Sie besteigen das Schafott.)
Antonio: Es ist alles Einbildung. Es ist alles Einbildung. Es ist unnötig, daß ich zittere, wenn einer zittert, den ich beseitigen muß. Es ist falsches Mitleid, das an mich heranwill und mich vergessen machen möchte, weshalb es alles sein muß, wie es ist. Ein anderer Weg war nicht. Mach schnell, Mann.
Fährmann: Ha Wa – Wa – Wa – Wa
Antonio: Wie?
Fährmann: Ha – Wa – Wa – Wa – Wa.
Antonio: Zuviel. Die Zunge versagt ihm.
(Richter verliest das Urteil.)
Antonio: Dies Elend zu sehen wird mich schwach machen. Was alles dazu gehört! Dies Elend ruft mein Blut auf gegen mich.

Knecht: Nun kommt dein Amt, Priester.

Antonio: Mich beginnt dieser Mühe zu ekeln und dieses ganzen Spieles.

Knecht: Wir tun ihm den Sack schon über.

Antonio: Er schreit nicht. Warum schreit er nicht?

Knecht: Er ist fertig. Nun schnell bete mit ihm.

(Antonio tritt an den mit dem Sack Bedeckten.)

Antonio: Hörst du mich? Komm, hör mich, Mann. Ich habe dir noch etwas zu sagen. Jetzt ist es so weit, daß ich es sagen muß. Kannst du nicht mehr sprechen? Ist es so entsetzlich da drin? Du da im Sack. Du hast doch töten wollen. Ist es da nicht recht, daß du wieder getötet wirst? Schnell sag mir: Die Menschen sind nicht so, wie sie sich machen. Hörst du? Sie sind nur verblendet durch Einbidungen, aber sie fühlen alles und wollen nichts Böses tun, wenn sie wissen, daß es böse ist. Ich will das auch nicht. Sprich! Hast du solche Angst? Ich kann noch zurück. Es ist ein Sack, kein Mensch mehr. Sie mögen ihn hängen. Er ist schon tot. Es ist alles Einbildung.

Knecht: Mach schnell, Priester.

Antonio: Langsam. Hörst du? Es wäre vielleicht noch Zeit. Es ist noch Zeit. Halt! Halt!

Knecht: Bist du fertig, Priester?

Antonio: Langsam. Es ist alles Einbildung, was ich dachte und wollte und glaubte zu können. Aber dies kann ich nicht.

Knecht: Fertig. Faßt ihn an. Fort, Priester!

(Der Sack fällt um.)

Antonio: Ha! Halt! Zurück. Das kann ich nicht! Halt. Haltet einen Augenblick ein, Leute. Ich bin ich und habe hier ein Wort zu sagen. Laß ihn los, Mann. Rühr keinen Unschuldigen an. Ich habe diesem da etwas zu sagen, was von Belang ist.

Der Arme da im Sack, jawohl, der arme Arme ist unschuldig, dessen, wessen ihr ihn zeiht. Hier steht der Mörder. Der Verletzer jedes Gesetzes, der Lügner und Schänder, der nichts unversucht ließ und nichts heil. Was ihr von mir hieltet und sahet und glaubtet, war Einbildung, wie das, was ich von mir hielt, sah und glaubte. Für Pflicht hielt ich es bis diesen Augenblick, was ich wollte. Aber es ist Einbildung gewesen. Das Zittern dieses Menschen da hat mich belehrt. Was glotzt ihr Leute? Ja, was versteht ihr davon! Wenn ich euch sage, daß diese Sekunde frei ist von Einbildung, dann haltet ihr es für ein schönes Wortspiel und denkt an eure Groschen! Eurer einer, eurer keiner! Ich danke für das Leben. Der Henker ist fort. Ich werde mich selbst henken.

Aus meinem Leben

von Jakob Schaffner

Ich bin ohne mein ausdrückliches Zutun doch auch ohne eigentliche Weigerung meiner Person zur Welt gekommen am 14. November 1875 in Basel. Hätte ich gewußt, welche freundlichen oder ehrgeizigen Möglichkeiten mich im Leben erwarteten, so würde ich, wie ich mich kenne, durch unnötige Eile den ersten Schritt in Verwirrung gebracht haben, und hätte ich etwas von der Kälte und Säure der Atmosphäre geahnt, in die ich bald fallen sollte, so hätte ich deshalb nicht das ganze Geschäft zu hintertreiben gesucht, denn dafür bin ich zu neugierig, aber ich hätte das Datum noch um acht oder vierzehn Tage hinausgeschoben, um mir in aller Eile wenigstens eine dickere Haut anzuschaffen. Nun, das ist alles nicht geschehen, und so erschien ich gesammelt und dünnhäutig, um zu sehen, was es gebe und was zu machen sei. Zunächst bekam ich nur Schönes zu sehen, denn meine Mutter war eine ansehnliche Frau und mein Vater ein Gärtner und selber kein häßlicher Mann, und zu machen blieb mir wenig, da meine Eltern alles vorderhand noch selber taten. Mein erstes wirkliches Geschäft bestand in der Hut meiner nachgeborenen Schwester, und das mißfiel mir augenblicklich, da es mich in meiner Freiheit behinderte und meine Schwester ein schwarzer, eigensinniger und ewig zeternder kleiner Weiberbalg war. Zwei Pfarrerstöchter, die mir schön vorkamen wie Engel, brachten mir die ersten Wissenschaften und Empfindungen von der hohen Erscheinung Christi bei und plagten mich mit den ersten Kirchenliedern. Mein erster Traum, von dem ich weiß, hat denn auch mit der Kreuzigung Jesu zu tun; ich sah ihn leidvoll sterben und half ihn abnehmen, um ihn in unserm Garten zu begraben. Als ich aber acht Jahre zählte, war alles, Garten, Vater, Mutter, Pfarrerstöchter und die erste Freundin meiner Jugend samt meiner Schwester und dem badischen Rangierbahnhof, in dessen Nähe unser Garten lag, ein schöner Traum, der weit hinter mir lag, mein Vater tot, meine Mutter mit meiner Schwester nach Amerika ausgewandert, und ich meinen mütterlichen Großeltern im Badischen zur Erziehung übergeben. Ich bin protestantisch getauft, meine Mutter war katholisch, und in Wyhlen, so hieß der Wohnort meiner Großeltern, bekam ich den ersten Begriff von katholischem Wesen. Ich wurde Meßknabe und schwang das Weihrauchfaß und die silbernen Glöckchen Sonntags in der Kirche und wochentags manchmal frühmorgens in der Waldkapelle zum Himmelreich. Tagsüber begleitete ich meinen alten kleinen Großvater, einen ehemaligen Freischärler, der 1848 mit der Sense dabei

gewesen war, über die Felder und durch die Wälder seinen Maulwurfsjagden nach, und abends erzählte meine ebenfalls kleine gichtbrüchige Großmutter bei Lampenlicht Geschichten. In der Dorfschule war ich der Erste. Freundschaften hatte ich auch, besonders weibliche, und so hätte es mir in Wyhlen lange gefallen, aber mein Schicksal hatte es mit mir anders vor. Der Pfarrherr, dessen herrschaftlichen Garten — so etwas gibt es in Basel, das auch sonst eine eigenartige und tiefsinnige Stadt ist — mein Vater besorgt hatte, glaubte gegen meinen Vater die Pflicht zu haben, meine Zukunft nach seinen, des Pfarrherrn Anschauungen weiter zu leiten, und so lieferte mich der Großvater eines Tages in der Armen-Kinder- und Schullehreranstalt Beuggen ab, in welcher man sich nach dem Wort ihres Begründers, Christian Heinrich Zellers, beugen mußte mit zwei „g". Diese Beugung begann natürlich augenblicklich, doch wurde sie von meinem zarten Alter noch nicht sofort persönlich hart empfunden, abgesehen eben von dem einen Umstand, daß ich fortan an einem engen Platz von Burgmauern eingeschlossen fern vom Leben der andern als kleiner grüner protestantischer Jesuitenzögling lebte. Gott lag nahe und drückend über dem Ganzen. Sein Stellvertreter auf Erden war ein schwerer gichtbrüchiger Mann gegen die Sechzig, der getragen werden mußte. Da er uns längst nicht mehr nachlaufen konnte, war diese feinste Aufgabe eines Erziehers dem Büttel überlassen, der meistens ein Bürstenbindergeselle war, da wir tagsüber mit Bürstenbinden beschäftigt wurden, die Kleineren mit dem Zurüsten der Schweineborsten. Wir hatten nacheinander deren drei, Peret, Hunziker, Ludin. Peret war hastig und auffahrend, aber menschlich, Hunziker seelengut und von uns leidenschaftlich geliebt, Ludin ein muskulöser, kurzsichtiger, stiernackiger ehemaliger Bäckergeselle mit niederer Stirn und Goldplättchen in den Ohren, nach oben ein kriechendes schönredendes Reptil, nach unten ein schurkisches Genie in Quälereien jeder Art und von einer Straffreudigkeit beseelt, die ihm von uns die dichterische Nachrede eintrug:

„Ludin mit dem Besenstiel
Haut die Buben allzuviel.
Allzuviel ist ungesund.
Ludin ist ein Lumpenhund."

Ich kann versichern, daß der Vers die Wahrheit sprach, aber ich habe ihn nicht gemacht, diesen noch nicht. Einige Verschwörungen von uns Armenhausknirpsen gegen den sadistischen Riesen halfen uns wenig; er wußte alles in Pflichterfüllung und ernsten Eifer zu fassen, und sein Ansehen stieg noch, weil er nun einen gewissen Schein von Martyrium gewann. Nie vergaß er vor dem Mittagessen mit der gefürchteten Wage aufzutreten, um festzustellen, ob jeder auch seine vorgeschriebenen Lot Schweinehaar

gezupft habe; die lähmende Furcht, die uns während dieser Prozedur jedesmal befiel, werde ich meiner Lebtage nie vergessen. Lieblinge hatte er nicht unter uns, höchstens solche, die er sich für seinen Stock ausersah; die bedachte er dann mit unausgesetzter Aufmerksamkeit. Wer das Gewicht nicht zusammen gebracht hatte, mußte im Speisesaal während der Mahlzeit an einer gewissen Wand stehen, an welcher auch andere leichte Vergehen geahndet wurden, zum Beispiel Bettnässen. Ich persönlich habe diese Wand sehr oft geziert, im ersten Jahr als kleiner Wicht wegen Bettnässen, später wegen Mindergewicht. Es hieß, ich verdiene meinen Namen nicht und müsse Faulner heißen. Ich habe von Ludin auch ganz geheime und eigenmächtige Bastonaden erlitten, für die ich keinen Zeugen habe als Gott. Dieser hohe Zeuge weiß auch, wie ich den fürchterlichen Menschen haßte, wenn er beim Baden mit seinem rohen Muskelwerk in der Sonne prahlte. Als er bei der Samstagabendwäsche im Badezimmer wieder einmal seinen Eifer besonders entwickelte, prägte ich das Wort: „Er hat wieder den Teufel im Ranzen!" ein Ausspruch, der von mir allgemeines Aufsehen erregte, denn ich war einer der Stillen und galt als fromm. Später hatte ich dann das Glück, den Ehrenposten als Anstaltsschuhputzer zu bekommen, und noch später tat man mich zum Anstaltsschuster als Flickgesellchen. In diesem Raum mit den dicken Wänden und der gewölbten Decke lernte ich nacheinander drei merkwürdige vergnügliche Menschenkinder kennen, sämtlich Schustergesellen, und es war kein prügelsüchtiger Halunke darunter. Übrigens ist die Anstalt eine ehemalige Komturei der Deutschritter, und in der jetzigen Schusterei hat Bernhard von Weimar gewohnt, während er im Dreißigjährigen Krieg Rheinfelden belagerte. Von den Schustergesellen war der erste katholisch und phantastisch, der zweite protestantisch und heiratssüchtig, der dritte jung und bildungslüstern; er trat nachher in die Anstalt als Bruder ein, das heißt als Armenseminarist.

Diese Brüder waren alles ziemlich bestandene Jahrgänge. Es war Vorschrift, daß sie zuerst ein Handwerk gelernt haben mußten; so kam dort ein seltsamer menschlicher Reisighaufen von Schustern, Schneidern, Bäckern, Müllern, Gerbern, Gärtnern usw. zusammen, die alle irgendein pietistischer Wind in die Armenanstalt getrieben hatte, wo sie nun drei Jahre lernen und beten sollten, um endlich nach armen Dorfgemeinden oder nach Südrußland als Schulmeister zu kommen. Auch diesen Brüdern waren wir in gewissen Tagesstunden als Erziehungsversuchskaninchen überwiesen, und gewisse Namen haßten wir alle redlich. Die Pedanterie und Scheinheiligkeit herrschten natürlich in ungemessenem Maß unter der Brüderschaft. Je kopfschwieriger einer war, desto bigotter. Einen von ihnen, einen ehemaligen Schuster, Preußen, entsetzlichen Fußschwitzer,

Senior und düstern Pädagogen nahm ich selber dichterisch aufs Korn; mein Poem begann mit den zwei Zeilen: „Es war einmal ein Preuß, der hatte Flöh und Läus'." Es ist mir aber nicht übermäßig gut bekommen. Später dichtete ich religiöse Verse, komponierte sie auch und illustrierte sie gleich. Ich hatte mir die Erlaubnis ausgewirkt, Klavier zu spielen. Ein ehemaliger Buchbinder teilte seine nagelneue Kunst mir mit, aber ich übertraf ihn sehr bald. Ich war ein guter Schüler und führte alles in allem einen Wandel, der jeden einigermaßen wachen Erzieher hätte auf mich aufmerksam machen müssen. Aber der Anstaltsleiter, der Herr Inspektor, bekam uns bloß in den vielen Andachten und während des Montagmemorierens, außerdem während der öffentlichen Bastonaden zu sehen, und auch da nur von fern und verschwommen, weil er schwachsichtig war. Die Lehrer waren voll damit beschäftigt, die schwer verbesserliche Dummheit der Brüder vom Fleck zu bewegen. So hatte sich denn niemand mit Nachdenken überanstrengt, als man mich nach vollbrachten Anstaltsjahren zu einem Basler Schuhmachermeister in die Lehre gab. Mein brennender Wunsch war gewesen, in ein Berner Seminar zu kommen und Lehrer zu werden.

Von meiner Lehre ist viel oder wenig zu sagen, je nachdem. Ein besonders berühmter Lehrling war ich nicht, jedenfalls nicht durch Fleiß und Ausdauer. Mein Lehrmeister war ein tüchtiger, frommer Mann, der von der katholischen Kirche nach der protestantischen und von der badischen Staatsangehörigkeit nach der schweizerischen hinübergewechselt hatte. In seinem Haus glänzte alles von Sauberkeit. Seine Töchter erhielten eine bessere Ausbildung. Es war ein Klavier da, das ich auch gern bearbeitet hätte, aber es wurde mir klargemacht, daß ich dazu da sei, um Leder zu bearbeiten. Der Kampf des ersten Meisters mit meiner Unnützlichkeit war heroisch aber vergebens, außerdem war er ein wenig tragisch, denn er liebte mich neben allem. Ich ließ mir von meinen Tanten eine Gitarre schenken, kam aber in den Stimmbruch. Ich bekam eine halbe Geige, aber meine Hände und Arme gerieten bald übers ganze Maß hinaus ins Abnorme. Ich trat in den evangelischen Jünglingsverein ein, galt eine Zeitlang als besondere Nummer, wurde Sekretär und dann ein räudiges Schaf, weil mich die Sache zu langweilen begann. Ich besuchte mit einem rothaarigen Gesellen die Heilsarmee und hatte starke Lust, einzutreten, aber ein Donnerwetter meines Lehrmeisters fuhr dazwischen. Es war ja Tatsache, daß ich in der Kirche genug Erbauung und Belehrung haben konnte, aber ich wollte eigentlich mehr. Indessen streifte ich während des Sonntaggottesdienstes mit einem andern Gesellen über die nahen Hügel, und er sagte, Natur und Schönheit sei auch Gottesdienst, was mir sehr einleuchtete; außerdem erzählte er mir von seiner Liebe und

lehrte mich das erste Liebeslied: „Wer lieben will, muß leiden." Auch dies war nicht nach dem Sinn meines Lehrmeisters getan. Da blieb ich zu Hause und machte Gummischleudern für die Katzen und Hunde der Nachbarschaft. Ich soll die Lehre bei fünfzehneinhalb Jahren übrigens angetreten haben mit einem Gewicht von nicht viel mehr als siebzig Pfund. Die Beuggener Wassersuppen reichten eben nicht weiter. Infolgedessen war ich ein gewaltiger Esser und hatte immer Hunger. Gelegentlich stahl ich den Gesellen oder der Meisterin Brot. Schließlich bewirkte es ein Mißverständnis zwischen dem Meister und mir, daß ich vorzeitig aus der Lehre und auf die Landstraße flog. Mit der Frömmigkeit hatte ich auch in jener Zeit noch nicht gebrochen, trotz meiner erbitterten Feindschaft mit meinem Nebenlehrling, einem scheinheiligen, streberischen und falschen jungen Kunden, meiner Flüchereien und Lästereien und sonstigen Laster und Nichtsnutzigkeiten. Einmal machte ich bei meinem Wohltäter, dem Sohn jenes Pfarrherrn, der mich aus der Erbschaft seines Vaters übernommen hatte, einen Versuch, doch noch nach dem Seminar zu kommen, nicht dem Beuggener, sondern dem Berner, aber mein Leumund war schon verdorben.

Mit siebzehneinhalb Jahren begann meine Walzzeit. Sie führte mich durch die Nordschweiz, den Rhein hinunter über Straßburg, Wiesbaden, Elberfeld, Düsseldorf, Antwerpen, Koblenz, Metz nach Paris und wieder nach Straßburg, und von da nach sechs Jahren nach Basel zurück. Was ich erlebte, ist mit wenig Worten nicht zu berichten. Bald war ich ein berühmter Geselle, bald ein lumpiger, bald ging ich in feinen neuen Schuhen zum Ball, bald lief ich auf radikal durchgelaufenen Sohlen, ohne Strümpfe und Kragen durch Regen und Wind, ein elendes Päckchen im Papier an der Schnur auf dem Rücken, bald schlief ich im ersten Gesellenbett, bald unter freiem Himmel oder im Polizeigewahrsam, bald versetzte ich meine Uhr, bald löste ich sie wieder ein, immer übel dran, selten glücklich, manchmal zufrieden, oft lustig, manchmal himmeltraurig, einmal selbständiger Meister, dann flüchtiger Bankrottierer, einmal angehender Bräutigam einer Büfettdame und Tochter eines vielseitigen Mannes, Klavierspielers, Tanzlehrers, Likörfabrikanten, dann Eisenarbeiter, Kohlenschipper, Freund und Reisegeselle eines abgetriebenen Studenten in Paris, Arresthäftling wegen Spionageverdachts in Toul, Liebhabergeselle in Straßburg, gleich darauf Ränkeschmied und gestürzte Größe, und endlich nach allen Fahrten wieder kleiner Geselle bei meinem Lehrmeister, der Lust zeigte, mit mir von vorn anzufangen.

Aber inzwischen hatte ich ein Trauerspiel geschrieben: „Luzifer", Gedichte gemacht, das erste nach einer Faustaufführung in Barmen, welcher ich in Gesellschaft meiner angehenden Braut als Schuhmachermeister

beiwohnte — sie hat mir auch im folgenden den Hals gebrochen, die Aufführung, nicht die Braut! —, Immermanns „Oberhof" mit großer Leidenschaft gelesen, sogar das Buch zu stehlen versucht, und alles in allem war ich für die Bemühungen meines Lehrmeisters erst recht verdorben. Meine Besserungssucht trieb mich in den Guttemplerorden, wo ich endlich den geistigen Anschluß an einen jungen Studenten der Jurisprudenz fand. Er las meine Gedichte, verwunderte sich darüber — später wollte es niemand mehr tun, denn ich bin kein Lyriker! — und besaß zum Glück genug menschliche Wachheit, um das menschlich Erwachte darin zu spüren, auch genug innere Festigkeit, um mir ein moralisches Sprungbrett unter die Füße schieben zu können. Ich machte also wieder Gedichte, schrieb die Strophen, wie sie neben der Arbeit entstanden, auf dem Abtritt heimlich auf, um nicht immer beschrien zu werden, abonnierte in der Leihbibliothek, las und lernte nachts, übernahm die Kinderabteilung der Loge, zu welcher ich gehörte, schrieb die erste Geschichte in das Jugendblatt, das der Orden herausgab, die zweite in die schweizerische Zeitschrift „Die Schweiz", und nach der dritten oder vierten tat ich, was ich mir als höchste wonnevolle Genugtuung drei Jahre lang heiß ersehnt hatte: ich hing ab. Jetzt war ich kein Schustergeselle mehr, und ein ganzes ausgedehntes graues Elend lag hinter mir. Ich mietete mir ein sauberes Dachstübchen und gleich auch ein Klavier hinein, kaufte mir Bachs Wohltemperiertes, Ouvertüren, Kunstwartmeisterbilder, abonnierte den „Kunstwart" — für mich der vom Himmel gefallene erste Lehrer und Leiter —, „Kunst und Dekoration", das „Freie Wort", den „Kosmos", besuchte Kollegien an der Universität, hörte Literatur und Philosophie, lernte anderes aus sehr gelehrten dicken Büchern kennen, noch anderes aus Nachtgesprächen mit meinem studierten Freund — was soll ich sagen: meine wirklich schöne und glückliche Zeit war angebrochen. Die Novellen der „Laterne" erschienen nacheinander in Zeitschriften, dann der erste Roman: „Irrfahrten" bei S. Fischer. Den Ruf eines berühmten Jünglings ertrug ich ohne zu große Störung meiner übrigen Konstitution. Natürlich gefiel ich mir im Spiegel nicht übel. Eine Reihe von neuen Bekanntschaften erhöhte mein Ansehen vor mir selber. Das Honorar für die „Irrfahrten" gab mir die Flügel zu meinem zweiten Ausflug in die Welt, wo ich denn freilich merkte, daß außer mir noch andere Vögel existierten, und noch lange nicht alles gelernt sei, was es zu lernen gebe, sondern daß das Lernen erst recht von neuem anfange. Dieser Notwendigkeit wich ich nicht länger aus, als anständig ist. Das Glück und das Selbstgefallen nahmen ein Ende, und ich begann nachzudenken, was aus dem ganzen Wesen nun eigentlich werden solle. Das Leben wurde ernster, die Nase länger und das bisherige Spiel zum Werk. Langsam kam ich auch dahinter, daß bei meinem

Verhältnis zur Menschheit nicht ich die Hauptsache sei, sondern die Menschheit, woraus ich zuerst allerlei Trübungen ableitete, denn nichts gibt sich schwerer auf als die Eitelkeit der Jugend, und es mußte mir noch recht dreckig gehen, bis ich merkte, daß die Bescheidung auch ihr Süßes und die Bescheidenheit ihre bauende Kraft hat. Ich will mich nicht mit den Erfahrungen der anderen salvieren, aber meine zeigt mir, daß die Menschheit um so größer, bedeutender und liebenswerter wird, je offener, stiller und frömmer der einzelne anschauend vor ihr steht. Und wer etwa bessernd und fördernd auf das Ganze wirken will, muß es in sich selber bessern und fördern.

Von meinen Büchern kann ich nichts sagen, als daß sie alle den Trieb zum Wesen haben, dessen tiefen Punkt und Wert sie suchen. Ich gelte als Humorist und Tragiker in einer Person, das macht, die Pendelbewegung meiner Welt schwankt zwischen Reiz und Reizbarkeit spiegelnd und nachspürend. Sie wird einmal zum Stehen kommen und unverrückbar auf die eine große Grundherrlichkeit weisen, die uns nottut, wenn wir unser Königtum nicht verfehlen sollen: die Liebe. Aber wer lieben will, muß leiden, und Gott schwebt nicht nur über dem Altar der Kirche, sondern webt im Licht über den Hügeln und im Grünen des Waldes und gestaltet sich im Schicksal des Menschen, der seine einzige Erscheinungsmöglichkeit ist. Die Träne aber, die entsteht, wenn Gott, Mensch und Tier in einem Augenblick zusammenfallen, glänzt nach oben herrlich lächelnd und blitzt nach unten sehnsuchtsvoll zürnend über den dunklen Feuern des Leibes. Von dieser schimmernden Träne einen Schein, ein Lächeln und einen Blitz zu geben, ist das menschlich hinfällige Streben meiner Bücher je länger, je hoffender.

Franziskus

Ein kleiner Roman von Klabund

Wir wollen nicht mehr von den Menschen reden. Schweigen wollen wir von ihnen und ihrer Herzen Bosheit, von ihrer Lippen Aberwitz und ihrer Hände Mordtat: wie sie glauben, besser zu sein einer denn der andere, und sind ärger und ärger einer denn der andere. Wie sie betrügen, den ehrlich Träumenden mit glatten Gesichtern und wedelnden Reden. Wie sie erniedrigen den Hohen, belasten den Schwebenden, zertreten den kriechenden Wurm. Es schwirrt ein Ekel hinter unserer Stirn: wie eine Fledermaus stößt er sich an den gläsernen Wänden unserer Wünsche und treibt uns der Tränen Wut und Wahnsinn in die Augen. O dies Gezücht, zu schade, daß eine Mutter es geboren, daß Geliebte über ihnen wandeln und Götter, aus den Wäldern tretend, ihnen ein Beispiel spielen. Warum ist Liebe unter Zweien von ihnen, da Haß ist unter Tausenden? Warum sinken zwei Liebende sich in die Arme, und tausend Hassende vom Haß gepeitscht in Messer, Speer und Bajonett? Wenn ich gehe allein, heiße ich ihnen: Dünkel und Dunkel. Sie rufen nach Polizisten, daß sie leuchten mit den Lampen der Unmenschlichkeit in meine künstlich vor ihnen geschaffene Nacht. Nicht erforschte, nicht erkannte Nacht ist unsittlich. Ohne Maß und räuberisch gefährlich. Niemand habe etwas (etwa: sich) zu verbergen. Erhebt sich Vorschrift oder Gesetz, armgleich wie das Einfahrtsignal an den Eisenbahnen: so hat augenblicklich anzuhalten: Herz und Atem, Tag und Sonne des Tales Gideon.

O wie gemein ist ihre Allgemeinheit. Ich fliehe auf das Dach meines Hauses vor ihrer brüderlichen Gendarmerie. Zu Hilfe, Gott, wenn ist mein Gott! Neige dich, Christus, im Aeroplan zu mir und nimm mich auf deine Schwingen: Schenke Wahrheit dem Kirchenlied: und entführe mich dem höllischen Pulver- und Schwefelpfuhl: warst du ein Mensch? Warst du nicht, Lamm, ein Tier?

Es war später Mittag, als ich das Schiff betrat, das mich nach Irgendland führen sollte. Ratlos rannte ich auf dem Deck der zweiten Klasse zwischen Koffern und Tauen, Matrosen und billigen Passagieren hin und her. Meine Augen waren entzündet von der Wache der letzten Nacht: über dem Abschied des Freundes, der feldgrau in das Kupee sank, über dem abgenutzten Gesang verstaubter Marionetten, bei rot verhangenem Lampenschein: akkompagniert von unerträglichem Burgunderwein und aufdringlich knallendem Parvenüsekt: o letztes Versunkensein im Schoß der kleinen Geliebten: in ihrem heiligen Heim! die braunen Gespensterfinger, welche aus dem Lampenschirm an der Decke herniedergriffen, sich

um meinen Hals krallten, bis ich schrie und schlanker Arme schlichte Macht sie einfach auseinander riß. Gestreiftes Kleid am Boden wolkenhaft. Die schwarzen Bänder-Schlangen unseres Schreis. Und dann im Schrei: ein leiser Ton aus naher Wiege: das Kind!

Ich wohne immer auf tägliche Kündigung, da es mich nicht lange hält in den Höhlen der Menschen. Heute noch darf ich unter ihnen sein, aber morgen schon trifft mich Befehl der ewigen Armee: Geh in den Wald, Franziskus. Leg dich ins Moos: sei Sinnbild ihrem Un-sinn und Un-sein. Anschauung des Farrenkrauts, blaue Heidelbeere versteckt im Regenmorgen. Sei Aufschwung eines Hähers quer durch Stammgeäst. Sei nicht mehr Mensch: sei noch nicht Mensch. Sei: mehr als Mensch. Sei: dauernde Verschlingung wilder Wurzeln, ehernes Erdenbraun. Sei: Wald.

Zwei Mark bezahle ich für den Tag Miete: elektrisches Licht und Heizung inbegriffen, so hatte es meine Freundin ausgemacht, da ich mich schlecht verstehe auf die Unsitten der Menschen.

Gestern kam die Briefbotin, milde gleich einer Taube mir einen Brief im Schnabel ihrer Hand kredenzend. Ich riß den Umschlag auf: aber da war nichts darin geschrieben, keine Zeile, nur ein weißes Blatt fiel heraus.

Da wußte ich, daß es die Einsamkeit war, die wieder rief und mir aus allen weit geöffneten Fenstern der großen Stadt die dunkle Mahnung sandte: sei wieder du! du allein!

Allein! Was nützt es, im Trab der Tausend über den Asphalt zu laufen, vor ihrer Sonne nicht geschützt. Schlitzäugig nachts im Vogelbauer des Cafés sich krümmen, in dem des Cafés niedriger Himmel fast in die Tasse fällt und Mörtel von der Decke regnet und in die Getränke klatscht. Ist man darum gut (und Güte ist die letzte Tugend, glaubet), wenn man im Hofgarten unter den Kastanien schattige Gedanken sucht: einer spanischen Jüdin den Hofhund macht: Kunst und Käsekuchen lobt. Die zerfetzte Fahne der Individualität „hoch hält". Ihr Brüder: wenn mich einer hört: es braucht nicht ein Mensch zu sein; sei es ein Wasserfall, ein Baum, ein Vogel, ein Stern, ein Schleier am Hut einer Frau: die Individualität ist das Nebensächlich-Unsächliche: mag das Ich vergehen, da es sich wandelt vom Ich zum andern Ich: das Element, ihr Brüder, bete ich an als meine Ewigkeit. Die aber die Elemente bindet, daß sie nicht zerfallen in Staub des Raumes und Irrtum der Zeit: nenne ich Tugend. Wille zum Guten ist die Bändigerin der Elemente. Sie sandte Gott. Er gab mir Kraft. Ich danke ihm.

Als ich um die Rechnung bat, da ich zu verreisen gedachte, brachte das Dienstmädchen der Pension Finkenzeller mir einen von der gnädigen

Frau beschriebenen Notazettel. Der du dieses liest: gläubig dem Schein, vertrauend dem Wort: wisse, daß niemals eine solche Frau es vermocht hat, gnädig zu sein, sondern, welche vom Würfelspiel der Ananke erlost sind, möblierte Zimmer zu vermieten oder Fremdenpensionen zu halten: sie sind tückischer wie die Füchse, wilder wie die reißenden Tiere der Wüste und schleimiger als die Weinbergschnecken. Nur die Wäscherinnen tuen es ihnen an böser Gesinnung gleich: welche dir niemals die gleiche Anzahl Kragen zurücksenden, die du ihnen überliefert. Ist es aber einmal zufällig die gleiche Stückzahl, so erhältst du sicher eine falsche Gattung: Umlegekragen an Stelle von Stehkragen, weiche an Stelle von steifen oder umgekehrt. Das Monogramm deiner Taschentücher, ursprünglich auf die Anfangsbuchstaben deines Namens lautend, ändert sich von Wäsche zu Wäsche, von Wäscherin zu Wäscherin. Bald hast du so viel Monogramme als Taschentücher: A. H., B. Z., F. J., T. P., A. D. Harmlose Passanten des Lebens, mit den Manieren der Wäscherinnen nicht vertraut, beschuldigen dich des Taschentuchdiebstahls und meinen am Ende gar, es nähre wohl seinen Mann. Wo ist das violette Oberhemd, das ich mir bei einem ersten Schneider für Herrenwäsche in der Perusastraße anmessen ließ, als ich das Honorar für meinen Gedichtband empfangen hatte — schon nach der ersten Wäsche wechselte es Gestalt und Farbe vollständig: und war zu einer gelbseidenen Unterhose geworden, die ich gar nicht gebrauchen konnte, weil ich keine Unterhosen trage. Ich schenkte die gelbe Unterhose der Malerin Gonhild für ihren tuberkulösen Affen.

Auf der Rechnung, die mir das spitzbrüstige Dienstmädchen überreichte, las ich:

11 mal à 2 Mark übernachtet	22 Mk.
Für Verunreinigung der Ottomandecke	3 „
	25 Mk.

Unerwartet wie ein schlecht parierter Degenstoß, fuhr mir dieser Satz: für Verunreinigung ..... an die Brust. 40 Minuten vor Abgang des Zuges finden die höllischen Hexen auf letzter Rechnung entlegenster Quälerei fabelhaftesten Ausdruck. Die Wände zitterten und ich schrie. Hinter verschlossener Tür hantierte die gnädige Frau leise und atemlos in der kahlen Küche. Ich betrachtete mir die Ottomandecke. Die braunen Gespensterhände vom Lampenschirm im Zimmer meiner kleinen Freundin krallten sich wieder um meinen Hals. Aber sie wurden zu metallenen Ketten, die ich nicht lösen konnte. Das Dienstmädchen mit den spitzen hölzernen Brüsten klebte noch immer seitwärts an einer Wand.

„Aber das ist ja unmöglich!" — meine Stimme überschlug sich wie im Stimmwechsel, „ich habe noch niemals eine Ottomandecke verunreinigt. Bin ich vielleicht ein Säufer! Ein Bettpisser!" Aus der Wand schallte

schüchternes Echo des dienenden Geistes: „Die gnädige Frau meint, sie hätte Ihnen gesagt, daß sie diese Schamlosigkeiten nicht dulde –"

Schamlosigkeiten – ach – jetzt begreife ich – weil meine kleine Freundin gestern nachmittag bei mir war und mir beim Packen der Koffer half – darum habe ich die Ottomandecke ... Mir wird übel und ich bespeie die Wand mit dem Rest meines Mageninhaltes.

Draußen tutet das telephonisch bestellte Auto.

Ich rufe zum Fenster herunter: „Bitte, tragen Sie den Koffer herunter. Es ist Parterre."

Eine braune Bierstimme brummt:

„Bin ich ein Packträger?"

Jedem Stand sein Recht. Nur dem Verstand nicht. Er hat recht: der Chauffeur, der nicht unter seinem Stand hantieren darf: denn er ist kein Packträger. Es ist eine Gnade, daß er mich – gegen entsprechendes Trinkgeld – fährt. Er ist, wie die gnädige Frau, ein gnädiger Chauffeur. Aber ach, schon wird er ungnädig, denn es scheinen ihm zuviel Koffer für einen obskuren Reisenden. Sollte ich in geheimer Mission reisen, da ich die Landesgrenze zu überschreiten gedenke? (Denn dies verriet ihm der fahle Fleck, welcher sich längst von der Wand gelöst hatte.)

Zur Freude eines angesammelten Publikums schleppe ich schwer atmend und hustend (denn ich bin krank) meine drei Koffer aus meinem Zimmer in das Auto, während der Chauffeur, der fahle Fleck und Publikum zusehen.

Dann sagt der Chauffeur:

„Ich brauche Sie nicht zu fahren. Sie haben zuviel schweres Gepäck. Sie nutzen meine Reifen zu sehr ab."

Der fahle Fleck schillert grün. Das Publikum grinst über mein einziges Gesicht.

Ich ziehe mutlos und keines Wortes mächtig die Uhr. Es sind noch zwölf Minuten bis zum Abgang meines Zuges.

Dem Chauffeur entgeht meine maßlose Furcht und Niedergebrochenheit nicht.

Er drückt mich mit haariger, schwieliger Hand tief in das Polster, als wäre ich ihm noch nicht erniedrigt genug.

„Haben Sie auch Ihr polizeiliches Abmeldungsformular ausgefüllt? Vielleicht sind Sie ein Spion?" Ich sehe, wie hinter dem Glasfenster der Haustür die gnädige Frau, das Retiro ihrer Küche verlassend, schäumend wie zu Eierschaum geschlagen, erschienen ist. Ihre Augen dreht sie wie Pfropfenzieher in meine Stirn, um mir den Gehirndeckel abzuschrauben. Ihre Schraubenaugen drehen sich spiralförmig durch das grüne Glas der Haustür, durch die goldene Luft bis in meine Stirn.

Ich falle im Auto in die Knie.
Ich bete.
Endlich ruckt das Auto an.
Man wirft mir Gelächter wie Steine nach.
Ich sehe den breiten Rücken des Chauffeurs.

Ich stand am Bug, als das Schiff vom Lande stieß. Sirenen heulten. Pfeifen schrillten. Rauch, Hand in Hand gefügten Engeln ähnlich, entstieg den Schornsteinen. Am Bug ragte das Sinnbild des Schiffes: ein silberner Adler, der die Fänge spreitete. Denn des Schiffes Namen war: Adler. Ich war betroffen, ob ich es mir gleich nicht erklären konnte, daß das Schiff keinen menschlichen Namen, nicht den Namen eines Menschen, eines Fürsten oder Feldherrn beispielsweise, führe.

„Ja," sagte ein Matrose neben mir, dem ein Anker in den nackten Oberarm gebrannt war, „der Adler ist eigentlich kein Schiff, sondern ein Vogel, denn er fliegt."

Die Maschinen im Maschinenraum tackten hinter den Wänden und sie schlugen wie das Herz eines Vogels.

„Seefahren macht besser," sagte wieder der Matrose und spuckte aus. Und diesmal schien es mir, als wäre er krank wie ich, denn sein Gesicht hatte einen blassen leidenden Ausdruck und seine Augenlider waren violett entzündet. „Seefahren macht besser. Man steht nicht immerzu auf der Erde und spürt nicht immer die Gewalt ihrer geistig-magnetischen Anziehung, die zum Laster und zur Un-selbst-ständigkeit führt. Man wird einsam. Verschwiegenheit wird Notwendigkeit. Die Elemente handeln. Das Individuum nur prahlt. Lügt ein ‚Ich', bis ‚Es' nicht ist."

„Aber zuweilen müssen Sie an Land," bedachte ich vorsichtig.

„Gewiß. Erde wird dann Fleisch und formt sich zur Frau. Die Erdkugel verdoppelt sich in ihren Brüsten. Der Äquator umbraust ihre Hüften. Im Geäst ihrer Augen schaukeln sich die Papageien. Und ihre Arme bewegen sich monoton, groß und weiß wie die Flügel der Pinguine. Wir leiden am Weibe, darum wird sie uns zur Leidenschaft. Wir liegen in Aden, Genua, Hongkong, Wladiwostok leuchtend bei den hübschen Hafenweibern. Aber sehen Sie die „Reisenden". Den besonnenen Bürger, betunlich Wankenden. Was bedeutet ihm ein Mädchen mehr als ein Reflex seines Leibes oder eine Stimulierung erprobter Staatserhaltung."

Am Bug der silberne Adler rauschte empor: ich sah eine Möwe unserem Schiff vorangleiten. Wie mit zarten seidenen Fäden schien sie an den Dampfer gekettet. Ich warf ihr ein paar Brocken Brot zu, aber sie drehte nicht einmal den schönen Kopf. Ihr Kreischen schallte in regelmäßigen Abständen. Unendlich dehnte sich der See. Wo waren seine

Ufer? Die Berge, die ihn blau begrenzten? Die Sonne brannte im Zenith über den Schornsteinen. Die Wellen zischten wie flüssiges Feuer an Backbord. Hin und wieder sprang ein Spritzer bis auf Deck. Da bildeten sich die Tropfen zu wunderlich goldenen Ornamenten und Kreuzen, verzierten Ellipsen, übereinandergebogenen Kreisen.

Die Sonne sank plötzlich, vielleicht von den dicht aus den Schornsteinen quellenden Rauchwolken verdunkelt. Aber in dem Maße, wie sie sank und zwei Grundfarben: grau und gold nur am Leben ließ, tauchten die Ufer des Sees und die zackigen Gebirge auf, ihr Dasein neu gewinnend und erweisend. Da ließ sich im Graugoldnen die Möwe groß und weiß auf dem Vorderschiff nieder, wie Gottes Aeroplan breitete sie die erstaunlichen und riesigen Fittiche, und ohne Scheu bestieg ich den friedlichen Vogel, der sich sichtlich zur Fahrt in die Lüfte erbot.

Unter mir zog der Dampfer seine schattenhaften Furchen. Ich hörte den Matrosen fernher lachen. Eine Stadt warf tausend Lichter wie Sterne hinauf in den Abend. War es nicht Rorschach? Nun flog der Vogel den Schienenstrang der Bahn Rorschach-Chur entlang. Der Eisenbahndamm wölbte sich wie ein krankhaft herausgetretener Darm aus der Erde. Auf einem Kanal trieb ein mit Kies beladenes Floß. In Buchs drehte sich ein Karussell schillernd auf einer Wiese. Zwischen Buchs und Sargans fand eine militärische Schießübung statt. Die Salven knatterten. Mädchen liefen zwischen den einzelnen Schüssen wie Hasen bei einer Treibjagd ängstlich übers Feld. Die Ernte stand gut. Die Ähren sangen im Abend. In Ragaz aus dem Kurhaus tönte ein Walzer: auf der Terrasse saßen in der lauen Sommernacht Herren im Smoking und Damen in großer Toilette. Die Serviertöchter balanzierten mit Eiscremesoda, Kaffee Melange, Eisschokolade, schwedischem Punsch und Fruchteis zwischen den Tischen. Die Doppeltür zum Saal stand weit auf. Drei diskrete Paare schritten jetzt den Onestep. Ich kam aus einem Lande und aus einer Gegend, das seit zwei Jahren Krieg führt. Dort gab es keine Walzer. Keine kalten Fleischplatten für die lächerliche Summe von 1 Franks 60. Kein Weißbrot und keine frische Butter zum Morgenkaffee mehr. Ich mußte weinen, und meine Tränen fielen in Sternschnuppen nieder durch die Nacht. Da wünschten sich die schönen Mädchen von Ragaz: die einen einen noch fescheren Tänzer und die andern Umarmung eines heidnischen Gottes angesichts der Taminaschlucht. Aber, ach, beide: der Tänzer und der Gott, sie trugen Militäruniform ...

Der Morgen rötete sich, da landeten wir auf einer Hochgebirgsalm in den Graubündner Alpen zwischen Davos und Arosa. Ein sonderbar

bewegliches Leben herrschte auf der frührot blinkenden Wiese, das ich erst allmählich bei den Strahlen der aufsteigenden Sonne zu durchschauen begann.

Im Schutze eines Felsblockes, aus dem ein Quell sprudelte, saß ein schöner junger Mann in Hirtengestalt.

Tiere von tausendster Art und Gestalt drängten sich um ihn, und es dünkte mich, als spräche er zu ihnen. Ja: seine Miene war feierlich und er mochte ihnen wohl predigen. Esel und Katzen, Hunde und Grillen, Ringelnattern und Maulwürfe, Fledermäuse und Pferde, Ratten und Kühe lauschten seiner andächtig-bedächtigen Rede.

Ich sah auf seine Lippen, die sich anmutig bewegten, ob ich einen Sinn erhasche.

Ich sah in seine Augen: und: wunderbar, wie ich das ganze Gesicht nun erfaßte: war es das Haupt eines Lammes, das auf einem Menschenrumpf saß.

Da fiel ich in die Knie und rief den Namen meines Gottes.

„Steh auf," sprach freundlich das Lamm zu Franziskus, „du sollst, da du der menschlichen Leiden genug erduldet, einer der Unsern werden. Sieh: auch ich bin aus der Gemeinschaft der Menschen geflohen: und wie ich einst der Gott der stolzen Menschen, so will ich nunmehr der Gott der demütigen Tiere werden. Werde ein Tier, Franziskus," lächelte das Lamm, „und entäußere dich deiner Menschheit: werdet gut wie das Tier, unwissend wie das Tier, rein wie das Tier, arm wie das Tier und ihr werdet das Himmelreich erwerben."

Da strich das Lamm, der göttliche Hirt, mit seinem Hirtenstab über meine Schulter und meine Gelenke. Und siehe ich wurde kleiner und kleiner: meinem Kopf entsprossen lange Ohren, mein Schädel ward schmal und lang, mein Leib schlank gebogen und sehnig gestreckt.

Fröhlich sprang ich zwischen den andern Tieren auf der Wiese und es war ein Jubeln und Singen und Zwitschern und Bellen und Brüllen unter den Tieren über einen reuigen Sünder, der den rechten Pfad gefunden.

Die Nachtigallen sangen und stießen wie Raketen in die Lüfte. Die Schlangen erhoben sich und züngelten. Die Spinnen schwangen wie Glocken am Strang ihres Gewebes, das zwischen den Felsen eingesponnen war. Die Forellen flammten im grünen Gießbach. Die Eidechsen krochen langsam wie Stationen eines Kalvarienberges am Felsen empor.

Nun fanden sie sich zum Reigen. Paarweis schritten sie an dem schönen Jüngling mit dem Lammgesicht vorbei: der Löwe mit dem Esel, der

Fuchs mit der Ente, die Spinne mit der Fliege, der Wolf mit der Ziege; an ihrem Ende aber schritt Franziskus fromm mit der Katze.

Die Hündin Maria, dem Grafen von Wind gehörig, warf im Hochsommer 19.. zwei Junge, unter einem Haselnußgesträuch, unfern des Eisenbahndammes, der zwei Kilometer vom Gut entfernt einen eleganten S-förmigen Bogen schlug. Das Geschrei des Tieres wurde übertönt vom heranbrausenden Mittagszug.

Die Sonne stand fast im Zenith.

Auf den Feldern die Dirnen und Knechte machten sich zum Heimweg fertig.

Die Mägde banden sich ihre roten, blauen, grünen Kopftücher um und ließen die hochgeschürzten Röcke herunter, was zu allerlei drallen Scherzen Anlaß gab. Unter dem gestreiften Kattun der Oberröcke standen die Brüste, in das Korsett gezwängt, metallen. Die Knechte atmeten schwer. Dicker Schweiß stand auf den rostigen Stirnen. Sie zündeten sich Zigarren und Zigaretten an: eine Sport oder Virginia.

Der Aufseher stieg, würdig wie ein Storch, über das Feld. Die Magd Katja, eine Polin, lachte. Sie lachte immer, wenn sie den Inspektor sah, denn er schien ihr von jener bleibenden Komik der Unwirklichkeit.

War es möglich, daß dieser spaßige Inspektor existierte? daß er mit ovalen Beinen umherspazierte und daß er ihr wirklich in die Wangen kniff?

O: er kniff ihr niemals wirklich in die Wangen. Er kniff immer die Luft.

Hinter Katja streunte der Hütejunge, welcher Katja liebte. Aber sie bemerkte ihn nicht, wenngleich sie sah, daß er sich um sie quälte. Seine Augen waren leicht entzündet von heimlichen Lastern, das Weiße der Augen glänzte gelb wie billiges Goldpapier. Seine Blicke gingen unruhig über die Spitzen der Gräser und über die Köpfe der Menschen hinweg. Wenn sie Katjas Gegenblicken begegneten, brachen sie plötzlich ab wie mitten durch geknicktes Rohr.

Als er an dem Haselstrauch vorbeikam, in dem die Hündin Maria soeben geworfen hatte, hörte er leises Winseln: er bog die Zweige zurück und erkannte Maria, über der zwei winzige Hunde lagen.

Mit einem großen wissenden Blick sah ihn das Tier an.

Er erschrak.

Von Katja verstoßen, hatte er sich der Hündin Maria genaht.

Er sah sich ängstlich um und betrachtete die beiden jungen Hunde aufmerksam, ob sie Menschenähnlichkeit hätten. Er zog ein zerbrochenes Stück Spiegel aus der schmutzigen Tasche und verglich sein und der jungen Hunde Gesichter.

Die Augen der jungen Hunde waren noch verklebt. Aber er fand,

beinah zärtlich, zwischen der Kopfform des einen Hundes und der seinen eine gewisse eckige Ähnlichkeit.

Leise streichelte er den kleinen Hund, während die Hündin seine Hand leckte.

Der alte Graf von Wind saß auf der Terrasse des Schlosses beim Nachmittagstee, behaglich sich in einen bequemen Korbstuhl verbreiternd, mit der Lektüre der „Staatszeitung" beschäftigt, aus der ihn dann und wann ein beschaulicher Blick in die Voralpenlandschaft entführte — als Gonhild mit den beiden jungen Hunden auf den Armen im weißen Musselinkleid durch die Akazien-Allee, dann über den freien Platz mit dem Springbrunnen, zwitschernd auf ihn zusprang: „Papa," rief sie, noch in den Bäumen, „Maria hat gestern Junge bekommen. Sieh nur!"

„Das ist ja eine phänomenale Neuigkeit," lachte der Graf behaglich über sein rotes Gesicht. „Bekommt die Maria Junge. Sieh mal an."

„Papa," das Mädchen wiegte halb schüchtern den Kopf, „schenk mir die kleinen Hunde."

„Aber Gonhild! Ich denke, du hast deine Puppen!"

„Ich mag nicht mehr mit Puppen spielen. Ich bin jetzt vierzehn Jahre alt."

„Kind, zum Puppenspielen ist eine Frau nie zu alt. Du wirst die Tiere unwissend quälen und kränken. Sie haben ein Herz, Gonhild, wie du und ich."

„Papa, ich fühle die kleinen Herzen an meiner Brust schlagen."

„Höre, Gonhild, das eine der beiden Tiere ist ein Hundefräulein. Der Inspektor hat mir schon von dem Familienereignis erzählt. Das Hundefräulein, das läßt du mir oder dem Inspektor. Ein Hundefräulein wird sehr früh kokett gegen die Hundejungen und ist schwer zu erziehen. Du würdest deine Not damit haben. Aber den Hundebuben darfst du behalten — wenn du einmal verheiratet sein wirst und ein Kind haben willst, was soll es da sein: ein Bube oder ein Mädchen?"

„Ein Bube natürlich, Papa!"

Gonhild warf sternhaft milde Strahlen über die Wangen.

„Siehst du! also behalt deinen kleinen Hundesohn!"

Gonhild griff nach der starken, ein wenig behaarten Hand des Grafen und küßte sie zurückhaltend, ihre Freude kaum bändigend.

„Vielen, vielen Dank, Papa."

Gonhild nannte ihren kleinen Hund Franziskus. Sie taufte ihn, indem sie ihn unter den Brunnen auf dem Wirtschaftshof hielt, bis er ganz durchnäßt war und vor Unbehagen um sich biß. Aber seine Zähne waren noch so unentwickelt, daß er ihr nicht weh tat.

Der Graf war entsetzt, als er hörte, daß Gonhild ihn Franziskus getauft habe.

„Aber, Kind, wie kommst du auf den Namen! Das ist doch kein Hundename! Hunde nennt man: Cäsar, Joli, allenfalls Peter. Warte, wenn das der Herr Kooperator hört, daß du deinen Hund nach einem Heiligen nennst!"

„Tiere haben viel von den Menschen zu erdulden. Sie tragen in Demut ihre Schmerzen, ganz wie die Heiligen."

„Kind! Du führst eine scharfe Dialektik. Ich wußte nicht, daß ich ein so kluges und gutes Kind habe."

Gonhild lachte.

„Ich glaube, dem Herrn Kooperator wäre es lieber, ich wäre dümmer. Er sagt mir immer, er könne die klugen Leute nicht leiden, weil die klugen Leute an kein Wunder mehr glauben."

„Kind –" der alte Graf wurde ernst – „darin hat der Herr Kooperator nicht recht, gerade die klügsten Leute glauben an die größten Wunder. Sie haben den starken Glauben, den Glauben der Klugen und Mächtigen."

„Der Herr Kooperator glaubt also nur an die Dummheit. Deshalb spricht er auch immer so eingehend mit Fräulein Mimi."

„Gonhild, du wirst ungezogen. In solchem Tone spricht man nicht von seiner Gouvernante."

Gonhild schmiegte die Wange an das zarte braune Fell des Hundes.

Der Graf erhob sich spornklirrend, denn der Reitknecht führte eben den Wallach Wuz vor, nach Jean Pauls Schulmeisterlein Wuz benannt, denn der Graf war einer der wenigen Deutschen, die Jean Paul lesen.

Gonhild sah ihm nach, wie er um die Ecke am Schweinekoben verschwand.

Der Hund schnüffelte in die Luft und suchte nach Gerüchen.

Franziskus sprang zu den Sternen empor. Er haschte nach ihnen wie nach Libellen. Der Mond zog im Bogen über seine Stirn. Sonne brach sich vielfältig in den Fazetten seiner Augen, die zuweilen tot glänzend wie brauner Achat aus dem weichen Gesträuch seines Felles sahen. Wie wurde, was er nicht zu benennen wußte, und was sich ihm als Welt bot, durch das große Licht erhellt! Nie aber glaubte er dem Wirklichen, fest Bestehenden. Er sah hinter das Antlitz der Dinge und erkannte früh, daß in der unschuldig grünen Wiese, welche so heiter blühte, Wolfgruben und Fußangeln versteckt waren, aus denen man die Pfoten nur mit schweren Wunden riß. Oder er sah das Lächeln eines Menschen, welches ihn trog und, als er spielend herzusprang, Steine nach ihm warf. Leben und Tod war nicht das Gleiche, welch ersteres schwebend sich bewegte, welch letzteres unbezwinglich drohte. Zwischen Bäumen und Men-

schen, Schmetterlingen und Blumen begriff er keinen wesentlichen Unterschied. Und erbittert spreizte sich sein Gehirn, als ihn ein Knecht mit dem Sensenstiel schlug, weil er, wie an einer Tanne, das Bein an ihm erhob. Die Bäume standen still, waren der Wanderung beraubt, während die Menschen gingen von hier nach dort. O er wünschte wohl manchmal, sie verständen sich besser auf das Stehenbleiben, die Welt gleich einem Kreis um sich beschreibend, ruhend und beruhend nur auf sich. Er, Franziskus, freilich liebte den wilden Tanz, den Lauf der fliegenden Zeit, wenn die Kilometersteine an ihm vorüberrannten. Er lief über schmale Brücken, nur durch einen umgelegten Baum dargestellt, und das Wasser rauschte unter ihm. Er hüpfte auf schmale Mauern, wenn große Hunde rechts und rauhe Kinder links ihn bedrohten. Und über aller Lüsternheit und Quälerei brannte leuchtend die erhabene Laterne, von Wolken oft und oft von Widersinn umflackert. Ihr warmer Schein lag wie eine milde Hand auf einem, wenn man mittags auf der Schwelle vor dem Hause lag, die Mücken summten und aus der Küche gedämpftes Klappern der Teller und Schüsseln, welche von den Mädchen gespült wurden, in den Traum der Ruhe klang. Da fühlte man so recht, daß man gesegnet war. Ein schräger Blick schielte zum Fenster Gonhilds empor, die auf einer Chaiselongue lag und einen harmlosen französischen Roman las, bei dem sie ein angenehmes Schauern im Rücken empfand, denn man hatte ihr französische Romane verboten, Orgien sprichwörtlicher gallischer Unsittlichkeit in ihnen stets argwöhnend.

Das Angesicht der Welt, das sich Franziskus in den ersten Monaten seines Daseins in freundlicher glatter Rundung gezeigt hatte, runzelte sich nunmehr und bekam Schroffen, Ecken und Kanten.

Er lief zwischen den Gassen des Dorfes Spießruten. Die Häuser schienen über ihn herzufallen. Türmten sich übereinander und polterten hernieder. Die Tore der Gartenzäune kniffen seinen Schwanz ein, wenn ihn die Sehnsucht in fremdes Land trieb. Der Turm des Schlosses neigte sich schwer über ihn, um ihn mit steinerner Tatze zu erdrücken.

Vom Kirchturm scholl die Feuerglocke und ängstigte ihn.

Da stiegen Feuergarben aus Scheunen und fraßen das Dunkel.

Verkohlte Schweine rasten quietschend über die Chaussee.

Pferde wieherten und die kahlen Kaninchen wimmerten.

Mit schlenkernden Eimern liefen die Menschen schreiend durch das Elend.

Ein Tier, das Franziskus noch am Tage zuvor am Leben bewundert hatte: ein stolzer funkelnder Pfau lag angebrannt und vom Feuer gerupft tot und nackt neben einem umgestürzten Jaucheeimer.

Maßloser Schmerz der Kreatur, die sich vernichtet sieht!

Franziskus erschrak. Und taumelnd bedachte er, daß er anstelle des schwarzen ehedem so bunten Pfauen hier neben der umgestürzten Bosheit läge, wenn er, wie ursprünglich geplant, die Nacht auf einem der Heuböden verbracht hätte. Er lief, um Gonhild zu suchen. Er suchte sie, die Nase am Boden, im Trubel der Brandstätte. Aber der Brandgeruch, der alle anderen Gerüche übertäubte, machte ein Finden unmöglich. Da lief er die Pappelallee zurück nach dem Schloß.

Er sah sie, im fließenden Nachtgewand wie einen Mond auf dem Balkon stehen und den rötlichen Himmel betrachten. Er hörte, wie sie den fernen Geräuschen lauschte.

Leise bellte er, um sich bemerkbar zu machen, denn ein unendliches Gefühl zu Gonhild schwellte seine Brust.

Sie beugte sich über das Balkongeländer und rief:

„Franziskus!"

Da schnob er durch die offen gelassene Tür des Gartensalons in das Haus, klinkte mit den Vorderpfoten die Tür nach der Halle auf und hüpfte die Stiege herauf. Auf halber Treppe kam ihm Gonhild entgegen.

Er sprang sie an und sie drückte ihn an ihre Brust, die unter dem dünnen seidenen Nachtgewand bei seinem Ansprung zart bebte.

Sie streichelte seinen Kopf.

Seine Augen zitterten und er fühlte nur dies: ich lebe! ich lebe!

Der Hütejunge lag inmitten seiner Ziegenherde auf einem Hügel oberhalb des Dorfes und blickte auf das Dorf und das Herrenhaus hinab.

Er schleuderte die Faust gegen das Schloß: Reiche Leute! Vornehme Leute! Sie haben alles, was der Mensch zum Leben braucht: Geld, Glück, Adel und Liebe.

Ihn knechteten sie. Seine Verkommenheit nützten sie. Er war ein Sklave irgendeiner lässigen Gebärde des Grafen. Irgendeines abweisenden Winkes der Gonhild. Katja verlachte ihn. Der Inspektor gab ihm einen Fußtritt. Sie machten ihn zu einem Tier unter seinen Tieren. Aber immer noch besser ein Tier als ein solcher Mensch.

Ihn schüttelte das Grauen und er griff in die Tasche nach einem zerlesenen Exemplar des Neuen Testamentes, in dem er las, ohne Verständnis, aber mit Glauben und mit einer gewissen heiligen Ahnungslosigkeit.

Selig sind die Friedfertigen, denn das Himmelreich ist ihrer.

O: er war gar nicht friedfertig. Er konnte hassen. Und bitter begehren. Wenn aus dem Brunnen der Sinne die grünen Dämpfe stiegen.

Er pfiff seiner Lieblingsziege und lockte sie mit einem frischen Bündel Klee.

Als sie nahe kam, zog er sie an sich heran und begann an ihrem Euter zu spielen.

An die Hündin Maria wagte er sich nicht mehr, seit sie geworfen hatte, und seit er der Geburt des Franziskus zufällig beiwohnte.

O: einer von den Herren sein! Im Herrenhaus wohnen! Eine Gonhild als Tochter oder als Gattin haben!

Seufzer durchschnitten seine braune Brust.

Die Ziege meckerte milde.

Oder in den großen Städten wohnen, unter Millionen von Menschen! Das Amerika der Schundliteratur, billiger und böser Hefte zu zehn Pfennig, entbindet sich seinem gläubigen Geiste. In hundert Stockwerken erglänzt mächtig am Hafen mystisch das Haus. Die Säule der Freiheit steigt aus den brandenden Wogen, gekrönt mit dem geflügelten Genius der Barmherzigkeit. Nort Pinkerton, der Meisterdetektiv, räuchert die Verbrecher (deren manche wohl auch elegante graue Gehrockanzüge und Blumen im Knopfloch tragen wie der Graf!) wie Ratten aus den stinkenden Kloaken der Großstadt.

Immer Frauen haben können, so viel man will! In Chikago durch die dumpfen Gassen schleichen, wie eine Schlange sich um Negerinnen, Chinesinnen, Japanerinnen winden! O das fremde heiße Blut! Und doch bleibt Inbegriff Verlangens, Inkarnation himmlischer Genüsse: das Blonde, Goldne: Gonhild.

Er legte plötzlich das Ohr an den Erdboden und lauschte.

Es nahten Schritte.

Mit einem Schrei verscheuchte er die Ziege.

Sein Herz schlug bis an die Haarwurzeln am Kopf. Er fühlte sein Herz an die Stirn wie mit einem kleinen Eisenhammer schlagen.

Er kannte die Schritte.

Wenige Sekunden und Gonhild ging, von Franziskus begleitet, ohne Gruß an ihm vorüber.

Feindschaft hob die Fahne gegen Franziskus. List umlauerte ihn. Tücke tobte um seinen Turm.

Katja, welche Lust an Quälereien hatte, stach ihn heimlich mit Stecknadeln, daß er wehrlos schrie. Denn da ihm Katja von wenn auch niederer aber dennoch gleicher Art wie Gonhild gefügt zu sein schien, wagte er sie nicht zu beißen und wußte nicht, ob er sie Feindin oder Freundin nennen sollte; denn sie lächelte, wenn sie ihn stach.

Der Hütejunge, welcher in Franziskus den steten und starken Begleiter der Gonhild haßte, warf mit Steinen nach ihm. Aber Franziskus bog den geschmeidigen Leib und wurde nie getroffen. Dennoch war der Hütejunge der erste, welcher in ihm Gefühle der Feindschaft erzeugte: Zwang

zum Sprunge, Röte vor den Augen, heiseres Bellen, Sehnsucht der Zähne nach der Kehle des Angreifers – Gefühle, die er früher nicht gekannt.

Aber noch wußte er sich zu zähmen: Andacht und Anblick der Gonhild stets im Herzen. Demut beschlich ihn, wenn er sie sah, und er glaubte, vom großen Geist zu ihrem Diener erkoren zu sein. Er, der keinen Herrn zu dulden willens war und der die befehlshaberischen Späße selbst des Grafen freundlich, aber frei und bestimmt ablehnte, er rief: Gonhild! Herrin!

Eines Tages nun kam er in zärtlicher Ahnungslosigkeit einigen ganz jungen Katzen, welche die Katze Mignon vor einer Woche geworfen hatte, spielerisch zu nahe: die jungen Katzen, welche er mit sanfter Tatze streichelte, pfiffen ängstlich: fauchend fuhr aus dem Gebüsch die erregte Mutter auf ihn los. Ihre grünen Augen zischten, ihr Rücken war gekrümmt und der Schwanz stand wie eine Lanze hinter ihr. Franziskus suchte sie, milde knurrend, zu besänftigen, da er die Reizbarkeit der Mutter zu achten willens war: umsonst: sie warf sich gegen ihn und ihre Vorderpfoten gruben blutige Furchen in sein Antlitz. Da brüllte er auf. Seine Güte wurde verkannt; seine Liebe mißachtet. Er duckte sich, schnellte empor und fuhr ihr an die Kehle. Seine Augen röteten sich rasend. Er sah nur Blut. Die Welt war in Blut getaucht. Das Licht träufte Blut. Tief gruben sich seine Zähne in das winselnde Tier.

Als er von ihr ließ, fiel sie wie ein Stein zu Boden.

Ängstlich pfeifend liefen die jungen Katzen herbei und versuchten, an ihren toten Brüsten zu saugen.

Gonhild wurde gefirmt. In einem mondweißen Kleid, einen grünen Kranz im blonden Haar, eine kostbare goldbeschlagene Wachskerze in Händen schritt sie zur Kirche.

Franziskus folgte andächtig.

Am Eingang der Kirche blieb er stehen; Gonhild wandte sich um, nickte ihm zu, und Franziskus legte sich an der Pforte nieder, betreut von zwei steinernen Heiligen, die das Tor bewachten.

Eine Ahnung ergriff Franziskus: daß ihn mit diesen Heiligen in Stein ein nicht zu erfassendes Etwas verband.

Er hob den Kopf aufwärts und seine klugen braunen Augen suchten die Stirnen der Steinernen.

Da war es ihm, als neigten sie sich brüderlich zu ihm herab. Der heilige Martin trat aus der Säule, und Franziskus fühlte schaudernd die beharnischte Hand der Heiligen sein Rückenfell streicheln.

Wohlig sank er unter der steinernen Faust zusammen, den Kopf auf die Vorderfüße gelehnt.

Stein hielt ihn von oben und unten in strengem Maß. Wie ein Bernsteingeschöpf strahlte er in der Sonne.

Aus der Kirche klang die Orgel. Die Töne schienen ihm fremde Wunder-Tiere entsprungen und doch irgendwie hündisch. Die Orgel brauste.

Der Hund sprang empor und bellte heilig zu Gott.

Franziskus feierte seinen ersten Geburtstag. Er erfuhr von der Festlichkeit dieses Tages dadurch, daß Gonhild ihm am Morgen eine blaue Schleife um den Hals band, auf die sie mit Gold die Worte gestickt hatte: Mein Liebling. Sie führte ihn vor einen kleinen gedeckten Tisch, ihren ehemaligen Kinderspieltisch. Auf dem Tisch brannte eine rote Kerze inmitten eines Napfkuchens. Ein Kotelett duftete auf einem Teller. Ein Kranz Würste schlang sich anmutig um die Kuchen.

Franziskus legte die Vorderpfoten auf Gonhilds zarte Schultern und bellte dankbar. Gonhild umarmte ihn. Ihre Augen blickten feucht.

Der Graf machte eine groteske Reverenz vor Franziskus und hielt eine kleine Rede auf ihn, sein Glas Portwein, das er zum Frühstück zu trinken pflegte, in der Hand.

„Franziskus, ich habe dich zum Freund und Wächter meiner Tochter bestellt. Sei auch fürder ihr ritterlicher Anwalt und treuer Kavalier."

„Papa," Gonhild sah Franziskus aufmerksam in die Augen, „ich glaube, Franziskus versteht dich." —

Franziskus war den ganzen Tag sehr heiter gestimmt.

Nachmittags begab er sich in den Wintergarten, um seinem Freund, dem Papagei Konsuelo, einen längst versprochenen Besuch abzustatten.

Konsuelo, ein feiner und sehr gebildeter Vogel, der aber trotz seines hohen Alters von neunzig Jahren eine große Geckenhaftigkeit und Eitelkeit zur Schau trug, hatte sich seine hellgrünen Feiertagshosen und eine rote Jacke angezogen. Er vermochte nämlich durch eine sonderbare innere Kraft die Farben seines Federkleides regenbogenförmig nach Wunsch und Sehnsucht leuchtend zu bestimmen.

Konsuelo empfing ihn hüstelnd.

Er saß auf einer Stange unter einer argentinischen Palme. „Die Gesundheit, mein Lieber, ist das höchste Gut des Greisenalters. Sie kommt mir mehr und mehr abhanden."

Franziskus ließ einige Worte des Bedauerns hören und sagte:

„Wissen Sie, daß ich heute ein Jahr alt bin?"

Der Papagei wiegte bedächtig und bedenklich seinen Kopf und betrachtete ihn fröhlich mit herzlicher Herablassung.

„Der Tausend! Ein Jahr! Und natürlich kommt sich der junge Springinsfeld schon weiß Gott wie alt und erfahren vor."

„Ich habe mancherlei erfahren in dem Jahr, Konsuelo, das dürfen Sie mir glauben," eine Falte legte sich zwischen seine Augen.

„Ich bin geliebt und gehaßt, verehrt und verachtet worden. Habe Schmerz und Lust empfunden. Das Gute gewollt und das Schlechte getan – und was kann es mehr geben in einem Leben und dauere es auch tausend Jahre? Ich will Ihre hundert Jahre, denen ich Ehrfurcht entgegenbringe, nicht herabsetzen, Konsuelo. Sie haben hundertmal das erduldet, was ich einmal erduldet habe. Man schuldet Ihnen viel. Ihr Dasein ist ein Denkmal Gottes."

„Sie glauben an Gott?"

Der Papagei krächzte belustigt.

Franziskus stand wie eine Statue aus Eisen.

„Ich glaube an Gott und mein Verlangen brennt, ihn einmal zu betrachten. Gott wird Augen haben wie ein Hund, den Gang und die Gestalt einer Gonhild und einen Mantel wird er tragen, Konsuelo, wie Sie."

Um die Zeit der reifenden Trauben hielt ein brombeerhaariger Italiener namens Farina mit einer Kolonne grell bemalter Wagen seinen Einzug auf der sogenannten Kirmeswiese, welche, nahe der Pappelallee, zwischen Dorf und Schloß gelegen ist. Zelte wurden entfaltet, Bankreihen errichtet und einige gebrechliche mit schmutzigem blauen Samt versehene Stühle als Logenplätze aufgestellt. Lange Stangen stachen in die Luft. Ein wackliges Holzpodium gab sich ein gewichtiges Ansehn. Seile liefen zwischen einzelnen Stangen und über dem Podium war ein Netz gespannt, welches berufen war, etwaige Fehltritte des Seiltänzers aufzufangen. Dieser, ein siebzehnjähriger blonder Triestiner, fiel nun aber bald in die Netze der schlimmen Katja. Das Erscheinen der Artisten rief im Dorf und in der Gesindestube des Schlosses großes Aufsehen hervor. Jeden Abend wohnte viel Volk der Vorstellung, welche unter freiem Himmel vor sich ging, bei. Der Hütejunge stand auf dem Stehplatz, blickte mit brennenden Augen nach dem Schlangenmädchen Rosina, welche ihre schlanken Beine graziös über die Schultern warf, und schob sich scheu hinter einen Baum, wenn der Zwerg Pepito mit dem Blechteller sammeln kam.

Auch Gonhild bat eines Abends den Grafen, die Arena Il Gondoliere (diesen den Dorfbewohnern unverständlichen Namen führte das Kunstinstitut) besuchen zu dürfen. Sie zog sich ihr kleines braunes Pelzjakett an, da es schon herbstlich fröstelte, wand ein seidnes weißes Tuch um ihre sterngelben Haare und lud mit klingender Stimme Franziskus und ihre Gouvernante Mimi, welche in ihrem Leben eine unscheinbare Rolle spielte und selten einmal hervortrat, ein, sie zu begleiten.

Herr Farina in eigener Person wies den Damen zwei der gebrechlichen mit blauem schmutzigem Samt überzogenen Stühle an und machte eine ehrerbietige Verbeugung, bei der er den linken Fuß ein wenig zurückgleiten ließ. Franziskus sprang auf den freien Stuhl rechts von Gonhild.

Das Spiel nahm mit einigen Clownerien des Zwerges Pepito seinen Anfang. Als die Bosheiten des Zwerges Herrn Farina, welcher den dummen August agierte, zu bunt wurden, nahm er den Zwerg in seine Hände und steckte ihn in eine Regentonne, hoch auf platschte das Wasser, und Gonhild schrie leise, denn sie glaubte, der Zwerg würde nunmehr ertrinken. Aber die Tonne schwankte, fiel seitwärts, und munter meckernd entstieg ihr unten der triefende Zwerg. Es zeigte sich, daß die Tonne keinen Boden hatte. Beifall klapperte von den Bänken und Gonhild klatschte erlöst in die Handschuhe.

Nun begab sich der junge Seiltänzer, von Katja mit ängstlichen Augen verfolgt, an die Arbeit. Er schritt leicht und von den Sternschnuppen der Nacht wie mit einem Heiligenschein umwoben rosa glänzend über das Seil, als ginge er auf festem Erdboden.

Auf dem Programm war als dritte Nummer Giulietta vermerkt. Der Name Giulietta hatte keinerlei charakterisierende Äußerung bei sich und wurde nur von einigen Fragezeichen umkränzt.

Mit Spannung sah man dieser rätselhaften Nummer entgegen.

Die Glocke schellte und auf das Podium trat Giulietta.

Franziskus schlug an; seine braunen Blicke glühten heiß.
War hier Erfüllung seiner Sehnsucht? Liebe über Gonhild hinaus? Anbetung der Vollkommenheit? War jenes zierliche weiße Geschöpf, welches auf den Hinterbeinen über das Podium wandelte, noch ein Hund? War es nicht durch Mühe des Müssens, durch Ausbildung einer seltenen Innerlichkeit über sich hinaus gelangt? Nunmehr überschlug es sich dreimal und flog wie ein Vogel durch die Luft. Franziskus lauschte dem Gesang dieses Vogels. Dann schnellte es durch drei feurige Reifen, ohne auch nur ein Haar seines reinlichen Felles anzusengen. Darauf setzte es sich, wie eine menschliche Dame, auf einen winzigen Stuhl und, nachdem es ausgeruht, verabschiedete es sich mit Winken der Vorderpfoten vom Publikum, indem es die Treppe vom Podium herabstieg.

Franziskus war außer sich. Es litt ihn nicht mehr auf seinem Stuhl an Gonhilds Seite. Er wagte auch nicht, ihr in die Augen zu sehn. Mit einem Sprung war er in der Nacht verschwunden.

Gonhild war von der Gelehrsamkeit und den Kunststücken der zierlichen Bologneser Hündin bezaubert.

„Franziskus, du solltest auch tanzen können wie die feine Welsche!"

lächelte Gonhild und warf ihm ein Stück Zucker zu. Sie saß am Frühstücktisch auf der Terrasse, der reichlich mit Eiern, Schinken, Schokolade, Konfitüren und weißem Brot bestellt war, und las einen Brief, den ihr der Graf soeben gegeben.

Ein junger Maler von der Münchner Akademie empfahl sich in höflichen und gewandten Worten dem Grafen zur Restaurierung der alten holländischen Gemälde des Schlosses. Der Preis, den er für seine Mühe forderte, war ein äußerst bescheidener, und der Graf schien dem Anerbieten nicht abgeneigt. Er fragte Gonhild um ihre Meinung. Gonhild betrachtete mit gekräuselter Stirn die regelmäßigen männlichen Schriftzüge, die ihr den jungen Maler irgendwie auf eine gefährliche Art vertraut machten. Verführung lockte aus den einfachen Sätzen. Ein unbestimmbarer Geruch stieg aus ihnen.

Franziskus hob die Nase in die Luft.

Er witterte einen Feind.

Gonhild zitterte.

Sie lehnte sich an die Balustrade, und warf einem Huhn, das sich in den Ziergarten verirrt hatte, Brotkrümel zu.

Mimi klapperte, mit dem Abräumen des Geschirrs beschäftigt.

Fern im Morgendunst zeigte sich die Linie des Gebirges.

„Wie die Fieberkurve, wenn man Influenza hat," dachte Gonhild.

Der Graf klopfte ihr auf die Schulter. Sie schrak zusammen.

Habe ich etwas Böses getan? dachte sie.

„Nun?" sagte der Graf, „was meinst du, sollen wir den jungen Mann kommen lassen? Einmal muß die Arbeit doch getan werden."

Gonhild wurde blaß.

„Wie du willst, Papa."

Franziskus knurrte leise.

„Also gut," sagte der Graf, „hoffentlich hat der junge Mann erträgliche Manieren und reine Fingernägel. Mit den obligaten langen Haaren und dem Samtjackett werden wir uns schon abfinden müssen . . . ."

Gonhild beschäftigte sich jetzt sehr viel mit Franziskus. Sie wollte, daß er solche Kunststücke vollführen lerne, wie die kleine Bologneser Hündin der Arena Il Gondoliere.

Er mußte auf seinen Hinterbeinen gehen, während sie ihm eine Leckerei vor die Nase hielt.

Er sprang in elegantem Bogen durch einen meterhoch gehaltenen Reifen. Nach den Klängen eines Grammophons drehte er sich sinnlos im Kreis.

Er apportierte Steine und holte Holzstücke aus dem Fluß.

Er gehorchte mit einer freundlichen Nachsicht gegen Gonhild, weil er

sich ihr überlegen glaubte, und sich, je mehr sie sich mit ihm beschäftigte, um so mehr von ihr entfernte. War nicht Giulietta ein größerer Geist? Es war nichts Übermenschliches an Gonhild; waren aber nicht überhündische Kräfte in Giulietta rege und war sie nicht also über sich hinaus gelangt?

Der junge Maler, welcher eines Morgens von der Münchener Akademie kommend im Schlosse eintraf, enttäuschte den Grafen auf das wunderlichste und angenehmste. Er trug weder einen Florentiner Hut noch ein schwarzes Samtjackett. Auch schienen seine Fingernägel eitel gepflegt und manikürt. Beim Essen bewegte er das Besteck mit einer vollendeten Sicherheit und Anmut.

Er hatte helle blaue norddeutsche Augen, isländisch Haar und den wiegenden heiteren Gang eines Matrosen. Sein Anzug bestand aus weiten grauen Hosen, die durch einen amerikanischen Gürtel über dem rohseidenen Hemd zusammengehalten wurden, einem grauen Jackett, Stehumlegekragen mit silbergrauer Schleife, braunseidenen Strümpfen und gelben Halbschuhen mit breiter Kappe.

„Sonderbar, unsere neue deutsche Jugend!" sagte der Graf. „Sollte man in ihm noch einen Künstler vermuten? Sieht er nicht aus wie ein Amerikaner? Ist er nicht ein eleganter junger Herr? Man könnte ihn bei Hofe vorstellen, und er würde sich nicht im Ton vergreifen. Weiß Gott, Gonhild, ich habe ein wenig Angst vor dieser Jugend. Sie ist mir zu sicher. Sie kann zu viel. Ich will mich hängen lassen, wenn unser Maler nicht schießt, jagt, fischt und reitet wie ein Edelmann. Und dabei malt er noch!"

Gonhild sah in ihren Schoß.

Sie hatte sich an die Erscheinung des Malers noch nicht gewöhnt. Fraglos hatte auch sie einen ungekämmten unordentlich gekleideten genialischen Burschen erwartet, der sich mit ihrer Vorstellung von der Fragwürdigkeit jeglicher Kunst und der Unsauberkeit ihrer ausübenden Jünger vertrug.

Statt dessen sah sie sich einem jungen Herrn gegenüber, der sich in seiner unauffällig gewählten exakten Kleidung in nichts von den jungen Herrn ihrer Gesellschaft unterschied, der sich vor ihnen höchstens durch eine wohltuende Frische und durch ein, wie es schien, begründetes forsches Selbstvertrauen auszeichnete.

Mißtrauisch machte sie gegen ihn nur jenes Gefühl, das sie beim Lesen seines Briefes empfunden hatte, und die Haltung des Hundes Franziskus.

Franziskus zeigte sich dem Maler gegenüber äußerst unfreundlich und zurückweisend.

Vielleicht hatte seine Antipathie auch seinen Grund in den wenig schmeichelhaften Beinamen, die der fröhlich aufgelegte Maler ihm verlieh: „Bettvorleger! Fußsack!" – ironische Degradierung, die Franziskus wohl begriff.

Franziskus sollte, vermöge eines von Gonhild ausgedachten Klopfalphabetes, sprechen lernen. Bei a mußte er einmal, bei b zweimal und bei c dreimal und so fort klopfen. Franziskus tat ihr gutmütig den Gefallen, vor ihr als gelehrig und gelehrt zu erscheinen. Auch lernte er auf Fragen nicken oder den zottigen Kopf schütteln. Er war mit seinem Herzen gar nicht bei den Lektionen. Er dachte an Giulietta und an den Maler. Was stand ihm, Franziskus, bevor? Morgen abend war Abschiedsvorstellung der Künstlertruppe; er mußte unbedingt einen Versuch machen, mit Giulietta zusammenzutreffen. Ahnte sie, daß in ihrer Nähe, in der Umgebung des kärglichen Dorfes einer weilte, der gesonnen war, sich ihr darzubringen? Vorübergehend beunruhigte ihn der Gedanke eines Verrates an Gonhild und er klopfte mit schlechtem Gewissen ihren Namen.

„Was rufst du meinen Namen, Franziskus?" fragte Gonhild zärtlich.

Aber der Hund sah stumm zu ihr empor und schüttelte seinen braunen Kopf.

Gonhild und der junge Maler ritten am Nachmittag nach dem Kaffee durch den Wald zum Vorwerk. Franziskus hätte alle Ursache gehabt, sie zu begleiten und ein Auge auf den Maler zu haben. Aber der augenblickliche Rausch seiner Leidenschaft für Giulietta verblendete ihn und trieb ihn auf die Kirmeswiese.

Die Arena war mit einer kleinen Menagerie verbunden.

Ein schmutziger Affe hockte verdrießlich in einer Kiste, die zum Käfig umgewandelt war, und fraß Apfelschalen. Wellensittiche kreischten. Ein blinder Fuchs, der mit einer Kette an einen Pflock gefesselt war, scharrte in Abfällen. Herr Farina stand in der Tür des Reisewagens und rauchte eine Virginia. Das Schlangenmädchen Rosina kämmte sich vor einem zerbrochenen Spiegel die kümmerlichen Haare. Sie hatte ein phantastisches Gewand, halb Kleid, halb Decke um den Leib.

„Bettvorleger!" dachte Franziskus und sah erzürnt den Maler.

Der Zwerg Pepito neckte den blinden Fuchs, indem er ihm einen Knochen vor die Nase hielt und immer wieder zurückzuckte.

Dem Fuchs floß Speichel aus den Lefzen. Herr Farina lachte dröhnend.

Pepito quietschte. Franziskus fuhr ihn bellend an, daß er erschreckt den Knochen fallen ließ und die Treppe zum Wagen hinauf stolperte.

Gesindel! dachte Franziskus.

Der Zwerg streckte ihm von der obersten Treppenstufe, schon im Schutze des Herrn Farina, die Zunge heraus.

Herr Farina lachte gutmütig. Er rief Franziskus einige italienische Worte zu, die sehr wohlwollend klangen.

Der Zwerg verschwand wie eine Maus im Wagen.

Franziskus lief hinter den Wagen. Wo war Giulietta?

Hinter dem Wagen stand ein kleiner Käfig mit zwei halbverhungerten Wölfen.

Sie kamen, als sie Franziskus sahen, an das Gitter und betrachteten ihn mit großen grünen Augen.

Franziskus traten Tränen in die Augen.

Meine Brüder, meine wilden Brüder, und gefangen hinter Stäben!

Und der eine Wolf aber erhob seine Stimme und sagte:

Bruder, der du wider Willen, wider Wissen freundlich uns besuchst, denke oft an uns Gefangene! Auch wir wandelten durch Wald und Weite, Feld und Freiheit, einst wie du!

Hatten Liebe, hatten Leben. Unsere stählern festen Sehnen trugen flink uns über Moos und Stein. Keinem Feind gelang mit uns der Kampf. Unsere Kinder jubelten, wenn wir das Futter brachten. Sonne war in unsern Augen. Unsere Augen waren Sonnen in der Nacht. Aber uns bezwang das Schicksal, mächtig aus der Menschen Hand gesandt. Viel Erbärmliches ist, doch nichts Erbärmlicheres als der Mensch. Unser Hunger ist ihre Sättigung. Unsere Qual ihre Lust. Unser Tod ist ihr Leben. Unsere Liebe ihr Hohn. Wage nicht zu helfen, Bruder, Sterbender. Deine Hilfe ist nur schwach. Leide mit uns, Bruder, jeder Atemzug der verbrauchten und zerfressenen Lunge sei ein Fluch dem menschlichen Gezücht! –

Franziskus wandte seine Augen nach innen. Sein Herz brannte. Er sprang, holte den Knochen, den der Zwerg hatte fallen lassen und schob ihn mit den Zähnen zwischen die Stäbe. Die mageren Wölfe heulten dankbar.

Franziskus sah Katja und den Seiltänzer Arm in Arm aus dem Wald treten. Der Seiltänzer streichelte ihre Hand und gab ihr unverständliche Kosenamen. Sie lachte und zeigte ihre schneeweißen Zähne. Der Seiltänzer griff ihr verlangend um die jungen Brüste. Hinter ihnen lief – Franziskus erstarrte bronzen – Giulietta. Sie setzte zierlich ihre kleinen scharmanten Füße und schien zu lachen wie Katja. Ein häßlicher struppiger Köter unbestimmbarer Rasse lief selbstbewußt neben ihr und huldigte ihr in nicht mißzuverstehender Weise.

Sie schien seine Komplimente nicht unhold aufzunehmen.

Das Bewußtsein eines geheimen Einverständnisses verband die beiden. Franziskus erkannte in dem Köter einen dorfbekannten Schmutzian und Hündinnenjäger niederster Neigung. Weder sein Vater, noch seine Mutter war bekannt: er entstammte der Kreuzung zweier minderwertiger Rassen.

Ihm also, dem Symbol der Verworfenheit, ergab sich Giulietta, die

Erhabene. Der Niedrigkeit unterwarf sich die Hoheit. Im Schmutz wälzte sich die Reinheit. Anmut entglitt in Frechheit. Wurde Welt zur Wüste? Himmel zur Hölle?

Ohne Franziskus zu sehen, tänzelte Giulietta an ihm vorüber.

Der Maler stand auf einer Leiter, allerlei Pinsel, Messer und Messerchen in der Linken, und wies mit der Rechten auf die Einzelheiten eines stark nachgedunkelten Gemäldes, das dem Höllenbreughel zugeschrieben wurde. Gonhild blickte, einen Schal um die fröstelnden Schultern, zu ihm empor. Durch ein Fenster fiel ein kühler Sonnenstrahl auf das Haar des Malers und ließ es mattgold glänzen.

„Es wird bald Winter," sagte Gonhild.

„Sehen Sie die Wildheit in dem Bild, den Haß jenes verzerrten Kopfes, die Wut jenes enthüllten Frauenleibes – und doch, welche Kraft! Welche Kraft des Willens und der Sittlichkeit!"

Gonhild erschrak leise. Sie fühlte aus der Deutung des ihr fremden Bildes nur die Kraft des Malers.

„Halten Sie Kraft für die Hauptsache im Leben?

Ich bin so gar nicht kräftig, auch Papa ist so zart. Sind wir darum schlechte Menschen?"

Der Maler schoß einen flammenden Blick hernieder.

„Fräulein Gonhild!" sagte er.

Gonhild senkte den Kopf. Sie hüllte sich fester in ihren dünnen Schal. Wo nur Mimi blieb. Sie wollte sie doch zu einem Spaziergang abholen. Sie hob den Kopf.

„Sehen Sie die Tiere! Sehen Sie Konsuelo, den Papageien! Franziskus, den Hund! Es sind schwache Geschöpfe. Und dennoch und grade darum lieben wir sie. Wir müssen, sie beherrschend, ihnen dienen."

„Das ist der Ausgleich Gottes: die Kraft hegt den Haß, die Schwäche hegt die Liebe. Wie liebt Kraft die Schwäche! Und wie wird sie von ihr gehaßt! Ich will Ihnen ja dienen, Fräulein Gonhild. Sie sollen meine Herrin sein . . ."

Er stieg langsam hernieder von der Leiter. Die Pinsel und Messer entfielen seiner zitternden Hand.

Gonhild stand leblos. Zu Hilfe, dachte sie, zu Hilfe.

Sie hatte keinen Willen zur Auflehnung.

Da klang ein Bellen durch den hohen Saal. Franziskus sprang vom Fensterbrett des offengelassenen Fensters herab, Gonhild zu Füßen. Drohend stand er zwischen ihr und dem Maler, welcher erblaßt war.

„Ich glaube, wir müssen essen gehen," sagte Gonhild leise, „es schlägt eben ein Uhr."

Franziskus fühlte sich zur Pflicht zurückgerufen. Gonhild hieß ihm wieder Geist und Güte. Giulietta bestechender Schimmer graziöser Charlatanerien. Funkelnde Oberfläche. Aber Gonhild: unergründliche dunkle Tiefe.

Daß er nicht vermocht hatte, rückhaltlos an ihr festzuhalten, dünkte ihn Zeichen eigenen Unwertes, den er bestrebt war, deutlich vor ihr zum Ausdruck zu bringen.

Er ließ sich ihren kleinen, mit einem grünen amerikanischen Schuh bekleideten Fuß auf den Nacken setzen und erblickte darin ein Symbol der völligen und endlichen Unterwerfung. Nachts schlich er sich von seinem weichen teppichbelegten Lager und schlief auf der harten Linoleumdecke vor ihrer Tür. Er geißelte sich, indem er über spitze Drahtzäune kroch und schmerzliche Wunden erlitt.

„Aber Franziskus!" sagte Gonhild, „du blutest ja! Komm, ich will dir die Wunden auswaschen!"

Er aber entzog sich den Händen ihrer Barmherzigkeit und glaubte, duldend und büßend ihr zu dienen, wenn nächtlich die Wunden brannten.

Als sie ihn aber zu einer guten Stunde streichelte, vermochte er das Herz nicht mehr zu halten. Er sprang sie an, und sie drückte ihn an ihre Brust, die unter der dünnen seidenen Bluse bei seinem Ansprung zart bebte.

Sie streichelte seinen Kopf.

Seine Augen zitterten, die Zunge züngelte, und er fühlte nur dies: ich liebe! ich liebe!

Franziskus wurde durch das Benehmen des Hütejungen beunruhigt. Katja kam weinend zum Inspektor gelaufen und erzählte, daß der Hütejunge eines Abends in der herbstlichen Dämmerung wie ein Tier über sie hergefallen sei und daß sie sich nur mit Not und ganzer Kraft seinem geifernden Munde und seinen häßlichen Fingern habe entziehen können. Der Inspektor ließ den Hütejungen rufen und schlug ihn mit seiner kurzen Reitpeitsche mitten ins Gesicht, daß ein roter Striemen ihm quer über die Stirn lief. Mit einem blöden und bösen Gelächter sprang der Hütejunge durch das Fenster in den Hof unter die schreienden Hühner und entfloh.

Erst inmitten seiner Ziegenherde oben auf dem Hügel oberhalb des Dorfes machte er halt. Er blickte auf das Dorf und das Herrenhaus herab und schüttelte die Faust. Die das Geld haben, die haben die Macht. Die die Macht haben, die haben die Liebe. Uns Schwachen und Schwächlingen bleibt nur der Haß. Haß gegen eine Herrschaft, die Brot nur gegen Geißelhiebe gibt. Und Liebe . . . nie. Er war ein Sklave irgendeiner lässigen Gebärde des Grafen. Irgendeines — o wie knirschte er! — abweisenden Winkes der Gonhild. Katja verriet ihn. Der Inspektor schlug

ihn mit der Peitsche ins Gesicht. Franziskus befehdete ihn. Franziskus, der ihm gewiß sein fettes Dasein erst verdankte.

O im Herrenhaus wohnen! Einer von den Herren sein! Dem Inspektor einen Fußtritt in den A ... geben. Franziskus zu Tode prügeln. Katja von einem brünstigen Hirsch zu Tode stampfen lassen. Eine Gonhild im Spitzenhemd haben!

Rache durchraste seine schwindsüchtige Brust.

Die Ziegen meckerten. Der Leitbock wurde unruhig.

Der Hütejunge legte das Ohr an den Erdboden und lauschte.

Es nahten Schritte.

Er kannte die Schritte.

Sein Herz schlug rot bis in die Augen, die sich blutend füllten.

Es nahte Erfüllung seiner rasenden Rache, seines inbrünstigen Verlangens.

Er breitete die Arme aus und meckerte.

Auf ihn zu schritt die Blonde, die Goldne, Versprechen himmlischen Genusses. Gestirn der Nacht und Sonnenschein des Tages: Gonhild!

Gonhild schrie leise, da sprang Franziskus flammend ihm an die Kehle.

Wiehernd ließ der Hütejunge Gonhild fahren und wandte sich seinem Feinde zu.

Er nahm den Kopf des Hundes, welcher nach seiner Kehle schnappte, in seine beiden Hände. Und da er die Hände um seinen wolligen Hals spannte, ihn zu erwürgen, durchzuckte ihn entsetzliche Erkenntnis.

Ihm war, als hätte er seine eigene Kehle gepackt, als hielte er in des Hundes Kopf seinen eigenen Kopf in Händen. Als sähe aus des Hundes hellen Augen veredelt, ungetrübt sein eigener Blick.

Er gedachte bebend der Hündin Maria; von sich warf er den Hund, der zu Gonhilds Füßen fiel, die in Ohnmacht dahingesunken war.

Tobend trollte er durch den Wald. Als Gonhild erwachte, drohte die Dämmerung zwischen den Bäumen.

Franziskus lag neben ihr und leckte ihr die Hand.

Sie strich sich über ihre sternklare Stirn.

„Du hast mich gerettet, Franziskus,“ sagte sie, „wie soll ich dir danken?“

Franziskus dachte:

Es gibt nicht Dankbarkeit. Selbst Gonhild ist nur dankbar, weil sie zärtlich ist. Und habe ich sie wirklich gerettet? Ich habe das Menschliche in mir bekämpft, und darum rettete ich sie ... vor mir.

Der Graf und der Maler zeigten sich sehr besorgt, daß Gonhild so spät aus dem Walde heimkam.

„Es hätte Ihnen ein Unglück zustoßen können, Fräulein Gonhild,“ sagte

der Maler und er sagte ganz unbefangen: Fräulein Gonhild und nicht: Gnädigste Komtesse, was den Grafen ein wenig verstimmte, „denken Sie an die Zigeuner! Wenn man Sie uns nun geraubt hätte und hätte ein schönes Zigeunermädchen aus Ihnen gemacht! Es wäre mein Schicksal gewesen, die Welt nach Ihnen zu durchstreifen und vielleicht hätte ich Sie nie gefunden; oder wenn ich Sie nach Jahren dann doch entdeckt hätte, da hätten Sie mich nicht mehr erkannt und Sie hätten eine fremde Sprache gesprochen, die ich nicht verstehen würde. Sie hätten auf dem Seile getanzt und das Tamburin geschlagen. Und schließlich hätten Sie in einem gebrochenen Deutsch mir aus der Hand meine Zukunft gesagt, und sie wäre gewesen: eitel Schmerz und Unrast und Tränen. Denn Sie selbst wären mir ja verloren gewesen . . ."

Gonhild öffnete die Lippen ein wenig und bot sie mit anmutiger Verwunderung dem Maler.

Der Graf mißbilligte die verworrenen und ihm völlig unverständlichen Redensarten des jungen Mannes und wies mit spitzer Schulter auf die gedeckte Abendtafel.

„Du wirst noch etwas essen wollen, Gonhild? Übrigens warst du bei deinem Spaziergang ja in guter Hut. Franziskus war bei dir."

Gonhild nickte. Spielerisch tasteten ihre Finger über Franziskus' Fell, der mit kühlen braunen Augen nach dem Maler sah.

Gonhild und der Maler schritten Hand in Hand durch den nächtlichen Park.

„Wie sonderbar," sagte Gonhild, „ich habe dich nun lieb. Und weiß nicht einmal, wer du bist. Und weiß nicht einmal recht, was dieses bedeutet: lieb-haben. Ich bin erst sechzehn Jahr."

„Gonhild!" rief der Maler, und hob die zierliche Gestalt den Sternen zu, „mein Mädchen!"

„Papa wird einen großen Schreck bekommen, wenn er hört, daß ich ihn heimlich verlassen habe, und er wird mich vielleicht verachten. Aber ich kann nicht anders. Er würde niemals in eine Ehe mit einem Bürgerlichen einwilligen. Und du bist doch nun einmal ein Bürgerlicher. Nein, eigentlich bist du ein Raubritter!"

Sie lachte und streifte mit flüchtigem Kusse seine Wange. „Ich kann nicht anders. Ich muß dir folgen. Ich habe keinen Willen mehr. Du hast den meinen. Aber darf ich nicht wenigstens Franziskus mitnehmen? Du weißt, ich habe ihn lieb. Er scheint mir zuweilen ganz Teil meines Ich. Ja: fast mein besserer Teil. Denn ich bin nur ein Mensch. Und er –"

„– ist nur ein Hund, Gonhild."

„Für einen Hund bedeutet's viel, ein Hund zu sein."

„Gonhild, wir können Franziskus nicht mitnehmen. Er würde uns überall sofort verraten. Er wäre unfehlbares und untrügerisches Kennzeichen unseres Steckbriefes. Der Graf und die Polizei wäre uns sofort auf den Fersen."

„Aber später — können wir ihn nicht später nachkommen lassen?"

„Gewiß, Gonhild, wenn alles recht geregelt ist und wir weder die Polizei noch deinen Papa mehr zu fürchten haben."

Gonhild seufzte.

„Dann will ich mich in die Trennung von Franziskus schicken. Dir zuliebe. Und aus Klugheit. So schwer mir diese Klugheit fällt. Aber wie wird es Franziskus ergehen? Er hängt so sehr an mir . . ."

Als der Graf in munterer Laune am Frühstücktisch erschien, fand er wider Erwarten Gonhild nicht vor. Ihr Gedeck war noch unberührt. Schlief sie noch? Er zog die Uhr. Sie zeigte bereits neun. Gonhild pflegte gegen acht Uhr aufzustehen und meistens war *sie* es, die *ihn* mit einem klingenden Gelächter weckte.

Er schlich sich auf Zehenspitzen vor ihr Zimmer und lauschte.

Er klinkte vorsichtig die Türe und betrat es.

Das Zimmer war leer. Das Bett schien unbenützt. Er sah sich suchend um. Die Toilettensachen vom Waschtisch fehlten. Desgleichen eine kleine Handtasche aus Juchten, ein Geburtstagsgeschenk des Grafen an Gonhild. Der Graf stützte sich einen Moment schwer atmend auf eine Stuhllehne. Dann trat er an den winzigen, weiß und goldnen Schreibtisch. Dort lag ein Zettel und darauf standen diese Worte: „Sei mir nicht böse, Papa. Versuche nicht mir weh zu tun. Ich vergesse dich nie und hoffe bald zurückzukehren, um Verzeihung von deiner Güte zu erbitten. Grüße Franziskus."

Uebrigens fand man an eben diesem Morgen im Wintergarten des Herrenhauses den Hütejungen erhängt vor. Neben ihm lag tot der Papagei Konsuelo, welchem er zuvor den Hals umgedreht hatte. Dies war die Rache des Hütejungen an der Herrschaft des Reichen und Bunten, des Schönen und Guten, des Blonden und Goldenen.

Franziskus gebärdete sich, als er sich von Gonhild verlassen sah, wie rasend. Bellend drehte er sich hundert Male um sich selbst.

Der Graf fand, trotzdem er sofort die Polizei der nahen Großstadt benachrichtigte, keine Spur von Gonhild und ihrem Verführer. Er meinte sie in München versteckt, glaubte an Erpressungsversuche des Malers und fuhr persönlich nach München.

Franziskus lief durch das ganze Haus, treppauf, treppab und suchte Gonhild. Er lief ins Dorf, er lief in die Ställe, auf die Felder, in den Wald. Er lief in den Wintergarten und sah Freund und Feind getötet.

Endlich fand er Gonhilds Spur auf dem Bahnsteig des Kleinbahnhofes.

Er jauchzte, als er sie entdeckte, und eilte emsig den Schienen nach, ewige Sehnsucht nach Gonhild und dem Guten und heiligen Haß gegen das Böse und ihren Entführer in der Brust.

Hungernd und dürstend lief er tagelang dem Ziele, das ihm wie ein Falter voranschwebte, nach.

Förster, die ihm begegneten und ihn für tollwütig hielten, schossen nach ihm. Die Kugeln pfiffen um seine Ohren, er aber achtete ihrer nicht.

Unterwegs geriet er in ein Gefecht mehrerer Hunde mit einer Katze. Da vollzog sich eine entscheidende Wendung zum Guten in ihm. Er schützte den schwachen Feind, ging gegen die feigen Hunde und verjagte sie. Die Katze miaute kläglich. Sie blutete. Da riß er mit dem Maule Gräser und Farren ab und stopfte sie in ihre Wunde. So sühnte er den Mord an der Katze Mignon und die unbedachte Feindschaft seines Geschlechtes.

Weiter und weiter lief er zwischen den Schienen. Städte empfingen und entließen ihn. Sonne stieg auf und sank. Ein Kranz von Nächten umschlang seine schlaflose Stirn. Da kam er in eine Stadt, die war anders wie andere Städte; Kanäle durchzogen blinkend sie tausendfältig. Brücken schlugen ihre Bogen von Ufern zu Ufern. Ein Heer von Masten stieß wie Lanzen in den Himmel. Sirenen heulten. Pfeifen schrillten. Rauch, Hand in Hand gefügten Engeln ähnlich, entstieg den Schornsteinen. Der große Hafen war erreicht. Auf dem Kai lief zwischen Geschrei und Menschen, zwischen Packträgern und Matrosen, selig des nahen Zieles gewiß, Franziskus.

Schiffe schaukelten sich vor seinen Blicken. Eben entglitt ein riesiger Ozeandampfer, das Sinnbild des silbernen Adlers am Buge, dem grauen Hafen.

„Ja," sagte neben Franziskus ein Matrose, dem ein Anker in den nackten Oberarm gebrannt war, „der Adler ist eigentlich kein Schiff, sondern ein Vogel, denn er fliegt."

Auf dem Hinterdeck des Dampfers stand in grauem Regenmantel und schwarzem Lackhut ein junges Mädchen und winkte mit einem seidenen Taschentuch, auf dem eine Grafenkrone gestickt war, dem Festland den Abschiedsgruß zu. Hinter ihr bewegte sich lächelnd ein junger blonder Herr.

Franziskus hatte Gonhild kaum erspäht, als er überirdisch bellte.

Gonhild mußte seinen Ruf vernommen haben, denn sie schrak zusammen, während der blonde Herr beruhigend auf sie einredete.

Franziskus sprang in den himmlischen Abgrund — ihr nach! — ihr nach! —

Die Wellen verschlangen ihn und trugen ihn noch einmal. Sein abgezehrter Körper vermochte ihnen keinen Widerstand entgegenzusetzen. Sein brechendes Auge ersah noch ein letztesmal Gonhild.

Franziskus meinte im Walde zu liegen. Pilze schossen um seine Verwesung. Tannennadeln fielen in sein Fell und silberner Regen wusch seine gläsernen Augen. Eichhörnchen schwebten von den Bäumen hernieder und betrachteten neugierig sein immer noch da-sein. Ringelnattern schlichen bei Verfolgung von kreischenden Mäusen über seine entfleischten Beine. Und eines Tages brach sein Bauch und ein Heerwurm von gelben Maden zog seine Straße. Franziskus aber bot sich ihnen liebend dar und sprach: dies ist mein Leib, euch gegeben zu Seele und Seligkeit. Nehmt und esset alle davon. Donner erklang gewaltig. Blitze zischten zwischen den Stämmen. Der Himmel platzte, und das Meer brach daraus hervor.

Und siehe: als Franziskus erwachte und die Augen emporwarf: Da war Glanz um ihn wie Sonne, und war doch mehr als Sonne. In diesem Lichte gaukelten die Sterne wie große Libellen. An die Glocke des Mondes schlug goldener Klöppel. Wesen umschwebten ihn, deren Begriff er nur geahnt. Da gab es nicht Mensch, nicht Hund, nicht Katze, nicht Papagei, nicht Bäume, nicht Blumen, nicht Wasser, nicht Feuer, nicht Luft, nicht Erde: alles war einer Art und Gestaltung voll unbeschreiblicher Anmut. Im Schutze eines Schattens saß jenes schöne Wesen, von dem er vermeinte, es einmal in seinem Leben als Hirt und Lamm getroffen zu haben. Wieder umdrängten ihn Tausende von Geschöpfen. Friedliche Mienen strahlten. Da fiel Franziskus in die Knie und rief den Namen seines Gottes.

„Steh auf," sprach freundlich der Ewige. „Franziskus, du sollst, da du der Leiden genug erduldet, einer der Unseren werden. Sieh: wir alle sind aus der Gemeinheit unserer Geschlechter in die Ungemeinheit der Elemente geflohn. Wir sind letzte Lösung und Erlösung unseres Selbst. Werde ein Element, Franziskus..."

Selig schritt Franziskus im Reigen der Elemente. Und siehe: er begegnete den Geistern von Giulietta und Gonhild. Stürmisch sanken sie ineinander und war nicht Gonhild mehr und nicht Giulietta und nicht Franziskus. Da war nun ein All, alleins.

***

Rundschau

Zionismus und Politik

von Moritz Heimann

Daß der Krieg, unter anderm, auch eine Angelegenheit — und demnach vielleicht eine Gelegenheit — des Zionismus werden könnte, das haben politisch gerichtete Zionisten vom Anfang an gespürt. Die ersten Aufstellungen sind inzwischen durch die so schnell nicht erwartete Erschaffung eines neuen Polens und darnach durch die russische Revolution sehr stark verschoben worden, am meisten aber durch das verdächtige Interesse der Entente. Es ist begreiflich, daß dem einen oder dem andern bange davor wird; daß besonders diejenigen, denen ein inneres Zion mehr am Herzen liegt als die Reiche dieser Welt, es mit Sorge und Kummer sehen, wie nun auch ihr zukünftiges Palästina, ihr neues Jerusalem in den „Wirbel von Länderverteilungen und Eroberungen" hineingerissen wird. Von Max Brod haben wir diese Klage im Septemberheft der Neuen Rundschau gelesen, Buber hat ihr in seiner Zeitschrift „Der Jude" Ausdruck gegeben, und beide haben damit nichts anderes ausgesprochen, als was offenbar vielen Unruhe und Beschwernis macht.

Indessen werden doch auch diese nicht die Augen davor verschließen können, daß der Zionismus mindestens zu einem Teile ein politisches Problem ist. Mögen seine Gründe, Wurzeln und Motive noch so religiös, seine Ziele noch so ideologisch sein und seine Methode sich dementsprechend bemühen, rein zu bleiben, immerhin handelt es sich darum, daß in einem bestimmten Lande Menschen zu einer bestimmten Art von gemeinschaftlichem Leben sich ansiedeln wollen, also einen Grad von staatlicher Unabhängigkeit, ob er nun hoch oder niedrig sei, anzustreben haben und auf diese Weise mit andern, schon vorhandenen, schon zu Formen hingebildeten, im Besitze, im Rechte befindlichen Gruppen und Staaten in Beziehung treten müssen. Rechtsgrenzen werden zu ziehen sein, und solche werden morgen zu Machtgrenzen, und diese wiederum, übermorgen, zu

neuen Rechtsgrenzen; denn zwischen allem, was Staat und dem Staate ähnlich ist, gibt es nichts anderes als Gegnerschaft, als wovon Freundschaft und Feindschaft nur die nach den Umständen wechselnde Erscheinung sind. Selbst wenn der Zionismus sich ganz und gar und mit unbedingter Ausschließlichkeit religiös besänne und ein Mönchstum, ein Berg Athos zu sein begehrte, so würde seine Niederlassung eine politische Seite haben, die er als solche, als eine politische betreiben müßte.

Ich verstehe nicht, warum er sich dagegen innerlich sträuben sollte; ich hoffe, er verträgt die Säkularisation; es scheint mir, daß man andernfalls nicht an den Ernst seines Glaubens glauben, sondern an dem Ernst seines Willens zweifeln müßte. „Wer nach den neuentdeckten Inseln fahren will, nutzet die Winde, wo sie wehen," sagt Florian Geyer. Gerade weil für die Stellung der Juden nicht klar und einfach auszumachen ist, ob der Begriff der Rasse oder der Nation oder der Religion oder eine Mischung davon zu irgendwelchen Teilen sie bestimmt, ist alles willkommen zu heißen, was dazu zwingt, die zarten Dinge praktisch zu nehmen; im Praktischen ist alles Unfaßbare sogleich faßbar, und praktisch und politisch – ist Maus wie Mutter, wie man's heißt.

Etwas anderes wäre es, wenn die Einstellung des Zionismus in die Politik nicht sowohl prinzipiell, als in der gegenwärtigen Zeitlage heikel empfunden würde; für Menschen, auf die ohnehin unfreundlich aufgepaßt wird, als eine Verlegenheit darum, weil die vorausgesetzte Einheit der Juden inmitten der einander bekriegenden Völker – wie andere die Grenzen überfliegenden Einheiten, zum Beispiel die der Religion – einstweilen mit leidlichem Vertrauen hingenommen wurde, in dem Augenblick aber höchst verdächtig werden konnte, wo sie von einer der beiden gewaltigen Parteien politisch angespannt und ausgenutzt zu werden drohte. Was aber hülfe es in diesem Falle, den Kopf in den Sand zu stecken? Man muß ihn vielmehr nun erst recht erheben, schon weil das die des Kopfes einzig würdige Haltung ist.

Ich weiß nicht, ob es meine Kompetenz verstärkt oder erschüttert, daß ich nur so ein Zionist in partibus bin, aber allerdings einer bin, solange ich denken kann und ehe das Wort an mein Ohr schlug. Jedoch nicht von weitem wurde mir das zum Widerspruch, nicht einmal zur Beunruhigung des Bewußtseins, daß ich auf deutscher Erde geboren bin und daß mir alles, was ich zu vernehmen imstande war, die deutsche Sprache gesagt hat; selbst dann nicht, als der gehässige Leichtsinn der Schule das noch wehrlose Gefühl hätte entzweien können. In meiner Kindheit waren wir, die einzige jüdische Familie im Ort und nach der Strenge des Ritualgesetzes uns verhaltend, in unsere christliche, deutsche Umgebung vollkommen ein- und hineingelebt durch unsre jüdische Gegensätzigkeit, nicht trotz

ihrer. Ist das mein besondrer Fall, so kann ich nichts wider ihn; ist er heute nicht mehr möglich, so trägt die Schuld daran nicht eine etwa neu erstandene Strenge der Idee auf beiden Seiten, sondern die Vergröberung, ja der Zerfall alles Anonymen, Ruhesamen im Gemüt. Aber ich glaube das nicht; sondern vertraue darauf, daß mancher Jude mich hier versteht und nicht minder ein deutscher, der sein Volk belauscht hat und es wirklich, daß heißt nicht bloß durch seine Repräsentanten kennt. Es ist nichts Unnatürliches darin, seine Bahn mit zwei Mittelpunkten zu laufen; einige Kometen tun es und die Planeten alle. Unvereinbar Scheinendes zu vereinen, darin besteht im Grunde das ganze geistige Geschäft; sind doch selbst das private, individuelle Leben und das der Gemeinschaft, auch der nationalen und auch sogar der religiösen, Gegensätze. Wie es keine Lage des Menschen gibt, die er sich nicht in Schande; keine, die er sich nicht in Ehre verwandeln könnte, so gibt es auch keine, die nicht Schwäche werden kann oder Kraft.

Und so, als Jude deutsch „orientiert" – um diese Redensart einmal zu gebrauchen, hier wo sie am widersinnigsten klingt –, habe ich den Zionismus von jeher auch als ein deutsches Interesse gedacht. Palästina, zugleich Vereinigung und Trennung, Brücke und Kluft zwischen Afrika und Asien, müßte, so schien mir, wenn es durch die jüdische Kolonisation von einem neuen Leben angefüllt wäre, genug, um einen neuen, gebürtigen Willen in die Welt zu setzen, mit zum Hindernis werden können, daß die beiden Ströme der englischen Macht, der indische und der afrikanische, zusammenflössen. Wenn jetzt von Amerika her dem Zionismus rattenfängerisch gepfiffen wird, und wenn man damit etwas anderes will, als unbedenklich Unbedenkliche ködern, wenn man es also verhältnismäßig ernst und ehrlich meint, was ich auch „verhältnismäßig" nicht glaube, so täuscht man sich. Nehmen wir einmal an, Amerika, das heißt England, vermöchte es, durch diesen Krieg den Zionismus in Palästina zu etablieren, so wäre es ja dazu doch nur imstande, wenn es in einem so hohen Grade siegte, daß es auch auf jede andre ihm beliebige Weise Palästina in seine weiten mazedonischen Pluderhosen stecken könnte. Dann aber wäre für das deutsche politische Interesse eine zionistische Kolonie dort immer noch ein Vorteil; ein kleiner, vielleicht ein winziger Vorteil, doch ein Vorteil; denn es wäre in die englische Kette immerhin ein Element von wahrscheinlicher Unruhe eingeschaltet. Es scheint mir nicht einmal allzu phantastisch, sich vorzustellen, von welcher Art die Unruhe sein würde: von der religiösen. Der Boden, der mehr als einmal geborsten ist, könnte leicht wieder trächtig werden; und durch christliche Sekten, Islam und zionistisches Judentum, zwischen denen es kochen wird, könnte noch einmal der synkretistische Sturm fahren. Eine politische Gefahr

würde das immer nur für eine Macht bedeuten, die eine geographische Kontinuität ihrer Herrschaft zu bewahren hat; für keine andere.

Aber England wird nicht in die Lage kommen, sein Geschenk zu machen. Denn ein Geschenk wäre es doch, nicht wahr? wenn es auch Narren gibt, die von einem Recht der Juden auf Palästina reden; als ob sie das Land nicht durch dieselbe Macht verloren hätten, durch die es gewonnen war, nämlich durch Krieg, Raub und Eroberung. Ein Geschenk in jedem Fall, würde es aus Englands, des alttestamentarischen, bibelfesten Englands Hand zu einer Parodie seiner selbst. Und das wissen die Zionisten bei uns, wahrscheinlich aber auch die in Amerika; sie wissen, daß die Entwicklung, auf die sie hoffen, nur unter dem Halbmond soviel ideelle Freiheit gewinnen kann, wie ihr großer Gedanke braucht und verdient, mögen auch die materiellen Bedingungen für eine Weile noch gedrückt und gefahrvoll sein.

Es ist sehr gut, daß der Krieg den Zionismus mit politischen Versuchungen bedrängt hat. Nichts kann ihm förderlicher werden, als daß er sich immer deutlicher bewußt wird, etwas Praktisches, Gestalter eines Stückes Leben, bedingt, begrenzt zu sein und nicht dazu da, ein Weh und Ach aus einem Punkte zu kurieren. Ich rechne es nicht hoch an, daß er dadurch auch einer gewissen überfeinen Kritik ledig wird, die ihn als romantische Rückständigkeit verwirft. Immer wo etwas getan wird, sind auch die Leute nicht weit, die hoch darüber hinaus sind und doch so hoch leider nicht, daß sie ihres erhabenen Weges gingen unbekümmert um die sich in der niedrigeren Region Abmühenden. So gibt es unter Juden freie Geister, die den Zionismus als einen Verrat am selbigen, von Staat und Volk und ähnlichem Gespenstwesen freien Geist zu verachten und zu verhöhnen wissen. Wären sie nur recht von allen Fesseln frei! so würden sie auf die Fessel nicht speien. Aber sie kommen mir vor wie ein Mensch, der einmal dem Düngen und Pflügen und Säen und Mähen zusieht und aller sonstigen Mühsal, bis das Korn zu Mehl und das Mehl zu Brot wird: er zuckt die Achseln, er weiß es besser, man braucht nur in den nächsten Bäckerladen zu gehen und kauft eine Semmel. Wie manche Gedankenwelt, bestrickend, unentrinnbares Netz, solange das Buch aufgeschlagen ist, versinkt in den Abgrund, so wie es zugeklappt wird! Denn die Natur und die Not sprechen dann sogleich wieder ihre vernehmliche, weise und unwiderlegbare Sprache, mächtiger als die des edlen Müßigganges der Gedanken, geschweige des unedlen. Der Zionismus, Urbarmachung eines Stückes Erd- und Menschenboden, Arbeit, Entsagung, Hingebung, Vertrauen und verschwenderische Saat in die Zukunft, — es gehört schon die grinsende Verwesung dazu, andere Gefühle gegen ihn zu haben und zu erweisen, als die der bewundernden, verehrenden, helfenden, nacheifernden Teilnahme.

Aber freilich, nur als Tat ist der Zionismus ein vollkommener — Gedanke. Insofern er Weltanschauung oder Philosophie oder Religion sein will, gibt es eine einzige kleine Tatsache, die jeden, der nicht viel Zeit hat, der Mühe überhebt, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Es ist dieselbe Tatsache, die ihn zu einem praktischen, einem politischen Ding macht; die nämlich, daß er fragmentarisch bleiben muß. Brod führt eine Schätzung von Ballod an, wonach die Gesamtkapazität Palästinas (an Menschen) ungefähr sechs Millionen betrage; er hätte — fast bin ich versucht, zu sagen: ehrlicherweise — hinzufügen müssen, daß andre Schätzungen weit niedriger greifen; Professor Philippson, zum Beispiel, glaubt sogar, daß noch für lange Zeit die ganze Türkei nicht was Rechtes an ackerbauenden Menschen werde aufnehmen können, und um solche handelt es sich dem landbesiedelnden Zionismus zuerst. Aber selbst die sechs Millionen Professor Ballods angenommen, so sind sie noch nicht die Hälfte aller Juden; da sie sich in eigenen Sitzen mindestens so stark vermehren werden, wie in russischen Pogrom- und in polnischen Elendsbezirken, so wird aus Palästina auch wieder ausgewandert werden; es ist des Goluß kein Ende. Über das Dilemma des kleinen Landes und der zu großen Menschenanzahl hilft kein Brückenschlag hinweg, am wenigsten ein jüdisch-imperialistischer Traum. Näher kommt den voraussichtlichen wirklichen Verhältnissen die Anschauung, daß in Palästina sich ein vorbildlich vorbildendes Muster jüdischen Lebens, die viel gesuchte innere Einheit des heute nicht nur äußerlich unendlich zerklüfteten Judentums ausformen werde. Doch auch dann wird alles auf die nachbildende Kraft und den Willen der in der Welt zerstreuten Juden ankommen; und es bleibt dabei, daß der Zionismus zwar für einen, den kleineren Teil der Juden das Problem löst, es für den größeren aber verschärft.

Auch dieses ist ein nicht hoch genug zu schätzender Vorteil, und rechnet zu den Verdiensten des Zionismus. Er ist damit das Gegenspiel zu der anderen Verschärfung, die durch den Krieg und durch einige seiner politischen Folgen gemacht wurde.

Als unsre Heere Polen eroberten und sich ausdrücklich, mit Worten der Selbstverpflichtung, als Befreier bekannten, fühlten die deutschen Juden, daß ihre Lage ein neues Gesicht bekommen könnte; und einige fühlten es, man mag es verachten (ich tue es trotzdem nicht), mit Beklommenheit. Sie wußten sich leidlich assimiliert in Kleider- und Lebenstracht, und nicht zum wenigsten durch ihre geringe Zahl, ein knappes Prozent der gesamten Bevölkerung Deutschlands. Nun schien mit einem Schlage die mühsam durch Leid und Schuld und Arbeit geschaffene Situation aufs neue bedenklich zu werden.

Diese Sicherung der westlichen Juden durch bürgerliche Ähnlichkeit

und geringe Zahl war ja gewissermaßen eine ästhetische; sie schien fallen zu müssen, wenn ihre Bedingungen fielen; das heißt für die deutschen Juden, wenn Millionen anders gearteter und anders bebarteter Menschen, Menschen zu dem der tiefsten Armut, von einer hierzu immer bereiten öffentlichen Meinung mit ihnen auf gleich und gleich gestellt würden. Gelüste der Distanz, wenn auch verkleidet, regten sich; — denn es ist längst nicht mehr so unzweifelhaft entschieden, was Schopenhauer als ein jüdisches moralisches Dilemma aufstellt und löst: „Ein englischer Jude," so nimmt er mit einem Redner des englischen Parlaments an, „kommt nach Lissabon, woselbst er zwei Männer in äußerster Not und Bedrängnis antrifft, jedoch so, daß es in seine Macht gegeben ist, einen von ihnen zu retten. Persönlich sind ihm beide fremd. Jedoch ist der eine ein Engländer, aber ein Christ; der andere ein Portugiese, aber ein Jude. Wen wird er retten? — Ich glaube, daß kein einsichtiger Christ und kein aufrichtiger Jude über die Antwort im Zweifel sein wird." Ich glaube, daß heutzutage die Antwort in mehr als einem Falle anders lauten wird, als Schopenhauer erwartet. (Aber ist das etwa, auch von einem einsichtigen Christen, zu rühmen? Man konstruiere den Fall, und bleibe sich des Bedenklichen solcher hypothetischen Versuchungen bewußt, mit einem Bayern und einem Preußen! Wenn Schopenhauer hinzufügt, daß die Antwort auf seine Frage „den Maßstab für die den Juden einzuräumenden Rechte" abgebe, so hat er eine Goldwage aufgestellt, und wägt Säcke voll Kartoffeln darauf.)

Die Furcht vor einer schärferen Anspannung des Antisemitismus war es, die solche treulosen, snobistischen Gefühlsregungen hat aufkommen lassen. Sie hat auch anderen Unruhe gemacht, und darunter manchem, der, aus deutscher Empfindung heraus, die Schädlichkeit des Antisemitismus für das deutsche Volk einsieht. Der Antisemitismus, und wir können das heute am deutlichsten beobachten, lenkt die moralischen Regungen von ihrem natürlichen Ziel, welches immer die eigene Brust ist, geflissentlich ab und auf einen Prügelknaben, einen Sündenbock hin; er verhindert ein ganzes Volk, zu beten wie der Zöllner, und verführt es, sich zu rühmen wie der Pharisäer. Darum ist er auch das ungeeignetste Mittel, den Juden, selbst durch den berechtigtsten Tadel, zu nützen. Nicht weil sie verstockt sind! Sondern weil das Wort: „das ist jüdisch" jedes moralische Zuendedenken für beide Teile unmöglich macht. Mit einer so vorschnell gezogenen falschen Summe ist für beide Teile der Ernst, die Verpflichtung und die Unverbrüchlichkeit des moralischen Gesetzes sogleich aufgehoben. Und daß die summarischen Urteile gerade immer die Individuen treffen, für die sie nicht gelten (weil sie ohnehin ein allzu waches Gewissen haben); und an denen vorbeigleiten, auf die sie passen (weil

sie ein dickes Fell haben); das haben die Juden besonders leibhaftig erfahren.

In Wahrheit aber würde die Einbeziehung der polnischen Juden in den westlichen Kreis den Antisemitismus nicht bloß stärker gemacht haben; sondern auch, für die deutschen Juden, förderlicher und kräftigender. Nicht die Feindschaft wäre gewichen, wohl aber das Verkleinernde, Besudelnde, Erniedrigende der Feindschaft; das Problem wäre größer geworden; die leichte Verletzlichkeit, die jedes Urteil fälscht, würde aufhören. Und zudem: haben wir nicht den gewaltigsten Haß an der Arbeit gesehen und genug daraus gelernt, um ihn als einen tüchtigen Sporn zu nehmen? Hat nicht der consensus omnium, dieses bewährte Streitwort gegen die Juden, ganz Deutschland getroffen und also seine Beweiskraft eingebüßt? Die tatsächliche, auch die durch plumpeste Zufälle herbeigeführte Feindschaft erzeugt, bei der heuchlerischen Natur des menschlichen Intellekts, sehr leicht die ideelle.

Durch die Erschaffung eines Königreichs Polen scheint das Problem der polnischen Juden für die deutschen wieder in eine nebelhafte, ungefährliche Ferne gerückt. Aber es scheint nur so; das Problem rückt auf einem anderen Wege wieder nah, in der Frage, wie es mit der Einwanderung zu halten sei, ob man sie verbieten oder erlauben oder unter Bedingungen erlauben solle. Auf diese Frage gibt es eine ganz klare Antwort nur vom Prinzipe der Staatsbürgerlichkeit und ihrer Freiheit her. Alles, was von dem staatsbürgerlichen Prinzip abweicht, mag es sich auch mit sehr einleuchtenden oder tiefsinnigen Gründen einführen, steht — auf diesem Gebiet wie auf andern — mit Recht unter dem Verdacht der Reaktion; was ein furchtbarer Schaden ist.

Hier ist es, daß der Gedanke des Zionismus eingreift, und ihm kann die staatsbürgerliche Lösung nicht die rechte sein. „Wir wollen," lese ich bei einem Zionisten, „die Rettung unseres bedrohten Volkstums." Aber nur allzugut weiß er ja, daß es nicht zum wenigsten durch die Assimilation bedroht ist; und zwar sowohl durch ihre halbschichtige Abart, die da sagt: wir werden Geld in die Kasse zahlen, Zeitschriften und Vereine gründen, damit andere nach Zion wandern; als durch die schnelle, oberflächliche, streberische, die auch den deutschen Juden schlecht bekommt: die Sanatorien wissen ein Lied davon zu singen. Es läge durchaus in der Konsequenz des Zionismus, wenn er die polnische Grenze gegen Westen dichter wünschte, als der staatsbürgerliche Gedanke es darf. Aber dann hätte er ein Recht, mit Nachdruck daran zu erinnern, daß die Deutschen, als ihre Heere den polnischen Boden betraten, ein Versprechen gegeben und eine Verpflichtung auf sich genommen haben; und daß beide, Versprechen und Verpflichtung, weder durch den Untergang des Zarentums

noch durch die Errichtung eines selbständigen Polens in Wirklichkeit gelöst oder gar hinfällig geworden sind. Das Wort eines Volkes, in solcher Schicksalsstunde gegeben, verträgt kein Drehen und Deuteln. Wagt man die relative Abschließung der polnischen Juden — ein Wagnis auch im kältesten politischen Sinn —, so kann nur eine mit ungeheurem Ernst gemeinte Sorge und Hut den Eingriff in das Staatsbürgerliche ausgleichen. Eine über die Kultusgemeinde hinausgehende Selbstverwaltung wäre zu fordern, mit einem Minister für die jüdischen Angelegenheiten (das hat es schon einmal gegeben); Schulen wären zu gründen; Hausindustrien zu schaffen; Versuche innerer Kolonisation mit Hülfe deutsch-jüdischer Ackerbauer zu machen; und mit allen sonstigen Mitteln ein Leben zu fördern, das aus sich selber spielte und seine Talente für sich selber zu Wachstum und Fruchtbarkeit gewönne, statt, wie jetzt, sie zum größeren Teil zu verlieren.

Ist soviel guter Wille bei irgendeiner Staatsmacht zu träumen? Ich fürchte: nur zu träumen. Wenn aber eine derartige Lösung versucht würde, und wenn sie gelänge, so würde trotzdem der Zionismus sich wieder gestehen müssen, daß sie nur partiell sei, wie die in Palästina. Und wenn er dann erst recht, erst richtig nach seiner Einheit begierig wäre, wo fände er sie? Nicht im Volk; das lehrt ihn die nicht aufzuhebende Zerstreuung. Nicht in der Rasse; denn die ist eine natürliche Bedingung des Lebens, wie andre, und kann sein geistiges Ziel nicht sein. Bei Carolath gibt es eine Linde, die mit dem Wipfel in den Erdboden gepflanzt und mit dem Wurzelstock in den Himmel gestellt wurde; sie wuchs und treibt Blätter, aber ihre Krone ist ein schlangenknotenwidriges Geflechte und ohne Ähnlichkeit mit der grünen Wolke des ehrlich gewachsenen Baums. Keine natürliche Bedingung des menschlichen Daseins kann ungestraft zu seinem Ziele gemacht werden; alles, was gegen dieses Gesetz sich unterfängt, ist schlechter, schlecht verkappter Materialismus. Mögen wenigstens die neumodischen jüdischen Chamberlains sich das gesagt sein lassen.

Und so bleibe als drittes nur die Religion; und damit hat die Politik ein Ende. Es ist der Zionismus, der diese Forderung stellt, und der sie nicht etwa als schon erfüllt ansehen kann. Ihm kann Religion nicht genügen als das ethnographische Gebilde, das wir kennen; nicht als die ästhetische Befriedigung, die sich mit frömmelndem Augenaufschlag einfindet, daß es doch so schön und erhaben und jeder Verdauung förderlich sei, zu glauben. Die Einheit der Juden durch Religion, die aus der Mahnung des Zionismus folgen muß, liegt nicht in der Vergangenheit; sie ist eine Aufgabe; eine Aufgabe auch als Form, — vielleicht als Kirche.

***

Sechs erzählende Bücher

von Oskar Loerke

Ein Roman der Gegenwart

Die Feststellung, Jakob Schaffners „Dechant von Gottesbüren" (S. Fischer, Verlag) sei ein ungewöhnlich belangvoller Roman, mag unwahrscheinlich und beunruhigend klingen, wenn ich ihn wahrheitsgemäß folgendermaßen zu kennzeichnen beginne:

Wir treten in ein bürgerlich wohlbestelltes Pfarrhaus. Es ist darin, wie wir unerregt erwarten: Dechant, Nichte, alternde Haushälterin, ein Hund erfüllen seinen Frieden. Wenn wir es verlassen, ist es aus seiner Straßenzeile nicht hervorgeschwollen und zerstört mit keiner pomphaften Größe und Höhe das Bild seiner alten hessischen Stadt. Seine Bewohner dürfen sich weiter unter den Mitbürgern zeigen oder auf dem Friedhof neben hundert ihresgleichen ruhen. Wir haben nur einfach alles kennen gelernt. Daß die Figuren nicht mehr oder weniger Raum in der Welt einnehmen als ihnen gebührt, läßt ihre Umwelt weder gequetscht noch gedunsen erscheinen. Und sie selbst weisen manche typischen Züge ihrer Stände und indifferente Namen auf.

Aber sie schauen alle unermüdlich die Welt an, — Welt und Anschauung in einer ganz sinnlichen Bedeutung genommen, nicht, wie gemeinhin, als Ferment aus Erfahrung und Intellekt. Das ist an Schaffners Personen das Auszeichnende vor vielen erdichteten Gestalten. Ihr Schicksal ist nur die Einsamkeit, mit der sie in der rauschenden Vielfältigkeit des Daseins stehen; im Zwange des Wirtschaftlichen; im Drange des Geistigen; in der über das ganze Land gebreiteten Not der Zeit. In dieser Schicksalseinsamkeit besinnt, befragt und entscheidet sich das allgemeine Menschenwalten. Wälzt es sich auch über den Einzelnen hinweg, taub gegen die Antworten, die es ihm aufdrängte, so hat es doch keine andere Art des Bewußtseins.

Der Fabelinhalt des Buches also ist nicht sein Stoff. Er durfte einfach sein. Zwei Anverwandte des Dechanten und seiner Nichte kommen in das Pfarrhaus, ein junger Soldat und eine Witwe an der Wende des guten Weibesalters. Der Kriegsmann, in dem sich Grausamkeit und Unschuld, tölpelige Dummheit und ein anmutig hektischer Ernst im bittersüßen Strome der Jugend binden, steht zwischen den beiden Frauen. Das Süße der Jugend zieht ihn zu dem Mädchen, das Bittere zu der „bitteren Frau", der reifen Fremdlingin. Diese ist weltgewandt, weltverdorben, unruhig und unerfüllt in ihrer unzulänglichen Seele — aus Klugheit und Sehnsucht, einsam, mißtrauisch und daher herrschsüchtig. Gegen

künstliche Reizmittel besitzt das junge Mädchen nichts als seine Jugend. Mit der Natur will es die Natur des Soldaten erringen: bevor er wieder in den Krieg hinauszieht, gibt sie sich ihm. Doch Natur bedarf der Gegenwart, Künstlichkeit wirkt in die Ferne. Die bittere Frau hat den Vorsprung. Das Mädchen verfällt in Siechtum, großmütig zwischen Liebe und Verzweiflung um die Ordnung kämpfend, und stirbt, eine „grüne Heilige", um im Tode wiederum mit ihrer ganzen Natur zu siegen, — endgültig.

Und der Dechant, nach dem das Buch heißt? Er bleibt scheinbar nur ein Zuschauer und wird doch die Hauptfigur des Romans. Er ist klar, gütig, offen, bereit, hellsinnig. Daß er den klügsten, erkennenden Blick über das Geschick der Menschen hat, die er beherbergt und betreut, daß jede Wende ihres Weges ihm ein Ziel ist, hindert ihn zu helfen und zu ändern. Lebendig und treu in seinem Wesen, ist er es nicht in seinem Werke. Je mehr er sieht, um so blinder wird er. Er verschuldet die Tragödie, weil er sie hätte verhindern können. Das ist *seine* Schicksalseinsamkeit, in den Stürmen des Blutes, im Sausen des Geistes eine ruhige Behausung haben zu wollen. So liebt er die Kunst von seinem reichen Dome aus, spürt sie wie ein Eigentum, faßbar nah, nicht als eine Angelegenheit hoher Stunden bloß, sondern als eine Angelegenheit jeden Tages. So sind ihm auch die Dogmen seiner Religion künstlerisch deutliche Sinnbilder, in denen die seltene mystische Gewißheit und die häufigere Kälte des Gottes ihre bündige, gleichsam werktägliche Beruhigung gefunden haben. Aus Phantasie scheint er die Phantasie nicht zu lieben, denn sie vergrößert den Glanz und also die Versuchung und Verantwortung. Ist jedoch die Weisheit nicht eine hilfreiche Leidenschaft, so wird sie leicht überall „das so kühne als stille Weben der Auflösung" gewahren müssen. Dieser Pfarrherr, ein Mann nicht groß und nicht klein, ist als unermüdlicher Träger von Wirklichkeit eine außerordentliche Leistung des Dichters.

Helden, wenig sichtbar im Zustrom der Welt, nach außen nicht viel bewegend, höchstens auffällig nach innen, finden sich in zahlreichen Hauptwerken der deutschen Romanliteratur. Sie betrachten, schwärmen, lernen, bilden sich. Die ganze Welt wird ihnen, anders als in Frankreich und auch in Rußland, allmählich zur Privatsache. Doch in dieser Subjektivität erstarkt die Seele schließlich zum Objektiven. Vielleicht sollten wir diese Erscheinung nicht bemängeln, wie wir so gern tun. Vielleicht ist sogar ein Satz nicht richtig wie dieser von Grillparzer: „Jean Paul ist in Gedanken, ja in seinen Empfindungen erhaben, aber seine Phantasie ist gemein, sie malt nur niedrige Gegenstände mit Wahrheit", zumal die höheren, die er durch Papierfilter und Teleskope gewinnt, zumindest die

Wahrheit dieser Vermittler haben. Vielleicht ist es bei uns eine Notwendigkeit, daß die Darstellungsweise dem Dichter und nicht der Dichtung angehöre.

Schaffner hat seinen Erzählungsstil in diesem Sinne mit Entschiedenheit ausgebildet. Das Kleinlich-Alltägliche wird von sammelndem Lichte bestrahlt. Alles steht in dem magnetischen Kreise sehnsüchtiger Menschlichkeit und erhält seine unsichtbare Kraft stark und wirksam, indem es sich ihm zu entringen sucht oder aus ruhiger Höhe ihm zuschwebt. Danach ist der Ton bald der einer lichten Erregtheit, bald der einer angstlosen Fröhlichkeit. Unehrerbietig aus Gewissen und aus der Sicherheit, daß er nicht ratlos stocken werde, klingt er mitunter aus den großen Dingen herauf, doch durchschauert er ebenso das aufdringlich Prosaische mit dem Grauen des Dichters. Das Jenseitige lautet nicht erstickt, das Diesseitige nicht frech. Weite, überzeugende Klarheit und Übereinstimmung des Weltbildes bei völliger Richtigkeit und Realität in der Darstellung des symbolischen Einzelfalls: das ist der höchste Ruhm dieses bedeutenden Buches.

Die Idee eines Novellenkreises

„Der schwarze Baal" (Novellen von Paul Zech, Verlag der „Weißen Bücher") gebietet in den westlichen Kohlenrevieren. Er lauert nicht bloß in den Schachten und Löchern, in unterirdischen Wassern, Schlamm und giftiger Luft, er ist nicht bloß ein Gespenst, er ist auch ein Geist: seine Allgegenwart wächst in den Seelen der Menschen groß. Sie fronen seinem Zwange, während sie ihr eigenes, in der Welt einmaliges Geschick zu entfalten meinen. Sie sind Besessene, obschon sie oft doch schlaff und ungefährdet erscheinen. Schwer beweglich, ja matt in ihrem Geiste, wirken sie geistig im Stoß und Sprung des Willens und der Beharrlichkeit ihrer Richtung. Dämonisches schwelt in ihren Nerven, fern dem Bewußtsein, Tragik meistert ihre Bewegungen und hat sie dann schon verlassen, wenn ein Unglück sie erschlägt oder ein Verbrechen ihnen zum Schlage die Hand führt. Sie auferstehen vom Tode, bevor sie sterben. Zech ruft keine Matadore auf, keine Erlebnisvirtuosen der Novellistik. Seine Geschichten stellen zumeist sehr unverwickelte Vorgänge dar: Menschen werden verschüttet; sie lieben ihr Verhängnis; oder ein armes Grubenpferd; oder ihr Kainszeichen; sie leben die Andacht eines Rachedranges. Sie sind darin bis zur Betäubung befangen. Das Unglück ist grausamer, als es die Betroffenen empfinden, die Inbrunst größer als die Seele der Inbrünstigen, die Wachsamkeit ihrer Leidenschaften schärfer als die Wächter. So entsteht in Zechs Buch Fülle. Er ist ein Biograph der Zornadern an der Stirn, der geballten Muskeln, der schmerzverdunkelten Augen, der Gramfalten, und all das gehört nicht so sehr dem Leibe

dieser Piet Jonson, Séverin, Nervil Munta, Vildrac an als dem Leibe des schwarzen Baal. Würde ihre Kraft aber den Eignern ganz zu eigen gegeben, so wären diese dann Diener eines lichten Geistes. Die Zärtlichkeit des Wunsches, sie möchten völlig erwachen zur Befreiung, wie Stücke ihres Lebens — Stunden, Sekunden — schon erwachen, gibt der schroffen Sachlichkeit der Erzählung ihre Süße. Aus der Unbarmherzigkeit hebt es sich, als lösten sich daraus die unkenntlich eingeschmolzenen Begriffe Erbarmen und Herz.

Quietismus der Tat

Unsere heutigen Dichter, soweit sie sich verantwortlich fühlen, verabscheuen den Quietismus. Wie ein Protest gegen ihn wirkt die jüngste Novellensammlung von Kasimir Edschmid („Timur", Kurt Wolff Verlag, Leipzig). Sie weist Themen von gewaltsamer Bewegung auf: Der brutale Völkerbezwinger Timur. — Der ahasverische Dichter (dieser Fr. Villon ist freilich ein wesensfremder Namensvetter des geschichtlichen, wenigstens wie er sich in seinen Gedichten beichtet). — Der Gott, den das schauernde Staunen und Nichtbegreifen des Menschen in den Menschen hineinsieht.

Vorweg sei anerkannt, daß Edschmid ein außerordentliches Talent ist, üppig, zupackend und oft verblüffend präzis und suggestiv in der Wiedergabe einer Einzelheit. Doch befindet er sich in einer Gefahr, auf die hinzuweisen sein Buch ein Anlaß sei, weil sie eine Gefahr vieler ist.

Es gibt einen Quietismus der Tat, so gut wie es den der Idylle gibt. (Das laufende Schwungrad einer Dampfmaschine von tausend Pferdekräften ruht für unsere innere Vorstellung mehr als ein stillstehendes.) Eine Verschwendung von pathetischen Ereignissen muß dem Dichter dazu dienen, das Pathos seiner Themen zum Ereignis werden zu lassen. Die Materie eines Romans, auf zwei Seiten, fügt einen Zug in das Bild, eine Vielzahl von Romanen ergibt nicht die Struktur einer Novelle, — sondern eine Stimmung. Die Ereignisse sind nicht die Wirkungen aus Trieb und Wille des Helden, sondern sie haschen den Helden und suchen in ihn hineinzuschlüpfen. Der Held flieht vor ihrer Verfolgung bis zum Schlusse, und ihre Zahl umgibt ihn wie ein schönes Gewölk. Nichts direkt aussprechen zu wollen kann zum Verstummen führen. Taten sprechen hart sich selbst aus. Hundert Umgebrachte sind nicht bloß eine Hieroglyphe für: kolossalische Grausamkeit, — sondern eben auch hundert Tote. Sie lassen nicht bloß ein Urteil zu, sondern ebenso eine Verurteilung. Soll die Wirklichkeit mit ihrer ganzen Schwere gelten, so wird das Ich, das leichtfertig über sie hinwegstrebt, selbstgefällig, anmaßend oder auch philiströs stumpf erscheinen; soll sie nur farbiges Bildwerk malen,

so braucht sich auch kein ernsthaft und unwiderruflich gültiger Sinn daraus zu bilden. Auf diese Weise gestaltet der Künstler nicht, sondern spricht nur in Bildersprache. Ohne das Ergebnis unentrinnbarer Bindung durch seine Taten könnte der Held sie träumend im Bette vollbringen.

Edschmid hat einen Weg vor sich.

Ein romantisches Buch

Die Art der Einstellung gibt dem neuen Buche von Mechtild Lichnowsky „Der Stimmer" (Kurt Wolff Verlag) Wahrheit, Fruchtbarkeit, Rang und Reiz.

Jemand geht auf der Straße vorüber. Wer ist er? „Tausend Vielleichte hinken Vorübergehenden nach, begleiten sie auf Wegen, die sie ... nicht schreiten." Irgend Lebendiges wird von keinem Wissen enthüllt und verhüllt, der forschende Blick bleibt leer. — Einem Vielleicht der Erklärung gläubig zuzustimmen, heißt seine Verteidigung vor der Wirklichkeit preisgeben, aber auf seine Wirklichkeit bauen.

Raymund Egger will von der Welt nicht belauscht sein, damit er sie mit seinem Lauschen erfüllen könne. Er ist für alle anderen ein Stimmer von Tasteninstrumenten, für sich selbst ein Musiker. Ein Musiker? — Nein, er ist nur musikalisch. Was aber ist musikalisch? Eine Gewißheit so sehr, daß es kein sicheres Wort gibt, sie zu erklären. Musikalisch sein ist eine Geschichte, die nichts gesteht, und ein unhistorisches Fatum. Ein Zustand, der möglicherweise mit der Musik der Produzierenden und Reproduzierenden nichts zu tun hat. Egger weiß, die anderen strömen nicht Musik aus, sondern Sentimentalität mit Gehör. Was es mit ihm selbst für eine Bewandtnis habe, erzählt uns nun das Buch von Mechtild Lichnowsky. Es schildert nur, wie er in ein fremdes Haus geholt wird, dort einen Flügel stimmt und wieder geht. Er lernt dabei die Mitglieder der Familie kennen, der das Klavier gehört, und es schließt sich fast eine Fabel zwischen ihnen, — doch das ist schon nicht wichtig. Die Fabel wird übertönt von seinem strengen e, e, e, d, e, e, es, e, Oktave tief, Oktave hoch. Regenbogengleich will sich sein eigener Lebensgang zusammenstücken, — sein Bruder durfte lernen und ein berühmter Sänger werden, während er — — doch auch das darf jetzt nicht wichtig sein: er reguliert Tonschwingungen. Er weint zwischenein sein Herz aus wie auch sonst auf fremden Klavieren, holt das versäumte Musikerleben auf dem herrlichen Flügel nach — doch temperiert er voll hingegeben die Stimmung. Dieses Doppelsein rinnt in seiner besonderen Musikalität zusammen: er ist musikalisch aus dem Mechanischen seiner Beschäftigung oder ist es geworden. Einen tragischen Schein hat es, daß er dies nicht glaubt. Aus seiner Wissenschaft von Holz und Metall, aus dem Mathematischen

der großen tönenden Magie steigen ihm seine wunderbaren Wesen und Geister, aus Synkopen und Pizzikati als selbständigen Tatsachen außerhalb der seelischen Zusammenhänge. Beim Blasebalgtreten als Knabe schritt er wie Petrus auf dem See Genezareth, während ein anderer die Tasten meisterte. Er hat Demut gelernt, weil er seine Überlegenheit kennt und die Sicherheit des Mondsüchtigen vor unwirklicher Wirklichkeit. Diese, gespensterhaft, sachlich grotesk, bewahrt sein Gedächtnis auf, wie sie im allerfüllenden Nebel des Inneren erscheint, — das Gedächtnis der eigenen Tragikomödie. Das Haus aber, in dem er stimmte, sein Lieblingshaus, in das er sich neugierig hineingesehnt hat, ist ihm beim Verlassen fremder als vorher, — denn er ist musikalisch.

Legende

1613. — Wladislav ist nach Paul Kornfelds „Legende" (S. Fischer, Verlag) der Freund und Diener des böhmischen Grafen Wratislav. Seine Treue ist seliges Schlafwandeln des Menschen und höchste Wachheit des Gottes zugleich. Darum könnte er von Anbeginn ein Bruder des Grafen heißen, obgleich er mit Fleiß Diener ist. Wratislav aber überfällt wie ein Schicksal die Erkenntnis, er dürfe nicht Herr sein. Er entäußert sich Stück um Stück seines Landes, seiner Habe, seines Gesindes, und schenkt alles seinem Diener. Mit der Bequemlichkeit des Geschenks jedoch ist der Ernst jener Einsicht noch nicht erfüllt. Er zieht die weitere Folgerung, er müsse der Diener Wladislavs werden. Dadurch würde der bisherige Diener zum Herrn. Die Annahme der neuen Gabe wäre für Wladislav die Vernichtung seines Lebensgesetzes. Zwischen den beiden Freunden hebt ein Kampf um die Dienerschaft an, furchtbar für ihre einsame Wahrheit, für Zuschauer wohl grotesk durch seine äußerste Erbitterung. Die Feindschaft bläst ihr inneres Licht zu voller Klarheit an. Sie werfen allen Besitz von sich und ziehen als Bettler und Brüder durch die Lande, keiner des anderen Herr, keiner des anderen Diener. Als sie nach Menschenaltern heimkehren, finden sie das ganze Dorf vom Frieden ihrer Seele erfüllt wieder. Niemand ist gestorben, niemand erkrankt gewesen, und alles Lebendige gedeiht ohne Gebresten und Tod zeitlos durch die Jahrhunderte fort, bis friedlose Fremde mit ihrer Qual in das Paradies einbrechen. Da sterben Wratislav, Wladislav und alle Ihrigen und ihre Heimstätte versinkt in Waldwildnis.

Zwei Märchenfiguren von grandioser Gegenwart, ein dürftiges, vampyrisch bescheidenes Männchen mit dem Schein des Rechts und ein rasselnder, alles verschlingender Fresser schlagen die Eingänge in das Reich der Legende auf, durchleuchten ihren Tiefsinn und heben mit ihrer verantwortungslosen Sinnlichkeit das gewissengehetzte Wesen der beiden Freunde

bis zum spukhaft Visionären hervor. Sie gesellen sich freilich nicht lange den Menschen und verschwinden, wie sie, von keinem Weibe geboren, plötzlich prall aus dem Boden gestiegen waren. Das mag in der künstlerischen Ökonomie ein Mangel sein, doch wird die Leidenschaft Kornfelds zu seinem Gegenstande dadurch nicht berührt. In der Legende prägt sich groß und klar ein Gedanke, der unserem jungen Dichtergeschlechte heilig ist: Das Unrecht der Macht wird nie Recht, in hundert Jahren nicht und in tausend nicht, nicht in Kindern und nicht in Kindeskindern, durch Arbeit, Treue und reines Opfer nicht; erst jenseits des Machtwunsches gedeihen Arbeit, Treue und Opfer. Die Härte der Wahrheit herrscht in den schweren, mitunter schwierigen Perioden, treibt ohne Scham auch Barockes und Bizarres hervor. Der Ton der Darstellung ist nie künstlich verhalten und schlägt nie in die Zimperlichkeit der Herbheit über. („Herbheit" in den Künsten ist gewöhnlich bewußt unterdrückte Sentimentalität, der Anstand des Unzulänglichen.) Aber auch die Süße des ethischen Strebens ist wahr: Das wiedergefundene Paradies braucht sein Licht nicht zu scheuen, sondern nur den Zweifel und die Lüge.

Sibylla Mariana

Die Zeitgenossen des leidenden jungen Werthers hätten einen Dichter wie Albert Steffen mit strömender Liebe aufgenommen. Auch die Zeitgenossen anderer ethischer Bekenntnisse in der Kunst, die eine verwandelnde Kraft ausübten. Heute antworten statt eines tausend mit den Freuden des jungen Werthers, wenngleich nicht schriftlich, wenngleich — leider! — nicht einmal mündlich, aber tausend statt eines haben eine nicolaische Organisation. Und ebenso trüb wie die Ablehnung eines ernsthaften Menschen ist die frivole, hemmungslose Bereitschaft, ihn anzuerkennen. Das Reine wird zum Interessanten verkleinert, das Wahre in ästhetischem Rausche auf ein paar Stunden gutwilligen Gehörs beschränkt, das Strafende mit der gewandten Geste der Demut um seine Wirkung gebracht. Wir können uns zu selten gläubig freuen. Wir kranken daran, nicht von Grund aus krank sein zu können. Wir können zu wenig Leid empfinden, darum können wir soviel Leid ertragen. Dieses innere Abgestorbensein zieht sich um den ganzen Planeten. Aber, hie und da: „Tränen beleben den Staub; schon grunelt's." Wenn wir uns nicht mehr schämen werden, einen Trost anzuhören, wird auch ein Dichter wie Steffen zeitgemäß sein.

Das ordnende, also künstlerische Prinzip all seiner Bücher ist eine mutig und geradeaus zum Wesentlichen vordringende Sittlichkeit. Es zeigt sich schon in den Titeln an: „Die Bestimmung der Roheit", „Die Erneue=

rung des Bundes", „Der rechte Liebhaber des Schicksals". Und jetzt eben durchdringt es aus dem Geiste einer marianischen Sibylle („Sibylla Mariana", S. Fischer, Verlag) den Krieg der Völker, der ihr Friede war, und den Frieden, der durch den Krieg nicht ausgelöscht werden kann. Das viele Schaubare vernichtet mich mit seinem Anblick; ich gebe den Blick wieder und auferstehe. Der Blick ist Liebe, die Auge und Licht zugleich ist. Auch Auge: Es ist notwendig zu wissen: „Güte riecht meistens nach Karbol. Wie könnte sonst der Verwesungsgeruch vertrieben werden?" — Lucia, eine Schweizerin, vielen Völkern benachbart, nimmt das Beste von ihnen in sich hinein und macht es zu einem Bestandteil ihrer Seele. Sie tut sich mit einem Russen, einem Deutschen, einem Engländer und einem Italiener zusammen, um Menschen zu erziehen. Sie entschwinden ihr in den Haß und den Tod ihrer Völker und sind ihr trotzdem nicht verloren. Haß ist ein Gefühl, Liebe darüber hinaus eine Idee und ein Geschehen. Liebe hat keine Abstammung. „Ebensowenig wie Franz von Assisi. Der ist ein Heiliger. Wer fragt nach seinem Volk?" „Das Menschheits-Ich steht über den Völkern. Es allein kann den Einzelnen verewigen. Diese nicht." Und wenn der Haß wie ein grauer Wolf so schnell um die Erde läuft, daß er sie in einem einzigen Augenblick wie ein Ring aus Rauch umspannt, so ist der Ring nur scheinbar. — Die Einheit aller lebenden Natur atmet in dem Buche so stark, daß durch die primitiv symmetrische Komposition seine Wucht gesammelt wird. Selbst die letzten Erlebnisse des Engländers und des Deutschen, die sie unter ihren Wuchs sinken lassen, vermindern das Gefälle unserer Erregung nicht. Wir sehen Kinder wohlgefällig wachsen wie Gras und glauben mit der Sibylle die Bewegungen neuer Jünglingskörper, deren rhythmische Melodien mächtig sind, die Erde zu verwandeln.

Über Keyserling

von Otto Flake

Zu denen, die immer zu nennen erlaubt ist, wenn man, von wem auch, gefragt wird, welche Lektüre zu empfehlen sei, gehört E. von Keyserling. Der Leser, der von einem Erzähler verlangt, daß er ihn in die stillen, weiten Räume des Ablaufs in Ruhe führe, wird entzückt sein — ausruhn jener, der in der Literatur das Spiegelbild seines persönlichen Kampfes um das Weltbild sucht; ausruhn und Respekt empfinden.

Mit Strindberg kann man sich Monate beschäftigen, so lange bis die Einwirkung einer fremden Persönlichkeit Vergiftung und Vergewaltigung wird. So kann man Keyserling nicht zu sich nehmen; sofort würden sich alle Instinkte der Vitalität auflehnen gegen das Opiat einer herbstlichen Welt, deren einziger Ruf der Klagelaut des Sterbens ist. Aber Keyserling zur Hand haben, ihn an einem Abend lesen, wenn die ausgegangen sind, die uns Schicksal bedeuten: so wird er Freund.

Man braucht ein Keyserlingsches Buch nicht ganz zu lesen, ein Teil kann mehr sein als das Ganze. Aber hast du ein Kapitel, so lies es langsam, bewußt, willig, hingegeben einem unvergleichlichen Ebenmaß, einer nie irrenden Sicherheit, einem durchgeführten, um keinen Zoll veränderten Abstand, der nicht näher und ferner rückt, sondern feststeht.

Jugend versteht ihn nicht, aber zwei Arten von Menschen verstehen ihn: Alter und Künstler. Aus ganz verschiedenen Motiven. Die Alten sagen: er ist abgeklärt wie wir; die Künstler, für die Abgeklärtheit, weit entfernt, ein Standpunkt zu sein, ein dummes und gefährliches Wort ist, sehen tiefer und erklären: es ist Strenge, Reinheit, Sauberkeit darin, hohe, vielleicht höchste Begriffe unsres Handwerks.

Wenn ich an ihn denke, möchte ich alles in einem Satz ausdrücken, was ihn umschreibt, sagte mir jemand, aber ich finde ihn nicht. Vielleicht ist er doch zu finden. Er hat seine Figuren in der Hand, scheint mir dieser Satz zu sein. Der Ton liegt auf Figuren und hat.

Der chaotische Künstler ringt um Gestalten. Ein rückschauender, der zur Seite getreten ist, einer, der nur das Ist seiner ganz beherrschten Welt schildert, reduziert das Format und macht aus Gestalten Figurinen. Jener ist nicht immer Künstler, dieser stets. Es ist erlaubt, zu bekennen, daß man solches Format nicht liebe, weil es nicht genug Unmittelbares gebe, aber nicht, das unbedingte Künstlertum zu leugnen.

Kein Kunstwerk ist so umfassend, daß es nicht seine tote Zeit (in uns) hätte. Schon vor dem Krieg war uns Literatur aus Schein Ernst geworden, aus Unterhaltung Kampf, aus Anregung Gesinnung, aus Mitklang Stil. Wie sehr erst im Krieg, wie ungeheuer gar nach dem Krieg. So sehr, daß – die Stellung Keyserlings sich bereits wieder geklärt hat und ganz klären wird; so sehr, daß das Stadium, in dem wir ihn beiseite schoben, weil er keinen Anteil an unsren Problemen hat, vorüber ist und er Erscheinung für sich, Welt für sich, Klassiker seiner selbst geworden ist, Dichter, dem man nicht mehr zürnt, weil man seine Grenzen so leicht umschreiten kann. Keiner Schule Feind, aller Achtung. Ruhig

kann er die Feder aus der Hand legen, wenn seine Stunde kommt —: Lohn des gleichmäßigen Willens, Lohn der Folgerichtigkeit.

Langsam senkt sich durch das ihm gegebene Gewicht sein Werk in das Bewußtsein der Nation. Es verankert sich, aber es schafft sich nicht breiten Raum. Aber ist das Ziel, auf monatliche Abschlagzahlungen in Büchereien, die kein persönliches Gleichnis sind, über Stadt und Land verbreitet zu werden? Für seinesgleichen kann es nur ein Ideal geben: die Gemeinde; nur einen Erfolg: durch ein letztes Artistisches von der Lesermasse getrennt zu bleiben.

Dünne Luft ist nicht schwächliche Luft, blasse Farben können herrlich sein, wenn sie nur ganz echt sind. Nichts von Schalkhaftigkeit darin, dieser Schmuggelmethode, das Idyll wiederherzustellen. Kein Humor: er gehört zu den Künstlern, die die Erkenntnis nahelegen, daß Humor eine unreine, unpräzise, verschwommene, feuchte und dünstende Sache sei. Darum nie, nie eine unaufgelöste Stelle, die an die Knoten denken läßt, die in einem schlecht durchgearbeiteten Teig bleiben. Keine Ironie, die erlaubt wäre, weil sie geistig ist (Humor ist nur Gefühl, das problematische), dazu ist das Temperament zu schwach. Die Geistigkeit dieses wissenden Gefühls heißt Melancholie.

Und so ist sie doch da, die nirgends fehlen kann, die Weltanschauung, die Auslegung, die Stellungnahme. Nur, wie indirekt sind sie, wie immanent — Kunst. Schwierigkeit und Größe des Romans: Ideen, Forderungen, Probleme, Denken in Immanentes, etwa eine regulierende und temperamentgebende Gesamtauffassung überzuführen. Diesem Problem ist Keyserling nie unterlegen, weil er ihm nie begegnet ist. Das Gebiet des Romans ist der Wille: Keyserling hat keinen einzigen Roman, sondern nur Erzählungen geschrieben, wahre Ausschnitte aus dem Leben mit ein paar Figuren, deren Anfang mit dem Ende vertauscht werden könnte. Es gibt keine Entwicklung für ihn, nur Sein. Erregungen sind nicht mehr als Ausfüllungen der Zeit. Seine letzte Meinung ist vielleicht: es existiert nur die Zeit, absolute Gottheit, und die Erregungen in ihr sind unwesentliche Beigabe — die große Starrheit.

Man kennt seine Welt. Baltischer Adel, gesehen aus dem Abstand von zwei, drei Generationen. Er gestaltet nur, was er kennt. Das ist, wenn es nicht französisch ist, aristokratisch; jedenfalls ist es nicht rein deutsch. Aber der Aristokrat hat sich nie erlaubt, was Kitsch am Aristokratischen ist, die Oberfläche zu geben. Nie bestand für ihn die Gefahr der Eleganz. Wenn er Oberfläche zu zeigen *scheint*, bedeutet es nur: die Vorarbeit in seinem Inneren wird nicht ausgebreitet, der Leser nicht

zum Zeugen des Handwerks gemacht. Welche Vornehmheit und welche Zucht. Was für ein Lehrmeister. Meine Lebensumstände gehen dich nichts an, Leser, halte dich an das, was ich dir zeigen will. Das ist die Lösung der Frage, wieweit das Publikum sich für das Persönliche des Künstlers zu interessieren hat.

In „Fürstinnen" (S. Fischer, dieser neuste Band ist Anlaß zu den heutigen Randbemerkungen) ist eine Junge-Mädchenfigur, die selbst einen so gleichmäßigen Künstler wie Keyserling verführen könnte, ein Leben aufzurollen, weil Sehnsucht nach Überschreitung des ererbten Kreises übermächtig ist. Marie ist Kind, wird junges Weib und selbst ihr sanftes Naturell ahnt, daß es ungeheuerlich ist, gleich den Alten um sie her die Lebensbegierde nur Blume eines Sommers sein zu lassen, die gesetzmäßig verwelken wird. Es läge so nahe, sie in einen kleinen Rausch zu hüllen, der sie forttreibt aus dem symbolischen Garten, in dem sie aufwächst. Nicht das einmal gestattet sich Keyserling. Es macht unmutig, dann erkennt man: so muß es sein, so bleibt er sich treu, Meister in seiner Beschränkung. Den ungehörigen Schritt über die Grenze unternimmt in dem Roman ein anderer, Graf Donald, annäherungsweise Fontanefigur. Aber bei ihm zweifelt niemand von vornherein, daß der Tod kommen wird, bevor er seine Linie verlassen hat. Und der Tod kommt, um eine Verirrung zu berichtigen.

Sezession und anderes

von Oskar Bie

Maßgebend ist eine Sezessionsausstellung nicht mehr, allgemeine Urteile verbietet sie. Im Kriege ist alles zufällig. Man kann kein System mehr in der Heranholung der Werke befolgen. Will man über junge Kunst etwas sagen, müßte man aus dem „Sturm", aus beiden Sezessionen, aus den Salons sich die Beispiele herauslesen. Zufällig ist die Corinthsche Sezession geöffnet, zufällig hängen neben den bewährten Arbeiten (Oppler, Spiro, Corinth?) gleichgültige, neben gleichgültigen moderne. Es ist sicher kein Charakter darin und eine große Schwierigkeit für das Auge, das verwirrt wird. Aus der Ausstellung muß man sich erst seine eigenen privaten Ausstellungen abstrahieren, meist gegen den Willen der Hängekommission. Und hat man die Neuen zusammen, so geben sie nicht mehr Eigenes, als die Alten. Das Kopisten-

tum macht rasende Fortschritte. Bei jedem Bilde kann man den Meister nennen, der es aus zweiter Hand absetzte. Es ist wie eine Wut, nachzumachen und aus Persönlichem Schule und Methode zu schlagen. Aber daß irgendwo ein Herz aufgeht, davon ist nichts zu spüren.

Bruno Krauskopf ist zufällig der interessanteste. Er hat sich die Fältelmanier angeeignet. Alles Faltbare von Wolken über Decken zu Blättern wird zur Bewegung des Bildes ausgenützt. In einer „Beweinung“ werden die Figuren konsequent in das ornamentale Schema einbezogen. In der Geschichte vom „Sterbenden Vater“ mit futuristischen Gleichzeitigkeiten trauriger und freudiger Lebenserscheinungen nicht so sehr. Daß uns hierbei irgend etwas von Gemüts wegen ergreifen sollte, ist nicht zu sagen. Es wird Form, Bild, Dekoration. Und dieses wird es dort ganz, wo es einheitlich gesehen ist. Am einheitlichsten in einem Parkbild und in einem Stilleben: imposante Füllung und Disposition der Fläche. Bei dem „Vater“ fallen die Figuren heraus, bei der „Beweinung“ das Ethos des Stoffes.

Erich Waske hat ein schönes Porträt der Frau Willy Jaeckel. Im Profil ein unvergeßliches Gesicht in disziplinierter Üppigkeit, strenger Lust, matronenhafter Farbseligkeit, lebensstarker Reife, gut gehoben durch roten Tuchstreifen, dahinter Landschaftskulisse. Der Widerspruch der Ausführung in Kopf und Umgebung ist nicht neu, aber unangenehm. Das konsequente Sehn wird der Prüfstein moderner Kunst: die Einheit vom Wirklichen und Abstrakten, vom Gegenständlichen und Dekorativen. Die meisten bleiben in dem Zwiespalt, psychologisch interessant, aber künstlerisch unfertig. Und geben sie den Gegenstand ganz auf, werden sie leer und doktrinär und prinzipiell, also unfruchtbar. Waskes Landschaften sind auf Konturdicke der Farben, wie alte Aquarelle, und Feuerwerkshimmel komponiert. Vollkommenster Widerspruch eines Auges, das die Farbe bald nach ihrer Grenze im Kreszendo gibt, bald in ihrer Freiheit ekstatisch überphantasiert. Ich will Überzeugungskraft des Sehens, Auflösung der gesamten Natur in ein einziges optisches Problem, Stil im Vortrag nicht so und so, sondern aus festem, inneren Zwang.

Kohlhoff hat das vielleicht am meisten, aber am bequemsten. Reiter, Häuser, Selbstbild grau in grau, was Rätsel nicht löst, sondern versteckt. Diese Art haben alle die anderen, die nicht von sich aus die große Arabeske der Welt erkennen, sondern sie in ein äußeres Dekoratives, in etwas Graues oder Hauchiges oder Blumenhaftes oder Tapetenwürdiges einlegen. Typische Fälle auf solchen Ausstellungen. Am ehrlichsten, wenn es bloß hübsch sein will, wie die reizende, klingende, rosablauduftige Florentiner Landschaft der Maria Caspar-Filser. Heckendorf ist in dieser Gegend sicherlich der stärkste. Er macht aus mazedonischen Ansichten Buntbilder-

bogen von naiver Märchenwunderpracht. Er scheut das Sehenswürdige, das überliefert Ausstattungshafte solcher Dinge und projiziert sie auf die Fläche unschuldiger Freude. Wie sich dazu der sphinxig lange Facekopf der Tänzerin Grit Hegesa verhält, weiß ich nicht. Er hat seelische Schrecken. Aber das Exotische ist nicht übersetzt.

Mir gefällt ein Bild, wie das alte Kaffeehaus von Ury sehr gut. Hier ist etwas Atmosphärisches in Mensch und Umwelt getroffen, das von einer unglaublich sicheren Sensibilität zeugt. Zentrum und Peripherie klingen in einem erfahrenen Akkord zusammen. Es ist doch in solchen Bildern mehr Konsequenz und Energie des Blicks, als auf den problematischen Flächen von heute.

Um die Frage nach der Einheit der inneren Form beizubehalten: Ernst Barlach (Sonderausstellung bei Cassirer) besitzt sie und differenziert sie nach Gattungen. Das ist heut sehr beachtenswert. Seine bekannte Plastik, von der groben Erscheinung des russischen Bauern ausgehend, stilisiert den Menschen nach dem Wunsche harter, abgesetzter und scharf geschnittener, aus dem Material des Holzes begründeter Flächen. Das Steifleinene wird Stil, es vereinfacht die Falte und Biegung, es vergrößert auch im Kleinen das Format. Die Bewegung wird Ausdruck einer einzigen Geste, unter Bevorzugung des Parallelen, Chiastischen, Konzentrischen. Das Auge wird nicht zerstreut oder unterhalten, es faßt die Figur architektonisch, unter Deckung des körperlichen Gliederbaues, als Masse. Die Geste wird dabei auf ihr Extrem gebracht, um die Woge des Menschlichen nicht zu zerstören; die Woge wird auf ihrer Spitze festgehalten. Es ist ein bewußt plastischer, bewußt reliefierender Prozeß. Denn das Runde der Plastik, eine Sache des Verstandes und ein Vergnügen spazierender Sinne, wird geleugnet, wie es ja auch gar nicht in unserer Vorstellung ist. Die Vorstellung arbeitet in der Fläche selbst des Körpers. Ob Figur, ob Relief, der Punkt ist gegeben, von dem aus die Anschauung der geordneten Masse erfolgt ist und erfolgen soll. Ein klarer Sieg des Stilwillens in der Plastik, obgleich er scheinbar malerisch operiert.

In seinen Zeichnungen und Lithographien arbeitet umgekehrt die malerische Anschauung plastisch. Die Zeichnungen geben mit der stolzesten Sicherheit das wesentlich Formale wieder, die Flächen des Lichts aus dem Untergrund des Schattens deutend, immer innerhalb der Technik des Liniesuchens und Linierichtens. Die Lithographien sind Flächenhintergründe, selbst im tiefsten Interieur, die die Figur als ihr Produkt scharf und klar darstellen als endgültige Zusammenfassung des optischen Empfindens. Nichts Symbolisches wohnt in ihnen. Das Symbolische wird dem Gedanken überlassen und der Gedanke spricht sich in den Dramen aus.

Barlach hat, wie früher den „Toten Tag" jetzt den „Armen Vetter" als Drama geschrieben und mit Lithographien begleitet, die in dieser merkwürdigen Mitte zwischen seinen Gedanken und Figuren stehen. Das Drama ist kein Theaterstück im alten Sinne, sondern ein, wie man sagt, expressionistisches Werk in der Richtung jener Dichter, die statt ein Geschehnis in Szenen zu zerlegen, Träger mit ihrer eignen Mission belasten. Nur die Form ist die dramatische, wie sie lyrisch, wie sie malerisch sein könnte. Er schildert das Schicksal besserer Menschen, die an der Gewöhnlichkeit der Welt zugrunde gehen; als Inhalt abgestuft in die Stockwerke der Menschengattungen von der Gemeinheit bis zur Geistigkeit und in Beziehungen der Liebe, des Todes, der Ehre, des Spottes gesetzt. Das Merkwürdige ist, daß den Personen nichts Schematisches oder Begriffliches anhaftet. Sie sind rund gesehn, kräftig aus dem Getriebe herausgerissen, in explodierende Gegensätze gebracht, mit Leben durchaus begossen, wenn auch in Momentanität und Rücksichtslosigkeit, in Bedeutung und Überwirklichkeit Mischlinge der Stilbildungen, die vom späteren Strindberg und neuesten französisch-deutschen Dramen her sich treffen. Diese Szenen haben so wenig die stille Einsamkeit von Lithographien, wie diese von Plastik. Was allen gemeinsam ist, bleibt nur der energische Formwille, der aus der Wirklichkeit bis zur Grenze der jedesmaligen Kunstgattung das Bestimmende und Typische heraufführt. Die Spaltung der Technik ist überraschender, als bei den Dramen Kokoschkas oder Kandinskys. Die Wurzel liegt hier tiefer. Einer der wichtigsten Fälle des modernen Kunstphänomens, das heißt: formale Gliederung aus ethischem Willen.

Ich habe gleichzeitig, nicht ohne zu vergleichen, was vergleichbar ist, am jungen Erich Wolfgang Korngold das moderne Phänomen in der Musik studiert. Er ist nun zwanzig Jahre, aus dem Wunderkind zum reiferen Künstler geworden. Er kann uns die kommende Generation vergegenwärtigen. Sie leidet in der Musik lange nicht so sehr wie in der Malerei oder Dichtung. Die revolutionär-expressionistischen Regungen, die im späteren Schönberg heraustraten, haben keine Schule gezogen. Sie blieben als Exzentrikum abseits. Die Debussyschule und die Russen, verfeinerte Ausläufer der impressionistischen Zeit, haben auch keine große Streifen gebildet. Die deutsche Musik ist in guter Zucht, bei sehr starker Entwicklung doch voller Zusammenhang und Einheitlichkeit im Fortschritt. Richard Strauß bleibt unbedingt der stärkste Anreger, er, der selbst konsequent aus der Tradition hervorging. Sein Schwung, seine Klangkraft, seine entschlossene Modulation, seine aggressive Thematik, seine musikalische Durchwirkung liegen den Jungen in den Gliedern. Korngold ist auch

auf diesem Boden gewachsen, noch ehe er es wußte. Noch ehe er viel kannte, steckte ihm diese Art Musik in den Fingern, sie ist die Luft der neuen Generation, sie ist ihre unwillkürliche Sprache. Seine kühn geworfene Schauspielouvertüre, die er mit 13 Jahren schrieb, steht genau so auf dem Niveau der Zeit, wie Mozarts oder Mendelssohns Kompositionen in ihren Tagen. Das ist nichts Ungesundes, nichts Angefühltes, das ist das Natürliche. In dem Alter, in dem er die beiden Opern „Ring des Polykrates" und „Violanta" schrieb, machte Mozart die Finta giardiniera und Mendelssohn die Sommernachtstraum-Ouvertüre. Eher ging Mozart, sicher Mendelssohn damit noch über das Niveau der Zeit hinaus. Es ist also nicht einmal etwas Überreifes in diesen Opern, die die Summe heutiger Erfahrung ziehen. Man muß den Jungen selbst am Klavier gehört haben, um seine innere Gesundheit und Sicherheit zu würdigen. Es gibt heut kaum einen Komponisten, der seine Werke so plastisch auf die Tasten überträgt, so souverän ihren Bau und ihre Stimmung klarlegt. Das Klavier, das er kaum je methodisch betrieb, wird ihm das selbverständlichste Instrument, an dem er mit der verblüffendsten Technik, brummend die Stimmen nachahmend, mit dem ganzen Körper die Mittellagen des Orchesters mimend, mit dem Kopf die Einsätze markierend, Melodien, Drama, Takt mit scharfer Gebärde herausbildend, das Gerüst des Werks aufbaut. Ohne Noten, ohne jede Verlegenheit. In Wien stellt er sich an das Dirigentenpult, ohne je vorher den Taktstock geführt zu haben, und bringt seine Opern zu ungeahnter Wirkung. Er ist seiner sicher. Er schreibt mit genauester Selbstkritik. Er würde sich verfluchen, irgendwo nur Schriftstellerei geübt zu haben, nichts duldet er, was nicht organisch, was nicht motivisch ist, nichts, was überflüssig sei, mit hellstem Bewußtsein, kaum schon sündhaft in diesem Leben, wandelt er in den weiten Reichen der Phantasie, ahnend nur die Tiefen der Begierde durch die wunderbaren Träume der Musik, die fertig eine Gnade vom Himmel auf das Kind fällt. Man erlebt es nicht oft, dies Wunder am leibhaftigen Objekt studieren zu dürfen: desto komplizierter, gefüllter an Daseinsformen und -farben, je fortgeschrittener die Kultur zu sein meint.

Die beiden Opern, an 20 bis 30 Bühnen schon gegeben, sind nun auch in Berlin gelandet. Jetzt kann diese Stadt des Mißmuts gegen alles Neue nicht mehr viel schaden. Die komische Oper wird zudem reizend hier gegeben, in Wien war die tragische besser gelungen. Jene ist mehr Sache der Regie, diese des Gesanges und Temperaments. Schwer zu sagen, welche den Vorzug verdient. Die tragische ist ein wundervolles Gemälde schwerer Renaissance-Animalität, aus einem tief mysteriösen Orchesterfarbenhintergrund in den Ausbruch der menschlichen Stimme ent-

wickelt. Die komische ist ein Kabinettstück bürgerlicher Grazie, ein sprühendes leichtes Scherzo mit zarten lyrischen Bändern, wobei eine Tagebuchszene mit mädchenhafter Anmut im Melodischen unser ganzes Herz gewinnt. Die tragische ist großzügig angelegt, mit einer Breite und Weite der Empfindungslinie, die staunenswert ist. Die komische ist auf das Minutiöse gestellt und doch voller Einfälle zum Verlieben. Vielleicht ist jene noch zu unruhig und wild – man hat 167 Taktwechsel gezählt, diese zu spielerisch und artistisch, schwer sind sie beide und recht anspruchsvoll, das ist stolze Jugend und erste Eroberung. Die tragische ist abhängiger von den Vorbildern, die komische neuer und selbständiger, in jedem Falle sind sie voll von Erfindung, voll von Musik und ohne Angst vor letzten Folgerungen in harmonischen Kombinationen und instrumentalen Mischungen, im Schritt der Melodie (bisweilen an vorübergehenden, unscheinbaren Stellen) und in der Freiheit des Rhythmus, die so selten dem Anfänger gegeben ist. Die Reife liegt in der absoluten Klarheit des Aufbaus im großen und im einzelnen, in der genauen Abmessung der dramatischen Kontraste und in dem sicheren Griff der Zusammenfassung aller kontrapunktischen Ereignisse. Ob gegipfeltes Bakchanal, ob erwartungsvolle Soloszene, ob schwingendes Duett, ob Parallelismus von Ernst und Spaß, ob Buffotum und Parodie, das Gewissen der Form wird nicht vom Zauber der Farbe, die Linie nicht vom Drama gedrückt. Wie muß man das bewundern, wenn man das Labyrinth der modernen Kunst kennt. Was ist das bißchen Malereiproblem dagegen? Noch immer hat die Musik Erziehereigenschaften, die über das alte Dilemma hinweghelfen. Sie stammt in direkter Linie aus einer ausgeglichenen Welt. Sie leidet ja nicht an der äußeren Erfahrung, sie ist glücklich, an der inneren stark, reich und einheitlich zu werden. Sie kann sich Kinder auswählen und wird an ihnen mit ihrer Weisheit Greise beschämen.

Ein Gespräch mit dem Tode

von Eugen Lerch

In Bälde, lieber Freund, wirst auch du in die große Maschine müssen. Mein freier Vogel, man wird dir die Flügel stutzen. Man wird dich in ein Gewand stecken, das du nicht gewählt hast; man wird dir ein Werkzeug in die Hand drücken, sinnreich erdacht, um Menschen zu töten, man wird dich Bewegungen vollführen lassen, die dir wenig behagen werden... Und eines Tages wird man dich in einen Wagen

sperren, der dich an den Ort rollen wird, wo du zeigen sollst, was du gelernt hast. Du wirst die kleine Kugel in die Hülse stecken und sie auf die Menschen richten, die da drüben stehen, oder die große Kugel in das dicke Rohr, die so viel größere Löcher macht. Und die kleinen und die großen Bleistücke werden von drüben zu dir herüber geschwirrt kommen, und vielleicht — die Wahrscheinlichkeit ist gar nicht klein — wird einmal eines davon auf die äußere Schale deines Ich aufprallen, oben, unten oder in der Mitte, und dann wirst du sterben und hernach wirst du tot sein. Einer unter Millionen — aber da du eben nur über dieses Eine Leben verfügst, ist es schließlich begreiflich, wenn dieses eine dich ganz außerordentlich interessiert — mehr als die Millionen.

Tja, so sind wir. Es ist zu vermuten, daß die Sinnlosigkeit dieses großen Sterbens uns gar nicht sonderlich aufregen würde — wenn es eben nicht unser teures Ich treffen könnte oder unsern Liebsten, unsern Freund, unsern Sohn, unsern Bruder, unsern Vater. Unser naiver Egoismus betrachtet uns und die Unsern als den Mittelpunkt der Welt. Tausende mochten weit hinten in der Türkei den Schlachtentod sterben, tausend Bergleute mochten im Frieden durch eine Explosion verschüttet werden —, während du's im Tageblatt lasest, bedauertest du die unschuldigen Opfer — doch im nächsten Augenblick, als dich im selben Stück Papier die glänzende Kritik der letzten Premiere fesselte, hattest du sie auch schon vergessen. Hat dieses Unglück dich etwa gehindert, an diesem Tage deinen Kohl zu bauen, deiner Lust nachzulaufen? Hat es in dir die Überlegung ausgelöst, ob es wirklich nötig sei, daß soviele Menschen wie Maulwürfe dahinleben und schließlich wie Maulwürfe verschüttet werden, ob der Komfort, den uns die Kohle gibt, solcher Opfer wert sei? Kohle fressen auch die Fabriken, die leeren Tand erzeugen; Kohle auch die Lampen, die die Kinos, die Tingeltangel, die Bordelle erleuchten — und damit all dies Nutzlose und Schädliche existiere, leben Tausende wie Vieh. Hand aufs Herz, — lieber Freund — hast du das je auch nur bedacht? Oh nein, profitiert hast du von dem Behagen und vielleicht von dem Laster, das mit der Vertierung so vieler erkauft werden mußte! Das offenbare Unrecht ihres Lebens und Sterbens hat dich nicht weiter bekümmert — nun aber, da es dich betrifft oder nur treffen könnte, nun bist du empört? Recht geschieht dir, daß auch du einmal daran kommst, daß auch du einmal in die Maschine mußt! So lange hast du andere geopfert — wundere dich nicht, wenn jetzt du geopfert wirst! Was hast du für den Frieden auf Erden getan, daß du ein Recht hättest, nun über den Krieg zu klagen? Immer war es dein Grundsatz, die Kultur verlange Opfer — bitte, vergiß ihn nicht, nun du selber Opfer sein sollst...

Aber — begehrst du auf — habe ich denn um dieses Behagens willen

gelebt? Hänge ich etwa am Leben? Habe ich mich nicht selbst geopfert? Habe ich meine Nächte geschont, hat es mir etwas ausgemacht, an Tod und Wahnsinn vorbeizuleben, wenn ich nur das Ziel erreichte, den Sinn meines Daseins? Habe ich nicht Stein auf Stein geschleppt zur Pyramide meines Lebens, hat nicht noch das erbärmlichste Geschwätz eines Käseblattes einen Gedanken in mir entzündet, war ich nicht mit unersättlicher Gier bemüht, all die tausend Strömungen der Gegenwart in mich aufzunehmen wie ein Meer, alles Gedachte, Empfundene, Geschaffene der Vergangenheit nachzudenken, nachzuempfinden, nachzuschaffen, alle Gegensätze zu überbrücken und alle Einheiten zu zerteilen? Und nun, auf diesem Punkte angelangt, fragt niemand danach, was ich getan und gelassen habe bisher, fragt niemand, wie es aussehe in meinem Innern, wird nur mein Körper beschaut, werde ich gewogen wie ein Schwein, ob ich groß und fett genug sei zum Schlachten, kommt die Kugel, gezielt von einem, der mich nicht kennt, mich vielleicht nicht einmal auch nur gesehen hat, fragt nicht danach, ob ich gut sei oder böse, dumm oder gescheit, rein oder unrein, voll Liebe oder voll Haß, ein Mensch oder ein Tier, verstümmelt meinen Körper, verstümmelt mein Leben, mein Werk? Und hernach? Hernach werde ich tot sein. Man wird mich einscharren wie einen Hund — was sollte man mit einem verwesenden Stück Fleisch auch weiter machen? — das Fleisch werden die Würmer fressen, die Knochen werden zunächst übrig bleiben, dann werden auch sie zu Staub zerfallen. Selbst angenommen, ich lebe irgendwo anders gestaltlos weiter — das Persönliche, das Einmalige und Einzigartige meines Wesens wird doch dahin sein, denn es besteht wohl gerade in der Verbindung dieser „Seele" mit diesem Körper. Fünf, sechs Menschen haben es gekannt, dieses Einmalige, das sich äußerte noch im Blick meiner Augen, im Fall meiner Stimme, in der Art, wie ich die Asche von meiner Zigarette abstreifte — und auch diese fünf, sechs Menschen werden mich vergessen, wie man auch einen Hund vergißt, und sei er einem noch so lieb gewesen. Es ist ja auch gar nicht anders möglich, als daß man dich vergißt, wenn du nichts mehr bist als eine Erinnerung, die mit Notwendigkeit verblaßt, wenn sie nicht immer wieder aufgefrischt wird durch das lebendige Leben. Mein Gott, hast du die Geliebte nicht auch vergessen? Hast du nicht schließlich eine nichtssagende Photographie zu Hilfe nehmen müssen, um dich ihrer zu erinnern, und hat nicht auch diese zuletzt versagt? Ja, wenn du dieses Einmalige in einem Gedicht, einem Bild, einer Melodie eingefangen hättest! Selbst dann zwar wäre nur ein dürftiger Teil davon aufbewahrt, der sich so oder so deuten ließe — doch immerhin etwas. Aber du hast es in Gedachtem niedergelegt, in das noch weniger davon übergeht oder aus dem es sich noch schwerer herausspüren und wiedererwecken läßt. Und

vor allem: das vollendete Werk, das dich offenbaren sollte, hast du nicht geben können. Und wenn schon: Nicht alles Einmalige ist wertvoll, es gibt heute soviel davon, daß es den Menschen genug ist und übergenug. Auch die guten Gedichte und die guten Gedanken werden vergessen — die einen früher, die anderen später — und der Lebende behält recht.

Doch ist es nicht gut so? Heißt es nicht den Schritt der Entwicklung aufhalten wollen, wenn du für dich, für deine Gedanken oder deine Gefühle Dauer beanspruchst? Solange du lebtest, hast du dein Scherflein beigetragen —, wann du aufhören mußt, ist schließlich so belanglos. Hast du nur für dich gearbeitet, so ist es am Ende kein Wunder, wenn die Gemeinschaft dich opfert. Hast du für die Gemeinschaft geschaffen, so ist es imgrunde ihr Schade, wenn sie dich opfert. Um Glück, um Erfolg, um Ehren hast du nicht gekämpft (und wenn, so war dein Werk nicht wert, daß es bestünde). Ist nicht für unsereinen das Leben ein ziemlich zweifelhaftes Gut, und eine offene Frage, ob es sich rentiert, ob es die schmutzige Wäsche lohnt, die man dabei verbraucht? Hättest du nach Glück gestrebt —, du hättest dir eine friedlichere Wohnstätte erwählt als die Steilwände der Gedanken. Selbstliebe war es nicht — doch auch nicht Liebe zu den Menschen. Es war ein Dämon, der dich dazu trieb, wie den Trinker zur Flasche. Trieb aber ist kein Beweis für Kraft. Du selber kannst nicht beurteilen, ob dein Werk deine Privatangelegenheit ist oder eine allgemeine. Die Allgemeinheit jedoch hat gegen dich entschieden — und wider dieses Urteil gibt es halt keine Berufung.

Dein Volk ist in Gefahr — wundert's dich, wenn es den Einzelnen opfert, wenn es dich opfert? Du wendest ein, auch der Arzt opfere ja, wenn er zwischen Mutter und Frucht zu wählen hat, lieber das Kind, von dem er nicht weiß, was es sein wird, als die Mutter, den schon gewissen Wert. So, meinst du, sollte man nicht dich opfern für die zukünftigen Geschlechter, von deren Wert oder Unwert wir nichts wissen können. Aber ist es nicht imgrunde umgekehrt? Bist nicht du das Kind, das ungewisse, und dein Volk die Mutter, die immer wieder neue Kinder gebären kann? Gewiß: auch der Arzt, der die Frucht opfert, tötet vielleicht ein Genie — doch er darf es nicht achten: wichtiger ist es, daß der Mutterboden erhalten bleibe, der tausend Möglichkeiten birgt. Und wer weiß, was alles sonst dich hindern kann, dein Werk herauszustellen. Du vertraust dich der Eisenbahn an: der Zugführer ist betrunken, die Züge prallen aufeinander: gleichgültig, ob du zur Erholung fuhrst, zu einer Geliebten oder zu einer Rede, zu nützlichen oder zu schädlichen Geschäften — du wirst begraben unter den Trümmern. Und die Mikrobe, der Krankheitskeim, fällt deinen Körper an wie die Kugel: ohne zu fragen, ob du gut bist oder schlecht, dumm oder gescheit, rein oder unrein, voll Liebe

oder voll Haß, ein Mensch oder ein Tier. Gewiß: der Krieg brauchte nicht zu sein. Doch auch die Mikroben „brauchten nicht zu sein" — allein sie sind. Man kann den Krieg bekämpfen wie die Mikroben — einstweilen aber mußt du die Welt, in die du hineingeboren wurdest, hinnehmen wie sie ist. Vielleicht wird es gelingen, einen oder den andern seiner Diener auszuschalten — der Tod selbst, dieses quälende Rätsel (das zuletzt in dem Zwiespalt wurzelt zwischen unserem Ich und seiner Hülle) wird bleiben. Das Leben ist nun einmal nicht so rational, wie du wohl meintest.

Solchen Trotz und solchen Trost empfand einst, vor mehr als fünfhundert Jahren, anno domini 1400, ein Gelehrter aus Böhmen. Wir wissen nichts von ihm; wir können nur vermuten, daß er Johannes geheißen und in Saaz gelebt habe; der Schicksalsschlag, der ihn diese Empfindungen fühlen ließ, wird der Tod seiner jungen Frau gewesen sein, die ihm im Kindbett hinstarb. Er hat diese widerstreitenden Gefühle in ein Gespräch gekleidet zwischen einem böhmischen Ackersmann, Witwer geworden wie er selbst, und dem Tode. Was ist es doch, das uns in dieser Stunde — eher als zu den klugen Reden gänzlich militärfreier Philosophen — zu dieser alten Dichtung greifen läßt? Es ist das Menschliche darin, das Ewig-Menschliche. Und darum sind wir so dankbar, daß Konrad Burdach und Alois Bernt den Urtext neu herausgegeben haben (im dritten Bande von Burdachs großangelegten Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung „Vom Mittelalter zur Reformation", mit Einleitung, Lesarten, Glossar, reichhaltigen Anmerkungen und acht Tafeln in Lichtdruck; ein zweiter Teil, über den Dichter, soll noch folgen), und Alois Bernt überdies eine Übertragung in unser Deutsch für weitere Kreise (in der Insel-Bücherei). In der Tat: vor dieser Dichtung versinken ganze Berge von Kriegsliteratur. Glaubt ihr wirklich, ihr Herren, junge heiße Herzen wüßten etwas anzufangen mit eurer kalten Gouvernantenweisheit, eurer einseitigen Vergötterung des Staates und der Pflicht? Sie sind doch, in drei Teufels Namen, Menschen und keine Maschinen. Nehmt euch ein Beispiel an dem alten Denker, wie der das Menschliche zu Worte kommen läßt. Das junge, heiße Herz spricht aus dem Witwer, der den Tod verflucht, und der Tod pariert ihn mit den Lehren der Kirche und der Stoiker von der Hinfälligkeit unseres Leibes und der Wertlosigkeit alles Lebens. Und zuletzt zieht der Ackersmann den Tod vor Gottes Richterstuhl, und Gott gibt beiden recht und beiden unrecht: „Darum, Kläger, habe Ehre, du Tod aber, habe den Sieg" — denn auch der Tod ist das Werkzeug Gottes, oder wie wir Heutigen, unfrömmer oder frömmer geworden, es

ausdrücken würden: der Natur. Und so schließt der Kläger das Gedicht getröstet mit einem überquellenden Dankgebet zur ewigen Weisheit und Güte.

Und wer in diesen Tagen noch Sinn hat für Geschichte und Kulturgeschichte, erkennt in dieser Dichtung vom Jahre 1400 einen frühen Trompetenstoß im großen Kampfe der Renaissance mit dem Mittelalter, einem Kampfe, der ja im Grunde nichts anderes ist als die Empörung des Menschlichen und Persönlichen, wie es aus dem Witwer strömt, gegen den starren Druck einer überpersönlichen Macht wie der Kirche.

Politische Chronik / von Junius

Die Vertreter des Arbeitsvolkes haben sich in Würzburg versammelt, sie haben vor ihrem Gewissen, vor ihren Wählern daheim und an den Fronten, vor der unsagbar geprüften Nation öffentlich darüber Rechenschaft abgelegt, in welchem Geiste und für welche Art Zukunft sie ihre Mandate ausgeübt haben. Seit dem 4. August 1914 wissen wir, daß diese Partei national im selbstverständlichsten Sinne des Wortes ist. Trotz Splitterungen und Spaltungen, die ihren Bestand, ihre Organisationen, ihre Presse geschwächt haben, steht sie aufrecht und verkörpert einen wesentlichen Teil deutschen Zukunftswillens. Als Fundament der deutschen Demokratie ist sie berufen, Kristallisationskern der großen Linken zu sein, die das Erbe der unsterblichen wenn auch durch Jahrzehnte gedemütigten liberalen Überlieferungen in die Epoche des sozialen Aufbaus und Neubaus hinüberzuretten haben wird. Neben Gotha, Eisenach und Erfurt tritt nun Würzburg als große Station in die Entwicklung des deutschen Sozialismus, wir müssen daher bei ihrer Bedeutung verweilen.

Die Verluste, die der Krieg der Parteiorganisation zugefügt hat, sind schwer und greifen bis ans Herz der Bewegung. Von Woche zu Woche ist die Zahl der Mitglieder zusammengeschmolzen. Am 31. März 1915 waren es 1085905, davon 174754 Frauen; ein Jahr darauf 585898, davon 134662 Frauen; am 31. März 1917 gar nur noch 243061, davon 66608 Frauen. In alle Versammlungen und Teilorganisationen fraß sich das Unheil des Krieges, zerstörte den Aufschwung, nahm die leitenden Köpfe weg, schwächte den Willen, neben die große Opferleistung auch noch die kleine und kleinste zu setzen. Die sozialdemokratische Parteipresse hatte geschäftlich und moralisch eine furchtbare Belastungsprobe zu bestehen. Die Mittel reichten nicht aus, den gesamten Pressebetrieb aufrecht zu erhalten;

man legte daher kleine Provinzblättchen zusammen. Da bis zu 75 Prozent der organisierten Mitglieder zum Heeresdienst einberufen sind, ging die Zahl der Abonnenten der Parteipresse erheblich zurück; sie sank von 1488345 auf 762757 (am 31. März 1917), das heißt an 48 Prozent Frauen und Familien griffen zum bürgerlichen Unterhaltungsblatt. Es versteht sich, daß gerade die sozialistische Presse unter dem Kriegszustande besonders zu leiden hatte, der ja vor den staatsbürgerlichen Rechten keine übertriebene Hochschätzung zu bekunden pflegt. Der Belagerungszustand, das Schutzhaftsystem, die Verengerung oder Verzwergung der Versammlungs- und Pressefreiheit taten, neben dem Bruch in der Partei, das übrige. So reiht sich in dem ungemein lesenswerten Bericht eine Unerfreulichkeit neben die andere. Auch die Jugendbewegung wurde brüchig, Spaltungen traten ein, die Anzahl der Jugendausschüsse und die Abonnenten der „Arbeiterjugend" schmolzen zusammen, und die Spartakusleute warben mit Erfolg um die Seelen der Arbeiterjugend. Der sengende Hauch der großen europäischen Revolution ist bis in die stillsten Parteibezirke gedrungen, und wir wandeln auch hier zwischen Trümmerhaufen überlieferter Programme und scheinbar felsenfest gefügter Überzeugungen. Trotzdem wird auch der nüchterne Politiker dieses Dokument nicht ohne Bewegung aus der Hand legen, denn es zeugt von einer durch die Furien des Krieges zurückgedrängten, aber nicht erloschenen und zu neuem Frühling berufenen Bewegung. Das ist der Trost.

Der Bericht verweilt besonders ausführlich bei dem Bruch in der Partei und gibt die Geschichte des Bruderzwistes bis zur Begründung der Fraktion der Unabhängigen. Selbstverständlich legt er den Frondeuren alle Unklarheit im Grundsätzlichen, alle Unehrlichkeit im Taktischen, alle Unaufrichtigkeit im Persönlichen bei. Geht man auf das Grundsätzliche zurück, so dreht sich der Streit bekanntlich um die Politik des 4. August, darum, wie sie hätte sein und was sie hätte bedeuten sollen. Das Prinzipielle in Haase-Bernsteins Haltung ist kaum noch oder überhaupt nicht mehr verständlich, wenn man einmal bereit ist zuzugeben, daß die Bekundung des nationalen Selbsterhaltungswillens und die Parteinahme für die eigene Nation im Augenblick höchster Gefahr, in der eine ernsthafte Kritik der Regierungshaltung und Regierungshandlungen für jede der großen nationalen Proletariate gegeben war, mit der Zustimmung zu irgend welcher chauvinistischen Kriegszielpolitik nicht identisch sei? Gerade die bewußte Teilnahme unseres organisierten Proletariates am Krieg stellte ihn vom ersten Augenblick für die Millionen des Arbeitsvolkes in den Rahmen der Abwehr, der Verteidigung, der Selbstbehauptung, und auf diese unzweideutig ausgesprochene Gesinnung wurden vom ersten Augenblick an die deutschen Sozialisten verpflichtet. Auf der ersten Konferenz der sozia-

listischen Redakteure, die im November 1914 abgehalten wurde, werden für die Haltung der Parteipresse im Kriege Leitsätze aufgestellt: 1. Die Parteipresse soll dem Hurra-Patriotismus und chauvinistischen Treibereien entgegenwirken; 2. Annexionsgelüste bekämpfen; 3. bei Berichten über Kriegsgreuel, Gefangenen- und Verwundeten-Behandlung mit größter Objektivität verfahren; 4. auf dem Gebiete der Wirtschafts- und Sozialpolitik schnell und wegweisend sein.

Der Krieg wäre längst zu Ende, wenn auf allen Seiten diese liberalen und humanen Grundsätze befolgt worden wären. Die Parteileitung blieb bei der Stange und baute dieses Programm im Laufe dieser dunklen Jahre folgerichtig aus, — die Eitelkeit und der persönliche Ehrgeiz gewisser Männer und Männchen, die bei der Berührung mit dem Gouvernementalen sich staatsmännisch aufblähten und imperialistische Grimassen schnitten, blieb Privatsache und hat die Gesamthaltung der Partei nur vorübergehend bloßgestellt. Sie hat vielmehr nachweislich von allem Anfang und mit steigendem Nachdruck die Thesen verfochten, auf denen heute die Forderung des sogenannten Verständigungsfriedens ruht. Sie hat auch nie ihre Bemühungen um eine übernationale Verständigung ausgesetzt, und wenn bis zu dem heutigen Tage die alte Internationale ein verstümmeltes Fragment geblieben ist, so gebührt das Verdienst dem eisernen Griffe, mit dem die Bourgeoisregierungen noch allerorten und am stärksten leider in den westlichen Demokratien ihren Proletariaten die Kehle zudrücken. Wozu also die Spaltung der Kräfte und Minderung des Einflusses auf die heimischen Gewalten? Wozu bei dem Gegenüber von Verständigungswillen hüben (mit dem anschwellenden pazifistischen Unterton in den offiziellen Manifesten, insbesondere den österreichischen, die innerhalb Mitteleuropas doch ihre eigene Bedeutung haben) und Vernichtungswillen drüben diese Vergeudung von Kräften, die, vereint, dem Frieden Europas unschätzbare Dienste leisten könnten? Es ist charakteristisch, daß von neununddreißig für den sozialdemokratischen Parteitag in Würzburg angemeldeten Anträgen nicht weniger als dreizehn von dem Parteivorstand fordern, er solle Schritte zur Vereinigung der beiden Gruppen tun. In der Tat, geht man die Liste der Mitglieder in den Gruppen der Unabhängigen durch, so findet man bei größter Denkanstrengung keinen Oberbegriff, in den ihre sozialistischen und politischen Überzeugungen zusammenzufassen wären. Ein Bernstein zum Beispiel denkt nicht daran, grundsätzlich den Antipatriotismus zu predigen, wie es die Zimmerwalder und wohl dieser oder jener seiner engeren Fraktionsgenossen von heute tut. Es ist darum sehr leicht denkbar, daß nach Kriegsende eine Vereinigung der beiden stattfinden wird, unter starker Radikalisierung der Gesamtheit und Abspaltung eines kleinen Grüppchens staatsfeindlicher Klassenkämpfer.

Der wichtigste Abschnitt in dem Bericht ist aber den nächsten Aufgaben der Partei gewidmet. Er hat den vierten Punkt der vorläufigen Tagesordnung in Würzburg gebildet. Das weite Gebiet umschließt die Demokratisierung, die zukünftigen Aufgaben der Wirtschaftspolitik, der Finanzpolitik, der Sozialpolitik. Das Referat für die Demokratisierung war Dr. Otto Landsberg, für das Wirtschaftspolitische Heinrich Cunow übertragen. Landsbergs Referat fällt durch Klarheit, Einfachheit der Stilisierung und Sinn für das Wesentliche auf. Von allen Dächern des Planeten wird heute gepfiffen, daß Deutschland Demokratie brauche, um leben zu können; aber es ist schon etwas ganz anderes, wenn wir es uns sagen und von uns aus die Forderung stellen. Man mutet in der Tat dem Volke ein ungeheuerliches Maß von Stumpfsinn und Blindheit zu, wenn man ihm einreden möchte, daß ein Leben in einem Ozean von Haß auf die Dauer möglich sei, und weiter, daß die Allgewalt der englischen Lügen allein die schauderhafte Verschwörung der ganzen Welt gegen uns zustande gebracht habe.

Das Vorurteil der Welt richtet sich nicht gegen das deutsche Volk und seine auch den ruppigsten Widerwillen zu Bewunderung zwingenden Leistungen, es wird vielmehr durch die Anomalie genährt, daß ein Volk dieser Leistung auf die Bestimmung seines Geschickes keinen wesentlichen Einfluß habe. Das Recht zu einer solchen Untertanenbehandlung hätte vielleicht noch ein Obrigkeitssystem, gegen dessen Leiter der auswärtigen Politik keine gewichtigen Einwendungen gemacht werden könnten; denn in diesem Punkt fließen für ein Volk Tod und Leben ineinander, alle Sünden einer falschen Behandlung der internationalen Beziehungen belasten die Zukunft auf Jahrzehnte. Wenn dagegen bürgerliche Kritiker aller Schattierungen gegen diesen Zweig der offiziellen Geschäftsführung vor dem Kriege und während des Krieges die schärfsten Proteste erhoben, die schwersten Zweifel ausgesprochen haben, so ließe sich aus dieser Tatsache allein schon die Forderung einer radikalen Umwandlung der Regierungsmethoden und eines radikalen Wandels im Verhältnis der Autoritätsverwaltung und derer ableiten, auf deren Vertrauen ihre Kritik daheim und im Auslande beruht. (An dieser Stelle hätte ich Landsbergs Darlegung schärfer und eindringlicher gewünscht.) Aber auch so sind seine Ausführungen wirksam, farbig und, ohne daß er zu lauten Worten und drohenden Gebärden zu greifen brauchte, eindrucksvoll. Die Gründe für das parlamentarische Regierungssystem sind mit richtigem Takt gewählt, und einzelnes seiner Forderungen zielt, wie sich von selbst versteht, über das Maß dessen, was für unser Gefühl sachlich und wünschenswert ist. Wir halten die Herabsetzung der bisherigen Altersgrenze für alle Wahlen nicht für ersprießlich, noch glauben wir, daß Deutschland das aktive und passive Wahlrecht für die Frauen nötig hat,

um alle hemmenden Rückständigkeiten des bisherigen Systems zu überwinden. Aber das nebenbei. Das Programm dieser Demokratisierung ist so geformt, daß der wirkliche Liberalismus, der Liberalismus ohne Gänsefüßchen, der Liberalismus, den die Geschichte unseres neunzehnten Jahrhunderts seit Ende der siebziger Jahre als lebenden Leichnam im Koffer führt, es sich ohne weiteres zu eigen machen könnte... Auch Cunows wirtschaftliches Programm verdient genaue Prüfung. Die einzelnen Punkte fallen aus der Schablone der Partei heraus, beispielsweise das Eintreten für den mitteleuropäischen Wirtschaftsbund und ähnliches. Die praktischen Folgen dieses Parteitags werden wir abwarten müssen, um zu beurteilen, in welchem Umfang Cunow für die Partei spricht und zu sprechen berufen ist.

Welcher Parteitag käme neben Würzburg sonst noch in Betracht? Die Fortschrittler und die Nationalliberalen haben sich versammelt, Rechenschaftsberichte veröffentlicht, Beschlüsse angenommen und verkündet. Natürlich wurden auch sie beachtet, weil alles Interesse sich in diesen Tagen auf die Möglichkeit einer dauernden Mehrheitsbildung konzentriert hatte: man hat endlich eingesehen, daß sie für die Bewältigung des Chaos, dieser greulich peinigenden Ungewißheit Voraussetzung war. Aber an neuen Menschen, an neuen Führerphysiognomien, an neuen politischen Sachinhalten wurde nichts geboten, aber wirklich auch gar nichts. Die Demokratie des Fortschritts bewegt sich zwischen den Polen eines selbstverständlichen Patriotismus und jener seit 1848 als selbstverständlich empfundenen demokratischen Forderungen einer Entbürokratisierung des ganzen Regierungsapparates; doch dieses Programm verspricht, in zeitgemäße Zusammenhänge gestellt, in den Händen der Sozialisten unendlich mehr Wirkung und Vorteil. Und die Nationalliberalen, – nun, die spalten sich auch in dem revolutionären Drang unserer Tage immer wieder in die zwei Haufen, von denen der eine ja, der andere nein sagt. Was ein Teil ihrer Mitglieder als freiwilliges und unfreiwilliges Werkzeug schwerindustrieller Interessen bedeutet, wissen wir längst. Früher war ihre Tätigkeit auf das hehre Ideal eines lückenlosen Zolltarifs gerichtet, und das Schwergewicht des vertrusteten Kapitals wußte sie leider allzu wirksam zu machen. Während des Krieges lag das Hauptfeld nationalliberaler Politik auf anderem als dem parlamentarischen Felde, ja sie zeigte zum Teil die bekannten antiparlamentarischen Spitzen und trug mit ihrem halbierten Willen nicht wenig zur Verwirrung der öffentlichen Meinung bei. Und doch existiert diese Partei innerlich überlebter Routine und gedankenloser Wahlpraxis immer weiter und spaltet sich bei Abstimmungen und wichtigen Entscheidungen immer wieder in der von Bismarck stigmatisierten Weise. Nicht einmal zu der Forderung der Parlamentarisierung, die unendlich mehr ist als eine Augenblicksforderung, konnte sich diese sogenannte liberale Partei auf eine einheitliche Formel

festlegen. Sie ist schließlich durch die Wucht der Tatsachen zu einer Entscheidung gedrängt worden und hat sich mit stillen Vorbehalten zur Mehrheit gestellt, nicht aus Erkenntnis, sondern aus Opportunismus.

Gewiß wurden auch auf dem Würzburger Parteitag abgedroschene Banalitäten verhökert. Ein Parteitag ist schließlich, in diesem Sturm und Drang, nicht der Ort, wo letzte Überzeugungen ihre schärfste, ihre dialektisch befriedigendste Prägung finden; wenn der politische Glaube, das politische Erlebnis und die politische Praxis in ungefähren Einklang gebracht und handliche Formulierungen gefunden werden, so ist das Mögliche erreicht. Das geschah aber in Würzburg. Niemand, der nicht grundsätzlich voreingenommen ist, wird von der frischen politischen Regsamkeit und vom starken Zeitgefühl unberührt geblieben sein, das aus den Referaten und einigen der Hauptreden auf den Hörer und Leser übergriff. Es bedarf der ganzen dogmatischen Verranntheit des Politik mit Geschichtsphilosophie verwechselnden Professors, der Station Würzburg vorzuwerfen, sie habe keinen Beitrag zur Um- und Neubildung des wissenschaftlichen Sozialismus geleistet und sei uns „gewissermaßen" das Kommunistische Manifest von 1917 schuldig geblieben. Welch naiver Vorwurf. Daß ein so scharfsinniger und gegen billige Vorurteile sonst gefeiter Gelehrter wie Herr Professor Johannes Plenge ihn erhob, hat mich überrascht. Als ob es nicht schon genug wäre für eine große und wohlorganisierte Partei, die seit Jahrzehnten in schwerstem Tageskampf steht und seit Kriegsausbruch vor eine radikal neue Sachlage gestellt wurde, ein ungefähres aber handliches und wirksames Programm positiver Mitarbeit am Staate aufgestellt zu haben, — als ob es nicht schon eine Leistung wäre, die Folgen der Abstimmung vom 4. August 1914 dem deutschen Arbeitsvolke bewußt zu machen und allen Nachdruck auf die von der Bourgeoisie vernachlässigte Aufgabe zu legen: im Kampf um den Staat, als Mittel die kapitalistische Gesellschaft durchzusozialisieren, erst einmal die nationale Demokratie zu begründen. Es ist für keinen ehrlichen Menschen leicht, sich den Sinn und die letzten Triebkräfte des Weltkrieges begreiflich zu machen und der Verwechslung von Realitäten mit Sentimentalitäten auszuweichen; aber wenn einzelne, wie Renner oder Lensch, zu klaren Synthesen gelangt sind, so ist von einer Mehrheit eigenwilliger und zu politischem Denken nicht immer prädestinierter Köpfe die gleiche, runde Klahrheit nicht zu fordern. Es bleiben, als sehr anständige und wirksame Leistung, die Referate von Landsberg, von Cunow, von Keil und anderen. Die Berichte besonders von Cunow und Keil finde ich lückenhaft und ohne zwingende Linie. Trotzdem —: Zeitgefühl strömt durch sie alle, auch Haß gegen das demagogische Überfordern früherer Tage und allzu bequemes Zuwälzen der Lasten der Verantwortung auf andere.

***

Anmerkungen

Das Logbuch

Vor allem gibt die Skizze Einblick in Art und Wesen ihres Verfassers. In ihr ist der Überfluß jeder Anekdote verpönt; die farbige Erscheinung reduziert zum linearen Bekenntnis! Das lineare Bekenntnis noch eingestellt auf prägnanteste Endgültigkeit. — Otto Flakes Logbuch (S. Fischer) ist als Summe eine gedrängte Fülle skizzierter Gesichte. — Der schwerfällige Bericht breiter Kapitäne gibt den Titel für eine Folge verarbeiteter Impressionen. Der altertümelnde Name des Buches wird dem Inhalt gegenüber eigenster Reiz.

Noch vor kürzester Zeit galt das Gräßliche, rein sinnliche Gesicht als Charakteristikum einer Modernität. Die Lyrik erkannte Paris im Prisma der Morgue, der Apachen und der Horizontalen. Auch Flake sucht Paris. Er aber erkennt das Gewebe des Lebens. Und läßt sich nicht von einer epochalen Deutlichkeit des Sinnlichen täuschen. Er sieht es gleichmäßig durchwirkt — auch vom Sittlichen. Er geht dem Zufall der einzelnen Begegnung auf den Grund und findet Idee und Kultur als die Verdichtungspunkte der äußeren Schau. Unmerklich oft führt so das Auge zur Seele. Es gibt keine Bagatelle. Das Einzelne verknüpft mit dem Zusammenhang aus Gewesenem und Gewordenem ergibt Geschichte. Die abstrakte Geschichte wiederum belebt sich so neu und wird geistige Gegenwart. Aus dunkelnden Kleinigkeiten spielen Kristalle auf; schließlich ist Paris vor uns klar und eindeutig wie eine einmalige und unvergeßliche Luftspiegelung erstanden. Das Seltsamste ein Paris des Traumes — bei aller Deutlichkeit! — ein visionäres Paris. Die Silhouette der Stadt ist aufgebrochen und aus ihr heraus stürzen die Faktoren ihres Werdeganges. Im Augenblick der Gegenwart lebt das Vergangene mit. Ähnlich Konstantinopel, Berlin und Brüssel. — Aber auch der Schwarzwald, das Fichtelgebirge und die Allgäuer Berge.

Es fällt auf als ungewohnt, daß ein geistiger Stilist dem Reiz des Landschaftlichen, dem Wesen der Natur gerecht zu werden vermag. Wir begegneten in letzter Zeit zu oft der Vergewaltigung des Modells — um einer persönlichen Wirkung willen. Flake besitzt die Demut dem Objekt gegenüber, die Goethe vom Künstler fordert. Er schreibt um der Sache willen, nicht wegen einer subjektiven Expression.

Vieles ist aus der Zeit des Krieges ohne aktuell zu sein im Sinne der üblichen Tagesdarstellung. Flake stellt sich so auf, daß er über die Grenzen schaut: er ist europäisch ohne treulos zu sein.

Der Europäer machte es sich gemeinhin leicht, er entging der Tragik der Zeit, die den Schaffenden in die Gemeinschaft seines Volkes stellt — indem er sich über die Völker als heimatloser Geist schweben ließ. Seine Forderung aber ist: bei aller Erkenntnis und innerer Freiheit, bei aller grenzenlosen Menschlichkeit die Enge seiner Heimat zu tragen wie ein Kreuz. Mitarbeiten im Mit-leiden nur gilt für den wahrhaften Menschen — den Dichter!

Flakes Wahl für Deutschland — bei

aller Objektivierung der Problematik! — bedeutet einen namhaften Sieg in diesem Sinne.

Das Buch bringt auch in dieser Deutung tiefen Ertrag! Es zeichnet Menschen in ihren Bezirken und Bedingungen und es zeichnet mit jener Liebe, die allein erhört wird, weil sie die Wahrheit ist!

Hanns Johst

Besuch bei Frau von Staël

Vor wenigen Monaten war's... Langsam durchbog das Auto die Straßen von Genf, das, wie eine sehr schöne Frau, nie mit allen Gliedern zugleich erwacht: noch lag der Schlaf in der Rue du Rhône, der Ader von Handel, Parteiung und Zank. Noch waren nirgends Tribünen errichtet. Noch forderte nirgends ein Nationalrat die Zerstörung von Staaten und Fensterscheiben. Aber ein Schwan erhob sich im See und kündete — schöner als ein Mensch — dieses Morgens jungfräulichen Frieden nebst aller Weiße und Bläue der Welt. — Am Kai erst, hinter der Ile Rousseau, wurde der Wagen zum Laufen entfesselt. Über uns in den Baumkronen stand der Wind wie ein voller Orgelton, und in der blauen Fahne des Himmels regten sich die Wolken wie Wappentiere der Freude. Drüben wanderte — schöne Fabel! — die helle Küste des Chablais mit. Über ihr erschien für Minuten eine Druse aus Bergkristall, Savoyens Gipfelgeschenk an Europa, der Mont Blanc aus zurückgeschlagenen Nebeln ... Durch Wiesen und Rebberge fuhr der Wagen. Jetzt nahte Versoix, umnickt von Blumen. In einer Wolke von Rosengesträuch standen Gärtner, gießend und schneidend. Falter taumelten um sie her und fuhren weit auf die seidenen Wiesen des unermeßlichen Sees hinaus. Wir fühlten keinerlei Hörigkeit außer zum Sonnendunst und zur Erde. Dann freilich mahnten die roten Hosen vieler französischer Internierter an die schmerzlichen Einrichtungen, die der Mensch auf der Erde geschaffen. Lüge: dies grelle Soldatentuch in der klassischen Wahrheit der Landschaft; unter sich eine Einigkeit, allem Fremden Verschiedenheit vortäuschend, die es beide nicht gab.

Coppet ... Vor weißem Herrensitz, dessen Fenster von grünen Läden bedeckt wie unter gesunkenen Lidern schliefen, bremste der Wagen. Wir stiegen aus. Auf einer Bank in der Vormittagssonne saß lächelnd ein schottischer Soldat mit meerblauen Augen und nackten Knieen ... Wir schritten voll Rührung über den Kies und hingen einen erinnernden Kranz ehrfurchtsvoll an die Tür des Hauses: hier hatte Madame de Staël gelebt; hier war sie genau vor hundert Jahren gestorben, die große Deutsch-Französin.

Sie war eine Völkerumarmerin. Ihr wurde ein Leben „zwischen den Rassen". Ihre eine Herzhälfte hieß Frankreich, die andere Deutschland — und für Napoleons Pariser schrieb sie das große Buch „De l'Allemagne", das Aufschluß gab, daß jenseits des Rheins der Auerochse nicht mehr gejagt ward. Durch dieses Buch gingen Herder und Lessing mit schwerer und herzlicher Gewalt. Wieland ritt auf dem Federkiel ironischen Paradiesen zu. Der schwanenhalsige Schiller heizte sein einsames Zimmer mit sich selbst und mit der Arbeit am „Wallenstein". Und im Zentrum, alles erhellend, bewegend und wärmend, stand Goethe, die Sonne... So tief und menschlich war dieses Buch und zeugte so sehr von einem Dasein überall brüderlichen Geistes, daß Napoleon es verbot. Erst später, in Englands freier Hauptstadt, wagte Murray, Byrons Verleger, es der erwartenden Welt zu geben.

Wir stiegen treppauf durch das Stiegenhaus, das jede Berühmtheit des Zeitalters damals als Gast gesehen hatte; vom kleinen, zierlichen August Schlegel und dem fetten, vulkanischen Friedrich bis zu den

Staatsmännern des Kongresses. Wir hielten ein wenig den Atem an und erwarteten aus dem halben Dunkel der alten Pendülen, Vorhänge, Spinette die Schloßherrin selber treten zu sehn — so wie sie der Bruder Ludwig Tiecks in Weimar nach ihrer „Corinne" gemeißelt, mit schwärmenden Augen und griechischem Haar. — Welch ein Leben! Die Tochter Neckers, die Gattin des schwedischen Gesandten, die große Geliebte des Dichters Constant: in vier verschiedenen politischen Meeren mußte sie sich aufs Schwimmen verstehn. Keine Woge war ihr zu steil. Alle nahm die mutige Frau. Den letzten Rest der Bourbonenherrschaft, den des Vaters Ministerkünste erhalten sollten, erlebte sie, dann die Revolution, deren scharfes Messer an ihr vorbeiging, das Kaiserreich und die Restauration. Und immer, wenn die Schwimmerin vom Sturm des Wassers ermattet war, flüchtete sie in den Hafen: Coppet — Bäume zu pflanzen, Perlhühner zu füttern, mit ländlicher Schürze und Haube bekleidet, Dichter zu lesen und Mensch zu sein. Manchmal verbannt, wenn sie in Journalen die Machthaber angegriffen hatte, — dann wieder von einer neuen Richtung zu altem Triumph nach Paris gezogen. Ihr Leben war eine bewaffnete Reise — quer durch die Tyrannei, für den Geist. Gegen die Macht! Und der Mächtigste, Bonaparte, fürchtete sie — die ihn durchschaute. Der platte Gewalthaber hätte ihr gern den feindlichen Mund geschlossen. Dazu reichte sein Können nicht aus; immer wieder entschlüpfte sie allen polizeilichen Netzen: spottend in seine Herrgottsgefühle, den Rüstungswahnsinn, die Menschenpressung klang ihr Lied von den ewigen Rechten, die jeder Geborene besitzt.

„Das soll ihr doch unvergessen sein!" — dachten wir, ihre Gemächer durchwandelnd, und fühlten auch über der heutigen Not das geistige Ringen der Frau von Staël wie eine schöne Standarte errichtet ... Da kamen Schritte. Der Kastellan brachte eine Fremdenfamilie. Drei Töchter und einen französischen Oberst, silberhaarig, am Krückstock gehend, über dem schwarzen Waffenrock das grüne Kreuz der Ehrenlegion. Wir schlossen, zwei Deutsche, uns ihnen an und folgten den Worten des Erklärers. Die gleiche Lenkung, der gleiche Takt bewegten nun unsere vereinten Schritte. War das ein Zufall? Gewiß; nicht mehr. Und dennoch Größe, Geheimnis, Symbol! Die Söhne zweier verfeindeter Völker hielten, voneinander nichts wissend, hier ein wortloses Zeremoniell: sich findend in Anbetung vor dem Einen, das angebetet sein sollte — dem Geist.

H. E. Jacob

Weihnachtslicht

Im Sommer sah ich das Licht. Es ergoß sich aus dem unendlichen Himmel über die Wiesen weit in den Horizont und badete die letzten Hügel in seiner Milch. Im dichtesten Walde erzwang es sich den Eintritt. In verästelten Tannen lag es wie eine milde Lampe, zauberisch fremd, und im Nebel senkte es sich in phantastische Dickichte hinein, flüssig kriechend. Es herrschte auf der weiten Erde und war nicht vom Tage zu entfernen. Bis in die späte Nacht blieb es am Himmel stehen, am Morgen konnte es nicht früh genug erwachen. Man konnte es sich ausrechnen, daß es nur wenig Zeit hatte, zu verschwinden, und man begriff selbst das nicht recht, denn es klebte an Erdstreifen und Wolkenrändern, als ob es niemals ganz den Schauplatz verlassen könnte. War es unten blaß, so strahlte es noch oben und lag irgendwo immer noch versteckt, daß es am Morgen lachen konnte: seht ihr, ich habe ja gar nicht geschlafen. Ich besorgte mir dunkle Vorhänge, ich kniff die Augen zu, ich suchte plötzlich mitten in der Nacht einen Augenblick Finsternis zu ertappen; das Licht schlug mich. Und so stürzte ich

hin und betete es an. Du Heilbringer, sagte ich, ich bin feige vor dir, ich will mich nicht verstecken, ich will dich offen preisen und deine Macht erkennen, bleibe über uns, scheuche die bösen Geister, nimm den Wahn den Menschen von den Augen, erleuchte sie, eine ewige Lampe und eine unbesiegbare Helligkeit, bleib stehn, o Sonne, und rühre dich nicht, bis der Friede gekommen ist.

Da lese ich in der Zeitung, das Winterlicht wird mir um so und so viel Prozent beschränkt werden, es genügt diese Lampe und jene Helligkeit, die Kohle verlangt es, das Feuermeer, das einst abbrannte, um mit dem Rest seines Schuttes die Industrie des Menschen zu beglücken, das Feuermeer reicht nicht mehr für dieses Meer von Feuer.

Ich lebte in Dämmerungen. Den Mittag verschlief ich, den Zenith floh ich. Ich haßte den Norden, weil er helle Nächte hat. Die hellen Nächte machten mich nervös. Wir fuhren mit dem Schiff durch schöne Fjorde. Es war Mitternacht. Der Verstand sagte schlafen gehen, das Auge aufbleiben. Warum war es Mitternacht? Weil die Uhr zwölf zeigte. Das Gefühl war ausgeschaltet. Und ich verfluchte die Sonne, weil sie den Rhythmus der Gefühle störte. Sie schlief niemals und verlangte es so von mir. Schreckliche Überanstrengung! Ich wollte versinken, träumen, dämmern, ich wollte Übergänge, Farben, Stimmungen. Die helle Nacht erlaubte es nicht. Das war nicht zum Aushalten. Und ich schrie nach Mitteleuropa, wo kein großes Licht und keine große Finsternis ist, sondern ein süßes Schwanken und Nichtwissen und Lavieren.

Die Sommerzeit, als behördliche Maßnahme, brachte solche Erinnerungen. Plötzlich eine Stunde vorrücken und plötzlich dann eine Stunde nachrücken. Die Uhr macht es leicht, das Gefühl schwer. Praktisch ist es, aber gefährlich für die Menschen, die mit der Natur atmen, ihre Übergänge mitmachen, ihre Störungen erleben. War es nicht, als ob man mit einem Male in den hohen Norden wieder gehoben würde? Es war plötzlich hell bis Schlafenszeit. Man wurde um die Dämmerungen oder um den Schlaf gebracht. Der Begriff Abend war getötet. Der Tag verlängerte sich frech. Abend: langsames Dunkeln, Hände in den Schoß legen, alles vorübergleiten lassen, die Pfeife rauchen, in den Traum hinübergehn, — es gab das nicht mehr. Es rückte sich nicht sachte Tag für Tag. Es wurde verleugnet aus Lichtersparnis. Die ganze Illusion der Tageseinteilung wurde uns vor die Füße geworfen. Wir bleiben bis 10 wach, weil es 10 ist, stehen um 7 auf, weil es 7 ist. Aber 7 und 10 gibt es nicht mehr. Es steht nur auf der Uhr. Uhr! Liste unserer Todesstunde!

Und kommt die Winterzeit, so erkennen wir sie gar nicht wieder als die alte, gewohnte Zeit, die wir nur verlassen haben. Sie trifft uns als ein neuer Schlag. Der Abend, der schöne Dämmerabend, war jetzt da um seine rechte Zeit, und schon wird er uns wieder genommen, wird in den Nachmittag gesteckt und plötzlich Nacht um uns verhängt. Doppelter Mord des Abends, den wir uns als Krone des Daseins, als Labsal des Tages und Erlösung langsam erzogen hatten, als Lieblingsstunde. War er erst in die Nacht geworfen, wirft man ihn jetzt in den Tag. Das Gefühl soll wieder wie die Uhr gestellt werden. Doch eine Träne fällt. Wir sind nun auf einmal in der Finsternis.

O Licht, herrliches Instrument der Freude und des leichten Sinnes, was haben wir an dir verloren. Wir gäben alle Dämmerungen des Herzens dahin, dich wieder zu gewinnen. Denn wir liebten ja die Dämmerung nur, weil wir dich hatten, weil wir dich verlieren durften. Winternächte, erleuchtet im Glanz strahlender Elektrizität, über heiterer Geselligkeit und berauschtem Tanze, Flucht der Zimmer, im hellsten Scheine vorgetäuschten Tages, Verschwendung künstlichen Lichts im Spiel

der Serienschalter, wo ist euer Traum? Nun heißt es berechnen und mit dem Vorjahr vergleichen und Bilanzen aufstellen, kläglich gebückt am Elektrometer, Zahlen ablesend und in die Wirtschaft hineinschreiend, weil es plötzlich klar geworden, daß auch das Licht nicht mehr persönliches Eigentum, sondern soziale Verwaltung ist. Zuletzt, hoffentlich zuletzt, kam das Licht an die Reihe von allen Gütern, die wir früher ahnungslos und leichtsinnig vergeudeten. Wir müssen es einsehen und uns fügen. Aber alle Ernährungsration war nur Gewalt gegen den Magen, hier ist zum erstenmal Gewalt gegen das Herz. Das Licht ist Gefühlssache. Das Licht ist Musik. Das Licht ist Kunst des Daseins, draußen das strahlende Himmelslicht und drinnen der elektrische Strom. Quellen von Freiheit und Güte. Gute, friedliche, segensreiche Arbeitslampe, nun sind auch deine Stunden berechnet. Alles Licht ist berechnet. Das unbezahlte und das bezahlte.

Darum ist dies das Zeitalter der Dämmerung. So habe ich sie denn, die geliebte Dämmerung! Und ich sitze vor der Tür und rauche die Pfeife und bin guter Dinge trotz alledem und warte auf den neuen Tag und das neue Licht, das große Licht, das die Menschen doch einmal aufhellen muß, daß sie den Himmel erkennen. Und dann werden sie den Kindern erzählen von dieser unserer Dämmerung und alle werden wissen, was es ist, das Licht.

B.

Johannes V. Jensen

Johannes V. Jensen protestiert gegen eine Stelle in meinem Buche „Europäische Wege" (S. Fischer, Verlag), die zur Voraussetzung hat, daß er für das französische Pressebüro politisch tätig sei. Ich bedauere die Weitergabe dieser Version, die aus einem ausländischen Journal stammt und dort durch Namensverwechslung entstanden sein dürfte, aufs lebhafteste, wobei ich feststelle, daß ich bei der unkontrollierten Übernahme dieses Irrtums Johannes V. Jensen keineswegs kränken wollte; um so weniger als eine solche Zumutung für einen Neutralen keine Kränkung enthalten kann.

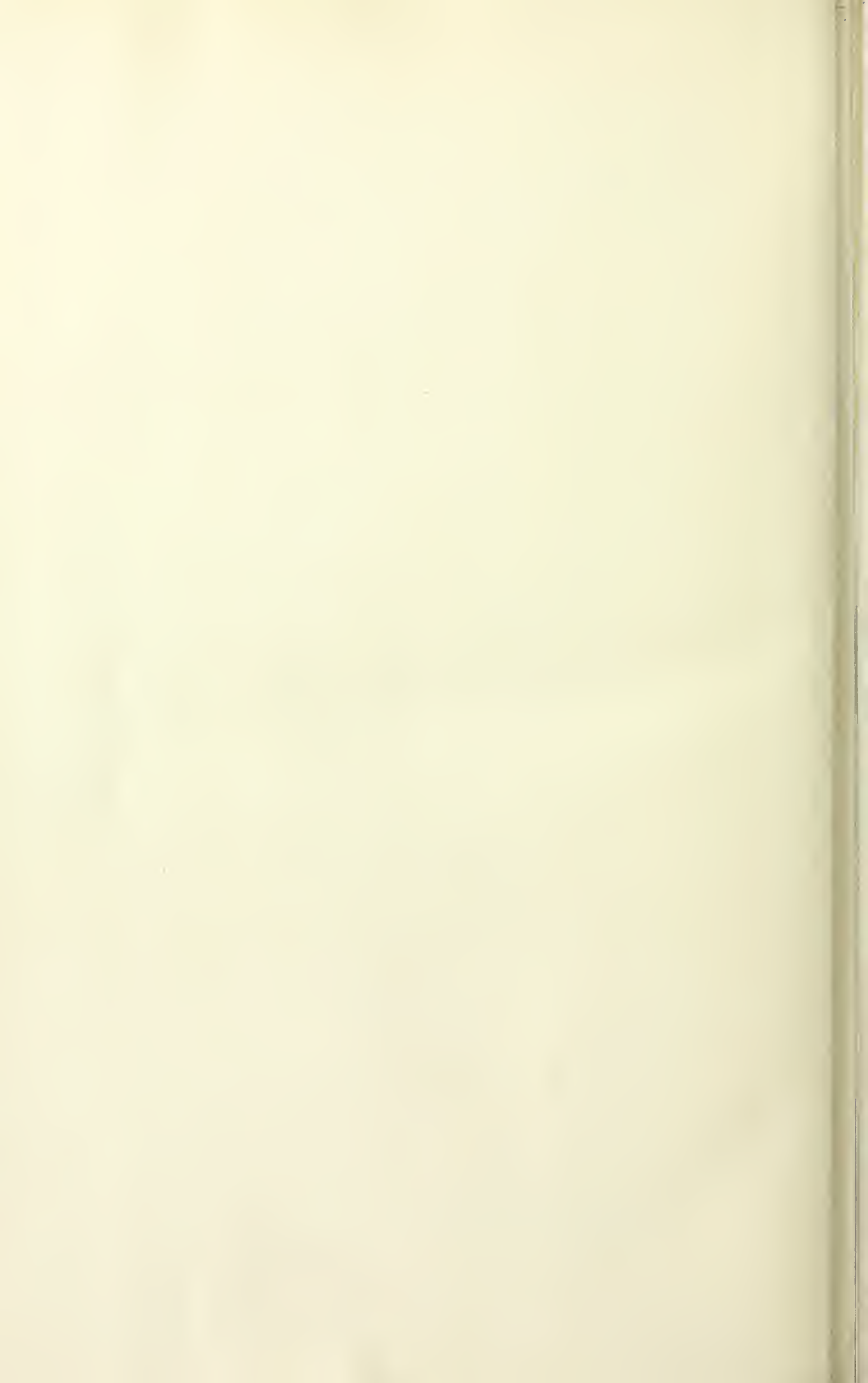
Robert Müller

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.









BINDING SECT. JUL 7 - 1967

AP
30
N5
1917
Bd.2
Heft 10-
12

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

